UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

begründet von

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel — weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XXXIX.

Chemnitz und Leipzig.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1912.

Alle Rechte vorbehalten.

PC
2003
Z5
Bd. 39

III

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

begründet von

Dr. G. Kœrting Professor a. d. Universität z. Kiel

und

Dr. E. Koschwitz weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XXXIX.
Abhandlungen.

129988
22/11/15

Chemnitz und Leipzig.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1912.

INHALT.

Abhandlungen.

Seite

Bauer, C. Eine unbekannte Handschrift der „Pucelle d'Orléans“ von Voltaire 264
Benedetto, L. F. L'architecture des „Fleurs du Mal“ 18
Cohn, G. Zur Vengeance Raguidel 71
Foerster, W. Zu Zeitschrift XXXVIII[1], S. 259 132
Glaser, K. Beiträge zur Geschichte der politischen Literatur Frankreichs in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Dritter Teil: Die politischen Theorien 183
Kalepky, Th. Syntaktisches. I: Tous les deux und tous deux 111
— — Syntaktisches (Fortsetzung): II. Pas plus qu'un und Verwandtes . . . . ~~133~~ 269–276
Schneegans, H. Gustav Gröber 119
Schulze, A. Textkritisches zum Chevalier au barisel 160
Tavernier, W. Beiträge zur Rolandsforschung III. Turoldus (2. Fortsetzung) 133
Vising, J. Die E-Laute im Reime der anglonormannischen Dichter des XII. Jahrhunderts 1

Die E-Laute im Reime der anglonormannischen Dichter des XII. Jahrhunderts.

Die Gedichte, die ich untersucht habe, sind die folgenden. Ich führe sie, soweit möglich, chronologisch auf. Bekanntlich ist aber die Datierung der anglonormannischen Texte in den meisten Fällen sehr schwierig und unsicher, und die hier gegebene kann sehr leicht hie und da um Jahrzehnte fehlschlagen.

Brandans Reise, ed. Suchier in *Rom. Stud.* I; um 1122 (zitiert nach Suchiers Verszählung);

Philipp de Thauns *Computus*, ed. Mall; *Bestiarius*, ed. Walberg; *Lapidarius*, ed. P. Meyer, *Rom.* XXXVIII, 496 ff. (und teilweise Walberg als Fortsetzung des *Bestiarius*); 1119—35;

Elie de Winchestres *Afaitement Catun*, ed. Stengel (*Ausg. u. Abh.* XLVII, Anh.); 1130—40;

Lai du Cor, ed. Dörner; um 1140;

Lai d'Haveloc, ed. Trice Martin (im *Gaimar*); um 1140;

Streit zwischen Körper und Seele, ed. Varnhagen in *Erlanger Beitr. zur Engl. Phil.* 1. Heft, S. 121 ff. (Hdss. C, H); 1140—50;

Pauli Vision, von Adam de Ros, ed. Kastner, *ZfrSL.* XXIX; 1140—50;

Samson de Nantuils *Proverbia Salomonis*, deren Lautstand ich nur durch eine Abhandlung von Fräulein Sophie Hilgers (Halle 1910) kenne; um 1150;

Vie de Ste Catherine, ed. Jarnik; um 1150;

Gaimars *Estorie des Engles*, ed. Trice Martin (der Epilog von 283 V., S. 278—89, ist nicht mitberücksichtigt, da er wahrscheinlich von anderer Hand stammt); um 1150;

Das *Adamsspiel*, ed. Grass; 1150—60;

Vie de St. Edmond, von Denis Piramus, ed. Ravenel 1906 und Lord Hervey 1907; 1150—60;

Lai du désiré, ed. Fr. Michel (*Lais inédits*, 1836); um 1160;

Adgars *Marienlegenden*, ed. Neuhaus (1886) und Herbert in *Rom.* XXXII; um 1160;

Sardenaiwunder, ed. Raynaud, *Rom.* XI (vgl. *Rom.* XIV, 82; XV, 354); um 1160;

Der Schweifreimpsalter der Hds. Harley 4070, dessen Lautstand ich hauptsächlich durch eine Dissertation von Goedicke (Halle 1910) kenne, da die spärlichen bis jetzt veröffentlichten Auszüge zu kurz sind; um 1160;

seiel : *bel*, *Milun* 115, : *damisel*, *Ducs de Norm.* 14652, 14694: — : *bel*, *Adgar*, Neuh. 17, 895, : *novel*, *ibid.* 18, 81;

Chastele : *sele*, *Thèbes* 4559, *Ille et Gal.* 2203, : *enchantele*. *Saisnes* 2280 [: *buele*, *Horn* 3316];

recet sowohl mit ẹ als mit ę; mit ẹ : *met*, *Fergus* 3156; — : *met*, *Samson* (Hilgers, S. 10), : *net*, *Adgar*, Neuh. 32, 227;

mit ę: *forez*, *Ducs de Norm.* 12855, : *fet*, *Meraugis* 3439. *Veng. Rag.* 3349;

prest; mehrere Reime sowohl mit ẹ als mit ę bei Stock, *Rom. Stud.* III, 451; — mit ẹ, z. B. *nete*, *Samson* (Hilgers, S. 10) [vgl. *St. Edmond* 2947, *Ipom.* 7231]; — mit ę, z. B. *est*, *Elie* 77. *Haveloc* 529;

Zu dieser Liste Suchiers, wovon ich nur *cercle* ausgeschlossen habe, weil ich keine anglonormannischen Reime daran finde, füge ich noch

arbaleste, mit ẹ und ę: mit ẹ, z. B. : *saiete*, *Troie* 28889, : *ceste* (< *eccista*), *Ille et Gal.* 5617 [: *galeste*, *Brand.* 1115 unsicher]; mit ę: *teste*, *Guerre s.* 6475;

clerc finde ich nur mit ę reimend: *clers* : *uairs*, *Elie*, *Ars Amat.* V. 191; — : *fers*, *St. Gilles* 2241, : *vers*, *Rom. de phil.* 1657.

Es ergibt sich also, daß ursprüngliches *-ẹl*, *-ẹle* dem gewöhnlicheren *-ęl*, *-ęle* gewichen ist. Auch z. B. *chaeles* (< *cavillas*) reimt nur mit ę, z. B.: *novieles*, *Fergus* 2609, ebenso *Tudele*, z. B.: *sele*, *ibid.* 6855. Ausnahmen machen nur die Prononima *el*, *cel* und *chevel*, dessen gewöhnlichere Pluralform *cheveus* vor Übergang in *-ęl*, *-eaus* geschützt hat. Es ergibt sich auch, daß eine Verschiebung ẹ > ę unter Einfluß von Konsonantgruppen früh stattfindet; vgl. *cęrne (cęrcle)*, *arbaleste*, *clęrc* oder *clęrs*.

Unter den anglonormannischen Dichtern gibt es wie unter den kontinentalfranzösischen einige, die ẹ und ę gesondert halten (a), andere, die diese Laute im Reime binden (b.). In mehreren Gedichten sind die Reimwörter mit ẹ so gering an Zahl, daß sie kein sicheres Resultat für die Behandlung dieses Vokales gestatten. Diese werden daher hier nicht aufgeführt.

a. Die Laute ẹ und ę im Reime getrennt.

Philipp de Thaun hat 27 Reime ẹ : ẹ und etwa 140 ę : ę; unter diesen *alectorès* : *Crotoniatès*, *Rom.* XXXVIII, S. 499, V. 107, und einige *e* : *ai*, wie *Silvestre* : *maistre*, *Comp.* 485, *beste* : *paistre*, *Best.* 583. Er hat aber keinen sicheren Reim ẹ : ę. Der Reim *est* : *met*, *Best.* 881, in 2 Hdss., ist kaum annehmbar (s. Walberg), und die Assonanz *met* : *bec*, *ibid.* 1791, ist, wie ich anderswo (*Romania*, Oct. 1911) gezeigt habe, sicher gegen *met* : *bechet* zu vertauschen.

Samson reimt, soweit ich aus Fräulein Hilgers' Abhandlung, S. 10, ersehe, nur ẹ : ẹ, ę : ę. Zu jenen Reimen gehört auch

ganz regelmäßig *get* : *met* (vgl. Suchier, *Voy. ton.*, S. 37) und *recet* : *met* .

G a i m a r hat über 40 Reime bezw. Assonanzen ẹ : ẹ und ungefähr 150 ę : ę, darunter einige mit urspr. *ai*, z. B. *Roucestre* : *mestre* 1067. Bemerkenswert unter seinen Reimen ẹ : ę sind mehrere Namen auf *-et*, *-ete*, z. B. *Edelret* : *Chenret* 1565, *Cudret* : *Tasset* 2223, *Somersete* : *Dorsete* 3875, usw., die auf me. Wörter mit $\bar{e}$ zurückgehen; vgl. auch *Tanez* : *vallez* 2561, *Edelret* : *varlet* 4077, 4517, : *petitet* 4201, *mette* : *Somersete* 4005 usw. Weiter *eus* : *cheveus* (geschr. *els*, *chevols*) 6354, : *mes* ("Gerichte") 5991; *flete* (me. *flēte*) : *ceste (eccista)* 2569; das gelehrte *regne* (lat. *rēgnu*): *baptesme* 957 (sonst reimt *regne* nur auf nasaliertes *e*, z. B. *Mercenne* 1211, *femme* 3601, *ensemble* 1971); *Belesme* : *esme* 5877; Pohl führt diesen Reim aus Wace unter ę : ę auf (*Rom. Forsch.* II, 549) und Suchier hat *adęsme*, *Voy. ton.* 34, jedoch ohne Beleg. Ich finde aber nur *esme* : ẹ, z. B.: *acesme*, *meesme Troie* 29431, : *Thèbes* 5713, *Ducs de Norm.* 29101, : *quaresme*, *Guerre s.* 1111, 4401, 8267, usw.; Meyer-Lübke setzt *ęsme* an, ebenfalls ohne Beleg (*Rom. Gr.* I, § 291). In V. 4421 f. lese ich *l'asiette* : *saiette*.

Bemerkenswerte Reime ę : ę bei Gaimar sind *comete* : *prophete* 1433, 5145, *esneches* (geschr. *esnerhes*) : *breches* 5459, obwohl *breches*, das auch in Philipps *Best.* 115 vorkommt, dunkel ist ("Flußmündungen"?), und *pres* : *portices* 1757, wo *portices* ein eigentümlicher Latinismus ist. Bei Gaimars freier Behandlung von Eigennamen ist es nicht befremdend, daß er *Argentele* : *bele* 531, : *ruele* 541 reimt gegenüber *Argentille* : *fille* 65, 83.

A d g a r hat 10 Reime ẹ : ẹ und etwa 100 ę : ę [*ades* : *fides*, Rom. XXXII, S. 419, V. 69, ist vermutlich nicht von Adgar; vgl. unten S. 16]. Zu bemerken *peche* : *aseche*, *Neuh.* 32, 5, und *recet* : *net*, *ibid.* 32, 227; beide ẹ : ę; wegen *peche*, s. *Voy. ton.* 43.

A m a d. e t Y d. hat 5 Reime ẹ : ẹ, 8 ę : ę, darunter 3 *e* : *ai*, wie *apres* : *esles (eslais)* I, 45.

D o n n e i hat 4 Reime ẹ : ẹ, 21 ę : ę, darunter *mestre* : *estre* 1027. Als einen fünften Reim ẹ : ẹ darf man den Reim 905, den G. Paris nicht versteht, ansehen; ich vermute nämlich, daß zu lesen ist:

A wandie falt guandichet;
Ou la trova illuec la met,

wo dem *wandie guandichet* gegenübergestellt wird, als ein zufälliges Deminutiv davon; vgl. das zufällige Deminutiv *eschaudet* V. 800.

S t. G i l l e s hat 6 ẹ : ẹ, 92 ę : ę, darunter *Israel* : *batel* 3597, *Daniel* : *apel* 3601 und *eimes* : *pesmes* 959, da *eimes* = *esmes* (< *esumus*). Bemerkenswert sind *foreste* : *geneste* 1251, wie bei Wace, s. Pohl, *Rom. Forsch.* II, 547; ferner *clers* (*clericos*) : *fers* (*feros*) 2241, wo wenigstens nicht, wie G. Paris, *Introd.* XXVIII, will, ẹ : ẹ vorliegt.

In Simunds Gedichten gibt es 21 sichere Reime auf ẹ und 78 auf ę; unter jenen *leche* : *teche*, *Rom. de phil.* 109, und *creche* : *teche*, *St. G.* 295, 397; vgl. *teche* : *seche*, *Guerre s.* 10611; weiter der Reim *St. G.*

V. 1324 *"Sachez," fait, "que Deu meesme*
Par mei vus enveie baptesme,"

den Matzke, weil die Hds. *me eime* hat, mißverstand, so daß er in *eime* eine Verbform sah; wenigstens gibt die Interpunktion dies an.

Zweifelhaft sind folgende Reime: *perche* (Bartsch) : *cerche*, *Rom. de phil.* 1131, weil ich die Qualität des *e* von *perche* nicht kenne (das griechische ε wird oft zu ẹ, nach Claussen, *Rom. F.* XV, 853); *chevestre* : *destre*, *St. G.* 1615, wo *chevestre* infolge der schweren Konsonanz früh ę angenommen haben kann; vgl. it. *capèstro* neben *capéstro*.

Der von Matzke eingeführte Reim: *peonet* : *treit*, *St. G.* 1104, ist völlig unannehmbar.

Die Reimpredigt hat 3 Reime ẹ : ẹ, 10 ę : ę, unter diesen ę : *ai* 28 d.

Unter den Fabliaux hat Le chevalier qui fist 3 Reime ẹ : ẹ, 5 ę : ę; die übrigen nichts von Belang.

Evrart: 4 Reime ẹ : ẹ, 23 ę : ę, darunter 11 ę : *ai*.

b. Bindungen ẹ : ę.

Brandan hat zwar 3 reine Reime ẹ : ẹ, 41 ę : ę, aber auch einige Bindungen ẹ : ę, nämlich *els*, *eals* (< *illos*) : *oisals* 577, : *beals* 1627, : *iuuenceals* 1729; dann auch *mes* (< *missu*) : *les* (< *illos*) 405, 701, da man in *les* ę ansetzen dürfte, wie schon ten Brink, *Dauer und Klang*, S. 28, vermutete; vgl. auch *apres* : *les*, *St. Laurent* 201 (*fes* (< *fasce*): *les* Rev. d. l. r. LIII, S. 341).

Über *arbaleste* : *galeste* 1151, s. oben S. 4; *galeste* ist offenbar nach den Hdss. die richtige Lesart, sie dürfte eine Nebenform zu *galete*, *galet* sein.

Den Reim der V. 801 f. will Calmund als *plumet* : *betumet* lesen, also ẹ : ẹ; es ist vielmehr als *l'umeit* (< *humectu*) : *betumeit* aufzufassen.

Ste. Catherine hat neben 7 Reimen ẹ : ẹ und 34 ę : (darunter *e* : *ai* 937) nur *ceste* (< *eccista*) : *requeste* 1603. Die Tendenz ẹ und ę zu scheiden ist also sichtbar.

St. Edmond hat 10 Reime ẹ : ẹ und etwa 70 ę : ę, darunter *prophete* : *discrete* 2735 (s. Suchier, *Voy. ton.* 34), *matere* : *artere* 2709 (s. *ibid.* 44), und vermutlich *esneke* : *desharneske* 1375. Daneben folgende Ausnahmen *conqueste* : *ceste* (< *eccista*) 1987, *fet* (< *factu*) : *net* 661.

Im Schweifreimpsalter kommt, nach Goedicke S. 15, *els* zweimal im Reime mit *ęls* vor (: *avels*, : *ignels*); sonst nichts zu bemerken.

Im Ipomedon zähle ich 45 Reime ẹ : ẹ, 286 ę : ę, darunter 26 ę : *ai* (*mestre* : *estre* 705 usw.). Daneben *cest* : *est* 5407, 9215. Im Protheselaüs ist, nach Kluckow, das Verhältnis ebendasselbe: neben einer Menge reiner Reime auf ẹ oder auf ę wenigstens einmal *cest* : *forest* (S. 16 ff.).

Fantosme hat keine laisse auf ẹ, wohl aber zwölf auf ę (mit *ai* untermischt). In einer dieser laisses, CXCIII, findet sich *els* (in einer Hds. *aus*) mit *(e)aus* gebunden (V. 1836).

Ebenso wird in der Bibl. Gesch. nach Baker, S. 42, 46, *els* mit *criminals*, *chevals* gebunden; *chevaus* : *aus*, *Rom.* XVI. S. 192, V. 337; *cels* : *beals*, Baker S. 46.

Ste. Osith hat einen Reim ẹ : ẹ (V. 15) und 20 ę : ę; daneben *est* : *icest* 543, 729.

Anonymus: 6 ẹ : ẹ, 7 ę : ę, wovon 6 *e* : *ai*. Er bindet doch auch *iceus* : *iueus (joyaux)* 41.

Chardry hat 8 Reime ẹ : ẹ, 123 ę : ę; aber daneben *vaslet* : *ret* (von *reter*), *Plet* 107, : *plest*, *ibid.* 287; *ele* : *gravele*, *ibid.* 1191. Es ist bemerkenswert, daß diese sämtlichen Ausnahmen im *Petit Plet* vorkommen. Über *tolet* : *deget*, *Jos.* 285, s. unten S. 16.

Die Bindung ẹ : ę trifft also vornehmlich die Endung *-el*, *-ele* und Wörter mit schwerer Konsonanz, wie *chevestre*, *ceste*. Es ist doch wahrscheinlich, daß allmählich alle ẹ vor Konsonant zu ę übergegangen sind, so daß man schließlich auch *vaslet* in Bindung mit ę bei Chardry antrifft; vgl. Schwan-Behrens § 211.

Wir werden bald sehen, daß auch *el* < *al* früh mit *ęl* gebunden wurde; es gibt alsdann im Anglonorm. nur ein einziges *el*, nämlich *ęl*. Vor Kons. war dies *ęl* zuerst *ęl*, so die Reime *els*: *oisals* usw. im *Brandan*; später *eál* und *eáu*, da im *Streit* (Hds. C) 403 und *Pauli Vision* 269 *veautre* (Var. *peautre*) mit *autre* reimt und da bei *Fantosme* und in der *Bibl. Gesch.* *els* mit *als*, *aus* gebunden wird. Im XIV. Jh. wird ein *eus* gewöhnlich (*chasteus* usw.), das vermutlich südwestfranzösischer Herkunft ist (Goerlich S. 53).

2. *e* < *a* : *ẹ*, *ę*, *ue* (und lat. *e*).

Im Brandan keine Vermengung; *pel* (: *sel*) 1404 enthält, wie Calmund richtig nachweist, S. 99, das lat. *palu*. Zu bemerken im übrigen *miserere* : *frere* 707.

Philipp hat einige lateinische Wörter und Wortformen: im *Comp.* *truvé* : *tempore* 751, *tempore* : *verté* 2379; im *Best.* *numé* : *erechine* 779, *furmé* : *vale* 2295; ferner im *Comp.* *Cesar* : *guardar* 775, *vertat* : *sustrairat* 3483; vgl. *Voy. ton.* 41.

Elie hat die gelehrte Form *segret* im Reim mit *ditet* (< *dictatu*) 468; vgl. *decred*, *secred*, *Voy. ton.* 40; *ditet* hat so-

wohl *e* als *ie* wie *enditer* (*Voy. ton.* 86) und Reime in Godefroy beweisen.

Im S t r e i t einmal *el* (< *aliud*) : *bel*, V. 297.

S a m s o n bindet *catel* : *avel* (Hilgers, S. 11, 36).

G a i m a r hat *raitels* : *chevels* 2285, wo das aus den *IV Büchern der Könige* bekannte *chevel* vorkommt, das *capu* + *ale* sein dürfte; ferner *peitrels* : *mainels* 6386 (*mainel* : *fussel* 6380). Im Reim *pels* (< *palos*) : *tonels* 777 sollte das letzte Wort mit Hds. D durch *tinels* ersetzt werden.

S t. E d m o n d bindet *penser* : *quer* V. 53.

T r i s t a n: *leele* : *damisele* 1375, 2393, *nuel* (< *nucale*) : *flavel* 1787.

H u e hat in seinen langen Gedichten keine einzige Bindung *e* < *a* : *ẹ* oder *ę*; vgl. Mussafia, *Sulla critica*, S. 21; aber *quer* : *faucer*, *Ipom.* 821.

D o n n e i bindet *chanter* : *cuer* 943.

S t. G i l l e s hat *trové* : *Benedicite* 2429.

Bei G u i s c h a r t kommen Wörter wie *pater*, *mater*, *peccator* usw. in der Form *paire*, *maire*, *pechaire* mit *ai* gebunden vor, laisse XV. Es beruht dies vermutlich auf Einfluß der südwestlichen oder südlichen Provinzen Frankreichs, die der englischen Krone eine Zeitlang gehörten und die auch in anderen Fällen das Anglonormannische beeinflußten.

H o r n setzt zweimal *leel* in laisses auf *ęl*, V. 1815, 2077.

F a n t o s m e zeigt dieselbe südfranzösische Eigentümlichkeit wie Guischart, nämlich *fraire*, *depugnaire*, *furmeire* mit *-aire* gebunden, V. 28, 29, 1268.

S i m u n d sondert *e* < *a* von den zwei übrigen *e*, auch vor *l*; es ist nur der Name *Joel*, der als Ausnahme gelten könnte, indem er mit *noel* reimt, *St. G.* 1465, während solche Namen gewöhnlich mit *-ęl* reimen; so auch *Abel*, *Daniel* im *Rom. de phil.* 529 und *St. G.* 1413.

R e i m p r e d i g t bindet *quer* : *afubler* 62 (*quers* : *purvers* 89).

Die B i b l. G e s c h., die *els* : *criminals* bindet (s. oben), hat auch *leaus* : *beals*, : *mals*, Baker S. 46, wo also nicht etwa *leels* : *bels* vorliegt, sondern *leals* oder *leaus* mit *beals*, *mals* oder *beaus*, *maus* reimend; — ferner *demander* : *quoer*, *Rom.* XVI. S. 197, V. 509, *lapider* : *quoer*, *ibid.* S. 206, V. 809.

S t e. O s i t h V. 1109 *vesper* : *oster*; vgl. *Voy. ton.*, S. 49.

A m. e t A m.: *bordel* : *ostel* 837, 1213; *frere* : *afaire* 759; *demorer* : *quer* S. 168, V. 134.

E v r a r t bindet *quer* mit *loer* 44, *parler* 56, *duner* 145, *duter* 148.

Anonymus *vel* : *leal* 1007, vermutlich = *veal* : *leal*; ferner *amonester* : *quer* 51, *quer* : *oster* 651.

Es ergibt sich also, daß ziemlich früh *el* < *al* mit *ẹl* zusammenfällt, wie dies noch früher *ẹl* tut, und daß etwas später *e* < *a* vor *r* zu *ę* wird, wie der Reim *frere* : *afaire* (*Am. et Am.*) und vermutlich auch *penser* : *quer* (*St. Edm.* u. ö.) angeben; vgl. *Voy. ton.* 80. Dieser Übergang wird auch durch die zahlreichen Reime *iel* : *ęl*, *ier* : *ęr*, die wir unten, 4, finden werden, bestätigt. Wie verhält sich *e* < *a* vor andern Konsonanten? Vermutlich ist es auch in dieser Stellung *ę* geworden, wenn auch beweisende Reime sowohl im XII. Jahrh. wie später selten sind. Bei unsern Dichtern finde ich nur *decres* : *res* bei Evrart 103 d; worüber weiter unten, 5. Vor flexivischem *s* oder *z* scheint der Übergang zu *ę*, nach späteren Zeugnissen zu urteilen, fakultativ gewesen zu sein. Ich finde einerseits im anglon. *Nikodemus Evangelium* z. B. *pes* (< *pace*) : *comandés* 151, : *issés* 1283, *fez* (< *vice*) : *apellez* 656, : *mostrez* 677, : *verrez* 742, *après* : *remembrez* 817 usw., aber dieses Gedicht ist so äußerst nachlässig gereimt, daß diese Bindungen für die Lautlehre wenig Wert haben; mehr bedeutet vielleicht *sachez* : *iames*, *Wadington* 5241 (was jedoch in einer Hds. geändert wird). Auf der andern Seite aber finden sich so viele reine Reime paarweise oder in laisses auf *-ez* < *atu* + *s*, daß dies auf einen besonderen Lautwert für *e* in dieser Verbindung deutet, also wohl *ẹ*. Denselben Lautwert mag auslautendes *e* < *a* haben, da es immer mit sich selbst reimt und nicht z. B. mit *-ai* gebunden wird. Eine isolierte Ausnahme *feray* : *doné*, *Nikodemus Ev.* 460, bedeutet gegen die allgemeine Regel nichts; man kann übrigens *feray je* vermuten. Assonanzen wie *aportés* : *destrer*, *crié* : *tenez*, die im anglon. *Bueve* häufig sind, z. B. V. 98, 179, bedeuten auch nichts, da sie gewiß Reste einer alten Version sind.

3. *e* < *a* : *ie*.

Es gibt bekanntlich mehrere Wörter, die im Kontinentalfranzösischen sowohl auf *e* als auf *ie* reimen. Suchier zählt sie auf *Voy. ton.*, S. 86 f., und gibt Belege genug; vgl. auch *ibid.* S. 85. In Suchiers Liste befinden sich auch *aviser* und *deviser*. Obwohl sie in späteren Schreibungen mit *-ier* vorkommen, finde ich sie indessen im Kontinentalfranzösischen nur auf *e* reimend; z. B. *Aliscans* (Ed. Guessard et Montaiglon) S. 37, 43, 47, 51, 73, 77, 78, 128, 147, 149, 154, 166, 175, 189, 209, 211; aber nie in laisses auf *ie*. Dem widerspricht nicht der Reim *conreier* : *deviser*, *Ducs de Norm.* 2219, der von Stock und Godefroy angeführt wird, da die ursprüngliche Form des ersten Verbs bekanntlich *conreer* ist.

a. Die Laute *e* und *ie* im Reime getrennt.

Brandan hat etwas mehr als 100 Reime auf *e* < *a* und 27 *ie* : *ie*; nirgends Vermischung. Es ist wahr, daß die Hds. L die V. 275 f. so gibt:

Gēmes od l'or ſunt grant clarté,
Dun li pareit sunt entailet;

aber AO, deren übereinstimmende Lesart nach dem Handschriftenverhältnis vorzuziehen ist, haben

Gemmes od l'or ſunt grant clarté,
Dun entaillet sunt li paret (A: *pareid*).

Dies ist auch den abweichenden Lesarten der Hdss. Ars. und Y vorzuziehen. Das Reimwort *paret* betrachte ich als einen Latinismus, wie *segret*, s. zu *Elie* S. 7. Man bemerke, daß es wie im Lat. mask. ist, was auch durch das metrisch festgestellte *entaillet* bekräftigt wird. Das volkstümliche *pareit* ist wohl kaum je mask., es sei denn in den *IV Livres des rois*, z. B. *les pareiz ſurent cuverz* (S. 123 Ed. Curtius), was doch nur ein Gegenstück zu *plates d'or ſurent clouſichied*, *ibid.* S. 124, u. ä. ist; auch *tuz les poreiz* S. 124, aber *cele parei*, *ibid.* u. ö.

Bei Philipp zähle ich 800 Reime auf *e* < *a*, 346 *ie* : *ie*. Demgegenüber bedeuten ein paar Bindungen *e* : *ie* nicht mehr als solche zufällige Reime bei Kontinentalnormannen. Philipp muß zu denen gerechnet werden, die *e* und *ie* getrennt halten. Seine Reime *e* : *ie* hat Suchier, *Voy. ton.*, S. 88, verzeichnet: *notuner* : *mer*, *Comp.* 303, *Best.* 1371, : *guarder*, *ibid.* 1933; *mere* : *merchere*, *Comp.* 731, *avez* : *vengez*, *Comp.* 3409. Für *notuner* dürfte man doch, wie Walberg vorschlägt, eine lat. Nebenform *-are* ansetzen; vgl. unten zu Folie Tristan. Es bleiben also 2 Ausnahmen. Der Reim *cunter* : *esclarger*, *Comp.* 3123, wird durch CLA beseitigt, lies *traitiet* : *esclariet.*

Im Lapidarius gibt es keinen einzigen Reim *e* : *ie*; denn in *rejovener* : *eslecer* 627 ist *rejovegnier* herzustellen (vgl. *Best.* 2060, 2120); und in *mestier* : *refreider* 689 dürfte *refreidier* gemeint sein (vgl. *Guerre s.*, *Glossaire*).

Elie hat 51 Reime auf *e* < *a*, 24 auf *ie*. Zu den ersteren ist *deliter* im Reime mit *blasmer* und *estriver*, V. 399, 704, zu rechnen; denn *deliter*, Denominativ von *delit*, ist wie *respiter* u. ä. behandelt worden, also mit *e* und *ie* gebunden; vgl. *Voy. ton.* 86; daher *deliter* : *esgarder*, *Aiol* 2509 und ein ähnliches Beispiel aus *Phil. de Mousket* bei Godefroy.

Im Cor 36 Reime auf *e* < *a*, 16 auf *ie*.

Im Haveloc gibt es nach beiden Hdss. 100 Reime auf *e* < *a*, 30 auf *ie*. Daneben bietet die Arundelhds. 8 Reime *e* : *ie* (V. 45, 235, 311, 677, 721, 741, 829, 1059), die sämtlich in der Cheltenhamer Hds. beseitigt sind. Es bleibt nur der Reim 895 f.

Amis, fet il, car essaiez
Si le corn soner porrez (Chelt.: *poez*).

Wenn man *porriez* liest und also zugleich einen vollen Achtsilber herstellt, ist auch dieser Reim *ie* : *ie*.

In der Vision: 30 Reime auf *e* < *a*, 9 auf *ie*. Daneben in Kastners Text 3 Fälle *e* : *ie*, nämlich V. 186, 314, 316, die aber alle mit Hilfe der Varianten zu verbessern sind.

Ste. Catherine hat 266 Reime auf *e* < *a*, 54 auf *ie*; unter ersteren *amer* : *quider* 2181, unter letzteren *lier* : *geter*, vgl. *Voy. ton.* 86.

Gaimar hat ungefähr 350 Reime auf *e* < *a*, 230 auf *ie*. Trice Martins Text gibt einige Bindungen *e* : *ie*, aber sie sind mit Hilfe der Varianten oder anders zu ändern. Die Stellen sind *muller* : *resuner* 361, lies *araisnier*; *damager* : *nafrer* 693, lies nach L *dampner*, das die Silbenzahl des ersten Verses herstellt, und vgl. Godefroy; ferner *aler* : *desrainer* 4837, wo das letzte Verb = *desraciner* ist; *aler* : *chevalier* 5651, wo die Hdss. DLH im zweiten V. *voler* geben; *mer* : *emper* 3255, wo ein Latinismus *emper* vorzuliegen scheint; vgl. die Schreibung *enper* der Hdss. DL und *emper* des *Oxf. Rol.* 3994. Der einzige Reim *dosnaier* : *gaber* 6512 sieht wie eine Ausnahme aus; die Hdss. scheinen da einig zu sein; dennoch ließe sich durch eine leichte Umstellung der zweite Vers so lesen: *De gaber e del boscheier.* Jedenfalls kann diese Ausnahme nicht das allgemeine Resultat in Frage stellen, daß Gaimar *e* und *ie* gesondert hält.

Im Adam begegnen nur reine Reime, nämlich 40 *e*, 19 *ie*, zu denen nach Verbesserung der überlieferten Lesart (s. die Ausgabe) noch die Reime 396 f. und 659 f. hinzukommen.

Thomas de Kent vermischt, nach Schneegans, nicht *e* und *ie*; s. *ZFSL.* XXXI, 3.

Im Donnei 67 Reime auf *e* < *a*, 36 auf *ie*; keine Vermischung.

Dies ist das letzte anglon. Gedicht, das *e* und *ie* getrennt hält.

b) Vermischung von *e* und *ie*.

Der Streit dürfte als das erste Gedicht bezeichnet werden, worin eine bestimmte Tendenz *e* und *ie* zu vermengen hervortritt. Es gibt da zwar 48 reine Reime auf *e* < *a*, 28 auf *ie*; unter jenen *parler* : *presmer* 467, unter diesen *nez* und *plaet* : *pietet* 559, 593 (vgl. *Voy. ton* 86 f.); aber es gibt da auch folgende Bindungen: *baner* : *soner* C 429, *desconseillee* : *nee* C 619, *blasmer* : *guerreer* C 705, *demustret* : *pechet* C 823, *presenter* : *mester* H 205; unsicher ist *gaienez* : *nez* C 95 wegen der Variante *auned* : *ned*.

Samson hat, nach Frl. Hilgers, gegenüber 1350 und 450 reinen Reimen auf *e* < *a* und *ie*, 8 Reime *e* : *ie*.

Im St. Edmond ungefähr 320 Reime auf *e* < *a*, 130 auf *ie*: unter jenen *her* (engl. *here*): *crier* 2719, *conquesté* : *mercié* 2973 (*Voy. ton.* 43, 85). Daneben jedoch *conseilier* : *waimenter* 869, *justiser* : *mer* 1653, *espourez* : *laidez* 2835, *enfundrer* : *drescier* 3133, *cessez* : *jugez* 3189; unsicher ist *creez* : *reneiez* 2273, da *creez* Konj. ist und auch *creiez* lauten kann. (Über *veir* : *cerchir* 2673 und andere Reime mit anglonorm. Infinitiv *er* für *eir*: *ier* s. 4)

Im Désiré gibt es von reinen Reimen 85 auf *e* < *a*, 41 auf *ie*, nur einen sicheren *e* : *ie*, nämlich *chevaucherent* : *porterent*, S. 34, V. 1. In *coché* : *asprivee*, S. 11, V. 13, kann man, wegen *s*, *aspreiee* vermuten, in *avancez* : *honitez*, S. 11, V. 17, *honeiez* einsetzen, und in *arere* : *beuere*, S. 28, V. 3, soll man unzweifelhaft *bruere*, d. h. *bruiere* lesen.

Adgar hat 545 Reime auf *e* < *a*, 390 auf *ie*. Nur folgende Bindungen *e* : *ie* sind zu verzeichnen: *comencier* : *chanter*, *Neuh.* 10, 31, : *demander*, *ibid.* 19, 111, *damnez* : *reneez*, *ibid.* 17, 323, *cumforter* : *preer*, *ibid.* 17, 651, *preiere* : *mere*, *ibid.* 17, 791 (wo indes eine leichte Umstellung im zweiten V. *mere chiere* einen reinen Reim auf *ie* gibt); und nicht weniger als 6 Reime in der Legende No. 40, nämlich V. 67, 97, 122, 164, 298, 428. Dies ist auffallend und scheint darauf hinzudeuten, daß Adgar diese Legende relativ spät verfaßt hat. In den von Herbert in der *Rom.* XXXII. veröffentlichten Legenden gibt es keinen einzigen Reim *e* : *ie* gegenüber 100 reinen Reimen auf *e* < *a*, und 54 auf *ie*.

Im Sardenaiwunder gibt es gegenüber 33 *(e)* und 14 *(ie)* reinen Reimen die Bindung *sesser* (= *cesser*) : *leisser* 25.

Im Schweifreimpsalter begegnen, nach Goedicke, mehr als 200 reine Reime *ie* : *ie*, und kaum 20 *ie* : *e*; vgl. S. 19 f.

Amadas et Yd.: 15 *(e)* und 6 *(ie)* reine Reime; daneben *cité* : *deshaité* II, 1, *sevent* : *levent* (= *lievent*) II, 122.

Dem Verfasser von Tristan kann man nicht eine deutliche Neigung absprechen, *e* und *ie* gesondert zu halten; ich zähle 190 reine Reime auf *e* < *a*, 144 auf *ie*. Es kommen indes auch Bindungen *ie* : *e* vor, von denen doch nur zwei unzweifelhaft sind, nämlich *desleer* : *ovrer* 511, : *asembler* 484. Unsicher sind dagegen die folgenden: *Castel Fer* : *mener* 2216, wo ein Eigenname vorliegt, und *congeiez* : *essilliez* 2503, wo es schwer zu entscheiden ist, ob der Verfasser die alte Form *congeer* meint, oder eine spätere im Anglon. gewöhnliche mit interkaliertem *i*, in Analogie mit den Formen, die Stimming in *Boeve*, S. 238, anführt, und die sich schon im Cambr. Psalter (*haiez-haez*) und in der Hds. L. von *Brandan* (*chaiez*) wie bei *Anger* (*empereiour*, *Leion* usw.) finden; vgl. unten *veie* : *alee* in *Ste. Osith*. Der Reim *venez* : *purchacez* 2239 dürfte als *ie* : *ie* aufzufassen sein, da *venez* ohne Zweifel Konj. ist.

Folie Tristan hat 47 *(e)* und 31 *(ie)* reine Reime; daneben *frere* : *rivere* 501, und als unsicher *cunjeiez* : *chascer* 859, *notiner* : *aler* 79; wegen des letzten Reimes vgl. *Philipp*, S. 10.

Im Ipomedon zähle ich 641 *(e)* und 417 *(ie)* reine Reime. Nach Mussafia, *Sulla critica*, S. 22, gäbe es dort keine Bindungen *e* : *ie*, da die so gestalteten Reime des Textes 323, 1657, 7099 zu ändern seien. Die von Mussafia vorgeschlagenen Änderungen dürften richtig sein; aber außer den genannten drei Reimen sind zu bemerken *efforcee* : *avisee* 2451, *desturber* (Subst.) : *vuer* 4981. Über *aviser* s. oben S. 9; *desturber* kann möglicherweise der substantivierte Infin. statt des Subst. *desturbier* sein (so Hahn).

Im Protheselaüs verzeichnet Kluckow unter einer Menge reiner Reime 6 Bindungen *e* : *ie*; vgl. seine Abschnitte 192, 202, 204, 208. Wenn es feststeht, daß solche Bindungen im Proth. vorkommen, dürfte man auch einzelne Bindungen derselben Art für Ipom. annehmen können; aber im ganzen neigt Hue zur Scheidung von *e* und *ie*.

Im Renaut gibt es einige laisses auf *e*, wo Assonanzwörter auf *ie* verhältnismäßig selten sind, z. B. S. 10—11, 12—14, 27—31; aber S. 18 finden sich in einer solchen laisse *targier*, *guerrier*, *demorer* (Subst.), *mester*, *otrier*; und weiter unten auf derselben Seite kommen *e* und *ie* in steter Umwechselung als Assonanz vor. Dies bedeutet ohne Zweifel, daß gewisse laisses ein stärkeres remaniement erfahren haben als andere, die mehr von dem ursprünglichen bewahren.

St. Gilles hat 317 *(e)* und 186 *(ie)* reine Reime; daneben 20 Bindungen *e* : *ie*, z. B. *aler* : *dener* 733, *ahurtez* : *entaillez* 1281, usw.

Im Héron, wie in den übrigen anglon. Fabliaux, sind *e* und *ie* nicht gesondert. Die Zahlen sind nicht hoch genug, um Interesse zu haben.

Ste. Marguerite hat 25 laisses mit reinen Reimen *e*, *er*, *ez*, *ee*, 5 auf *e* mit je einem *ie*-Reim, 1 (No. 53) auf *ie* mit einem *e*-Reim.

Guischart hat beinahe 700 *(e)* und 114 *(ie)* reine Reime; daneben 4 Wörter auf *ie* in *e*-laisses (V. 393, 867, 968, 1724) und 2 auf *e* in der einzigen *ie*-laisse (V. 651, 698); vgl. Gabrielson, S. XXX.

St. Laurent: 67 Reime auf $e < a$, 16 auf *ie*; daneben *mester* : *esprover* 7, *aorer* : *delaisser* 548.

Horn vermischt überall *e* und *ie*; so z. B. gibt es in den laisses VI und IX etwa ebensoviel Wörter auf *e* als auf *ie*.

Bei Fantosme dasselbe Verhältnis. In laisse XIII z. B. gibt es etwa 23 Assonanzwörter auf *e*, 5 auf *ie*; in XXI 18 auf *ie*, 10 auf *e*; in LVII 7 *ie*, 8 *e*, usw.

Im folgenden gebe ich nur Zahlen an, die nacheinander die reinen Reime *e* < *a*, die reinen Reime *ie* : *ie* und die Reime *e* : *ie* bezeichnen:

Simund: 109—48—47.
Reimpredigt: 53—7—17.
Bibl. Geschichte: 53—16—30.
Ste. Osith: 184—56—10.
Am. et Am.: 36—33—30.
Evrart: 49—18—26.
Anonymus: 70—20—50.
Résurrection: 9—2—7.
Chardry: 360—100—140.

4. *ie* : *ẹ*, *ę*, *ai*, *ei*, *ue*.

Im Comp. schon *marchels* (< *mercalis*) : *icels* 551;
Die Vision bindet *Michiel* : *ciel* 9, 240, 336;
Samson *veer* : *preisier* (Hilgers, S. 19);
das Adamsspiel *bel* : *ciel* 940 (verdächtig);
St. Edmond *Michiel* : *ciel* 1315, *veir* (< *videre*) : *cercher* (geschr. *cerchir*) 2673;
Ipomedon *fere* (= *fière*) : *terre* 7091;
Donnei *contrefere* : *manere* 941;
St. Gilles *Michael* : *cel* (= *ciel*) 3717.

Simund bindet *graver* (= *gravier*) : *aver* (= *aveir*), *Rom. de phil.* 431, *veer* : *forveer* 1571, *seer* : *reneer*, *St. G.* 435, 674, *preer* : *veer* 811, *neer* : *veer* 1246, 1644, *quert* : *pert* (< *perdit*), *Rom. de phil.* 1243, 1419; *Michel* : *cel* (= *ciel*), *St. G.* 536, 1660.
Reimpredigt reimt *saver* : *averser* 50a;

Gageure *saver* : *entier* S. 194, V. 27, *aver* (= *aveir*) : *beyser*, *ibid.* V. 43.

Ste. Osith hat V. 601 *chiiet* : *met*, wo *chiiet* nicht anders sein kann als *chielt* oder *chieut* (< *calet*); ferner *targer* : *saver* 303.

Am. et Am. hat *afaire* : *manere* 305, *fere* (= *faire*) : *civere* 917, *manere* : *terre* 939, *arder* : *chivaler* 539, *aver* (= *aveir*) : *chevacher* 897, : *mulier* 1235; dazu noch Hds. L.: *meruiller* : *quer* 89 (S. 118).

Evrart bindet *quer* : *cuueiter* 28, : *esparnier* 67, *dener* : *auer* (= *aveir*) 141, *sauer* : *multiplier* 160, : *anguiser* 164, *auer* : *riquer* 190;

Anonymus *cher* : *poer* 35;

Chardry *poer* : *cunsiller*, Jos. 2307, : *luer* (Subst.) 2913, *preere* : *afere*, *ibid.* 2831, *leger* : *aver*, *P. Pl.* 1735.

Die Bindungen vom Typus *graver* : *aver* sind eigentlich Bindungen *ier* : *er*, seitdem die Infinitivformen *-er* diejenigen auf *-eir* zu verdrängen anfingen, d. h. seit der Mitte des XII. Jahrhunderts.

In den übrigen Fällen handelt es sich zuerst um Bindung von *iel* mit *ẹl*, dann um Reime wie *faire* : *manere* : *terre*, also um eine Gleichsetzung von urspr. *ie* mit *ę* vor *l* und *r*, die ein Analogon teils zur Entwicklung *ęl* > *ẹl*, teils zum allmählichen Übergang von *e* < *a* vor *l* und *r* zu *ę* bietet; vgl. oben S. 9.

Nun sagt später, etwa im ersten Drittel des XIV. Jahrhunderts, die *Orthographia gallica*, daß Wörter wie *bien*, *rien*, *chien*, *trechier mier* (= *très chère mère*), *piere*, *miere* (= *père*, *mère*), die ein *i* vor *e* haben, "stricto ore", d. h. mit geschlossenem Vokal, ausgesprochen werden. Wir sehen hier von dem nasalen *ie* in *bien* usw. ab, da dieser Laut hier nicht behandelt wird. Was die Regel im übrigen sagt, muß von einem sekundären *ie* gelten. Das ursprüngliche *ie* war nämlich um 1200 untergegangen oder verwischt, aber in den Hdss. des XIII. und XIV. Jahrhunderts tritt wieder ein *ie* < *a* auf, das, unabhängig von dem Bartschen Gesetz, besonders vor *l* und *r*, doch auch anders (*piere*, *nief* usw., s. Stürzinger, in *Orth. gall.* S. 39) vorkommt. Es ist wahrscheinlich, daß dies *ie* aus Westfrankreich stammt. Da kommt es zu jener Zeit vor (s. Goerlich, *Die nordwest. Dial.*, S. 12, 14), und von da kamen im XIII. und XIV. Jahrhundert Tausende von Mönchen nach England, wo sie sich gerade mit Handschriftenverfertigung beschäftigten. Diese Annahme findet eine Stütze darin, daß zu derselben Zeit in den anglonormannischen Hdss. die Schreibung *ee* für *ę* < *ai* auftritt, z. B. *pees*, *feere*, *feet*, s. Stürzinger l. c. 41, das denselben Ursprung zu haben scheint, da es ebenfalls in der Bretagne und südlich davon heimisch ist (Goerlich, *l. c.* S. 21).

Dies sekundäre *ie*, bezw. *e*, muß es sein, das die *Orthographia* meint. Es konkurrierte vermutlich im anglonormannischen Sprachgebrauch mit dem früheren offenen *e* derselben Wörter; und es mag vielleicht dazu beigetragen haben, das französische *ie* und *e* im Mittelenglischen zum geschlossenen *e* zu machen; vgl. Kaluza, *Hist. Gramm. der engl. Sprache* II, S. 60—66.

5. Bindungen *ę* : *ai* und *e* : *ei*.

Bekanntlich hat sich früh *ai* zu *ę* im Französischen vereinfacht, besonders vor *r* und schwerer Konsonanz; s. *Voy. ton.* S. 72, Schwan-Behrens § 223. Daher kommen schon in der *Chançun de Guillelme maistre*, *guaires*, *faire*, *repairet* in weiblichen laisses auf *ę* vor, V. 161, 456, 477, 944; aber auch *mais*, *ait* in einer männlichen laisse auf *e*, V. 884 f. (sofern sie nicht eine eigene laisse bilden). Beispiele von Reimen *ę* : *ai* finden sich natürlich auch im Anglonormannischen seit ältester Zeit, z. B. *Silvestre* : *maistre*, *Comp.* 485, *beste* : *paistre*, *ibid.* 1427, und es sind deren mehrere im obigen angeführt.

Dagegen sind die Bindungen *ę* : *ei* verhältnismäßig spät.

Die Bindungen der Infinitive, die im Kontinentalfranzösischen als *er*, *eir (oir)* getrennt waren, beruhen ja auf flexivischer Umbildung, wodurch *-eir* mit *-er* ersetzt wird. Die in unseren Texten vorkommenden Beispiele von Reimen mit urspr. *-ier* und urspr. *-eir* wurden schon oben unter 4 angeführt. Sie fangen an mit *Samson de Nantuil*, also um 1150, und sind, wie schon gesagt, nur eine Abart der Bindung *er* : *eir*, seitdem *ier* mit *er* gleich war.

Die Bindung urspr. *-er* : *-eir* kommt zuerst vor in der *Vie Ste. Catherine*, die etwa gleichzeitig mit *Samson* ist. In diesem Text findet sich das einzige Beispiel *saveir* : *parler* 1321. Dann folgen bedeutend später:

Donnei mit *aler* : *aver* 979, *aver* : *doluser* 1143;

St. Gilles mit *aler* : *veir* 2495;

Ste. Marguerite mit *aver* : *durer* 144;

Simund mit *tuer* : *mover* 427;

Reimpredigt mit *penser* : *aver* 15, *recorder* : *aver* 117, *poer* : *regner* 121;

Chev., sa dame etc. mit *poer* : *juer* (*Rec. gén.* II, 227);

Chev. qui fist mit *poer* : *parler*, : *celer*; *aler* : *aver* (*Rec. gén.* VI, S. 200, 202, 204);

Ste. Osith mit *aler* : *veer* 1451, *poseer* : *apruer* 1453;

Am. et Am. mit *amer* : *poer* 81, : *voler* 129 u. ä. V. 901, 1059, 1127;

Résurrection mit *aver* : *emprisoner*, S. 11, : *embler*, S. 19; schließlich Evrart, Anonymus und Chardry mit *-er* : *-eir* überall, z. B. bei dem letzten *Jos.* 87, 245, 249, 1821 usw. — Der Reim *haster* : *aver* (= *aveir*), *Romania* XXXII, 419, V. 109, ist vermutlich nicht von Adgar, da er bei ihm völlig isoliert wäre und seine Autorschaft zu der hier in Frage stehenden Legende sehr zweifelhaft ist; vgl. l. c. S. 416.

Also ist gegen Ende des XII. Jahrhunderts die Infinitivendung *er* für *eir* ganz gewöhnlich.

Reime *e* : *ei*, die eine phonetische Entwicklung bezeichnen, kommen zuerst im letzten Drittel des XII. Jahrhunderts vor, und auch da spärlich.

Simund hat *estre* : *crestre*, *Rom. de phil.* 517, *St. G.* 583;

Am. et Am. *terre* : *creire* 105;

Evrart *crest* : *est* 93, *celestre* : *crestre* 176, *decres* : *res* (< *rasu*) 103, wo *decres* wahrscheinlich *decreis* ist;

Anonymus *est* : *acrest* 822;

Chardry *tolet* : *deget*, *Jos.* 285, *crere* : *terre*, *P. Pl.* 843.

In diesen Fällen dürfte also *ei* zu *ę* reduziert worden sein. Vor *r* und *st* gibt die Orthographia, die zwar später ist, eine gute Stütze für diese Annahme, denn Schreibungen wie *crere*, *crestre*,

crest sind sehr gewöhnlich neben *creire* usw. Vor *s* besonders zeigt das Mittelenglische in den betreffenden Wörtern *e* (neben *ei*), z. B. *pese (peise)*, *encrese*, *dees* usw., s. Kaluza II, S. 63 und Behrens in Pauls *Grundriß*², S. 976.

Hat sich *ei* immer in diesen Stellungen und auch in anderen Stellungen zu *ę* entwickelt? Diese Frage läßt sich nicht auf Grund der Reime des XII. Jahrhunderts beantworten. Betrachtet man spätere Reime und Orthographie, so scheint es, als hätte *ei* eine Doppeltentwicklung gehabt, so daß es neben *ę* auch *ai* gegeben hat. Darauf dürften auch die zahlreichen Reime Adgars, die *ai* mit *ei* binden (*faire* : *eire*, *richeises* : *malaises* usw., s. Rolfs, *Rom. Forsch.* I, 209) hindeuten. Dies gehört aber in ein spezielles Kapitel über die Reime *ei* : *ai*.

Die Reime auf *veie* in *Ste. Osith*, *alee* 811, *entree* 1173, *asenseie* 1185, *portee* 1207, *entree* 1333 betrachte ich als *eie*: *eie*, worüber Stimming, *Boeve*, S. 175.

JOHAN VISING.

L'architecture des „Fleurs du Mal".

Baudelaire se proposait d'écrire la biographie des *Fleurs du Mal.*[1]) Il y eût, sans doute, raconté avec force détails, la première aventure du livre, son procès et sa condamnation; il y eût rassemblé, aussi copieusement que possible, des lettres et des articles éclairant ses rapports avec ses éditeurs et ses critiques. Mais cette histoire tout extérieure ne l'eût pas satisfait complètement, lui, le poète méditatif, que l'analyse de sa propre âme passionnait; il est probable qu'il aurait suivi son œuvre dans son développement intime, et marqué les phases différentes par où sa pensée avait passé avant que l'œuvre ne reçût sa forme définitive. Aussi connaîtrions-nous, pour beaucoup de ses pièces l'événement spécial, le spécial état d'âme auquel elles doivent leur naissance; dans son histoire des *Fleurs du Mal* il se serait abandonné à la douceur des souvenirs sur les mille choses que des vers de jeunesse redisent au poète. Il nous est impossible maintenant d'écrire tout entière cette biographie que Baudelaire n'a pas écrite. Nous allons par cette étude en donner un fragment. Nous tâchons ici d'étudier un moment spécial, ou pour mieux dire, une série spéciale de moments dans l'activité créatrice du poète, lorsqu'il fondit ses vers, débris épars de son travail intérieur, dans une compacte unité. Nous allons examiner, plus complètement et plus profondément qu'on ne l'a fait jusqu'ici, les correspondances secrètes, l'organisation intime du chef-d'œuvre baudelairien et illustrer par là ce que le poète avait surtout à cœur: «le seul éloge que je sollicite pour ce livre est qu'on reconnaisse qu'il n'est pas un pur album et qu'il a un commencement et une fin—tous les poëmes nouveaux

[1]) *Mon coeur mis à nu*, pag. 100, dans *Charles Baudelaire, Œuvres posthumes et correspondance inédite* précédées d'une étude biographique par Eug. Crépet, Paris 1887. Quoique *Mon cœur mis à nu* et *Fusées*, les deux journaux intimes de Baudelaire, aient réapparu en 1908, dans une nouvelle édition des *Œuvres posthumes*, et en 1909, séparément, dans une élégante édition tirée à cinquante seuls exemplaires, je renverrai toujours nos lecteurs au vieux volume d'Eug. Crépet.

ont été faits pour être adaptés à un cadre singulier que j'avais choisi».[2])

Nous ne pouvons pas dater, malheureusement, l'origine de cette conception. Le cadre singulier existait-il déjà en 1843 quand Prarond et Le Vavasseur voulaient que leur ami se joignît à eux pour publier un recueil de vers? ou en 1846, lorsque Baudelaire annonçait son œuvre au public sous le titre *Les Lesbiennes*, ou en 1850 lorsqu'il la faisait admirer aux amis magnifiquement copiée en deux volumes à la superbe reliure, portant le titre *Les Limbes?* ou en 1852 lorsqu'il écrivait à Watripon qu'elle allait paraître chez Lévy tout prochainement?[3]) Au mois de décembre de 1856 Poulet-Malassis s'offrait à lui comme éditeur et Baudelaire lui écrivait: «nous pouvons disposer ensemble l'ordre des matières des *Fleurs du Mal* — ensemble, entendez-vous, car la question est importante. Il nous faut faire un volume composé seulement de bonnes choses: peu de matière qui paraisse beaucoup et qui soit très voyante». Mais

---

[2]) Il s'exprimait de la sorte, au mois de Déc. de 1861, en envoyant à Vigny un exemplaire de son œuvre, dont une nouvelle édition fort augmentée venait de paraître (*Ch. Baudelaire*, *Lettres*, Paris 1906, pag. 323 et *Charavay*, *Charles Baudelaire et Alfred de Vigny candidats à l'Académie*, Paris 1879, pag. 77). Un ami de Baudelaire. Barbey d'Aurevilly, fit remarquer lui aussi, de la manière la plus explicite, cette valeur architecturale de l'ouvrage: «.... chaque poésie a, de plus que la réussite des détails ou la fortune de la pensée, *une valeur très importante d'ensemble et de situation* qu'il ne faut pas lui faire perdre en la détachant. Les artistes qui voient les lignes sous le luxe et l'efflorescence de la couleur percevront très bien qu'il y a ici une *architecture secrète*, un plan calculé par le poète méditatif et volontaire. *Les Fleurs du Mal* ne sont pas à la suite les unes des autres comme tant de morceaux lyriques, dispersés par l'inspiration et ramassés dans un recueil sans d'autre raison que de les réunir. Elles sont moins des poésies qu'une œuvre poétique de *la plus forte unité*» (*Appendice* des *Fleurs du Mal*, éd. défin., pag. 375). Ce sont les paroles que nous venons de citer qui ont suggéré à M. *Ourousof* son étude consciencieuse, riche en précieux détails, sur les textes des *Fleurs du Mal*, parue dans *Le tombeau de Charles Baudelaire*, Paris 1896; le chapître consacré à l'architecture secrète des *Fleurs du Mal*, malgré ses fautes et ses lacunes, ne nous a pas été inutile. A. Ourousof, du reste, n'a pas prétendu être complet, content, dit-il, d'avoir signalé un nouveau travail à quelque curieux plus favorisé....... par la Fortune et le Hasard. Quelques données aidant à la solution du problème se trouvent dans l'article, souvent confus, de *Féli Gautier*, *La vie amoureuse de Baudelaire*, dans le *Mercure de France*, Janv. 1903 (réapparu dans la plus grande étude *Charles Baudelaire*, Paris 1903). Je n'ai rien trouvé dans les études insignifiantes que fit paraître dans le *Mercure de France* *Gilbert Maire*; *Un essai de classification des «Fleurs du Mal» et son utilité pour la critique*, 15 Janv. 1907, pag. 260—80; *La personnalité de Baudelaire et la critique biologique des «Fleurs du Mal»*, 1 Févr. 1910, pag. 400—17; *La psychologie amoureuse des «Fleurs du Mal»*, 16 Juil. 1910, pag. 233—42.

[3]) Watripon lui avait demandé une courte notice autobiographique pour un dictionnaire de contemporains.

il ne faut pas croire, à mon avis, que Poulet-Malassis a collaboré à la création du cadre singulier; les deux amis ont pu se borner à considérer ensemble ce qui pouvait nuire à l'évidence du plan et à l'unité de l'impression.

Pour étudier l'architecture des *Fleurs du Mal* il nous faudra d'abord démêler le critérium logique, ou esthétique, qui a déterminé l'agencement actuel de l'ouvrage; montrer les diverses poésies comme les scènes d'un seul drame, comme les strophes d'un seul poème. On indiquera ensuite dans ce drame, dans ce poème, les reflets de la vie réelle de l'auteur. Car on sait que dans la poésie de Baudelaire, où l'art domine, où l'empreinte d'une méditation longue, volontaire et profonde est si visible, l'art néanmoins n'est pas tout. Cela est vrai de l'architecture totale aussi bien que de chaque poésie prise à part.

Or c'est surtout grâce à cette structure générale que Baudelaire se fit l'illusion d'avoir été dans son œuvre objectif et impassible. Lorsqu'il préparait son livre pour le public, il n'y voyait que ce que pouvaient ou devaient y voir les lecteurs; il s'intéressait particulièrement à la disposition, à l'ensemble. Il suffit, pour s'en rendre compte, de comparer la première édition à la deuxième. Si celle-ci a une superiorité sur la première c'est précisément parce que les lignes générales y ressortent davantage. Les poésies étaient devant lui, muettes, sans force d'évocation; il s'en servait, comme de couleurs, pour remplir un dessin capricieux. Heureux de la plasticité de ses symboles et de l'enchaînement logique par lequel les échos spontanés et sans suite de son âme se transformaient en des scènes impersonnelles et réfléchies constituant tout un drame, l'auteur crut un moment avoir été ou pouvoir sembler un pur artiste; il se vanta auprès des lecteurs et des amis d'avoir joué un rôle, en parfait comédien, et composé ses poésies avec la logique et la précision d'un mathématicien déduisant ses théorèmes. Que si, pour remplir son douloureux programme, il avait avec soin étudié son cœur, c'est qu'il sentait en lui, comme Socrate, les germes de toutes les vertus et de tous les vices. «Le sieur Baudelaire a assez de génie pour étudier le crime dans son propre cœur», écrivait-il lui même à un ami.[4])

Nous allons prouver par de nouveaux témoignages qu'il était bien plus sincère dans le cri qu'il laissa échapper plus tard, quand la violence irrémédiable du mal rendait ses remords plus vifs, sa peur plus grande, et plus nécessaire le libre épanchement dans une âme amie. Je fais allusion à ce qu'il écrivait à M.Ancelle: «Faut-il vous dire à vous qui ne l'avez pas plus deviné que les autres que dans ce livre atroce j'ai mis toute ma pensée, tout mon cœur, toute ma religion (travestie), toute ma haine? Il

---

[4]) *Lettres*, pag. 463, 1 Oct. 1865.

est vrai que j'écrirai le contraire, que je jurerai mes grands dieux que c'est un livre d'art pur, de singerie, de jonglerie et je mentirai comme un arracheur de dents.»[5]) Tragiques paroles, qui ne marquent pas seulement le découragement momentané de l'artiste obligé de reconnaître que dans l'art la pleine objectivité n'est pas possible:[6]) elles sont vraiment les aveux déchirants d'un homme.

L'Art.

Le poète nous introduit dans l'enfer du mal où s'entremêlent confusément les hurlements furieux et les soupirs étouffés, les extases et les révoltes, les pleurs lâches et le rire désespéré; l'âme, dont il chante l'histoire, descend graduellement cet abîme. Le livre dans la première édition est divisé, ainsi qu'une tragédie, en cinq parties: *Spleen et Idéal*, *les Fleurs du Mal*, *Révolte*, *le Vin*, *la Mort*.[7]) Elles embrassent toute une vie, le volume s'ouvrant par l'image du berceau, se terminant par l'image de la tombe. Leur diverse longueur convient bien à la vie de l'âme, dont, bien plus que le temps, l'intensité de la douleur mesure les phases. Ici Baudelaire a pour critérium le progrès du mal. De ce mot, il confond volontiers et utilement les deux diverses significations: le contraire de la vertu et celui de la santé. Dans la dédicace de ses vers à Th. Gautier il ne parle pas de *Fleurs du mal*, mais de *Fleurs maladives*. Le sujet des *Fleurs du mal* est sans nul doute le vice; c'est même, comme il s'exprime à la fin de sa préface, le plus laid, le plus pervers, le plus dégoûtant des vices: l'Ennui; mais il l'étudie comme une maladie de l'âme.

Dans *Spleen et Idéal* il en cherche les origines, les symptômes lointains, les premières manifestations, pour représenter ensuite la maladie tout entière dans sa complexité mystérieuse. Dans son protagoniste l'ennui de la vie est, peut-on dire, inné. Même dans le passé fantastique, que lui crée son imagination débordée, dans une vie antérieure qu'il imagine calme et voluptueuse, parmi la splendeur des eaux, des parfums et de l'azur, même dans la demeure du rêve, sous les vastes portiques teints par les mille feux des soleils marins, dans l'accord puissant des bruits

---

[5]) *Lettres*, 28 Févr. 1866.

[6]) *Flaubert*, *Correspondance*, II, 81: «Je me suis toujours mis dans tout ce que j'ai fait».

[7]) Je renverrai constamment à l'éd. Calman-Lévy, non qu'elle soit réellement, ainsi qu'on l'appelle, *définitive*, mais parce qu'elle est possedée par tout le monde. Les deux premières éditions ont paru en 1857 et en 1861, chez Poulet-Malassis et De Broise. La belle éd. Lemerre reproduit l'ordre de la 2e éd., et groupe les nouvelles *Fleurs* au fond du volume. On a suivi la disposition de l'éd. défin. dans la riche éd. donnée par la Librairie des Amateurs, Paris 1910. Très utile l'édition que vient de nous donner la librairie Georges Crès et Cie, Charles Baudelaire, *Les Fleurs du Mal. Texte intégral suivi de variantes* . . . Paris, 1911.

de la mer avec les couleurs du couchant, il ne peut se voir libre de sa secrète langueur:

C'est là que j'ai vécu dans les voluptés calmes,
Au milieu de l'azur, des vagues, des splendeurs
Et des esclaves nus tout imprégnés d'odeurs

Qui me rafraîchissaient le front avec des palmes
Et dont l'unique soin était d'approfondir
Le secret douloureux qui me faisait languir.[8])

C'est en vain qu'il demande aux deux seuls moyens que l'homme ait de se rendre digne du ciel, à l'Art et à l'Amour,[9]) un remède à sa tristesse croissante; il porte en lui, dès sa naissance, un amour fatal du rêve, une soif inassouvie du divin; aussi les regrets, les désillusions l'attendent-ils et avec eux un ennui plus grand. On trouve par conséquent dans *Spleen et Idéal*, avant que le cycle du vrai Spleen commence, deux cycles distincts, organismes vastes et complets qui pourraient aussi exister séparément: le cycle de l'Art et le cycle de l'Amour. Dans chaque cycle le rêve et, opposée au rêve, l'action. Une courte partie introductive, où le but idéal est indiqué, puis le récit des efforts inutilement tentés pour y atteindre.

L'organique unité du cycle de l'art est demeurée jusqu'ici inaperçue. Ce cycle est constitué par les 16 premières poésies dans la première et deuxième éd., par les 17 premières dans la troisième. Le poète, après avoir célébré la divine origine de la poésie (I—II) et dé fini sa tâche idéale (III—VI), passe en revue les causes qui ont entravé sa noble activité (VII—XVII). La subtile préciosité de quelques symboles cache un peu, dans cette dernière partie, l'enchaînement des idées et là où il parle des vaines luttes du poète contre l'implacable destin, on a cru saisir le souvenir nostalgique d'un joyeux séjour à Honfleur.[10]) Mais dépouillées du symbole, les différentes idées se groupent presque spontanément pour nous répéter, d'une manière plus concise, plus personnelle, plus impressionante, le vieux thème si cher aux âmes romantiques de l'homme supérieur, de l'élu sur qui pèse la malédiction du ciel. Premières entraves au poète: la maladie et la misère. Il est malade et pauvre au physique; infirme et appauvri au moral. C'est du fond du cœur qu'on tire les matériaux pour les édifices poétiques; il faut descendre au fond du cœur pour y puiser le vrai; or son cœur est une tombe, un cloître odieux, que rien n'embellit; il faudrait pouvoir ressembler aux anciens moines qui se rendaient dans les cimetières pour

---

[8]) XII, *La vie antérieure.*
[9]) C'est là une opinion de Baudelaire. Voyez XCVIII, *La Rançon.*
[10]) *Ourousof, ouvr. cit.*, pag. 14.

glorifier la mort. De plus la jeunesse a disparu. Les tempêtes ont détruit le jardin de son génie et il ne sait si le terrain désormais aride pourra donner aux fleurs qu'il rêve leur aliment mystique. La mort approche, une mort obscure; il sent que tout un trésor de chants restera enfoui au dedans de lui; il répète avec une tristesse infinie l'ancien *ars longa vita brevis* et il reconnaît la réalité d'un destin inéluctable, empoisonnant nos joies les plus pures, arrêtant nos plus nobles élans, comme s'il jalousait notre bonheur et craignait notre hardiesse. Infini et mystère, contre lesquels l'énergie qui vit en nous, infini et mystère elle aussi, nous pousse à une lutte éternelle. *Bohémiens en voyage*, *l'Homme et la Mer*, *Don Juan aux Enfers*, voilà les trois tableaux symboliques représentant le grandiose conflit. Mais plus que dans l'homme en lutte contre la mer, plus que dans l'héroïque indifférence de Don Juan, nous voyons le mystère de l'homme fatal et incompris, rêvant d'insaisissables choses, dans les bohémiens vagabonds

> Promenant sur le ciel des yeux appesantis
> Par le morne regret des chimères absentes.[11])

Le cycle se termine par un ricanement. Le poète qui a senti la grandeur et la dignité de l'éternelle lutte et qui a donné à son Don Juan le calme dédaigneux d'un héros enchaîné devant un tyran, sent à la fin le ridicule de l'éternelle défaite et donne au pauvre athlète la figure du vieux docteur dont la théologie a troublé la cervelle.[12])

Voilà donc, en onze poésies, toute la douloureuse tragédie du raté. Elle semble parfois se soulever à une signification plus universelle et plus haute et nous croyons entrevoir à travers la splendeur des symboles philosophiques toute la sanglante opposition de la réalité brutale et du rêve; mais c'est, au fond, toujours la douleur particulière de l'artiste, du poète surtout, tirant de sa gangue avec peine l'or pur de la parole rythmée. Baudelaire écrit *la Muse malade*, *la Muse vénale*; il clot la première éd. de son ouvrage par *la Mort des artistes*. Jamais l'essor des jeunes âmes vers la poésie n'avait été plus général ni plus ardent et il fallait bien, pour peindre au vrai les agitations et les mélancolies de la jeunesse du temps, ne pas oublier cette fièvre d'art qui était alors et sera toujours une des premières formes où se réalise la vague aspiration vers l'idéal. Mais l'auteur n'eût pas tant insisté et avec tant d'amertume s'il se fût simplement

[11]) Dans *Mon cœur mis à nu*, pag. 114, il se propose de célébrer le vagabondage. C'est ce qu'il fait dans ses *Petits poèmes en prose* (XXXI, *Les vocations*).

[12]) Le sonnet *A Théod. de Banville*, ajouté dans l'éd. posthume, précède opportunément *Châtiment de l'orgueil*. La sujet est le même: on porte toujours la peine de toute audace héroïque.

agi d'une étude objective. Rapprochés de cette partie des *Fleurs du Mal*, nombre de passages, dans sa correspondance et ses œuvres, prouvent, à n'en pas douter, la sincérité de sa plainte. Un côté très intéressant de sa vie intérieure, de son pessimisme, nous apparaît. On constate combien il a souffert, et combien souvent, du doute affreux qui a rongé tant d'artistes. Il n'a pas la foi dans son génie. Il a peur que la source des vers ne soit tarie en lui; que les beaux moments qu'il appelle de *santé poétique* n'aient plus à revenir. Remarquez cette exprssion, et songez que Baudelaire soutenait la souveraineté de l'imagination dans l'art, et la possibilité, pour une volonté énergique, de réveiller et régler cette faculté presque divine; songez que, par principe, il écartait les trouvailles de l'inspiration spontanée, les cadeaux du hasard. La *santé poétique* ne signifiait-elle pas précisément, pour lui, l'ivresse créatrice à laquelle allaient ses désirs et ses regrets d'artiste? Baudelaire n'a pas dédaigné la gloire. C'est avec tristesse qu'il conçoit l'idée d'une destinée obscure:

> Loin des sépultures *célèbres*,
> Vers un cimetière *isolé*,
> Mon cœur comme un tambour voilé
> Va battant des marches funèbres.[13])

et une perspective d'années glorieuses le console, lorsqu'il fait à ses journaux intimes ses dernières confidences. Mais toujours il aima l'art plus que l'applaudissement, par dessus tout. Il souffrit d'être ignoré; il souffrit plus encore, plus tard, de ne pas être compris;[14]) mais sa douleur la plus grande fut de ne pouvoir arracher à la poésie toutes les joies réservées aux élus, de sentir mourir peu à peu en lui le poète. N'oublions pas que, alors, l'art représentait ou remplaçait, pour les artistes, la famille, les amis, la patrie, la beauté, tout en somme; et nous comprendrons entièrement cette douleur.

Il peut paraître étonnant que Baudelaire se soit lamenté de son impuissance d'artiste dans une œuvre si singulière de beauté et d'envergure. Mais les *Fleurs du Mal* n'étaient à ses yeux, lors même de leur première apparition, qu'une partie

---

[13]) XI *Le Guignon*. On peut voir sur les sources de ce sonnet *J. M. Bernard*, *A propos d'un sonnet de Baudelaire*, dans la *Revue d'histoire littéraire de la France*, 1909, XVI, pag. 792/3.

[14]) Dans une lettre à Nadar de 1859 (*Nadar*, *Charles Baudelaire intime*, Paris 1911, pag. 92/3): «... il t'a pris fantaisie, à propos d'un poète belge ou polonais, de me jeter un mot désagréable à la figure. Il m'est pénible de passer pour le Prince des Charognes. Tu n'as sans doute pas lu une foule de choses de moi qui ne sont que musc et que roses». Et en 1866 à M. Ancelle, touchant *les Fleurs du Mal*: «On commencera peut-être à les comprendre dans quelques années».

bien petite de ce qu'il avait projeté. Déjà en 1853 il exprimait à Poulet-Malassis ses regrets d'avoir été détourné par les malheurs et les outrages subis dans le courant de l'année, d'écrire trois comédies et quatre volumes dèjà conçus.[15]) Il savait d'ailleurs que son livre, qu'il publiait à trente-six ans, n'était pas le résultat total de toute une jeunesse laborieuse, mais bien plutôt un recueil assez banal des vers germés au hasard dans une vie mécontente et stérile, recueil qu'il tâchait de relever par l'originalité piquante et vigoureuse du cadre. Il a eu assez tôt la conscience de son impuissance, si le portrait de Samuel dans son conte juvénile *la Fanfarlo*, est, comme on le croit, tracé d'après lui-même.[16]) «Le soleil de la paresse qui resplendit sans cesse au dedans de lui, lui vaporise et lui mange cette moitié de génie, dont le ciel l'a doué. Parmi tous ces demi-grands hommes que j'ai connus dans cette terrible vie parisienne, Samuel fut, plus que tout autre, l'homme des belles œuvres ratées, créature maladive et fantastique, dont la poésie brille bien plus dans sa personne, que dans ses œuvres et qui vers une heure du matin, entre l'éblouissement d'un feu de charbon de terre et le tic-tac d'une horloge m'est toujours apparu comme le Dieu de l'impuissance — dieu moderne et hermaphrodite — impuissance si colossale et si énorme qu'elle en est épique.» Les plaintes se font de plus en plus fréquentes à mesure que les années s'en vont. Et l'on arrive à la lettre qu'il écrit à sa mère le 3 janvier 1865, quand déjà son esprit est tout rempli de pensées funèbres, lettre qu'on ne peut lire sans un attendrissement profond: «Comme il est difficile, non pas de penser un livre, mais de l'écrire sans lassitude!.... C'est là pour moi, maintenant, une idée fixe, l'idée de la mort, non pas accompagnée de terreurs niaises — j'ai tant souffert déjà et j'ai été si puni que je crois que beaucoup de choses peuvent m'être pardonnées — mais cependant haïssable, parce qu'elle mettrait tous mes projets à néant, et parce que je n'ai exécuté encore que le tiers de ce que j'ai à faire en ce monde».

Il s'est souvent efforcé de s'expliquer à lui-même l'histoire de son talent, de justifier ses déconvenues dans le domaine de l'art. Dans les *Fleurs du Mal* il envisage le problème sous ses aspects principaux; d'abord le facteur physique et le facteur économique, la maladie et la pauvreté; après, les facteurs d'ordre moral, le contenu restreint de son âme, sa conception trop haute de la poésie. Ailleurs il croit avoir trové la vraie cause de sa stérilité littéraire dans sa méthode de travail, dans sa haine pour toute improvisation, dans le soin trop minutieux donné aux détails, qui le faisait rester des heures sur une page, sur une phrase,

[15]) *Lettres*, 16 Déc. 1853.
[16]) *Œuvres*, IV, pag. 388.

à la recherche d'une forme plus parfaite; si *les Fleurs du Mal* avaient paru si tard ce n'était pas uniquement par la pusillanimité des éditeurs que la rareté du sujet effrayait, mais aussi parce qu'il voulait se présenter à son public aussi parfait que possible. De là la règle qu'il se donne dans *Fusées.*[17]) «Début d'un roman, commencer un sujet n'importe où et, pour avoir envie de le finir, débuter par de très belles phrases»; et dans *Mon cœur mis à nu*[18]): «Se mettre tout de suite à écrire. Je raisonne trop».[19]) Peut-être n'a-t-il pas eu le courage de s'avouer de plus dures vérités, d'admettre la naturelle pauvreté de son imagination verbale, la ténuité de son souffle créateur. On a pu dire, et non sans raison, que son vrai chef-d'œuvre était une traduction, la traduction d'E. Poe. Il lui fallut tomber irrémédiablement de la poésie à la prose: quelques-uns des *Petits poèmes en prose* sont des *fleurs du mal* qu'il n'a su appeler à la vie supérieure de la poésie. Même dans *Les Fleurs du Mal*, on aperçoit la ténuité du souffle. Il est naturel que certaines idées et certaines images y maintiennent par leur retour l'unité de la couleur; il en est ainsi de la mystique métamorphose de tous les sens en un seul,[20]) du lent corbillard des rêves,[21]) du débauché qui semble, embrassant sa belle, embrasser son tombeau.[22]) Mais plusieurs répétitions semblent plutôt témoigner d'une imagination peu vive:

XXXI, 14 Et le ver rongera ta peau comme un remords.
et LV, 1—3 .... le vieux, le long Remords.
Qui vit, s'agite et se tortille
Et se nourrit de nous comme le ver des morts.

XLI, 1—2 .... cette tristesse étrange
Montant comme la mer sur le roc noir et nu.
et LVI, 3 La tristesse en moi monte comme la mer.

XLIII, 3—4 à la très-belle .....
Dont le regard divin t'a soudain refleuri.
et CXVII, 9—4 .... Fugitive beauté
Dont le regard m'a fait soudainement renaître.

LXVI, 3 Sois charmante et tais-toi.
et XC, 2 Sois belle et sois triste.

---

17) pag. 86.
18) pag. 122.
19) Ces mots ne font-ils pas penser à *Fr. Amiel*, *Journal intime*, I, 90/1, expliquant sa timidité d'action par le «développement excessif de la réflexion, qui a réduit presque à rien la spontanéité, l'élan, l'instinct, et par là même l'audace et la confiance»?
20) IV, 5/8; XII, 10/11; XXIV, 17; XLII, 21/24; XLVIII, 3/4.
21) LXXX, 17; LXXXIV, 11/12.
22) XXII, 19/20; XXV, 7/8; XXXIII, 2.

XXVII, 8 Ces yeux sont la cîterne où boivent mes ennuis
et L, 14—11 Mes songes viennent en foule
Pour se désaltérer à ces gouffres amers.[23])

Ce que nous venons de constater n'a pu échapper à l'œil si attentif de Baudelaire. Mais, là où nous voyons l'essence d'un tempérament, il ne voyait, lui, que des accidents fortuits. Et il demandait à sa volonté, ou parfois à l'opium, de corriger sa lenteur au travail en réveillant en lui sa vraie nature, et excitant sa verve assoupie. Et il se plaisait à l'étude des forces ennemies qui lui faisaient échec.

D'abord la *Muse malade*. Ce n'est pas une nouvelle édition d'une poésie de Sainte-Beuve.[24]) Baudelaire eut bientôt à regretter réellement sa santé disparue. Il portait en lui dès la naissance un germe fatal, puisqu'il a pu s'expliquer la maladie dont il devait mourir, en se remémorant la trop grande différence d'âge entre ses parents et la démence de ses ancêtres. «Mes ancêtres, idiots ou maniaques, dans des appartements solennels, tous victimes de terribles passions»[25]) écrit-il, malade, sur son journal. La faiblesse organique innée ne fit que s'accroître dans les folles années de sa vie juvénile, quand il prédisait en riant sa mort prématurée.[26]) Voulant l'entraîner à un travail sérieux, à un tour de force, Mme Sabatier lui disait: «Il faudrait pour cela, renoncer à l'opium, à toutes les fantaisies qui vous passent par la tête et vous accrochent à chaque pas. Je perds mon temps et ma peine à vous prêcher.» Il faut pourtant se souvenir qu'il ne recourait pas toujours à l'opium pour rendre plus intense la vie du rêve ni pour jouir d'une ivresse délicieuse des sens, mais quelquefois aussi pour apaiser la douleur physique. La faiblesse de la santé fut vraiment un sérieux obstacle à son activité littéraire; elle explique aussi, en partie, son indécision, sa paresse, son penchant au rêve.

Vient ensuite *la Muse vénale*. Baudelaire se peint en Chatterton. Ici il nous dit sa crainte de n'avoir pas un tison pour chauffer sa muse, les soirs d'hiver[27]), là sa honte de ne pouvoir donner à la jolie chanteuse des rues le bijou de vingt-neuf sous qu'elle lorgne dans une vitrine;[28]) nous le voyons, le menton dans les mains, contempler du haut de sa mansarde les cheminées, les clochers et les cieux[29]) et rouvrir sur l'horreur de son taudis les yeux encore

---

[23]) Nous allons bientôt parler d'autres répétitions qui sont probablement des correspondances voulues.

[24]) Cela a été affirmé par M. Canat, *Du sentiment de la solitude morale chez les romantiques et les parnassiens*, Paris 1904, p. 163.

[25]) *Fusées*, pag. 84.

[26]) *Œuvr. posth.*, pag. 54.

[27]) VIII, *La Muse vénale.*

[28]) CXII, *A une mendiante rousse.*

[29]) CVIII, *Paysage.*

éblouis des richesses prodigieuses vues en songe.[30]) La tradition romantique a ici exercé son influence et, evidemment, inspiré l'outrance de certains traits; mais l'influence de la réalité n'en est pas moins certaine. Après quelques années d'une discrète aisance, Baudelaire se trouva engouffré irrémédiablement dans un tas de petites dettes, formant un total d'un peu plus de vingt et un mille francs. Il ne fit pas de véritables folies; il eut toujours la sérieuse intention de payer entièrement tous ses créanciers et on le voit, non sans admiration, à la veille de partir à la mer, fixer dans son programme deux jours entiers au calcul complet de se dettes. Il lui arrivait parfois d'en rire, mais sa gaîté cachait des larmes. Lisez, par ex., dans ses *Conseils aux jeunes littérateurs.*[31]) «N'ayez jamais des créanciers; faites, si vous voulez, semblant d'en avoir; c'est tout ce que je puis vous passer.» Dans le fait, la lente tragédie des continuels dénûments, ne laissa pas de contribuer, plus que toute autre chose, à sa perte. Une grande partie de sa correspondence renferme des demandes d'argent; à Ancelle, à Poulet-Malassis, à la Société des gens de lettres. Nous avons le droit de soupçonner des crises très sérieuses,[32]) et même avant l'apparition des *Fleurs du mal.* Nous ne parlons pas de ses dernières années, quand il déclarait dans son journal ne pas avoir encore connu le plaisir d'un plan réalisé et retraçait, par des notes courtes, coupées, tragiques le vieux rêve renaissant plus fort dans l'avilissement de l'indigence: «Gloire. Payement de mes dettes. Richesse de Jeanne et de ma mère.»

On comprend aisément que tout cela ait influé sur sa carrière poétique, soit en empirant sa santé, soit en le détournant vers de plus humbles travaux. Il appelle toutes les années de sa jeunesse «seize ans de fainéantise» (1842—1858) quoiqu'il ait eu alors des périodes d'activité indubitable. Mais c'était pour le gain, plus que pour l'art. L'art ne peut pas, croyait-il, se séparer de la richesse. Le luxe, l'élégance ont été toujours pour lui l'idéal de beauté traduit dans la vie; il ne cacha jamais son mépris pour les poètes qui ne se souciaient guère de se faire un milieu poétique et il alla jusqu'à douter, pour cela seul, de la réalité de leur talent. Il aima morbidement les parfums, l'or, les gravures, les étoffes de soie, les dentelles, les vins capiteux. Sa muse est amante des palais[33]) et le transporte volontiers, avec sa bien-aimée, au pays de Cocagne:[34])

Là tout n'est qu'ordre et beauté;
Luxe, calme et volupté.
Des meubles luisants
Polis par les ans,

[30]) *CXXVI, Rêve parisien.*
[31]) *Œuvres*, III, pag. 287.
[32]) Voyez la lettre à M. Ancelle du 24 Déc. 1855.
[33]) VIII, *cit.*
[34]) LIV, *L'Invitation au voyage.*

Décoreraient notre chambre;
Les plus rares fleurs
Mêlant leurs odeurs

Aux vagues senteurs de l'ambre,
Les riches plafonds,
Les miroirs profonds,

La splendeur orientale,
Tout y parlerait
A l'âme en secret
Sa douce langue natale.

La dernière partie du livre, la Mort, se compose dans la première édition de trois seuls sonnets: *la Mort des Amants*, *la Mort des Pauvres*, *la Mort des Artistes*, qui ne sont pas des visions isolées, des confuses images de la Mort, mais une synthèse finale de ce que le mourant a désiré et vainement cherché dans la vie et qu'il espère maintenant trouver au-delà de la tombe: avec des rêves d'amour et d'art des rêves de richesse.[35])

L'étrange sonnet *Le mauvais Moine* apporte une nouvelle donnée fondamentale au problème qui nous occupe, et nous suggère une solution plus profonde, fondée sur la connaissance intime de l'âme du poète. L'idée principale du sonnet ne doit pas nous tromper. Je ne crois pas que le poète ait fui la poésie pour se dérober à l'étude douloureuse de lui-même. Certes, la longue analyse de ses misères intérieures n'a pas été faite sans tristesse; l'âme qu'il sondait était trop encombrée de choses mortes. Mais Baudelaire n'a pas été le mauvais moine évitant peureusement

---

[35]) Baudelaire voulant attirer particulièrement l'attention sur ces trois qualités de son personnage, amant, pauvre et artiste, avait conçu une nouvelle poésie qui, le 13 Mars 1860, était presque terminée: *Plutus, l'Amour et la Gloire.* Peu content de l'élaboration poétique il en fit un de ses *Petits poèmes en prose*, XXI, *Les Tentation, ou Eros, Plutus et la Gloire.*

Il ne faut pas prendre trop au sérieux la petite composition citée plus haut, *Conseils aux jeunes littérateurs*, ni en déduire que Baudelaire n'a pas été, vis-à-vis de l'argent un idéaliste raffiné, mais plutôt un pur philistin. Maurice Spronck, *Les artistes littéraires*, Paris 1889, p. 97/8, déplore qu'un poète d'une si ardente spiritualité s'arrête à prouver les avantages matériels de la poésie. Il est aisé de s'apercevoir, d'abord, que le poëte, jeune homme de vingt-cinq ans posant en conseiller devant ses compagnons de métier, ne voulait ici qu'être piquant et spirituel; ensuite, qu'il était sous l'influence d'Eug. Delacroix, pour qui il avait alors les plus vifs enthousiasmes et dont il écrivait (*Œuvres*, III, p. 267): «Delacroix aimait à façonner de ces petits catéchismes de morale pratique que les étourdis et les fainéants qui ne pratiquent rien attribueraient dédaigneusement à M. de la Palisse, mais que le génie ne méprise pas parce qu'il est apparenté avec la simplicité; maximes saines, fortes, simples et dures, qui servent de cuirasse et de bouclier à celui que la fatalité de son génie jette dans une bataille perpétuelle».

le cimetière, où se glorifie la mort. Au contraire: il s'y est rendu, irrésistiblement poussé par des besoins de raison, d'imagination, de sentiment, surtout. Sa raison est assez forte et pénétrante pour saisir les vérités les plus profondes, mais les problèmes qu'elle préfère sont les plus compliqués, les plus tourmentants, les plus étranges, les mieux aptes à saisir l'imagination et troubler l'âme entière. Car il ignore ou méprise les sentiments les plus simples et généralement les plus vifs. Pas de véritable amour pour sa mère en lui. Sa tendresse pour elle devient dans ses dernières années intense et délicate; il fait des programmes de vie sérieuse et active dans l'espoir qu'elle puisse jouir de son changement; il recommande à M. Ancelle de ne pas lui laisser deviner l'empirement continuel de son mal; il prie Dieu le soir et le matin d'en prolonger l'existence. Mais il faut tout de même remarquer qu'il a vécu toute sa vie loin d'elle, en ennemi et qu'il lui revient bien tard quand tout s'écroule autour de lui et qu'elle seule lui reste. Ses amours, ses amitiés, ses enthousiasmes sont nés en majeure partie de son imagination et de sa raison. Les sentiments qu'il aime, qu'il excite, sont ceux qui s'emparent de nous complètement et ont en eux quelque chose d'infini. C'est, par exemple, ce qu'il appelle «l'extase de la vie». Il ne s'intéresse que très peu à l'acuité de la sensation isolée, bien qu'il soit merveilleusement doué pour le plaisir et que tous ses sens soient sains, attentifs, vibrants;[36]) quoiqu'il possède dès l'enfance le goût des images, des couleurs, des lignes et que les sons et les parfums le ravissent. Il raffine sur ses sensations, il en crée, en les mêlant, de nouvelles, surtout il les encadre dans des idées aussi vastes et profondes que possible; il augmente par le haschisch la capacité de son âme; il veut en somme par l'affinement de la sensibilité, l'abondance et l'harmonie des sensations et des idées, sentir plus puissamment, non une forme particulière de la vie, mais la vie. Il écrit dans *Fusées*:[37]) «Il y a des moments de l'existence où le temps et l'étendue sont plus profonds et le sentiment de l'existence immensement augmenté.» Et ailleurs[38]): «Qui n'a connu ces admirables heures, véritables fêtes du cerveau, où les sens plus attentifs perçoivent des sensations plus retentissantes, où le ciel d'un azur plus transparent s'enfonce comme un abîme plus infini, où les sons tintent nusicalement, où les couleurs parlent, où les parfums racontent des mondes d'idées?»

[36]) Les *Fleurs du Mal* ne nous témoignent pas seules de la sensibilité du poète; on peut constater d'après ses travaux critiques qu'il n'y a pas chez lui d'excitable que l'odorat, mais sa vue aussi et son ouïe n'avaient pas une médiocre puissance.

[37]) pag. 81.

[38]) *Œuvres*, II, pag. 243.

C'est surtout le sentiment du mystère, et du plus grand de tous, la mort. Il en aime toutes les formes, que ce soit horreur et dégoût devant les corps en pourriture, ou douceur de regrets, ou déchirement de l'âme lorsque les rêves s'effacent ou tristesse infinie après les vains efforts pour renouveler le passé. Il cherche volontiers, séduit par le parfum que les vieilles amours évaporées ont laissé au fond des âmes, les replis les plus cachés et les plus obscurs de la conscience; il cherche la douceur des couchants, les silences des nuits de lune, la lumière brumeuse et mélancolique des jours d'automne. Si, comme Obermann, il adore les parfums, c'est sans doute pour la même raison que lui, à cause des sensations plus vagues et plus mysterieuses qu'ils évoquent. Le spectacle de la destruction physique ne peut ne pas l'attirer. C'est là surtout que l'éternel écoulement des formes apparaît. Les autres aspects de la mort ne secouent pas d'un frisson aussi violent tout notre être, ni ne produisent, comme réaction, un plus grand élan vers l'absolu. L'idée de la mort, ainsi entendue, domine dans tout le volume. Qu'on voie surtout le groupe central de poésies qui a pour titre *Les Fleurs du Mal.* L'appareil de la destruction s'agite devant le poète arrivé, loin du regard de Dieu, dans les plaines désertes de l'ennui; il lui semble parfois qu'il perd son sang à flots sans réussir à trouver où est la blessure; il voit dans l'île de Vénus son image pendue à un gibet symbolique; il voit l'Amour, assis sur son crâne, faisant des bulles avec son sang, avec sa chair, avec son cerveau.

Maint écolier hystérique et maint grave érudit a pourtant cru que tout Baudelaire était dans la *Charogne* et dans les *Métamorphoses du vampire.*[39]) Et un des plus fins critiques trouva étonnant le désir de la mort, chez Baudelaire, c'est-à-dire chez un homme pour qui la mort n'était que la mort visible dans la pourriture des corps, la mort perçue sur le cadavre par le toucher et l'odorat.[40]) Mais il suffit de lire les trois dernières poésies du livre, *la Mort.* Il y a dans les deux premières presque une sérénité tombale et comme un calme religieux et il y a dans le poème final, *le Voyage*, le désir de ce qu'on n'a pas connu, de

---

[39]) Parmi ses confrères même, beaucoup n'ont pas été ni ne sont pas moins myopes. Rien de plus savoureux, par ex., que l'éclat d'antibaudelairisme par lequel Joseph Autran clot ses courtes notes sur la littérature française: «Ne me parlez pas de ce poëte-là. Je n'ai jamais compris la faveur dont il a joui auprès de certains esprits: je ne l'ai comprise du moins que par ce déplorable attrait de la corruption souvent plus fort que l'attrait du talent. Pourquoi n'en pas parler, me dit-on, il a fait son bruit. J'en conviens: il a fait son bruit comme le fou qui ouvre sa fenêtre et adresse aux passants de bizarres apostrophes, comme le débauché qui sort la nuit d'un mauvais lieu et offense par ses chansons avinées la majesté des étoiles.»

[40]) G. Lanson. *Hist. de la litt. franç.* Paris 1906, pag. 1043.

ce qui n'est plus notre vie bornée et banale; le désir de l'infini et de l'éternel. C'est sous une forme nouvelle, le rêve essentiel du poète:

Au dessus des étangs, au dessus des vallées,
Des montagnes, des bois, des nuages, des mers,
Par delà le soleil, par delà les éthers
Par delà les confins des sphères étoilées,

Mon esprit, tu te meus avec agilité
Et comme un bon nageur qui se pâme dans l'onde
Tu sillonnes gaîment l'immensité profonde
Avec une indicible et mâle volupté.

Baudelaire a senti et affronté le mystère qui nous entoure C'est une supériorité qu'il a sur des génies même très grands et il le savait quand il accusait de paresse Voltaire parce qu'il haïssait le mystère. Mais cette supriorité lui a été funeste. Une fois le grand problème apparu à son esprit, son âme en fut toute absorbée et pour toute l'existence.

On voit tout de suite les conséquences littéraires de ce romantique tempérament si l'on ajoute qu'il n' a pas été, comme poète, profondément et moins sincèrement romantique; c'est à dire que son art, en plus de la spiritualité, de la couleur, de l'aspiration vers l'infini, de la richesse des moyens d'expression devait avoir comme caractère essentiel l'intimité.[41]) Il écrit à Mme Sabatier: «je pense à vous en vers.»[42]) L'intimité de sa poésie la porte elle aussi à l'épuisement. Nous venons de voir que son expérience était d'autant plus étroite que sa vie intérieure était plus profonde et plus intense.

Il n'eut qu'un sujet. Il dit lui-même de ses *Petits poèmes en prose*: «En somme c'est encore *les Fleurs du Mal.*»[43]) Et en effet tout en faisant abstraction de l'intonation commune, ils peuvent être considérés comme une appendice ou une suite de la partie des *Fleurs du Mal* ayant pour titre *Tableaux parisiens* et le lien était aussi indiqué par le nom même que leur donna d'abord le poète: *Le spleen de Paris.* Mais il y a un lien encore plus fort: quelques-uns de ces petits poèmes sont de simples variations en prose;[44]) d'autres étaient destinés à faire partie des *Fleurs du Mal* et l'auteur n'a su achever leur élaboration poétique.[45]) L'*Ivrogne*, drame qui obséda longtemps son imagi-

---

[41]) *Œuvres*, II, pag. 86.

[42]) *Lettres*, 9 Mai 1853.

[43]) A Jules Troubat, le 19 Févr. 1866.

[44]) XIII, *Les Veuves*; XVII, *Un hémisphère dans une chevelure*; XVIII, *L'invitation au voyage*; XXIII, *Le crépuscule du soir.*

[45]) Nous avons déjà vu qu'on peut l'affirmer de *Plutus, l'Amour et la Gloire*; qu'on ajoute *Dorothée.* L'épilogue en ternaires a été conçu comme devant servir de congé aux *Fleurs*; mais après, heureusement, l'auteur a condamné la bizarre poésie à clore un livre de proses.

nation et sur lequel il bâtit tant d'espérances, a comme germe le *Vin de l'assassin* et son protagoniste est, de même que le protagoniste des *Fleurs du Mal*, un rêveur oisif. Il médita une *Fin de Don Juan*, mais c'est un Don Juan parvenu à la mélancolie et au spleen. Il ébaucha un autre drame, *Le marquis du Ier Houzards*, et il vit spécialement dans son sujet, comme, au fond, dans les *Fleurs du Mal*, le contraste entre les deux grands principes, entre l'ange bon et le mauvais. Incapable de dépouiller sa propre personnalité, dans le domaine même de l'histoire, il ne s'intéresse qu'aux figures où il se retrouve tout ou en partie lui-même. Il écrit, en écrivant la vie d'E. Poe, une grande partie de sa vie;[46]) il emploie pour Delacroix, Manet, Gautier, Guys, Wagner, des expressions que le critique actuel doit répéter pour lui. Tout, sous sa plume, devient autobiographique. Il aspire à une activité originale et glorieuse; il tente de se renouveler et il écrit dans *Fusées*: «Créer un poncif c'est le génie. Je dois créer un poncif.»[47]) Le seul poncif qu'il pût créer, il l'avait déjà créé depuis longtemps: *Les Fleurs du Mal*. *Mon cœur mis à nu*, son dernier écrit, était destiné lui aussi, paraît-il, à une élaboration artistique; mais comment ne pas voir que ces pauvres notes, touchants reflets de sa bourrasque intérieure, sont, et seraient mieux encore une fois élaborées poétiquement, des *Fleurs du Mal* elles aussi? Un exemple suffit. Dans *Mon cœur mis à nu* nous lisons cette confession saisissante:[48]) «Au moral, comme au physique, j'ai toujours eu la sensation du gouffre, non seulement du gouffre du sommeil, mais du gouffre de l'action, du rêve, du souvenir, du désir, du regret, du remords, du beau, du nombre etc. J'ai cultivé mon hystérie avec jouissance et terreur. Maintenant, j'ai toujours le vertige et aujourd'hui 23 janvier 1862 j'ai subi un singulier avertissement: j'ai senti passer sur moi le vent de l'aile de l'imbécillité.» Rhytmiquement cadencé, ce

---

[46]) Les rapports entre E. Poe et Ch. Baudelaire ont été étudiés, sans la profondeur et la précision que méritait le beau sujet, par *Arthur-S. Patterson*, *L'influence d'Edgar Poe sur Ch. Baudelaire*, Grenoble 1903. Il est vrai que l'influence du conteur américain a été très grande sur le poète français — Baudelaire même affirme dans un passage de *Mon cœur* que Poe et De Maistre lui ont appris à raisonner — mais il n'est pas moins vrai qu'une ressemblance extraordinaire entre leurs tempéraments naturels, et comme une harmonie préétablie entre eux, tout en nous expliquant cette influence, en diminue à nos yeux la valeur. Baudelaire écrit à Th. Thoré ces paroles qui n'ont pas l'air d'être une plaisanterie: «Savez-vous pourquoi j'ai si patiemment traduit Poe? Parce qu'il me ressemblait. La première fois que j'ai ouvert un livre de lui, j'ai vu avec épouvante et ravissement, non seulement les sujets rêvés par moi, mais des *Phrases* pensées par moi et écrites par lui vingt ans auparavant».

[47]) pag. 85.

[48]) pag. 119.

passage devient l'impressionnant sonnet de *Fleurs du Mal*: *Le Gouffre*:

Pascal avait son gouffre, avec lui se mouvant.
— Hélas! tout est abîme — action, désir, rêve,
Parole! et sur mon poil qui tout droit se relève
Mainte fois de la Peur je sens passer le vent.

En haut, en bas, partout, la profondeur, la grève,
Le silence, l'espace affreux et captivant....
Sur le fond de mes nuits Dieu de son doigt savant
Dessine un cauchemar multiforme et sans trêve.

J'ai peur du sommeil comme on a peur d'un grand trou,
Tout plein de vague horreur, menant on ne sait où;
Je ne vois qu'infini par toutes les fenêtres;

Et mon esprit, toujours du vertige hanté,
Jalouse du néant l'insensibilité.
— Ah ne jamais sortir des Nombres et des Êtres!....

Nous avons déjà vu que les dernières poésies du cycle de l'art représentent l'insuccès du mystique s'efforçant d'échapper à l'étreinte de la réalité et de se soulever dans une atmosphère idéale. Pour se convaincre qu'il s'agit toujours du poète, il suffit de se rappeler les pièces par lesquelles s'ouvre le cycle, pièces ou l'auteur exalte l'origine du poète et sa tâche. Nous y trouvons ceci, que le moyen pour se soustraire au poids écrasant du réel c'est précisément la poésie. Baudelaire y expose d'une façon assez claire et assez complète sa conception de la poésie et du beau. Arrêtons-nous un instant. Il faut que nous connaissions au juste le but qu'il se proposait, si nous voulons bien comprendre sa plainte de ne l'avoir pas atteint. «C'est à la fois par la poésie et à travers la poésie ..... que l'âme entrevoit les splendeurs situées derrière le tombeau. Et quand un poème exquis amène les larmes au bord des yeux, ces larmes ne sont pas la preuve d'un excès de jouissance, elles sont bien plutôt le témoignage d'une mélancolie irritée, d'une postulation de nerfs, d'une nature exilée dans l'imparfait et qui voudrait s'emparer immédiatement, sur cette terre même, d'un paradis révélé.» Ce sont des paroles d'E. Poe que Baudelaire a fait siennes. Habitué par son éducation romantique à voir dans les poètes des êtres de race divine, il est bien naturel que la poésie soit, pour lui aussi, un ravissement enthousiaste de l'âme à des hauteurs d'où l'on jouit déjà des splendeurs non terrestres. Il consacre à cette idée les premières images de son livre. Le poète, créature du ciel exilée sur la terre, passe au milieu des dérisions et des haines, portant au front la sérénité de sa patrie divine; méprisé, insulté, albatros tombé de l'azur au milieu des huées

d'un équipage,[49]) il ne voit autre chose que le ciel et bénit Dieu.[50]) L'existence de la terre est plus lourde pour lui que pour tout autre; mais lui seul peut vivre la seconde vie, la vie heureuse de l'esprit aux régions de la splendeur éternelle:

> Derrière les ennuis et les vastes chagrins
> Qui chargent de leur poids l'existence brumeuse,
> Heureux celui qui peut d'une aile vigoureuse
> S'élancer vers les champs lumineux et sereins!

Cette élévation de l'esprit, cet effacement complet de tout souci matériel, ne sont que l'accord préparatoire des puissances de l'âme prêtes à rendre les voix mystérieuses des choses et à célébrer la beauté.

Dans l'extase mystique l'esprit devient voyant. Les infinies correspondances de la nature se révèlent; tout acquiert à ses yeux, comme autrefois aux yeux du croyant, la valeur d'un symbole; les associations se font plus fréquentes, plus inattendues, plus rapides.

> Comme de longs échos qui de loin se confondent
> Dans une ténébreuse et profonde unité,
> Vaste comme la nuit et comme la clarté,
> Les parfums, les couleurs et les sons se répondent.

Ce n'est pas que la nature devienne pour le poète, comme un grammairien pourrait dire, un grand magasin de métaphores. Il faut saisir sous le jeu du style une interprétation plus harmonieuse, plus profonde, insolite du moins, de la nature, une faculté exceptionelle d'associer entre elles les sensations les plus éloignées, de fondre ensemble, à un feu mystique, le sensible et l'idéal.[51])

[49]) Cette image, que Baudelaire a très originalement renouvelée, est familière aux poëtes romantiques. On la retrouve encore, assez peu modifiée, chez le grand champion du naturalisme, chez *E. Zola*, *Documents littéraires*, Paris 1881, p. 216, à propos de G. Sand: «Elle ressemblait à ces oiseaux de mer qui marchent si difficilement sur le sable, quand ils abordent, et qui retrouvent leur allure puissante et rapide, dès qu'ils battent les eaux immenses de leurs pattes et de leurs ailes».

[50]) Je crois que c'est bien cela qui a donné le titre à la pièce (Soyez béni, mon Dieu, qui donnez la souffrance . . . .). Suivant *M. Canat*, *ouvr. cit.*, p. 154, et, paraît-il, suivant *Théo. Gautier*, *les Fleurs du Mal*, p. 30, le titre *Bénédiction* vient de ce que le poète voit sa souffrance comme une bénédiction du ciel.

[51]) Ce qui est surtout frappant et caractéristique en Baudelaire est l'association des sensations olfactives avec les autres sensations. Suivant certains critiques, Baudelaire n'a pas de titre plus sérieux devant la postérité!

3*

Quant à la beauté, on ne peut bien saisir la conception que s'en fit le poète, si l'on ne fait pas auparavant une remarque essentielle. Pour Baudelaire le poète est aussi un penseur, ou, comme il s'exprime, un alchimiste de la pensée: dans quelques notes autobiographiques, qui se lisent parmi ses œuvres posthumes, il observe lui-même en lui cette préoccupation simultanée de la poésie et de la philosophie. Il y a plus: outre que penseur le poète pour lui est un homme aussi; dans les mêmes notes il parle de ses efforts pour mettre d'accord son idéal avec la vie. Or il ne peut ne pas aimer la beauté physique classique: ce serait ne pas rendre hommage à la jeunesse, à la simplicité, à la poésie, à la santé; il ne peut ne pas éprouver un frisson d'épouvante lorsqu'il compare la force et la beauté disparues aux ridicules monstruosités de son temps. Mais si la beauté classique contente son goût esthétique, elle ne satisfait pas son besoin ardent, assidu d'investigation, de pénétration, de construction imaginaire: elle ne satisfait pas son sentiment d'homme moderne. Il aime lire dans les traits du visage la vie secrète, l'histoire compliquée de l'âme, découvrir un frère de douleur, de même qu'il n'admire pas dans la nature le grandiose ou le suave des spectacles, mais il y cherche le sens caché et voit dans la terre une continuelle allégorie de ses maux ou une correspondance du ciel. Il est partant séduit par la beauté des races malades:

Nous avons . . . nations corrompues,
Aux peuples anciens des beautés inconnues,
Des visages rongés par les chancres du cœur,
Et comme qui dirait des beautés de langueur.

Mais pourquoi chanter la beauté moderne, ou ce qui est la même chose pour Baudelaire, pourquoi être poètes romantiques, le sujet étant plein d'une si profonde tristesse ? Le poète a répondu dans la poésie qui suit: *Les Phares.* Quel que soit le sujet, l'art conserve sa prodigieuse vertu de consolation sur les cœurs humains; il change l'horrible en beau; il excite la joie par la représentation de la souffrance; que ce soit une plainte ou un hymne, l'art témoigne de la vie supérieure de l'esprit, de l'aspiration éternelle de l'humanité vers une beauté idéale, vers Dieu:

Ces malédictions, ces blasphèmes, ces plaintes,
Ces extases, ces cris, ces pleurs, ces Te Deum,
Sont un écho redit par mille labyrinthes:
C'est pour les cœurs mortels un divin opium!

C'est un cri répété par mille sentinelles,
Un ordre renvoyé par mille porte-voix:
C'est un phare allumé sur mille citadelles,
Un appel de chasseurs perdus dans les grands bois!

Car c'est vraiment, Seigneur, le meilleur témoignage
Que nous puissions donner de notre dignité
Que cet ardent sanglot qui roule d'âge en âge
Et vient mourir au bord de votre éternité!

Les six premières *Fleurs du Mal* contiennent donc, dans ses grandes lignes, sa conception de l'art. Son *Beau* y est naturellement défini. Mais une nouvelle exposition de sa conception du beau physique se trouve au commencement du cycle de l'amour (XVII—XIX dans la 1re éd.; XVII—XXI dans la 2me; XVIII — XXII dans la 3me). Ce que nous venons de dire rend assez logiques et assez claires dans leur enchaînement les pièces introductives du nouveau cycle, que d'autres ont citées pour prouver que l'esthétique baudelairienne est pleine de contradictions et d'incertitudes.[52] Là aussi on oppose à l'idéal classique qui remplit d'admiration le *poète*, l'idéal romantique qui satisfait le cœur de l'*homme*, «ce cœur profond comme un abîme«. La seule et véritable beauté est celle qui est devant l'imagination de l'artiste, pure, majestueuse, impassible, semblable à un rêve de pierre: Baudelaire se sert pour la décrire des mêmes expressions dont se sert Lecomte de Lisle pour la Vénus de Milo:

Je hais le mouvement qui déplace les lignes;
Et jamais je ne pleure et jamais je ne ris.

C'est là aussi la seule beauté qui peut s'appeler éternelle, tout homme en tout temps pouvant la comprendre: ce sont les sentiments surtout qui changent et en elle il n'y a pas de sentiment. Mais à côté de cette forme universelle et impérissable, vous voyez mille formes particulières et caduques, durant ce que dure une flottante attitude du sentiment dans un court moment de l'histoire. C'est pourquoi *La Beauté* est suivie de *l'Idéal* et de *la Géante* et, dans la troisième édition, du *Masque*, accusé à tort par M. Ourousof, qui n'a pas compris ici le vrai critérium de la distribution, d'affaiblir un peu l'unité du cycle en y mêlant déjà l'ennui de la vie. La beauté qui peut satisfaire un cœur moderne tel que celui du poète, ne garde du type classique que la majesté des formes. *La Géante*, une des plus anciennes poésies de Baudelaire qu'attira ici le dernier vers de la poésie précédente, n'est qu'un magnifique enfantillage, et ne dit rien que ne dise déjà l'*Idéal* par les deux majestueux symboles de Macbeth et de la Nuit:

Ce qu'il faut à ce cœur profond comme un abîme,
C'est vous, Lady Macbeth, âme puissante au crime,
Rêve d'Eschyle éclos au climat des autans;

---

52) *Spronck*, *ouvr. cit.*, pag. 92 et suiv.

Ou bien toi, grande Nuit, fille de Michel-ange,
Qui tors paisiblement dans une pose étrange
Tes appas façonnés aux bouches des Titans.

En conclusion, un être ayant le corps et l'âme vaillants, alliant le mystère à l'étrangeté. *Le Masque* ajoute un élément nouveau: la douleur.

Le Beau dont on parle ici, dans un chapître qui précède des poèmes d'amour est évidemment le Beau physique, mais les mêmes choses peuvent s'entendre du Beau en général, le beau de Baudelaire étant exclusivement le beau humain, le beau psychologique surtout. Et en effet il ne parle pas autrement quand il écrit plus tard dans *Fusées*:[53]) «J'ai trouvé la définition du *Beau*, de mon *Beau*. C'est quelque chose d'ardent et de triste, quelque chose d'un peu vague laissant carrière à la conjecture .... Le mystère, le regret sont aussi des caractères du beau .... Je ne prétends pas que la Joie ne puisse pas s'associer avec la Beauté; mais je dis que la Joie est un des ornements les plus vulgaires, tandis que la Mélancolie en est pour ainsi dire l'illustre compagne, à ce point que je ne conçois guère (mon cerveau serait-il un miroir ensorcelé?) un type de Beauté où il n'y ait du malheur». Et un peu auparavant[54]): «Ce qui n'est pas légèrement difforme a l'air insensible, d'où il suit que l'irrégularité, c'est-à-dire l'inattendu, la surprise, l'étonnement sont une partie essentielle et la caractéristique de la beauté.»

C'est donc dans l'intuition surnaturelle de la réalité inanimée, dans l'expression de la beauté humaine, dans l'action consolatrice que consiste, suivant Baudelaire, la triple fonction de l'art. C'est surtout à l'expression de la beauté humaine qu'il aima consacrer ses forces d'artiste. Porté par les qualités de son esprit à une continuelle introspection, sincèrement épris, malgré ses fréquentes exécrations, de sa ville et de son temps, il prit pour sujet d'étude l'homme moderne. Il vit, pour me servir d'une de ses phrases, que celui-là surtout serait un grand peintre qui réussirait à rendre le côté héroïque de nos cravates et de nos chaussures de vernis. «Le choix des sujets c'est l'homme» dit-il.[55]) et la chose est spécialement vraie de lui. Etudier l'homme moderne c'était s'étudier soi-même. Dans l'analyse continue de son cœur, il eut des moments d'un goût artistique plus pur, d'une sensibilité fantastique plus aiguë, des moments d'inspiration, de santé poétique, où sa vision a été plus sûre et plus pleine; les *Fleurs du Mal* sont la cristallisation de ces intuitions.

Le beau qu'il découvrit en contemplant les aspects de l'âme, que jusque là, par un facile hommage à la tradition classique,

---

53) pag. 79/80.
54) pag. 78.
55) *Œuvres*, III. 430.

on avait laissés inexplorés, avait toutes les principales qualités de son beau: l'étrangeté, le mystère, la passion ardente, la douleur. Il n'idéalisa pas les choses laides. Il dit sans hypocrisie les aspirations stériles d'une race épuisée et malade, les lâchetés, les chutes, l'angoisse des lentes agonies; mais il dit aussi les haines puissantes, les abîmes insondables, le grandiose du martyre; et en figurant l'homme moderne il figura quelquefois Hamlet ou Satan. Si, par une métaphore dans le goût de son temps, il eût voulu exprimer l'essence de son volume, il eût peut-être parlé d'un coucher de soleil languissant, orageux, avec de grands nuages que sillonnent des éclairs.

Maintenant en quelle mesure la beauté qu'il réalisa dans ses vers approche-t-elle de l'idéal théoriquement conçu ?

Baudelaire a su respecter assez le caractère harmonique de la beauté. Le principal but de notre étude est de relever ce caractère spécial de son œuvre, montrant combien de soins il a apportés à la structure générale.[56]) Mais son instinct de l'ordre, de l'harmonie ne se révèle pas uniquement dans le plan, surplus ajouté après coup. La même architecture que nous révèle l'ensemble, paraît aussi bien dans la composition de chaque poésie, et c'est là la vraie création de Baudelaire, dans le petit poème court, achevé, profond et suggestif; plus suggestif dans ses étroites limites que ne le sont les grands poèmes, de même qu'un morceau de ciel vu entre deux cheminées, deux rochers ou à travers une arcade, donne une idée plus profonde de l'infini que le grand panorama vu du haut d'une montagne.[57]) Tous les poèmes sont, comme l'oeuvre entière, dramatisés, c'est-à-dire que l'idée principale en constitue toujours le dénouement et vient à la fin, dans le dernier ou dans les derniers vers, expliquer le sonnet en le terminant. Tout en préparant peu à peu le lecteur à la vision finale, il fait en sorte que la dernière idée produise toujours en arrivant une agréable surprise et laisse derrière elle par l'intensité de l'impression un long écho.

Étonner et suggérer, voilà, en effet, les deux règles fondamentales de la poétique baudelairienne. Il est naturel qu'il cherche l'étonnement: nous avons déjà vu que l'étrange est pour

---

[56]) D'autres poëtes se sont évertués, avant lui, d'introduire dans un recueil de poésies lyriques l'unité d'un poëme; leurs pauvres tentatives font apprécier l'habileté de notre écrivain. Qu'on voit, par ex., le *Marcel* de Le Flaguais, traitant le même sujet, le mal du siècle.

[57]) C'est Baudelaire même qui s'est servi de cette image, *Lettres*, p. 238-9, 19 Févr. 1860, en la tournant contre les longs poëmes, «ressource de ceux qui sont incapables d'en faire de courts». Dans l'emploi du petit poëme symbolique et philosophique il est le disciple de Vigny, duquel le rapproche aussi parfois la rude énergie et le pessimisme désolé.

lui une des parties intégrantes du beau.[58]) Et il n'est pas moins naturel qu'il tâche, lui, le poète de l'Élévation et des Phares, de tenir longtemps le lecteur par le prestige du vers dans les régions de la fantaisie et de la pensée, même quand la courte joie de l'étonnement est finie.

Tout le monde connaît ses plus admirables poèmes où les deux fins d'étonner et de suggérer à la fois sont atteintes. Il adopta avec enthousiasme la tournure satanique, parce qu'il croyait, assaisonnant de burlesque l'idée tragique, faire rire et méditer en même temps. Il y réussit quelquefois.

Il décrit dans un de ses meilleurs sonnets, la terreur du mystère, la peur dont est saisi en tout lieu, en tout temps l'homme qui lève ses yeux au ciel, et termine ainsi (LXXXVII):

Le ciel couvercle noir de la grande marmite
Où bout l'imperceptible et vaste humanité.

Et dans *le Goût du néant*, avec un satanisme froid, amer, d'effet profond, vraie ironie vengeresse du Vaincu:

Je contemple d'en haut le globe en sa rondeur
Et je n'y cherche plus l'abri d'une cahute!
Avalanche, veux-tu m'emporter dans ta chute?

Mais trop souvent la recherche de l'effet est excessive; certains rapprochements d'idées tout-à-fait disparates se réduisent à un jeu; la pensée reste inerte.

Pour étonner, Baudelaire n'a pas que la disposition dramatique de ces pièces, la nouveauté et la bizarrerie des images. Ce qu'il y a surtout de stupéfiant chez lui c'est la justesse, la propriété, la force évocatrice du mot: aucune minutie n'est négligée, ou pour mieux dire, il n'y a pas de minuties pour lui; la pensée est dense dans les phrases nettes, concises, nerveuses, intenses, inexorables, où le rhytme doux corrige la forme crue. Cela devait être, par sa conception de l'art, par le choix du sujet, surtout par sa haine du superficiel et du commun. Continuant, avec quelques convaincus, les meilleures traditions romantiques, rétablissant le culte de la forme belle, forte, sincère, il prévoyait tout l'effet que feraient ses vers sur la plus grande partie du public accoutumé au style simple, courant, flasque, monotone et pédestre. Il en voulut à mort, toute sa vie, au «*style coulant*». Il s'en souvenait, quand il rassemblait dans une seule phrase, bien connue, toutes ses antipathies les plus fortes: «Excepté Chateaubriand, Balzac,

[58]) Voyez aussi *Œuvres*, II, 258, Salon de 1859: «Le désir d'étonner et d'être étonné est très légitime — It is a happiness to wonder — c'est un bonheur d'être étonné —; mais aussi — it is a happiness to dream — c'est un bonheur de rêver . . . Par ce que le beau est toujours étonnant, il serait absurde de supposer que ce qui est étonnant est toujours beau» Et dans les *Petits poëmes en prose*, p. 79: «L'étonnement, l'une des formes les plus délicates du plaisir».

Stendhal, Mérimée, de Vigny, Flaubert, Banville, Gautier, Leconte de Lisle, toute la racaille moderne me fait horreur, vos académiciens horreur, le style coulant horreur, le progrès horreur. Ne me parlez jamais des diseurs de riens.»

La seconde tâche, celle de faire méditer et rêver, était plus délicate et plus difficile à remplir. Baudelaire résout le problème par le lyrisme et la spiritualité du sujet, surtout par la musique particulière du vers.[59]) On ne peut définir cette musique étrange, caressante; elle pénètre en nous et réveille des échos longs et profonds. Née d'un travail patient et réfléchi d'allitérations et d'assonances, ou sortie spontanément de l'âme avec la parole, elle est vraiment le fluide vital des *Fleurs du Mal* et de beaucoup d'entre les *Petits poèmes en prose*. Elle intègre l'ouvrage, certains états d'âme ne pouvant se percevoir que par une intuition musicale; et en prolonge le retentissement dans nos âmes et la vie dans le temps.

La beauté réalisée par Baudelaire est donc majestueuse, étrange, trônant dans l'azur. Cela eût dû suffire si Baudelaire, tout en se déclarant pour la beauté romantique, n'eût pas cessé de regretter ce qui lui semblait le suprême caractère du grand art: la sérénité, l'impassibilité inaltérable. Le grand poète lyrique craignait que des cris trop personnels ne rompissent la superficie calme de l'œuvre. Doute étrange, qui, pour décourager l'écrivain, s'ajoutait à la conscience de n'avoir pas toujours réalisé au degré souhaitable les autres caractères de la beauté.

On vient de voir pourquoi le poète n'a pu trouver dans l'art un remède à l'ennui. Nous comprenons maintenant son invocation touchante:[60]) «Ames de ceux que j'ai aimés, âmes de ceux que j'ai chantés, fortifiez-moi, soutenez-moi, éloignez de moi le mensonge et les vapeurs corruptrices du monde, et vous Seigneur mon Dieu, accordez-moi la grâce de produire quelques beaux vers qui me prouvent à moi-même que je ne suis pas le dernier des hommes, que je ne suis pas inférieur à ceux que je méprise.» Ces mots nous résument tout un drame, le drame de la première et de la plus grave déception.

L'Amour.

L'amour aussi, tout en lui procurant quelques instants d'oubli, est une nouvelle déception. Le sujet du nouveau cycle ne consiste pourtant pas tout entier dans les tourments d'un amour inassouvi. Une idée nouvelle domine, celle qu'enfermait déjà le cycle de l'art et que le sonnet *A Th. de Banville* exprimait si nettement, l'idée de la destruction:

---

[59]) *A. Cassagne, Métrique et versification de Ch. Baudelaire*, Paris 1904, a été beaucoup trop sévère envers notre poète.

[60]) *Petits poèmes en prose*, pag. 26.

Poète, notre sang nous fuit par chaque pore.

Ce n'est pas seulement la douleur de chercher en vain dans la réalité cette beauté et cet amour que son imagination caresse — et dont il ne nous sera pas difficile de retrouver les caractères essentiels dans les femmes qu'il a aimées — c'est surtout le regret de la destruction fatale après la floraison du rêve. Baudelaire, en terminant, dans la deuxième édition, le chapître introductif du cycle de l'amour par l'*Hymne à la beauté*, y annonçait le sujet complexe du cycle. *L'Hymne à la beauté* n'est pas l'apothéose d'une femme particulière;[61]) c'est l'hymne à la femme, à la beauté en général, qui est ciel et abîme, couchant et aurore à la fois.

Que tu viennes du ciel ou de l'enfer, qu'importe,
O Beauté! monstre énorme, effrayant, ingénu!
Si ton œil, ton souris, ton pied, m'ouvrent la porte
D'un infini que j'aime et n'ai jamais connu?

De Satan ou de Dieu, qu'importe! Ange ou Sirène,
Qu'importe, si tu rends — fée aux yeux de velours,
Rhytme, parfum, lueur, ô mon unique reine! —
L'univers moins hideux et les instants moins lourds?

Dans l'édition posthume, le cycle de l'Amour est nettement séparé de celui du Spleen. Le poëme LXI, *Vers pour le portrait d'Honoré Daumier*, sert évidemment à préfacer une nouvelle partie de l'œuvre. L'auteur avertit que la peinture énergique du mal prouve la bonté du peintre, là où commence la vraie description du mal.[62]) D'après l'ordre suivi dans la rédaction définitive, on peut croire que le deuxième cycle se terminait, dans la première édition, par la poésie LI, *Causerie*: les poésies qui venaient après *Causerie* appartiennent toutes, dans la troisième édition, au cycle du Spleen. L'ancienne distribution est importante. Il suffit d'un regard, si l'on fait abstraction des poésies ajoutées plus tard (LVI—LIX dans la 2e éd.; LVII—LX dans la 3e), pour s'assurer que les trois sections, qu'a confusément entrevues M. Ourousof, existent réellement. L'imagination du poète est successivement dominée par trois femmes dont chacune inspire un groupe particulier de poésies et présente une physionomie assez nettement caracterisée. Dans les éditions plus récentes d'autres figures de femme passent devant les yeux du lecteur; on demeure incertain, à la première

[61]) Ainsi croit M. *Ourousof*, *ouvr. cit.*, pag. 32.

[62]) Qu'on remarque combien cette petite poésie approche par le sens de *l'Epigraphe pour un livre condamné*, placée elle aussi comme une préface au seuil de la section centrale, *Les Fleurs du Mal*.

lecture, si elles sont ou ne sont pas les anciennes; et cette incertitude rend moins nette la vision du cycle entier. Nous donnerons un nom, pour être plus clairs, aux différentes séctions et nous les appellerons respectivement, dans notre étude, *de la Vénus noire* (XX—XXXV dans la 1re éd.; XXII—XXXIX dans la 2e; XXIII—XL dans la 3e), *de la femme consolatrice* (XXXVI—XLIV dans la 1re éd.; XL—XLVIII dans la 2e; XLI—XLIX dans la 3e), *de la femme aux yeux verts* (XLV—LI dans la 1re éd.; XLIX—LVI dans la 2e; L—LVII dans la 3e).

La première des ensorceleuses est la fée noire. Nous allons voir combien l'histoire de cet amour est continue et compléte. Il naît de la majesté naïve de son corps, de sa splendeur d'ébène, du scintillement froid de ses yeux; de l'impalpable mystère qui l'enveloppe; tout en elle est énigme bizarre, tout, de la peau brune et de l'âcre parfum des cheveux à l'indolence des mouvements, à la tristesse taciturne.

Et t'aime d'autant plus, belle, que tu me fuis.[63])

Ce vers, qu'un certain critique a qualifié d'incompréhensible,[64]) fait allusion évidemment à cette mystérieuse étrangeté dont nous venons de parler. *Fuir* n'y peut avoir sa signification naturelle, la même femme étant saluée dans le vers suivant comme l'ornement des nuits du poète.

Car elle a la mécanique animalité de l'instinct et l'instinct est en elle cruel et insatiable. Elle boit avec férocité le sang du monde; ses deux grands yeux noirs flamboient comme des boutiques illuminées dans un jour de fête; il faudrait être le Stix pour l'assouvir. Le poète ne lui épargne pas les imprécations ni les injures.

Pourtant il l'aime. Il a dans son amour la ténacité d'un vicieux et l'adoration d'un mystique. Comme il trouve sur sa bouche l'opium consolateur, et que son étrange parfum réveille en lui le souvenir des années heureuses et le rêve de terres lointaines, ensoleillées, elle devient à ses yeux un symbole, mélange de Sphynx et d'ange inviolé; buvant l'eau de ses lèvres, il croit boire un ciel liquide qui parsème d'étoiles son cœur, et, quand l'aspect de la mort et de la décomposition lui apparait, quand il pense qu'il en sera de même de sa femme, il l'invoque avec les paroles du spiritualisme le plus pur.

Étoile de mes yeux, soleil de ma nature,
Vous, mon ange et ma passion!
. . . .
Alors, ô ma beauté! dites à la vermine

---

[63]) XXV.

[64]) E. Schérer, *Études sur la littérature contemporaine*, IX, Paris 1873, pag. 287.

Qui vous mangera de baisers,
Que j'ai gardé la forme et l'essence divine
De mes amours décomposés!

Une illusion devient donc possible. Puisque, malgré les ivresses momentanées, son ennui s'est accru et une nuit immense désormais l'environne, où rien ne console plus son regard,

Ni bêtes, ni ruisseaux, ni verdure, ni bois,

il croit pouvoir jeter de l'abîme, où il est tombé, un cri de supplication à la seule qu'il aime (XXXI). Mais elle demeure impassible: elle sait uniquement boire son sang. Alors la haine et le désespoir s'emparent de lui; il maudit cette femme qui ne sait pas le comprendre, ni pleurer avec lui, et à qui rien ne le lie que le vice. Il voudrait la tuer, mais il sait qu'il en ressusciterait, de ses baisers, le cadavre. Elle lui est nécessaire, puisqu'elle est son Léthé; elle ne peut être remplacée par personne.

La poésie XXXIV, *Une nuit que j'était près d'une affreuse Juive*, qu'on n'a pas bien comprise jusqu'ici, devient par conséquent toute naturelle. Il ne s'agit pas, ainsi qu'on le croit ordinairement, d'un calcul savant de la Vénus noire, tâchant par un adroit refus de s'attacher davantage le jeune homme encore inexpert.[65]) Celui-ci n'a pas été contraint, dans l'attente de ses faveurs, de se contenter de celles d'une autre. Il a voulu, lui, oublier, auprès d'une autre, celle qui lui était désormais un tourment. La forme grammaticale même prouve que ce fut lui qui chercha de s'en séparer:

Une nuit que j'étais près d'une affreuse Juive
Comme au long d'un cadavre un cadavre étendu,
Je me pris à songer près de ce corps vendu
A la triste beauté dont mon désir se prive.

Et il confie aux vers suivants la plainte sortie de tant de cœurs romantiques sur la solitude, l'isolement de l'âme dans l'amour:

Car j'eusse avec ferveur baisé ton noble corps
Et depuis tes pieds frais jusqu'à tes noires tresses
Déroulé le trésor des profondes caresses

Si quelque soir, d'un pleur obtenu sans effort,
Tu pouvais seulement, ô reine des cruelles!
Obscurcir la splendeur de tes froides prunelles . .

C'est là le rêve infini dont il fait part au tombeau où sa belle ténébreuse devra dormir afin que ses nuits soient rongées par le remords.

Car le tombeau toujours comprendra le poète.

[65]) On lit encore cette interprétation dans l'œuvre bâclée *d'Alph. Séché et Jul. Bertaut*, *Ch. Baudelaire*, Paris 1910, p. 122: «Tout d'abord — et par un calcul savant de femme experte au commerce de l'amour — la noire Vénus se refusa au poëte, sachant bien qu'elle serait désirée davantage».

Vers parfaitement insipide, s'il ne nous disait pas, lui aussi, que le poète a été malheureux parce qu'il n'a pas été compris, parce qu'il a rêvé d'un amour vrai, à côté d'une femme froide et vulgaire.

Malgré cela, il ne peut vivre loin d'elle. Il se laisse reprendre à nouveau par la bizarre beauté qui l'a séduit autrefois et nous l'entendons se remémorer ses seductions: splendeur métallique des yeux, regard profond et froid, souple personne, dangereux parfum. Nous le voyons évoquer son bonheur d'autrefois sur le sein de l'amante (XXXVII) Avant de clore le récit de son premier amour et de se séparer de l'être maudit qu'il a seul aimé sur la terre, le poète développe, dans la deuxième édition, le thème plein de douceur lamartinienne par lequel se terminait le *Balcon*:

> Ces serments, ces parfums, ces baisers infinis,
> Renaîtront-ils d'un gouffre interdit à nos sondes,
> Comme montent au ciel les soleils rajeunis
> Après s'être lavés au fond des mers profondes ?
> — O serments! ô parfums! ô baisers infinis!

Il ajoute aussi, il est vrai, *Duellum* et le *Possédé*; avec le souvenir de ces troublantes beautés le regret de la jeunesse brisée pour toujours; avec le souvenir des anciennes ivresses un désespoir furieux. Mais l'addition la plus caractéristique est le *Fantôme*. Il ne reste plus qu'un fantôme de la femme tant aimée; le temps a presque totalement détruit l'ancienne beauté et il n'a laissé qu'un dessin effacé à la place du superbe tableau. Mais le temps ne l'a pas détruite et ne pourra jamais la détruire dans sa mémoire; elle y conservera toujours son charme d'autrefois. C'est avec une tristesse inconsolable, avec une pitié tendre et calme qu'il contemple le fantôme apparu dans ses ténèbres.

> Par instants brille, et s'allonge, et s'étale
> Un spectre fait de grâce et de splendeur.
> A sa rêveuse allure orientale,
>
> Quand il atteint sa totale grandeur,
> Je reconnais ma belle visiteuse:
> C'est elle! sombre et pourtant lumineuse.

Je ne puis croire qu'il y ait dans le même livre, en dehors de ce cycle, des poésies consacrées à la même femme: la structure en est trop organique, le récit y est trop achevé, la fin trop définitive *(Je te donne ces vers afin que si mon nom . . .)*. Nous pouvons donc exclure, dès maintenant, du cycle de la Vénus noire *Le beau navire* (LIII), *L'invitation au voyage* (LIV), *Chanson d'après midi*, *L'amour du mensonge* (CXXII), c'est à dire

les poésies qu'on mêle le plus fréquemment à celles que nous venons d'étudier. L'étude des autres cycles ne fera que mieux confirmer cette exclusion.[66])

Même confirmation peut se tirer du rapport de ce cycle poétique à la réalité vécue. Il est tout-à-fait certain que la Vénus noire célébrée dans les *Fleurs du Mal* s'appelait de son vrai nom Jeanne Duval, et que, bien que ramassée sur le trottoir, elle a posé pour ce que la Vénus noire a de paradoxal, d'hétérodoxe, d'hystérique. Ce qui est moins connu et qui ne nous paraît pas, à nous, moins certain, c'est que la splendeur idéale dont le poète l'enveloppe souvent lui convient aussi; ou, pour mieux dire, que Baudelaire, dans ses rapports avec Jeanne, a vraiment traversé les crises sentimentales parfois très nobles qu'il a décrites dans son livre.

Féli Gautier a écrit: «Jeanne Duval ... ne fut point, exclusivement, ainsi qu'on affirme trop gratuitement, la maîtresse de Baudelaire; .... même jamais il ne se donna à elle, s'il est vrai qu'en amour la communion des chairs, sans l'intime communion des âmes, ne soit qu'un mensonge pour endormir la douleur humaine. Jeanne Duval ne régna sur les sens et sur l'imagination de Baudelaire que par l'incantation de sa volupté pénétrante et le charme magique de son étrangeté. Par la force de l'habitude elle fut la maîtresse de sa vie, pas un seul instant, en dépit que lui même l'ait cru, elle n'occupa la moindre place dans son cœur. Elle est la *Fleur du Mal*, oui; l'amour de Baudelaire, assurément, non.»[67]) Les choses se sont passées, paraît-il, bien autrement. Baudelaire a aimé Jeanne par les sens; il n'importe de savoir si elle a été vraiment superbe ou si, comme quelques-uns de ses amis l'ont affirmé, elle a été un peu moins que médiocre; l'essentiel pour nous est qu'elle ait paru belle au poète et un passage de *Mon cœur mis à nu* ne laisse pas de doute à cet égard: «De la haine du peuple contre la beauté. Des exemples: Jeanne et Mme Muller.»[68]) Mais Baudelaire l'a aimée aussi par le cœur. Les quelques passages de ses lettres et de ses journaux intimes qui se rapportent à Jeanne sont très signifiants. Dans une lettre à M. Ancelle du 10 Janvier 1850: «la sombre solitude que j'ai faite autour de moi et qui ne m'a lié à Jeanne que plus étroitement....»; dans une lettre au même du 24 décembre 1855: «Je vous supplie de ne pas faire

[66]) *A. Rassenfosse* a donc eu tort, au point de vue strictement historique, de rompre l'unité du cycle que nous venons d'étudier, en illustrant par des figures de femme différentes les poésies qui appartiennent toutes au cycle de Jeanne Duval. Je fais allusion à l'édition superbe, tirée à 115 seuls exemplaires, *Charles Baudelaire. Les Fleurs du Mal*, Paris, Pour les cent Bibliophiles, 1899.

[67]) *Ouvr. cit.*, pag. 50.

[68]) pag. 105.

à Jeanne la moindre plaisanterie ou la moindre allusion sur des misères antécédentes. Ce serait vraiment brutal» et dans *Mon cœur mis à nu* les paroles déja citées: «Gloire. Payement de mes dettes. Richesse de Jeanne et de ma mère.» Il ne lui réservait pas seulement une place dans ses projets d'une nouvelle vie; il l'entoura de soins dans les infirmités de sa vieillesse prématurée. Rappelons ses continuels secours d'argent, le ton d'intimité protectrice avec lequel il lui recommandait le 17 Décembre 1859 de ne pas sortir seule; nous avons tout le droit de croire qu'il a réellement caressé dans ses rapports avec Jeanne, le rêve infini dont nous parlent ses vers.[69]) Il y eut, il est vrai, les années de libertinage, de passion exclusivement sensuelle, et Th. de Banville, non sans raison, en 1845 avertissait l'ami par ces vers:

O poète, il le faut, honorons la matière,
Mais ne l'honorons point d'une amitié grossière,
Et gardons d'offenser, pour des plaisirs trop courts,
L'Amour qui se souvient et se venge toujours.[70])

De Banville fut prophète. Dans la lassitude et le découragement qui succèdent aux désordres, Baudelaire conçut et désira une affection plus intime, et s'efforça vainement de changer la maîtresse en amie. Nous ne dirons rien de l'inconduite de Jeanne, de ses trahisons, de ses vices, de sa convoitise effrontée; nous ne noterons que ceci, qui nous paraît résulter des lignes qu'il envoya à un ami avant la funeste tentative, et c'est que si Baudelaire, un soir, dans un cabaret de la rue de Richelieu, se frappait d'un coup de couteau pour se tuer, il faisait probablement cela pour la punir, pour lui montrer par un exemple tragique l'abjection où il la laissait[71]): «Je me tue parce que je suis inutile aux autres et dangereux à moi même. Je me tue parce que je me crois immortel et que j'espère. Montrez-lui[72]) mon épouvantable exemple et comment le désordre d'esprit et de vie mène à un désespoir sombre et à un anéantissement complet. Raison et utilité — je vous en supplie.» Si le suicide le tenta, il n'est pas impossible que des pensées atroces de poison et de sang n'aient quelquefois traversé son cerveau et qu'il n'ait dit vraiment en lui-même les vers puissants du *Vampire:*

Toi qui comme un coup de couteau,
Dans mon cœur plaintif es entrée;
Toi qui, forte comme un troupeau
De démons, vins, folle et parée

[69]) *Maxime Du Camp*, *Souvenirs littéraires*, Paris 1883, p. 82: «Une ou deux fois il me parla de cette fée noire avec un attendrissement qui prouvait un attachement sincère».

[70]) *Th. de Banville*, *Les stalactites*, Paris 1879, pag. 232.

[71]) *Lettres*, pag. 12.

[72]) A Jeanne.

De mon esprit humilié
Faire ton lit et ton domaine
— Infâme à qui je suis lié
Comme le forçat à la chaîne,

Comme au jeu le joueur têtu,
Comme à la bouteille l'ivrogne,
Comme aux vermines la charogne —
Maudite, maudite sois-tu.

La violence des deux nouvelles poésies, *Duellum* et *Le Possédé*, se comprend. Mais l'ardeur de la haine, chez Baudelaire, s'éteint vite. Il faut même reconnaître qu'il n'a jamais réussi à la haïr vraiment. Je ne répéterai pas avec Féli Gautier: «comme il souhaite donc que les vers rongent sa peau comme des remords et que la vermine bourdonnante la mange de baisers empuantis»[73]) *Remords posthume* n'a rien de satanique ni de macabre; j'y sens la froideur monotone d'un prêtre administrant l'Extrême-Onction. Quant à la *Charogne*, c'est l'hymne le plus splendide qu'il ait fait en l'honneur de sa maîtresse. Non seulement l'idée de la pourriture y est attenuée par l'idée de la sainteté que les derniers sacrements auront conféré à l'âme; mais toute la poésie, par un contraste voulu et puissant, tend à montrer que, si les corps meurent, l'amour est éternel.

Comment expliquer d'une façon précise la vitalité étrange de cet amour ? Il nous faut croire avant tout que l'imagination de Baudelaire trouvait dans Jeanne une quantité de motifs pour ses bizarres variations. Ce furent d'abord, quand il l'a connue, au retour de son voyage en orient, des visions de terres orientales, de paradis lointains, thêatres d'amours primitifs; ce furent ensuite, à la fin de sa jeunesse, des images des ans disparus.

Une deuxième raison n'est pas à négliger: le mysticisme du poète. Il trouvait dans sa conception mystique du mal un fondement pour sa faiblesse — nos philosophies sont toujours une émanation et une justification de nos instincts —. Baudelaire croit à Dieu et, chose moins banale mais non moins légitime, au diable. Comment Dieu et le diable se sont accordés entre eux, ou seulement s'il sont d'accord entre eux, il n'en sait pas plus que les autres, mais il incline à croire que Satan travaille pour le compte de Dieu. Satan a le monopole du mal, et par suite, de la souffrance. Mais la souffrance est ce qui nous débarrasse des impuretés terrestres; elle est l'essence qui prépare les forts aux saintes voluptés;[74]) c'est en somme le moyen pour conquérir le ciel. La conclusion se prévoit: qui veut aller au paradis doit

[73]) *Féli Gautier*, *ouvr. cit.*, pag. 60.
[74]) *Bénédiction.*

se mettre entre les mains du diable. Si Satan nous poursuit et met notre esprit en proie aux mauvais instincts — il y a parmi les mauvais instincts l'éternelle Vénus, caprice, hystérisme, fantaisie[75]) — c'est parce que Dieu le veut. L'homme peut rendre plus digne, plus splendide son martyre en sachant le supporter d'un visage serein, en le rendant volontairement plus grand. De là les vers de *Léthé*:

> A mon destin, désormais mon délice,
> J'obéirai, comme un prédestiné:
> Martyr docile, innocent condamné
> Dont sa ferveur attise le supplice.[76])

Les ascètes du moyen âge étaient reconnaissants à Dieu de leurs infirmités physiques; il lui est reconnaissant de ses infirmités morales, de ses vices: il aime, comme eux, faire saigner ses plaies.

Il est trop facile de se moquer de ce nouveau genre d'ascétisme. A. France n'a pas manqué de le faire et il a raillé le poète du péché, pris du vertige de la damnation, ayant un plaisir fou à se faire damner[77]): «La plus misérable créature rencontrée la nuit dans l'ombre d'une ruelle suspecte revêt dans son esprit une grandeur tragique: sept démons sont en elle et tout le ciel mystique regarde cette pécheresse dont l'âme est en péril. Il se dit que les plus vils baisers retentiront dans toute l'éternité, et il mêle aux rencontres d'une heure dix-huit siècles de diableries.»

Le critique fait ainsi disparaître sous son ingénieux sourire la tragique réalité d'où les poésies sont nées. Baudelaire était probablement, de bonne foi dans la conception que nous venons d'exposer. Très peu *gaulois*, au fond, il a sérieusement pensé de sa maîtresse ce que tant de gens ont dit, en plaisantant, de la leur, qu'elle était une expiation.[78])

M. Ourousof,[79]) arrivé à *Semper eadem* (XLI) s'arrête incertain, ne sachant s'il s'agit d'un amour nouveau ni comment expliquer, en ce cas, le titre obscur. A l'aide de quelques analogies avec

---

[75]) *Mon cœur mis à nu*, pag. 107.

[76]) *Œuvr. posth.*, Paris 1908, pag. 22/3.

[77]) *La vie littéraire*, III, Paris 1891, pag. 22.

[78]) Les choses que nous venons d'exposer à propos de Jeanne Duval ne sont pas du tout infirmées par la démonstration qu'a tentée Nadar dans son volume cité plus haut, portant le sous-titre hardi: *Le poète vierge.* Il ne résulte qu'une chose des souvenirs de Nadar et c'est que le poète a eu aussi dans ses rapports avec Jeanne, ainsi qu'avec Mme Sabatier plus tard, une première période de timidité respectueuse; mais il ne s'agit que d'une phase et, cette fois, pas très longue, de ses amours.

[79]) *Loc. cit.*

le *Sonnet d'automne* (LXVI) il se décide à le ranger dans le cycle qu'il appelle *de la blanche Marguerite. Semper eadem*, à notre avis, marque le commencement du nouveau cycle de la femme consolatrice; et la poésie ayant été ajoutée dans la deuxième édition, elle nous paraît une des additions les plus heureuses. Certes la fin nette, évidente du groupe antérieur permettait au poète de passer immédiatement à un groupe nouveau d'idées; mais le lien logique, intime des deux groupes ne s'apercevait guère. Comment donc un deuxième amour dans l'homme qui vit avec la Nuit et avec les fantômes du passé? Le sonnet répond à cette question. Le poète y est en tête-à-tête avec une femme belle, pleine de gaîté et d'enthousiasme, à la voix douce et au rire enfantin. Une tristesse étrange l'envahit peu à peu; il sent de plus en plus, en face de la vie, se presser dans sa pensée les fantômes funèbres, les souvenirs de la beauté aimée que le temps a détruite. La femme lui demande, peut être en riant, pourquoi il est si morose; et il la prie, il lui ordonne presque, d'arrêter la joie de son rire et de sa parole; il veut, ses yeux dans ses beaux yeux, s'énivrer d'une douce illusion: que la «grande taciturne», l'ancienne maîtresse est encore près de lui:

Laissez, laissez mon cœur s'enivrer d'un *mensonge*,
Plonger dans vos beaux yeux comme dans un beau songe
Et sommeiller longtemps à l'ombre de vos cils[80]!)

Les regards où il cherche la ferveur et la tendresse de ceux qui ont brillé autrefois pour lui, opèrent le miracle; son cœur refleurit, une vie nouvelle commence. Il avait aimé jusque là une fausse beauté, adoré le monstrueux; guidé par la lumière de ces yeux il rentre dans la voie du beau. A la tristesse de la nuit succède la joie du matin; aux landes torrides, monotones, des paysages de clarté et de fraîcheur:

Ta tête, ton geste, ton air
Sont beaux comme un beau paysage;
Le rire joue en ton visage
Comme un vent frais dans un ciel clair.

Le passant chagrin que tu frôles
Est ébloui par la santé
Qui jaillit comme une clarté
De tes bras et de tes épaules.[81])

---

[80]) Daruty de Grandpré s'est mépris en attribuant cette poésie à Jeanne Duval (*La plume*, 1er Août 1893).

[81]) *A celle qui est trop gaie*, XXXIX de la 1re éd. et dans les *Œuvr. posth.*, p. 23/4. C'est une des poésies qui donnent le plus d'embarras à M. Ourousof, *ouvr. cit.*, p. 25. Il ne sait se décider à l'ôter du cycle de Jeanne. Incapable de résoudre le problème, il avance l'hypothèse que le poëte n'aurait exprimé qu'un seul amour différencié par des émotions diverses».

La différence entre la Vénus noire et la nouvelle femme est même plus profonde. Celle-là était la bête implacable et cruelle,[82]) l'amazone inhumaine,[83]) à l'âme triste d'ennui; celle-ci est bonne et heureuse. Le contraste entre elle et le poète n'en est que plus douloureux. Tout en subissant son charme, tout en admirant l'harmonie parfaite de sa personne où il n'y a rien qui ne ravisse ni ne console (XLII), il sent contre elle des mouvements de haine non inférieurs à l'amour; elle est la nature en fête aux yeux d'un mourant; sa joie, sa santé sont pour lui une dérision atroce, et il savoure en lui-même la volupté de les détruire. Nous savons du reste, abstraction faite des conditions spéciales de son esprit, qu'il ne juge point parfaite une beauté exempte de douleur. Cet obstacle à sa pleine admiration ne dure pas longtemps. *Réversibilité* (XLV) et *Confession* (XLVI)[84]) marquent la naissance de l'intimité, du dévoûment absolu. Appuyée sur son bras, dans la solennité d'une nuit de lune elle lui révèle, elle, toujours claire et radieuse comme une fanfare dans le matin, la solitude, le vide triste de l'âme. C'etait au fond son propre portrait que le poète avait fait lorsqu'il avait décrit les angoisses, les haines, les fièvres qu'elle devait, elle, ignorer. Mais la femme gaie, saine, belle, heureuse, laisse échapper la plainte élégiaque: tout est mensonge, l'amour et la beauté passent, l'oubli engloutit toute chose. Voilà la sœur, l'amie, celle que l'autre n'avait su être. Aux stupides orgies succède l'amour pur.

Harmonie du soir (XLVIII) correspond à le *Balcon*; le *Flacon* (XLIX) correspond à *Je te donne ces vers afin que si mon nom.*

On pourrait croire, à la violence énergique du contraste, que ce cycle est sorti tout entier de l'imagination de Baudelaire. S'il en était ainsi, ce serait là une de ses inventions les plus dignes. Mais l'amour a été réel et Mme Sabatier a eu réellement dans la vie du poète la place qu'a la consolatrice dans les *Fleurs du Mal.* L'idéalisation n'était pas difficile, cette fois. Bien des œuvres, dont elle a été le modèle, témoignent encore, outre les *Fleurs du Mal*, de son admirable beauté. Son talent, sa culture artistique sont connus.[85]) Elle a été l'âme d'une de celles que Baudelaire appelait républiques de l'esprit présidées par la beauté; c'est pour cela que, sur l'exemple de Flaubert, on l'appelait la *Présidente.* Notre poète etait du nombre de ses sujets; il était de ses réunions du dimanche avec les artistes du jour: Flaubert, les

[82]) XXV.

[83]) XXXVI.

[84]) Je vois entre ces deux poésies le rapport qui existe entre la demande et la réponse.

[85]) Sa belle voix surtout était fameuse. Quelques-unes des romances de Clapisson ont paru *telles que les chantait Mme Sabatier.* L'ariette *Aujourd'hui*, paroles d'E. Deschamps, musique de L. Clapisson, lui est dédiée.

frères Goncourt, Th. Gautier, Feydeau, Maxime du Camp, Meissonnier et d'autres. Rien d'étonnant à ce qu'il s'en soit épris. Lorsqu'il lui était permis de l'admirer, florissante de santé et de grâce, réglant et animant la conversation par son regard et par son sourire, il ne pouvait pas ne pas se rappeler la maudite créature à qui il était lié pour toujours, ne pas la voir par l'imagination, blottie auprès du feu, plongée dans un silence stupide. Il rêvait alors à ce qu'eût pu être sa vie, s'il eût connu plus tôt cette autre femme. On sent ce regret dans le vers qui termine le cycle de la consolatrice

liqueur
Qui me ronges, ô la vie et la mort de mon cœur..

Lorsqu'il s'éprit de Mme Sabatier, Baudelaire n'etait plus un collégien; Mme Sabatier n'etait pas, elle, une collégienne non plus; il s'en faut![86] L'amour de Baudelaire eut pourtant dans la réalité toute la pureté idéale qu'il a exprimée dans ses vers. Ceux-ci ne disent jamais que l'intimité des deux amants est sortie de sa phase platonique:

Une fois, une seule, aimable et douce femme
A mon bras votre bras poli
S'appuya (sur le fond ténébreux de mon âme
Ce souvenir n'a point pâli).

C'est la douce fraternité de deux êtres sachant qu'ils ont à se plaindre en égale mesure du sort, sentant qu'ils sont lancés hors de leur voie, sans remède. Et en effet, en 1857, lors de l'apparition des *Fleurs du Mal* l'amour du poète était encore officiellement ignoré. Il lui écrivait, depuis 1852, avec calligraphie simulée, sans les signer, des lettres pleines de respect et de tendresse; il joignait aux lettres les poésies dont elle était l'inspiratrice. Ainsi le 9 Mai 1853: «Qu'y faire, je suis égoiste comme les enfants et les malades. Je pense aux personnes aimées quand je souffre. Généralement je pense à vous en vers, et quand les vers sont faits je ne sais pas résister à l'envie de les faire voir à la personne qui en est l'objet. Mais je vous jure que c'est bien la dernière fois que je m'expose, et si mon ardente amitié pour vous dure aussi longtemps encore qu'elle a déjà duré, avant que je vous aie dit un mot, nous serons bien vieux tous les deux.... Quelque absurde que cela vous paraisse, figurez-vous qu'il y a un cœur dont vous ne pourriez vous moquer

[86]) Il faut lire les détails très intéressants qu'assembla sur les réunions de l'avenue Frochot l'infatigable *Léon Séché*, *La jeunesse dorée sous Louis Philippe*, Paris 1910, pag. 277 294. Ils prouvent que Mme Sabatier méritait réellement, comme caractère moral, le jugement que donnaient d'elle, au point de vue physique, les frères Goncourt dans leur *Journal*: «une grosse nature, avec un entrain trivial, bas, populacier». L'imagination mystique, la naïve bonté de Baudelaire ressortent davantage. Il nous semble vraiment que nous avons devant nous un couple plus ancien mais identique: Vigny et Mme Dorval.

sans cruauté et où votre image vit toujours.» Il avait continué de lui écrire, malgré son serment, devenant de plus en plus enthousiaste, en la remerciant du bien qu'elle lui faisait, même involontairement, par cela seul qu'elle vivait, et dans une lettre du 16 Février 1854, il lui déclarait, de la manière la plus lyrique, l'intensité de son adoration: »Je ne sais si jamais cette douceur suprême me sera accordée de vous entretenir moi-même de la puissance que vous avez acquise sur moi et de l'irradiation perpétuelle que votre image crée dans mon cerveau. Je suis simplement heureux, pour le moment présent, de vous jurer de nouveau que jamais amour ne fut plus désinteressé, plus idéal, plus pénétré de respect que celui que je nourris secrètement pour vous.» En 1859, son secret ayant été découvert, il laisse l'anonymat qui peut le rendre ridicule et écrit, de sa calligraphie ordinaire, en la signant, une longue lettre destinée à accompagner un exemplaire des *Fleurs du Mal* qui venaient de paraître. Mme Sabatier ne pouvait demeurer insensible à ce prodige de constance: elle fut à lui, d'esprit et de corps. Mais Baudelaire n'était pas descendu des hauteurs vaporeuses du rêve qu'il s'arrêtait repentant: le 31 Août 1857 il écrivait à Mme Sabatier que tout était fini, que la foi lui manquait: «.... il y a quelques jours, tu étais une Divinité, ce qui est si commode, ce qui est si beau, si inviolable. Te voilà femme maintenant.» Mme Sabatier vit la cause de cet abandon dans le prestige funeste de la Vénus noire. Peut-être se méprenait-elle. Baudelaire était poète: il avait vraiment adoré en elle la divinité, non la femme.[87])

Le Poison et *Chant d'automne* (L et LVII dans la 3e éd.) parlent, il n'y a pas de doute, de la même femme, de celle que nous avons appelée la femme aux yeux verts.

Ce n'est pas un détail oisif que cette couleur verte des yeux; le poète y ajoute visiblement une importance particulière; on comprend que c'est là pour lui le charme principal de cette femme.

> Tout cela ne vaut pas le poison qui découle
> De tes yeux, de tes yeux verts.

Ainsi dit-il dans la première poésie, après avoir célébré les prodigieux effets du vin et de l'opium. Dans la deuxième:

> J'aime de vos longs yeux la lumière verdâtre,
> Douce beauté, mais tout aujourd'hui m'est amer.

[87]) Joseph Delorme, dont Baudelaire est le fils spirituel, ne conçoit pas autrement le lendemain d'un rendez-vous (*Sainte-Beuve, Poésies compl.* Paris 1863, I, p. 92): «Demain, le chœur saignant d'une plaie éternelle, | Malgré les doux serments relus dans sa prunelle, | Les baisers, les grands bras prêts à me retenir, | Demain, je sortirai pour ne plus revenir; Car je foule la fleur sitôt qu'elle est ravie, Et mon bonheur, à moi, n'est pas de cette vie».

Les deux poésies citées ayant même sujet, il est probable que même sujet se retrouve dans les poésies placées entre elles. Mais il y a mieux que cela.

Ciel brouillé (LI) et la poésie précédente, *le Poison*, s'associent:

On dirait ton regard d'une vapeur couvert
Ton œil mysterieux (est-il bleu, gris ou *vert!*)
Alternativement tendre, rêveur, cruel,
Réfléchit l'indolence et la pâleur du ciel.

L'*Invitation au voyage* (LIV) se rattache à son tour, à *Ciel brouillé*

Les soleils mouillés
De ces ciels brouillés
Pour mon esprit ont les charmes
Si mystérieux
De tes traîtres yeux
Brillant à travers leurs larmes.

Nous avons noté plus haut que Baudelaire termine ordinairement ses poésies par l'idée la plus importante. Si cela est vrai, la poésie *Le Chat* (LII) doit son existence dans cette partie de l'ouvrage à l'étrange nature des yeux du chat, auxquels on peut bien appliquer les derniers vers que nous venons de citer. Restent le *Beau navire* (LIII), l'*Irréparable* (LV), *Causerie* (LVI); mais ce sont là des élements que Baudelaire considère comme indispensables à la plénitude du cycle: le cycle de la Vénus noire et le cycle de la consolatrice ont des pièces analogues: les *Bijoux* dans le premier cycle, *Toute entière* dans le second, correspondant à *le Beau navire; De profundis clamavi* dans le premier cycle, *Réversibilité* dans le second correspondant à l'*Irréparable*. Quant à *Causerie*, elle dépend de l'*Irréparable.*

Une dernière remarque avant de considérer comme un fait constaté l'existence du nouveau cycle.[88]) Plusieurs motifs développés dans le premier cycle réapparaissent. Qu'on rapproche le *Poison* de *Sed non satiata* (XXX):

Tout cela ne vaut pas le poison qui découle
De tes yeux, de tes yeux verts,
Lac où mon âme tremble et se voit à l'envers....
Mes songes viennent en foule
Pour se désaltérer à ces gouffres amers.

---

[88]) Féli Gautier, dans son étude que nous avons déjà citée plusieurs fois, p. 56, parle de l'*Invitation au voyage* comme se rapportant à Jeanne; il parle aussi, p. 61, de la poésie *le beau Navire*, comme ressortissant au même cycle. Nous trouvons la même confusion, à l'égard de ces deux poésies, dans la nouvelle édition, due aux soins de Jacques Crépet de l'*Étude biographique* d'Eug. Crépet, Paris 1907, p. 62.

Tout cela ne vaut pas le terrible prodige
De ta salive qui mord,
Qui plonge dans l'oubli mon âme sans remords
Et charriant le vertige
La roule défaillante aux rives de la mort!

Mais il avait déjà dit auparavant:

Je préfère au constance, à l'opium, aux nuits
L'élixir de ta bouche, où l'amour se pavane;
Quand vers toi mes désirs partent en caravane,
Tes yeux sont la citerne où boivent nos ennuis.

Il dit dans la poésie XXVI:

»Tes yeux illuminés ainsi que des boutiques
Ou des ifs flamboyant dans les fêtes publiques.»

Ce qui est répété en *Causerie*:

»Avec tes yeux brillants comme des fêtes.»

Nous trouvons dans le premier cycle, *le Chat* (XXXV); la poésie LII du nouveau cycle a pour titre *le Chat*. Ces quelques reprises d'anciens motifs ne prouvent pas, ainsi qu'on pourrait le soupçonner, que Jeanne Duval est ressuscitée. Il en est ainsi, si on le dit métaphoriquement. Le second amour du poète, sans supprimer les désordres de sa vie, amène un réveil momentané de sa conscience, l'arrache à l'obsession du bizarre, du difforme, et ranime en lui l'instinct presque éteint de la beauté saine et joyeuse. Mais ce n'est là qu'un court arrêt sur une pente fatale. Bientôt l'idéal etrange, qu'avait autrefois réalisé Jeanne Duval, l'attire à lui de nouveau; il cherche de nouveau l'ivresse et le vertige des sens. La déchéance devient de plus en plus rapide. Le cycle de la femme aux yeux verts ne marque pas seulement un retour aux plaisirs sensuels, mais aussi un art plus savant dans la sensualité. Il n'y a plus dans le *Beau navire* l'ardeur dionysiaque des *Bijoux*, ni l'enthousiasme respectueux de *Tout-entière*: plus rien que le sourire du connaisseur. Qu'on rapproche l'*Invitation au voyage* de *Parfum exotique*; combien la volupté est devenue plus compliquée, et plus froide, plus calme à la fois!

On ne peut expliquer que par cette interprétation générale l'addition dans la deuxième édition, des trois nouvelles poésies *A une Madone* (LVIII), *Chanson d'après midi* (LIX), *Sisina* (LX). Elles marquent probablement, dans l'évolution, la décadence totale. On mêle à l'amour un élément nouveau, le sadisme, remède désormais nécessaire aux sens extenués et création suprême du libertinage raffiné.

Il est probable que ce troisième cycle n'a pas vis-à-vis de la réalité la même dépendance que les deux premiers; il a vraisemblablement, en tant que cycle, une origine purement artistique: en 1857, quand le volume parut, l'amour pour Mme Sabatier

durait encore. Dans la vie, dans le livre surtout, où les limites du temps et les caractères essentiels ressortent davantage, l'amour pour Jeanne Duval et l'amour pour Mme Sabatier se suivaient réellement comme à un été torride suivrait un printemps tardif.[89]) Le protagoniste des *Fleurs du Mal* ne pouvait s'arrêter là, c'est toute une vie que l'auteur nous raconte. Ces femmes qui lui semblaient le vivant symbole de l'été et du printemps il les avait aimées dans l'été et dans le printemps tardif de sa vie. Arrivé à l'automne, il s'éprend d'une femme automnale, semblable aux jours blancs voilés, qui font pleurer les cœurs agités d'un mal inconnu. La caractéristique du nouveau cycle est precisément dans ce je ne sais quoi d'automnal dont il a revêtu la nouvelle femme.

Il semble bien que c'est d'après ce critérium aussi que se distribuent les différentes sections du cycle de l'amour. Il l'indiquait du reste lui-même clairement lorsqu'il s'écriait étonné (LI)

> O femme dangereuse, ô séduisants climats!
> Adorerai-je aussi ta neige et vos frimas,
> Et saurai-je tirer de l'implacable hiver
> Des plaisirs plus aigus que la glace et le fer?

Théophile Gautier a dit dans sa notice fameuse[90]): «Diverses figures de femmes paraîssent au fond des poésies de Baudelaire, les unes voilées, les autres demi-nues, mais sans qu'on puisse leur attribuer un nom. Ce sont plutôt des types que des personnes. Elles représentent l'*éternel féminin* et l'amour que le poète exprime pour elles est l'*amour* et non pas *un amour.*»

Ce que nous venons d'exposer amène des conclusions toutes différentes. Certes, on ne peut pas affirmer que l'amour du poète varie aussi souvent que le type de ses femmes; il y a même dans tous ses attachements un caractère permanent, un fond naturel d'égoïsme, son amour n'étant jamais un dévoûment, la femme étant toujours pour lui un délassement, un remède contre l'isolement, un point de départ à ses divagations fantastiques. Il est tout naturel qu'il ait aimé une Jeanne Duval et qu'il ne l'ait pas aimée seule. Mais nous avons vu que son amour, tout en restant toujours une forme de son égoïsme, se hausse souvent, par de différentes voies, à la grandeur de la passion.

Dans les instants où la tyrannie du *moi* est le plus lourde, où la solitude de l'âme se fait sentir le plus, il tâche de trouver l'oubli dans l'ivresse. Il pourrait s'enivrer de vin, de vertu,

[89]) Moi, si tardif qu'il fût, je n'ai jamais vu un printemps *suivre* un été; mais l'on sait que Baudelaire s'amusait souvent, en passant, à corriger la nature.

[90]) pag. 35.

d'autres choses; il s'enivre d'abord de volupté parce qu'il est artiste et aime la beauté: l'ivresse des sens reste dans une certaine mesure une ivresse d'art. Mais c'est alors que la realité ne répond plus à son désir; au lieu des joies ineffables, complètes, il rencontre, sous un aspect nouveau, le problème tant redouté; l'amour vient à s'identifier pour lui avec la destruction. Un tour assez fréquent que son imagination lui joue c'est de lui changer ses maîtresses en cadavres et en vampires. La volupté du reste, au vrai sens du mot, ne peut guère s'accorder, quoi qu'il ait dit lui-même, avec son tempérament, où l'instinct est si peu de chose, où la volonté et la conscience ont une si grande place. Trop de choses dans la réalité troublent et entravent l'ivresse. C'est par l'imagination qu'il goûte réellement et complètement le plaisir. De là sa vraie volupté: celle des tableaux lascifs et des rhytmes caressants. «La mignardise très travaillée me gâte son sensualisme» a dit M. Canat,[91]) qui peut-être se souvenait de Sainte-Beuve.[92]) Il eût plutôt fallu dire: c'est dans la mignardise travaillée que son sensualisme consiste.

Il est aussi des instants où, pour briser les barrières qui le séparent des autres hommes, il entrevoit et il cherche les formes les plus saines et les plus hautes de l'amour. Nous l'avons vu poindre, cet *amour*, invocation sans écho, dans le cycle de la Vénus noire; nous l'avons vu remplir de mystique tendresse le cycle de la consolatrice. Dans les dernières poésies du dernier cycle nous le voyons naître à nouveau, de la lassitude infinie, de l'épuisement physique et moral:

Et pourtant, aimez-moi, tendre cœur! Soyez mère
Même pour un ingrat, même pour un méchant.
Amante ou sœur, soyez la douceur éphémère
D'un glorieux automne ou d'un soleil couchant.

La vie de Baudelaire eût été, peut-être, tout autre, s'il eût eu une autre mère. Les attachements les plus tendres et les plus salutaires lui ont manqué; et non pas uniquement par sa faute. Les noms de mère et de sœur résonnent à la fin de ses chants d'amour non comme une profanation, mais comme un soupir nostalgique. On ne peut lire sans de poignantes réflexions ce

---

[91]) *Ouvrag. cit.*, pag. 162/3.

[92]) *Les Fleurs du Mal*, éd. déf., p. 396: «Vous avez voulu arracher leurs secrets aux démons de la nuit. En faisant cela avec subtilité, avec raffinement, avec un talent curieux et un abandon quasi *précieux* d'expression, en perlant le détail, en *pétrarquisant* sur l'horrible, vous avez l'air de vous être joué; vous avez pourtant souffert, vous vous êtes rongé à promener vos ennuis, vos cauchemars, vos tortures morales; vous avez dû beaucoup souffrir, mon cher enfant. Cette tristesse particulière qui ressort de vos pages et où je reconnais le dernier symptôme d'une génération malade, dont les aînés nous sont très connus, est aussi ce qui vous sera compté.»

qu'il écrivait sur le bord du portrait de Berthe, dans ses derniers ans: «A une horrible petite fille, souvenir d'un grand fou *qui cherchait une fille à adopter.*»

Le Spleen.

«Il y a dans tout homme, à toute heure — dit Baudelaire dans *Mon cœur mis à nu* — deux postulations simultanées, l'une vers Dieu, l'autre vers Satan: l'invocation à Dieu, ou *spiritualité*, est un désir de monter en grade; celle de Satan, ou *animalité*, est une joie de descendre[93].» Jusqu'ici l'ange du mal n'a pas encore remporté son plein triomphe. On assiste dans *Spleen et Idéal* au contraste des deux impulsions contradictoires, à la douloureuse conscience de ce contraste; dans la dernière partie, quand la foi dans l'art et dans l'amour est éteinte, le héros du drame nous apparait déjà agité par des mouvements plus brusques, plus passionnés; déjà l'idée du crime traverse son cerveau et les blasphèmes s'échappent de ses lèvres; il sent déjà l'attrait de l'oubli: du vin et de la tombe. Mais ce ne sont que des sursauts d'un instant. Baudelaire décrit ailleurs le vrai Spleen, non disposition momentanée mais état habituel de l'âme. Il a distingué, dans son analyse, plusieurs moments différents. Car le Spleen n'a qu'une seule forme; quelquefois l'abandon las, indifférent, le dégoût de soi-même et des choses, la nostalgie du passé, se changent en haine, en désespoir, en amour furieux du néant. Les *Fleurs du Mal*, *Révolte*, *le Vin*, *la Mort*, qui suivent, dans la première édition, *Spleen et Idéal*, représentent une plus lente succession dans son âme des passions qui n'avaient fait que l'occuper un instant. Des tableaux symboliques défilent devant nous, où s'étale la poignante tragédie. D'abord, dans les *Fleurs du Mal*, le spectacle du vaincu contemplant ses propres plaies et jetant de l'abîme, où il est tombé irrémédiablement, le salut consolateur à tous les frères de martyre, à tous ceux qui ont cherché comme lui de réaliser l'infinité de leur idéal. Puis vient la *révolte*, la dédition complète à Satan. Se livrer à Satan qu'est-ce que c'est? demande-t-il dans *Fusées.*[94]. Nous avons cité la réponse au commencement de ce chapitre. Ce n'est pas seulement, à mon sens, le martyre mystique, l'amour du mal pour le mal; mais, dans l'agitation violente qui s'empare de l'âme devant l irréparable, le ricanement railleur contre Dieu comme paroxysme, les litanies de Satan comme prostration finale. La prière à Satan comme au seul génie tutélaire qui lui est resté dans sa nuit, montre chez lui le vide devenu plus horrible, la nécessité d'un soutien devenue plus grande. Le néant est désormais son seul refuge. Le vin précède la mort, l'oubli

[93]) pag. 98.
[94]) pag. 86.

momentané l'oubli éternel. «Rancunes littéraires, vertiges de l'infini, douleurs de ménage, insultes de la misère, Poe fuyait tout dans le noir de l'ivresse, comme dans une tombe préparatoire.» Ainsi écrit-il d'E. Poe[95]) D'après M. Ourousof, le poète aurait accouplé le vin et la mort, parce que celle-ci est aussi un résultat de celui-là; mais Baudelaire, dans le *Vin des Chiffonniers* (CXXIX) a indiqué le vrai lien:

> Pour noyer la rancœur et bercer l'indolence
> De tous ces vieux maudits qui meurent en silence
> Dieu, touché de remords, avait fait le sommeil,
> L'homme ajouta le Vin, fils sacré du Soleil.

Baudelaire disposa, dans la deuxième édition, les sections de son livre d'une façon toute nouvelle, et il eut pour but en cela d'augmenter le tragique de l'ensemble. Le *Vin* ne précède plus la *Mort.* Aussi les *Fleurs du Mal*, *Révolte* et *la Mort* restent-elles plus étroitement unies de manière à constituer, par l'égale intensité de l'accent et la puissante rapidité des visions, comme l'acte final du drame, la catastrophe. Le *Vin*, au lieu de représenter un moment de la catastrophe, passe parmi les causes qui l'ont produite. Baudelaire revit aussi minutieusement la dernière partie de *Spleen et Idéal* et s'aperçut qu'il pourrait par la suppression de quelques poésies, rendre plus naturel et plus puissant le crescendo du sentiment. C'est là la genèse des *Tableaux parisiens. Spleen et Idéal*, *Tableaux parisiens* et *le Vin*, se suivent donc dans la première édition et nous disent comment on parvient au désespoir inguérissable. Ce ne sont pas seulement les soifs inassouvies de l'âme, mais le spectacle aussi de la civilisation ambiante, corrompue et corruptrice et surtout malheureuse; et après l'analyse impitoyable du moi, après les distractions tristes, le secours miséricordieux du vin, assoupissant la conscience par des chimères de bonheur. Le vin a encore une autre valeur dans le progrès des idées: après l'excitation de l'instant, l'anéantissement est plus grave. Aussi le plan général de l'ouvrage devenait-il à la fois plus suggestif et plus vrai.

On retrouve, dans la révision des détails, la même intention d'augmenter le naturel du développement et de mieux faire ressortir la dramatique poésie du sujet. Le lecteur peut s'en convaincre comme nous en réfléchissant un instant aux changements apportés par l'auteur à l'ordre des poésies dans la dernière partie de Spleen et Idéal. Voici comment elles étaient disposées, dans la première édition.

---

[95]) *Œuvres*, IV, pag. 26.

LII	Heautontimoroumenos	LXVII	Le Crépuscule du soir
LIII	Franciscae meae laudes	LXVIII	Le Crépuscule du matin
LIV	A une dame créole	LXIX	«La servante au grand cœur dont vous étiez jalouse»
LV	Moesta et errabunda	LXX	«Je n'ai pas oublié voisine de la ville»
LVI	Les chats	LXXI	Le tonneau de la Haine
LVII	Les hiboux	LXXII	Le Revenant
LVIII	La cloche fêlée	LXXIII	Le Mort joyeux
LIX	Spleen	LXXIV	Sépulture
LX	Spleen	LXXV	Tristesse de la lune
LXI	Spleen	LXXVI	La musique
LXII	Spleen	LXXVII	La pipe
LXIII	Brumes et pluies		
LXIV	L'irrémédiable		
LXV	A une mendiante rousse		
LXVI	Le Jeu		

Un ordre existait donc sans doute dans la première édition; mais ce n'était pas, à vrai dire, le meilleur qu'on pût concevoir, dans la seconde moitié surtout. La perception nette, l'accablante conscience de son propre état (LII), le retour de la pensée aux douces impressions du jeune âge, aux amours naïves, aux figures nobles et bonnes rencontrées autrefois (LIII—LV) ne constituent pas encore le spleen vrai et absolu. Les neuf poésies suivantes le représentent dans sa forme la plus générale. Avant tout l'aspiration au silence, aux ténèbres, au songe sans fin (LVI), l'amour de la méditation mélancolique, loin du tumulte et du mouvement (LVII). Le silence est désormais nécessaire au poète. Si des voix sortent encore de son cœur, elles ressemblent au râle d'un blessé qu'on oublie dans le sang, au bruit d'une cloche fêlée (LVIII). Il voudrait avoir la vigueur de la cloche qui jette, malgré les ans, son cri religieux, mais sa vie est froide, faible, monotone (LIX—LXII). *Brumes et pluies* (LXIII) continuent le sujet de *Spleen* (LXII), dont le fond est précisément un ciel brumeux et pluvieux; vient ensuite l'*Irrémédiable* (LXIV), synthèse exquise du cauchemar multiforme dont le poète est opprimé. L'effet profond de cette dernière poésie est immédiatement arrêté: les six poésies suivantes détournent l'attention sur des scènes extérieures d'un dramatique moindre. Elles ont, elles aussi, leur signification; ce sont des scènes tristes préparant l'éclat final de la haine (LXXI) et le vœu macabre du *Revenant*, son expression la plus forte. Encore un éclat de rire vulgaire (LXXIII—LXXIV), un sourire triste (LXXV—LXXVI), une grimace goliardique (LXXVII), et *Spleen et Idéal* est fini.

La manie des fins sataniques, que nous avons déjà constatée chez Baudelaire, se révèle dans la structure des cycles aussi bien que dans celles des poésies particulières. Le dernier tableau de *Spleen et Idéal*, celui, bien entendu, de la première édition, nous présente le poète qui a tant lutté et tant souffert, tout attentif à la fumée de sa pipe; on nous fait contempler, à la fin des *Fleurs du Mal*, la partie la plus poignante du livre, un Amour assis

sur le crâne du poète, faisant des bulles avec son cerveau; quant à *Révolte*, il suffit de dire que le poème se termine par les *Litanies de Satan*; et la *Mort*, c'est-à-dire l'entier volume, aboutit à la raillerie amère de la *Mort des Artistes*:

Il en est qui jamais n'ont connue leur Idole,
Et ces sculpteurs damnés et marqués d'un affront
Qui te vont martelant la poitrine et le front,

N'ont qu'un espoir, étrange et sombre Capitole!
C'est que la Mort, planant comme un soleil nouveau.
Fera s'épanouir les fleurs de leur cerveau!

Mais le poète s'aperçut, en revoyant son ouvrage, que ses vers les plus sataniques n'étaient pas toujours les plus profonds. Il ajouta à son livre de nouvelles poésies constituant une fin plus sérieuse; il termina *Spleen et Idéal* par les poésies les plus denses et les plus vibrantes. *Heautontimoroumenos*, que la robuste vigueur de l'accent et de la pensée avaient fait choisir auparavant comme ouverture du cycle, et l'*Irrémédiable*, où le même sujet n'est pas traité avec moins d'énergie, ont été réunis et placés au bout du cycle; on leur ajouta l'*Horloge* qui les intègre, en associant à la pensée que tout salut est désormais impossible le regret du temps perdu et la peur du reproche et du jugement imminents. Ces trois poésies ne font qu'un seul tout. Les vingt nouveaux poèmes ajoutés dans l'édition posthume (LXXXV-CIV) ont été insérés de façon à en respecter l'unité et à respecter en même temps l'unité indissoluble du groupe précédent. Les six poésies qui interrompaient, comme nous l'avons remarqué, l'organique structure de l'ensemble, ont été mises hors de *Spleen et Idéal*, premier noyau de la nouvelle section *Tableaux parisiens*. Comme le protagoniste devait être amené peu à peu à l'indifférence, au goût du néant, à tel point que le poète pût lui dire:

. . . . . . Pour toi, vieux maraudeur,
L'amour n'a plus de goût . . . . . .

toutes les poésies relatives à l'amour sont concentrées au début du cycle. Aussi le *Revenant* a-t-il été déplacé et le *Tonneau de la Haine*, qui pouvait se comprendre assez bien dans la première édition et qui empruntait de la poésie suivante, *le Revenant*, un caractère spécial de haine contre les femmes, reçoit de sa nouvelle place une valeur plus générale de haine contre tous les hommes, et nous paraît comme égaré, sans attache avec ce qui précède, ni avec ce qui suit. *Sonnet d'automne* (LXVI) a été ajouté pour clore le petit groupe du spleen amoureux; pour s'en persuader il suffit d'y souligner les paroles: «Je hais la passion». Il est aisé, en continuant l'examen, de se rendre compte du degré d'intensité tragique des différentes poésies, suivant leur auteur; car, répétons-le encore, tout est disposé en vue de l'unité totale, et *Tristesse de la lune* plein de douceur

romantique, précède les poésies plus douloureuses de l'isolement et du rêve, *la Pipe* précède la *Musique*, le tabac étant un consolateur moins fort que la musique, et ainsi de suite.

La deuxième édition est, au point de vue de la disposition des pièces, la plus parfaite. Sa compacte structure a été gâté, à mon avis, par les poèmes que Baudelaire a intercalés par la suite et dont quelques-uns sont pourtant des chefs-d'œuvre. Comment expliquer, par exemple, la présence de ce cantique, *Le Calumet de Paix*, fragment imité de Longfellow, dans un livre consacré aux tempêtes de l'âme ? Faut-il y voir la recherche d'un violent effet de contraste ? Le besoin de mieux affirmer combien multiforme est le cauchemar du malade ? De même pour les *Tableaux parisiens*: l'ordre de la deuxième édition est le meilleur. Après deux compositions de caractère introductif *Paysage* et *le Soleil*, se déroulent deux distinctes séries de tableaux: les tableaux diurnes (LXXXVIII—XCIV dans la 2-éd.; CXII—CXVIII dans la 3[e]) et les tableaux nocturnes (XCV—CIII dans la 2[e]éd.; CXIX—CXXVIII dans la 3[e]). Des deux poésies ajoutées dans l'édition posthume et placées de manière à ne pas troubler l'ordre indiqué, la première, *Lola de Valence*, n'a rien qui en explique l'existence dans ce volume, la deuxième, *Lune offensée*, pouvait aisément entrer dans la seconde série de tableaux. C'est là, du reste, il faut le dire, la partie des *Fleurs du Mal* la plus critiquable. On peut appliquer aux *Tableaux parisiens* ce que le poète disait de ses *Petits poèmes en prose*. Ce sont les vertèbres de la colonne vertébrale d'un serpent: si l'on ôte quelques-uns des anneaux, les autres se rejoignent à l'instant. Aucun lien nécessaire entre eux et, qui pis est, très faible parfois le lien entre chaque poésie et le concept général sur lequel le cycle est fondé. Le sujet était splendide. Les créatures d'exception, telles que celle dont il conte l'histoire, sont possibles, plus que partout ailleurs, dans la cité gigantesque et il était bon, comme il se piquait de scrupuleuse exactitude, de ne pas négliger la formidable vertu du milieu. La partie relative au Paris nocturne est assez réussie, dans l'ensemble; s'il ne nous en donne pas une description, il nous en donne, pour ainsi dire, le sentiment. Mais Baudelaire a voulu aussi développer, parallèlement, un second motif: nous montrer que tout, aux yeux du protagoniste, devenait un symbole des vérités douloureuses qui obsédaient son cerveau. Il a fait plus: il a fourré dans ce cycle tout ce qui n'était pas exclusivement vie de l'esprit ou qui ne trouvait pas à se placer opportunément ailleurs. De là les visibles défaillances de cette section et les demandes étranges que le lecteur est parfois obligé de se faire, telle que celle-ci par exemple, si ce n'est qu'à Paris qu'on rencontre, en flânant, des vieilles, des mendiants, des aveugles, des passantes jolies. On est de même étonné de revoir dans ce groupe les deux anciennes

poésies de Baudelaire, *Je n'ai pas oublié voisine de la ville* (CXXIII) et *La servante au grand cœur dont vous étiez jalouse* (CXXIV) et avec elles *Brumes et pluies.* Comment donc les deux premières se tiennent-elles — nous les voyons déjà accouplées dans la première édition — et quel est le rapport de toutes trois au cycle des *Tableaux parisiens?* La seule réponse possible est qu'elles nous enseignent deux diverses méthodes de passer la nuit à Paris. L'une serait (CXXV):

..... par un soir sans lune, deux à deux,
D'endormir la douleur sur un lit hasardeux,

l'autre au contraire de se trouver avec une ancienne maîtresse. Cette dernière méthode est moins recommandable; elle excite de tristes souvenirs. La présence de l'ancienne maîtresse, rappelle sans donte les goûters délicieux d'autrefois, dans la blanche maisonnette près de la ville, mais on revoit aussi l'image de la vieille bonne, morte maintenant et qu'il faut oublier dans sa tombe!

Des manquements et des naïvetés de ce genre se retrouvent de même ailleurs, dans la section *le Vin*, par exemple, où le *Vin de l'Assassin* sort entièrement du plan général. Qu'on remarque que ce petit groupe a lui aussi sa courte préface: *l'Ame du Vin* (CXXVIII). Pour les autres poésies, elles s'expliquent aisément et elles s'expliquaient mieux encore quand le *Vin* et la *Mort* se suivaient. Le *Vin des Chiffonniers* correspond à la *Mort des pauvres*; le *Vin du Solitaire* à la *Mort de l'artiste*; le *Vin des amants* à la *Mort des amants.* Nous avons déjà dit que le poète faisait allusion par là aux trois caractères essentiels, suivant lui, de son protagoniste.

L'histoire d'un état aussi compliqué que le spleen est sans doute moins facile à rappeler et à décrire qu'une histoire d'amour, pour celui-là même qui en a été le héros. Rien d'étonnant donc à ce qu'on ne puisse pas déterminer aussi nettement combien le cycle du Spleen renferme, dans sa structure, de souvenirs personnels. Il me semble pourtant pouvoir affirmer que la dernière partie de *Spleen et Idéal*, telle qu'elle était dans la première édition, rendait assez bien, par son désordre même, ce qu'on pourrait appeler le pessimisme normal de son auteur. Et les principales phases de la pensée baudelairienne reconstruite par ses biographes, me semblent correspondre assez bien aux grandes divisions du livre, dans la première édition: *les Fleurs du Mal*, la *Révolte*, *le Vin.*

D'abord, comme dans les *Fleurs du Mal* centrales, la période des destructions audacieuses, inexorables. Il se consacre dès ses premiers ans à la vie de la pensée, affrontant les obstacles avec l'enthousiasme qui faisait autrefois quitter la maison paternelle pour chercher d'héroïques aventures, ou délivrer quelque beauté prisonnière. C'est lui-même qui a trouvé cette

comparaison, si c'est à lui même qu'il fait allusion là où s'abandonnant au pessimisme le plus sombre, il prédit la prochaine disparition de tout idéal, la venue d'une époque d'avide matérialité, où les enfants fuiront leur famille, non à dix-huit ans pour immortaliser un taudis par de sublimes pensées, mais à douze, pour fonder un commerce, s'enrichir, et faire concurrence à leur infâme papa.[96]) Dans le bouge qui l'accueille presque enfant, seul, inexpérimenté, plein de vagues espérances, il fait obscurcir toutes les vitres, sauf une petite partie en haut, pour ne voir autre chose que le ciel. La mélancolie est déjà sa compagne. Il écrit dans *Mon cœur mis à nu*: «Sentiment de solitude dès mon enfance. Malgré la famille et au milieu des camarades *surtout*. Sentiment de destinée éternellement solitaire.»[97]) Il a connu au collège «la première solitude» et le second mariage de sa mère l'a blessé et abattu comme une trahison et un malheur. L'oisiveté achève de le rendre malheureux. Il reconnaissait lui même, plus tard, que c'était en partie par l'oisiveté qu'il avait grandi; qu'il lui devait, il est vrai, bien des chagrins matériels, mais aussi sa largeur d'idées et son originalité littéraire. Il est naturel que l'amour du rêve et la curiosité de l'esprit se soient alors éveillés en lui et que les problèmes les plus généraux et les plus terribles, ceux auxquels le travail quotidien pour l'existence et les petits triomphes de la pensée dans des domaines plus modestes auraient pu seuls le soutraire, l'aient ravi, inquiété, obsédé. L'inconnu l'attire et lui donne le vertige, comme l'abîme. Mais il trouve une volupté étrange dans ces vertiges de l'esprit; il les provoque, les prolonge, les répète; il cultive, comme il dit, son hystérisme. Le travail intellectuel du reste lui devient non seulement agréable, mais nécessaire. Sa raison, souple et forte, ne se laisse pas intimider par la gravité ni la tristesse des conclusions; il a vite fait de reconnaître les mensonges, les préjugés, les sottises dont se compose la vie. Il n'a encore que vingt ans et sa mère écrit de lui à M. Ancelle:[98]) «Ce mépris souverain pour l'humanité, ne pas croire à la vertu, ne croire à rien, tout cela est effrayant». Le jeune homme, qui se vantera un jour d'avoir un esprit philosophique clair et sûr[99]), ne veut pas qu'on donne le change à sa raison; il ne veut pas se cacher toute la ridicule insignifiance de la mesquine humanité; celle-ci lui apparaît dejà comme une grande masse d'esclaves que les Destinées condamnent depuis des siècles à la répétition monotone des mêmes vices et des mêmes folies.

[96]) *Fusées*, pag. 89.

[97]) pag. 96.

[98]) *Étude biographique d'Eug. Crépet mise à jour par J. Crépet*, cit. pag. 26.

[99]) Dans une lettre à M. Toussenel du 21 Janv. 1856: «Ce qu'il y a de bien certain cependant c'est que j'ai un esprit philosophique qui me fait voir clairement ce qui est vrai, même en zoologie».

Sa terreur et son humiliation ont dû alors être bien grandes, si l'on réfléchit à la grandeur de la réaction. Il se révolta contre cette idée d'une puissance mystérieuse se servant de nous comme de machines pour des fins qui nous sont inconnues, et embrassa avec enthousiasme le système qui fait la plus grande part à la volonté, à l'activité réfléchie et personnelle: le dandysme. Car le dandysme n'est pas pour Baudelaire la doctrine de la fade élégance, risible héritage de Brummel; c'est une haute conception morale. L'humanité se partage pour lui en deux groupes distincts: d'un côté le plus grand groupe, le peuple créé pour le fouet que le courant entraîne et l'instinct aveugle pousse sans qu'il sache qu'il est entraîné et poussé; de l'autre côté une élite restreinte d'aristocrates sachant l'inutilité de la vie et l'implacable toute-puissance du destin, mais pleins de l'orgueil des vaincus et fiers de leur conscience. Le dandy doit dormir devant un miroir, dit Baudelaire; ce qui constitue le dandysme est précisément la présence continue de soi à soi-même; c'est l'effort assidu de remplacer l'instinct mécanique par le travail de la volonté. La théorie ne saurait être plus noble et plus haute: c'est ainsi que se forment et le saint et le héros. Mais le héros et le saint diffèrent en ceci du dandy qu'en eux l'héroïsme et la sainteté s'allient toujours au désintéressement, à l'amour des hommes, tandis que le dandy est égoïste et il ne joue que pour s'amuser sa sainte ou héroïque comédie. De là le précepte baudelairien: «Être un héros ou un saint pour soi-même.»[100]) De là aussi sa définition historique du dandysme[101]): «Le dandysme apparaît surtout aux époques transitoires où la démocratie n'est pas encore toute puissante, où l'aristocratie n'est que partiellement chancelante et avilie. Dans les troubles de ces époques quelques hommes déclassés, dégoûtés, désœuvrés, mais tous riches de force native, peuvent concevoir le projet de former une espèce nouvelle d'aristocratie, d'autant plus difficile à rompre qu'elle sera basée sur les facultés les plus précieuses, les plus indestructibles, et sur les dons célestes que le travail et l'argent ne peuvent conférer. Mais le flot montant de la démocratie noie jour à jour les derniers représentants de l'orgueil humain.»[102])

Cependant son rêve du parfait dandy, de l'homme supérieur qui affine toute son éducation, développe toutes ses énergies, mais qui peut au besoin ne vouloir rien de tout cela, toutes fonctions, tous liens lui étant odieux, se dissipa au contact du réel, ou,

[100]) *M. Cassagne*, *La théorie de l'art pour l'art*, Paris 1904, pag. 173, note à ce propos: «Un saint! Entendez une conscience artistique irréprochable». Je ne crois pas cette interprétation acceptable.

[101]) Dans son article sur C. Guy, *Œuvres*, II.

[102]) Gustav Koehler. *Der Dandysmus im französischen Roman des XIX. Jahrhunderts*, Halle a. S., 1911 (33. Beiheft zur Zeitschrift für romanische Philologie) fait une place aussi à Baudelaire dans son étude, pag. 52/57.

du moins, ne put être réalisé qu'en partie. Rappelons nous l'ardente prière de l'artiste implorant de Dieu la poésie pour se soulever comme créateur au dessus du troupeau. Sa haine du troupeau finit par avoir elle aussi des effets très fâcheux. Tout le monde sait ce que le dandysme devint dans sa vie pratique et à quels excès le conduisit la peur d'être confondu avec le vulgaire. Le Baudelaire excentrique et bizarre ne nous intéresse que par l'augmentation de souffrance que ses excentricités lui ont value. Après avoir cherché l'aristocratique plaisir de déplaire, après avoir ahuri, heurté, fâché la foule[103]) et s'être fait passer pour le plus abominable des vicieux, il souffrit cruellement d'avoir été cru. Sa solitude en devint plus effrayante. Qu'on ajoute tout ce que nous avons dit plus haut, toutes les causes d'isolement moral que nous venons d'étudier: on comprendra son désespoir[104]); sa tentative d'y échapper par l'action momentanément bienfaisante des excitants nous paraîtra presque excusable.[105]) «De quelques rares esprits qui marchent par ces temps dans la solitude du moi, il est, je pense, le meilleur et le plus sûr de sa route» écrivait de lui, en 1852, le *Journal pour rire*. Mais combien de tristesses cachées derrière cette assurance de surface! En cette année-là même, il secouait le joug de ses désolantes doctrines et célébrait l'action[106]):

«Disparaissez donc, ombres fallacieuses de René, d'Obermann et de Werther; fuyez dans les brouillards du vide, monstrueuses créations de la paresse et de la solitude; comme les pourceaux dans le lac de Génézareth allez vous replonger dans les forêts enchantées d'où vous tirèrent les fées ennemies, moutons attaqués du vertigo romantique. Le génie de l'action ne vous laisse plus de place parmi nous.»

Le dandysme de Baudelaire n'exclut pas l'action; il contient même dans ces principes comme une force héroïque; mais ce n'est point l'action dont il s'agit ici, activité pour le bien des

---

[103]) Sa haine du bourgeois reçoit un démenti momentané du commencement de son premier *Salon*. On y caresse la bourgeoisie et on remarque qu'en fin de compte c'est elle qui paie les artistes. Souvenons-nous de la *Muse Vénale*. Il ne s'agit pas d'une véritable orientation de son esprit vers la littérature utile; Baudelaire, distrait, se contredit aussitôt et ses invectives ne laissent aucun doute sur son vrai sentiment. Quant au rôle qu'il joua dans la révolution de 1848, il se justifia lui-même par la mauvaise influence des lectures scolaires.

[104]) Son imagination se peuplait de visions macabres. Quelques-uns de ses dessins aussi, il faut le noter, représentent des scènes effrayantes. Si l'on veut trouver quelque chose approchant des cauchemars décrits dans les *Fleurs du Mal*, il suffit de lire la narration qu'il fait d'un songe horrible à son ami Asselineau le 13 Mars 1856.

[105]) Il ne faut pas exagérer, comme on l'a fait, l'influence de l'haschisch et de l'opium sur la pensée et sur l'art de notre auteur. A. Pizzini, *Il cuore di Baudelaire*, dans la *Rivista d'Italia*, an XI, 1908, II, 835/855, a trop insisté sur ce point.

[106]) *Art romantique*, dans *Œuvres*, III, p. 20/34.

hommes. Le résultat du dandysme est ordinairement l'impassibilité et l'indolence ,parce qu'il ne donne à l'action aucun but extrahumain ni altruiste, mais il la considère plutôt comme le jeu savant d'un esprit qui ne veut pas s'ennuyer. Aussi trouve-t-on, au bout de *Fusées*, le vrai portrait de Baudelaire, du Baudelaire de tous les instants, non d'un moment tout spécial:[107])

«Perdu dans ce vilain monde, coudoyé par les foules, je suis comme un homme lassé dont l'œil ne voit en arrière dans les années profondes que désabusement et amertume, et, devant lui, qu'un orage où rien de neuf n'est contenu, ni enseignement ni douleur. Le soir où cet homme a volé à la destinée quelques heures de plaisir, bercé dans sa digestion, oublieux autant que possible du passé, content du présent et résigné à l'avenir, enivré de son sang-froid et de son dandysme, fier de n'être pas aussi bas que ceux qui passent, il se dit, en contemplant la fumée de son cigare: Que m'importe où vont ces consciences ?[108])

Barbey d'Aurevilly terminait en 1857 son article sur *les Fleurs du Mal* par ces mots: «Après les *Fleurs du Mal* il n'y a plus que deux partis à prendre pour le poète qui les fit éclore: ou se brûler la cervelle ... ou se faire chrétien.»[109]) L'âme et les malheurs du poète lui étaient connus; peut-être ajoutait-il ces dernières paroles comme un souhait bienfaisant. Et en effet nous éprouvons une sorte de soulagement à voir le poète s'acheminer sur la nouvelle voie qu'on lui a prophétiquement indiquée et y trouver la paix dans une dernière illusion. Baudelaire reprend dans ses dernières années ses entretiens avec le Dieu, qui l'avait déjà tant de fois écouté dans son enfance.

[107]) pag. 90.

[108]) Ceux qui connaissent la correspondance de Leopardi doivent se rappeler, à la lecture de ce passage, un état d'âme identique que le poète italien a décrit dans une lettre à son amie Targioni-Tozzetti (*Epistolario* di Giacomo Leopardi, ed. P. Viani, Firenze 1892, II, 424 43): «I miei amici si scandalizzano; ed essi hanno ragione di cercare gloria e di beneficare gli uomini; ma io che non presumo di beneficare e che non aspiro alla gloria, non ho torto di passare le mie giornate, disteso su un sofà, senza battere una palpebra. E trovo molto ragionevole l'usanza dei turchi e degli altri orientali, che si contentano di sedere sulle loro gambe tutto il giorno e guardare stupidamente in viso questa ridicola esistenza». Deux autres analogies entre les deux poètes sont signalées par V. A. A r u l l a n i , *Leggendo il Leopardi e il Baudelaire*, dans le *Fanfulla della Domenica, an* XXIII, N. 32.

[109]) *Les Fleurs du Mal*, éd. défin., pag. 376. Ce n'était pas la première fois qu'il déplorait l'impiété de Baudelaire. Dans une lettre à Trébutien, de 1855, il dit en présentant le poète: «Il est un écrivain de force acquise et un penseur qui ne manque pas de profondeur . . . quoique . . . oh! il est dans le faux. Il est impie . . . Les niaiseries philosophiques lui répugnent» Je ne trouve pas moins caractéristique ce qu'il lui mande d'écrire sur un exemplaire des *Reliquiae* de Melle de Guérin destiné à Baudelaire: «Une belle fleur blanche à une belle fleur noire».

On dirait quelquefois qu'il en est honteux et qu'il sent la nécessité de se justifier: «On peut ne pas manquer d'esprit et chercher dans Dieu le complice et l'ami qui manquent toujours. Dieu est l'éternel confident dans cette tragédie dont chacun est le héros».[110]

Mais le mal continue à empirer; la mort paraît désormais imminente. La peur le saisit. Il pense aux ans gaspillés, aux vieux rêves qu'il n'a point encore réalisés. «Tout est réparable: Il est encore temps. Qui sait même si des plaisirs nouveaux...»[111] Mais la volonté et la santé lui manquent. Pour remplir ses nouveaux devoirs, pour tirer tout le profit possible des jours qui lui restent, il lui faut un secours; il est nécessaire de redonner les forces à l'âme au moyen d'une hygiène spéciale et il espère pouvoir opérer une espèce de thaumaturgie intérieure par la valeur suggestive de la prière et des sacrements. Aussi ne revient-il pas seulement au Dieu, mais à la religion de son enfance. Mais il y avait, à mon avis, dans ce retour, avec l'élan mystique instinctif, la conscience d'essayer encore un remède, une dernière espèce d'excitant. Il n'y pas eu de vraie conversion. A ses derniers moments, il renonça à la prière et à la foi, et retrouva en face de la mort la stoïque fierté de son pessimisme lucide.[112]

---

110) *Mon cœur mis à nu*, pag. 116/7.

111) *Ibid.*, pag. 122.

112) Il nous paraît maintenant impossible qu'on ait mis en doute la sincérite du poète. Tout le monde connaît le verdict écrasant d'*E. Schérer*, *ouvr. cit.*, 1869, pag. 289 et de *Brunetière*, *Questions de critique*, Paris 1889, pag. 273 et suivv. et *Revue des deux mondes*, 1er Sept. 1892. Souverains contempteurs de Baudelaire, convaincus qu'il ne valait pas la peine d'en causer, ils daignèrent néanmoins, par amour de l'humanité, éclairer là-dessus le public et démasquer «l'illustre mystificateur dont l'unique excuse était d'être lui-même devenu la dupe de ses propres mystifications». Brunetière est le moins excusable. car il écrivat après l'apparition de la biographie, des œuvres et de la correspondance inédite et, qui pis est, à propos de tout cela. Ses deux articles, inexacts et naïfs en plus d'un endroit, sortent de la critique et entrent dans la vulgaire catégorie des insultes. Maurice *Spronck*. *ouvr. cit.*, pag. 133, tout en croyant à la sincérité du poète, s'oppose à P. Bourget qui voit dans les *Fleurs du Mal* le vrai pessimisme et soutient que ce pessimisme n'est qu'apparent. Baudelaire ne cherche pas dans la mort *le néant*, mais *le nouveau*; il aspire à des formes plus nobles d'activité, non au nirvana absolu. Mais l'on peut aisément opposer aux dernières paroles du livre dont M. Spronck se fait fort, d'autres déclarations aussi importantes. Dans une préface. par ex., projetée pour son livre (*Eug. Crépet*, *ouvr. cit.*, pag. 6): «J'aspire à un repos absolu et à une nuit continue. Chantre des voluptés folles du vin et de l'opium, je n'ai soif que d'une liqueur inconnue sur la terre et que la pharmaceutique céleste elle-même ne pourrait pas m'offrir. d'une liqueur qui ne contiendrait ni la vitalité, ni la mort, ni l'excitation, ni le néant. Ne rien savoir, ne rien vouloir, ne rien sentir, dormir et encore dormir, tel est aujourd'hui mon unique voeu. Voeu infâme et dégoûtant, mais sincère ». De même il ne faut pas oublier le sonnet qui précède *le Voyage*, *le Rêve d'un curieux* (CL), où l'auteur s'imagine sur le seuil de l'inconnu, dans l'instant même de la mort:

Une conclusion très importante se dégage de ce morne récit. Cette marche continue de la raison et du cœur vers un pessimisme toujours plus désolé — marche que nous venons d'étudier dans la vie — n'est pas sans avoir des rapports avec l'évolution, étudiée plus haut dans le livre, vers une forme plus sérieuse et plus triste. Les *Fleurs du Mal* de 1857 n'ont jamais été pour le poète les reliques d'une jeunesse malade et rêveuse, semblables aux vers juvéniles que Dominique relisait, dans son âge mûr, d'un œil ému, mais l'âme forte et guérie. Elles restèrent tout le temps, à très peu près, son portrait fidèle. Tout changeait chez les autres; on désavouait, on raillait même parfois, les anciennes fièvres romantiques. Sainte-Beuve, dans les *Consolations*, tout en peignant encore la mélancolie des Amaury, des Joseph Delorme, l'enveloppait d'une douceur calme; l'auteur de *Lélia* renouvelait ses romans par la généreuse allégresse de son optimisme; Vigny se relevait de ses découragements infinis pour chanter de nouveau, dans la *Maison du Berger* et dans la *Bouteille à la mer* sa foi à la poésie et à la valeur sociale de l'Idée. On pourrait citer bien des exemples. Baudelaire demeure, lui, toujours le même. Et la cause en est que, pour les autres hommes de lettres, le pessimisme avait été une mode ou le mélange confus des mille chimères du cœur; pour lui c'est surtout un résultat de la méditation, une déduction de la raison. Il a souverainement haï le niais et banal romantisme des barques sur les lacs, des pleurnicheries bêtes, des confidences éhontées; il y a un mot célèbre de lui: «Tous les élégiaques sont des canailles.» Son mal n'est pas le mal de René, quoiqu'il ait adoré Chateaubriand et qu'il ait en commun avec le grand dandy l'ennui mélancolique et incurable; l'amour de l'infini, de l'océan et du désert. C'est plutôt le mal d'Obermann et de Joseph Delorme, c'est surtout le mal multiforme et compliqué de Byron.

Il ne s'agit pas de modèles littéraires. Il a été réellement dans la vie ce qu'il avait été par l'imagination au temps de ses premières lectures, c'est-à-dire, tour à tour, un Don Juan voluptueux et sensuel, un Manfred rongé par les remords et avide de connaître, un Caïn, que le spectacle du mal et de la mort exaspère. Il a, suivant son habitude, concentré dans les derniers vers l'essence du livre:

> J'étais comme l'enfant avide du spectacle,
> Haïssant le rideau comme on hait un obstacle . . .
> Enfin la vérité froide se révéla . . . . .
>
> J'étais mort sans surprise et la terrible aurore
> M'enveloppait. — Et quoi! n'est-ce donc que cela!
> La toile était levée et j'attendais encore.

Et le vers célèbre, qui résume une si grande partie de Baudelaire:

> Et je cherche le vide et le noir et le nu?

Nous voulons, tant ce feu nous brûle le cerveau
Plonger au fond du gouffre, Enfer ou Ciel, qu'importe?
Au fond de l'inconnu pour trouver du *nouveau!*

N'est ce pas là la pensée du Childe-Harold voulant descendre, pour changer de spectacle, dans le royaume même des ombres, ou le cri du Giaour qu'il faut échapper à l'ennui de la vie, dût-on y périr?

Tout le romantisme passa à travers son âme, en s'y filtrant. Placé aux confins extrêmes de l'époque romantique, Baudelaire la résuma en lui et ce fut lui, plus que tout autre, qui transmit aux âges nouveaux ce que le romantisme contenait d'expérience douloureuse et de pessimisme métaphysique, c'est à dire ce qui devait constituer pendant quelque temps le fond même de la poésie française.

C'est là surtout son originalité. Les sources littéraires n'expliquent pas directement son œuvre. Il a admis lui-même, par exemple, que les *Poésies de Joseph Delorme* avaient été les *Fleurs du Mal* de la veille. Et en effet, quoique le petit recueil de vers soit au fond plus galant que tragique, l'admirable préface et ça et là quelques courts passages[113]) annoncent déjà Baudelaire[114]):

«La Raison morte rôdait autour de lui comme un fantôme et l'accompagnait à l'abîme, qu'elle éclairait d'une lueur sombre. C'est ce qu'il appelait avec une effrayante énergie se noyer la lanterne au cou. En un mot l'âme de Joseph ne nous offre plus désormais qu'un inconcevable chaos où de monstrueuses imaginations, de fraîches réminiscences, des fantaisies criminelles, de grandes pensées avortées, de sages prévoyances suivies d'actions folles, des élans pieux après des blasphèmes jouent et s'agitent confusément sur un fond de désespoir.»

Pourtant Baudelaire ne s'est pas inspiré de Sainte-Beuve. Il a extrait la beauté de *son* mal, non de celui de Delorme; Joseph Delorme il l'a copié en vivant. Son œuvre est donc le produit d'un double romantisme: celui lointain des livres, et celui, plus proche, de sa vie, qui en était le reflet.

Nos lecteurs viennent de voir comment ce deuxième romantisme s'est reflété à son tour dans *les Fleurs du Mal*, dans son architecture surtout. Le capacité du livre en reste comme agrandie; les vers où se sont déposées les plaintes isolées de l'instant, deviennent, ainsi considerés, le journal intime de toute une vie, le testament de toute une époque littéraire.

Torino. L. F. BENEDETTO.

---

[113]) *Poés. compl.*, I, 106, «Je songe à mes longs jours passés avec vitesse, | Turbulents, sans bonheur, perdus pour le devoir, | Et je pense, ô mon Dieu, qu'il sera bientôt soir!» et I, 13/45 «Sais-tu ce que tu vaux | Belle Ignorante . . . .».

[114]) I, 17.

Zur ‚Vengeance Raguidel'.

Da Friedwagner nach eingehender Vergleichung der Vengeance Raguidel mit dem Meraugis zu der Überzeugung gelangte, daß jener Raoul, welcher sich in den Versen 3356 und 6178 der Vengeance Raguidel als Dichter dieses Romans bezeichnet, mit dem Verfasser des Meraugis zusammenfalle, so reihte er die Ausgabe der Vengeance Raguidel in diejenige der Gesamtwerke Raouls von Houdenc, und zwar als zweiten Band, ein.[1]) Doch nahm er hierbei auf abweichende Meinungen in der Verfasserfrage insofern Rücksicht, als er zu der Kennzeichnung ‚Altfranzösischer Abenteuerroman' auf dem Titelblatte des Buches nicht wie auf demjenigen des Meraugis-Bandes die Angabe ‚von Raoul von Houdenc' hinzufügte. Wenn auch in der Ordnung dieser von Friedwagner begonnenen Ausgaben eine Ausgabe der freilich kürzeren und dem Wesen nach verschiedenen Dichtungen, die neben dem Meraugis unzweifelhaftes Eigentum des R. von Houdenc sind, vor derjenigen der Vengeance Raguidel vielleicht den Vorrang verdient hätte, so ist es doch erfreulich dieses kulturgeschichtlich sehr wertvolle Denkmal, welches Cél. Hippeau unter dem Haupt-Titel ‚Messire Gauvain' im Jahre 1862 unbefriedigend veröffentlicht hatte, in einer von vielen textlichen Schäden befreiten und mit trefflichen sprachlichen und sachlichen Erläuterungen begleiteten Ausgabe schon jetzt zu besitzen.

Eine außerordentlich eingehende Untersuchung wird in der Einleitung des Werkes der äußeren Beschaffenheit der Dichtung zuteil. Die Beweggründe, welche einige Gelehrte zum Zweifel an dem einheitlichen Charakter der Vengeance Raguidel und zur Unterscheidung zweier Teile für diese, eines bis zum Verse 3356, nach Kaluza nur bis etwa zum Verse 2700, reichenden älteren, dessen Verfasser sei es überhaupt sei es ursprünglich von Raoul verschieden wäre, und eines durch und durch von Raoul her-

[1]) La Vengeance Raguidel, Altfranzösischer Abenteuerroman. Herausgegeben von Mathias Friedwagner. Mit Unterstützung der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. Halle a. S., Max Niemeyer, 1909. CCVII u. 368 SS.

rührenden jüngeren, geführt hatten, prüft Friedwagner sorgfältig nach. Dem zur Annahme zweier verschiedener Schichten in der ersten Hälfte des Romans benutzten Umstande, nämlich der ungleichmäßigen Verteilung des reichen Reimes dortselbst, muß er die Beweiskraft absprechen, da eine solche und nicht, wie man erwarten sollte, gleichmäßige Anwendung dieser Reimart auch in der zweiten anerkannt echten Romanhälfte nachweisbar sei; auch sprächen Laute, Formen und Stil nicht zugunsten einer Zweiheit von Verfassern. Selbst die plötzliche Bemerkung *Ci comenche Raols son conte* im Verse 3356, nach welcher es zwar scheinen könne, als liege bis zu derselben das Werk eines andern Dichters vor, beweißt für Friedwagner nicht, daß nunmehr ein zweiter Dichter, Raoul, im Erzählen fortfahre. Sie erinnere hinsichtlich der Wendung *ci comenche* an ähnliche Übergangsformeln in andren Dichtungen; ihr Wert aber bestehe nur darin, daß der Verfasser sich hier zum ersten Male nenne. Sie unterbreche in ihrer überlieferten Fassung allerdings, gibt Friedwagner zu, die Darstellung eines bestimmten Abenteuers recht auffällig, und so sei sie vielleicht in *Si romanche Raols son conte* zu bessern: der Sinn des nunmehrigen Wortlautes *Mais longue devise n'est preus A dire a cort n'a roi n'a conte, Si romanche Raols son conte Qui ne fait pas a mesconter* sei ‚aber eine lange Beschreibung ist nicht vorteilhaft, nicht geeignet am Hofe, vor König oder Grafen, mit Beifall vorgetragen zu werden (*preu* ist aber hier Sbst., ‚Vorteil‘, das Gegenteil von *domage*, vgl. z. B. Mer. 2351), so dichtet denn Raoul seinen Roman in einer Art, daß er sich sehr gut zum Erzählen eignet‘. Aber die handschriftliche Lesart *Ci comenche* findet, darf man gegen jenen Änderungsvorschlag einwenden, in dem wenige Zeilen später gebrauchten Ausdruck *traire en vient (La matiere qu'il en vient traire Est veritals)*, V. 3360, eine Stütze. Sie gehört also wohl in den kritischen Text. Gleichwohl zwingt sie nicht zu der Annahme, daß hier ein neuer Dichter, Namens Raoul, einsetze. Denn aus dem Inhalt des zu *conte* hinzugefügten Relativsatzes *Qui ne fait pas a mesconter* ergibt sich, daß *conte*, eine Meinung, die auch Jordan, Lit.-Bl. 1911, Sp. 57 vertritt, nicht auf die ganze folgende Romanhälfte, sondern nur auf die nächste Episode, die Liebesgeschichte zwischen Gavain und Ide, hinweise. *Qui ne fait pas a mesconter* besagt nämlich nicht ‚(die Geschichte) welche sehr gut zum Erzählen geeignet ist‘, sondern ‚welche nicht ausgelassen, übergangen zu werden verdient‘ (vgl. zum trans. *mesconter*, wörtlich ‚nicht mitzählen‘, ‚nicht einrechnen‘ auch *Par eaus l'eskiele ensi montai, Qu'ainc escaillon n'i mescontai*, Tr. B. II, 230, 872; ·XIII· *C. mille sont par conte Sans les menus, c'om i mesconte*, Barl. 6146; *Son mesage li a conté, Ne l'en a. i. mot mesconté*, Claris 19530; 23156; *des autres*, sc. *femmes*, . . *Doit on tout le mal mesconter*, J. Cond. II. 203, 12; Watr. 220, 691). Mit derartigen zur Aufmerksamkeit

anregenden Wendungen eröffneten die altfranzösischen Dichter nicht ungern Teilerzählungen des ganzen Werkes, s. die beiden von Friedwagner S. CXIV angezogenen Stellen Parise S. 48 und Aiol 8559 oder ferner *Or m'entendez, seignurs trestuit, E si vus pri, ne vus ennuit, Kar une fable orriez vus, E cest est tut veir a estrus*, Ipom. 5551; *Seignor, or escoutez, pour Dieu, ne vous anuit, Si orrez vraie estoire, dont li vers sont bien duit*, Berte 898; *Or escoutes, franc chevalier baron, Si vos dirai d'une bone chançon, Cum Auberis fu menes au bricon Par. i. uaslet*, . . Mitth. 255,5. Befremdlich ist in dem Verse der Veng. Rag. nur das Dasein des Possessivpronomens vor *conte*, dessen Platz der unbestimmte Artikel einnehmen sollte; vielleicht ist *son* daher ein jüngeres Versehen für *un*, wie die Handschrift der Dichtung ja viele Verderbnisse aufweist. Auch die übrigen Gründe für das Vorhandensein eines vorraoulschen Teils der Vengeance widerlegt Friedwagner. Gewisse mundartliche Besonderheiten seien auch der zweiten Hälfte des Romans eigentümlich; die Vengeance Raguidel sei offenbar ein Jugendwerk ihres Dichters, daher vermische sich in ihr die Sprache seiner Heimat, des Südwestens zur Île-de-France, mit derjenigen der Île-de-France, deren tadellose Reinheit Raoul nicht sofort gefunden habe. Auch der Stil beider Hälften sei nicht so unähnlich; einige in der zweiten allerdings wiederholt gebrauchte Redeweisen besonderer Art fänden sich in der ersten zum wenigsten angebahnt. Nebenher läßt Friedwagner aber auch die Möglichkeit offen, daß jene dialektischen Abweichungen und auch sonstige über das ganze Gedicht verstreute auffällige Formen und Reime[2]) nicht ursprünglich seien, und er trifft hiermit vielleicht das Richtige, weil es wahrscheinlich ist (vgl. später), daß die Handschrift, welche den Roman überliefert, noch nicht das Original desselben, sondern

[2]) S. Friedwagner S. CXXVI, auch S. LXIII. Der Reim *dit* (sagt): *entendit* (statt *entendi*; ‚hörte‘) V. 6075 könnte daher rühren, daß *Que pas ne remanra, ce dit* aus ‚*Ne remanra* (genauer *remanrai*)', *ce (respon)di* entstellt worden wäre. Der Reim *l'empainst: as mains*, V. 5083 in den Worten *Mais au joster en son venir Le feri et apres l'enpainst De la lance que dusqu'as mains Le feri parmi la mamiele* liesse sich durch die Änderung *et apres l'enpainst De la lance si qu'il l'atainst Dusqu'as mains parmi la mamiele* leicht beseitigen; *dusqu'as mains* an sich ist unanstößig und besagt, daß er dem Gegner die Lanze bis zu der Stelle, wo er sie hielt, in die Brust stieß, vgl. *Et fiert le cheval es costés De l'espee jusqu'ens el heut*, V. Rag. 5511; *Et il li enpaint en la guele L'espee et le braç jusqu'al coute*, ib. 5619, oder anderwärts z. B. Ch. Ly. 2253. Und der Reim *desconfortet* (Part. Perf.!): *het* V. 1622 würde verschwinden, wenn man *Par lui estiens desconfortet*, übrigens für den Urtext auch um eine Silbe zu lang, in *Par lui estïon confus fet* verwandelte (vgl. *faire confus auc.* Münch. Brut. 588, *rendre confus auc.* Clig. 3874 A, und zu *estïon* Friedwagner S. LXXIV; wäre statt des Indikativs der Konjunktiv Plusquamperf. oder der Konditionalis überliefert, so hätte sich auch die bekannte Wendung *faire conclus auc.* vorschlagen lassen).

erst eine ungenaue Abschrift dieses wiedergibt (welcher jene auch ihrerseits nicht immer treu folgt); auf dieser Zwischenstufe mag auch die echte Mundart des Gedichtes hie und da gelitten haben.

Aufs gründlichste erörtert Friedwagner ferner die von den Gelehrten teils bejahte teils verneinte Frage, ob der Dichter der Vengeance Raguidel mit Raoul von Houdenc, dem Dichter des Meraugis, des Songe d'Enfer und des Roman des Eles, verschmolzen werden dürfe. Er gibt zu, daß Vengeance Raguidel und Meraugis sich im Tone, im Geiste und daher auch in der Sprache voneinander unterscheiden, aber er findet diese Unähnlichkeit in dem verschiedenen Wesen der beiden Dichtungen, sei doch der Meraugis ein höfischeres, die Vengeance Raguidel ein natürlicheres, jugendfrischeres Gedicht (aber als ein Jugendwerk wird die letztere nur vermutungsweise angesprochen!), begründet. Auch die ungleiche Bewertung des weiblichen Geschlechts in beiden Werken, im letzteren im allgemeinen eine ungünstige, zeuge deshalb nicht gegen die Annahme eines und desselben Dichters für diese; in der Tochter des Guengasouain schildere Raoul sogar auch in der Vengeance R. einen vortrefflichen Frauencharakter. Für die Einheit beider Dichter spreche auch das beiden Dichtungen gemeinsame Streben nach hochspannenden Vorgängen. Für besonders triftig hält Friedwagner die von ihm, teilweise an der Hand bereits vorliegender Arbeiten, sorgfältig verfolgte Übereinstimmung der Vengeance R. und des Meraugis nach Lauten und Sprachformen, nach Stil und nach Versbau. Mit außerordentlich reichem Beweisstoffe tritt er in diesen Abschnitten an die Lösung der Frage heran. Seiner vorsichtigen Entscheidung ‚man werde, solange nicht eine unmittelbare, jeden Zweifel ausschließende Nachricht einen andren Verfasser sichere, Raoul von Houdenc ruhig als Dichter der Veng. Rag. nennen dürfen', wird man beipflichten dürfen. Denn nicht auszuschließen ist die Möglichkeit, daß die Namengleichheit beider Dichter ganz zufällig sei und der Dichter des Meraugis die Vengeance R. nur gekannt und benutzt habe. Auch die Gegner der Personeneinheit beider Raoul würden gewiß kein sicheres Beweismittel gebrauchen, wenn sie auch darauf hinwiesen, daß ein jedes der beiden Werke gewisse Redewendungen abweichend vom andren bevorzuge, so die Veng. Rag. *verités est* oder *fu* (s. die Verse 1512, 2258, 2495, 4454, 4618) und der Mer. *n'i a plus* (s. die Verse 1058, 1986, 2015, 2283, 2629, 2809, 3403, 3529, 4212, 4475, 4927, vgl. in der Veng. Rag. nur 6119 und vielleicht noch 2534) oder *cui chaut?* (s. die Verse 2632, 3554, 3582, 5796). Denn eine derartige Vorliebe ist wandelbar.

Die Arbeit eines allen denkbaren Aufgaben nachgehenden, in seinen Betrachtungen gedankenvollen und in seinen Schlüssen umsichtigen Forschers, der auch allen beziehentlichen Vorunter-

suchungen seitens andrer Gelehrter gerecht wird, ist auch derjenige Abschnitt der Einleitung, welcher sich mit dem Inhalte der Dichtung, ihrem Wesen, ihren Quellen, den in die Haupthandlung eingeflochtenen Stoffen, dem Schauplatze der Erzählung, den Namen der in dieser auftretenden Personen und schließlich den weiteren Schicksalen der Vengeance Raguidel innerhalb und außerhalb Frankreichs beschäftigt. Daß dieses Dichtwerk nur eine Art Auszug aus einer umfangreicheren, und zwar sei es reichhaltigeren, sei es nicht so früh endigenden, Vorlage sei, wie Friedwagner S. CLX und Anm. zu V. 6182, meint, braucht aus den Versen *Nan uoir car de lui est estraite Et por ce doit estre auant traite*, mit denen der Roman in der Handschrift schließt, nicht hervorzugehen. Als Zweck dieser dem Schreiber beigelegten und dem kritischen Texte daher nicht angeschlossenen Worte vermutet Friedwagner, indem er *traire avant* als ,fortsetzen' und *estraire* um des folgenden *por ce* willen als ,gekürzt wiedergeben, kürzen' deutet, eine Kritik, eine Berichtigung des Inhalts der letzten Zeilen oder, falls *Nul nel porroit trover plus bel* V. 6182, nicht ,finden' (d. h. wohl ,befinden für'), sondern, wie wohl in Wahrheit, ,dichten, erfinden' enthalte (besteht aber zwischen ,kürzen' und ,dichten' ein unmittelbarer Gegensatz?), eine solche nur des letzten Verses, des V. 6182, der Dichtung. Der Schreiber, der vielleicht eine umfassende Gavain-Kompilation gekannt habe, finde es unbegreiflich, daß Raoul mit der Entschuldigung schließe (s. S. CLXI), er wisse nicht, was er noch weiter erzählen solle, (oder daß er sich rühme, die Erzählung selbständig erfunden zu haben, vgl. die Anm. zu V. 6182). In den Versen 6176 bis 6181, *Ici faut et remaint Li contes qui ne dure mes. Raols quil fist ne vit après Dont il fesist grinnors acontes. Coment soit nonmés? C'est li contes De la Vengeance Raguidel*, sage der Dichter nämlich wohl ,die Erzählung dauere nicht weiter, sie sei zu Ende, und er sähe nicht, weshalb er größere, weitere Aufzählungen machen, weshalb er sie also durch Aufputz oder Zusätze künstlich verlängern sollte.' Aber die handschriftliche Überlieferung des Verses 6180 legt für diesen einen andren Wortlaut, zugleich eine anderartige Verbindung desselben mit seiner Umgebung, und für den ganzen Abschnitt daher eine andre Auffassung meines Erachtens näher. Sie bietet für *coment*, welches eine Vermutung Friedwagners ist *q' ııı*, woraus Hippeau *qui n'i* machte, welches dann A. Tobler in *acontes Q u e n e soit només* verbesserte (,R. fand hinterher nichts, um dessen willen er längere Aufschübe hätte können eintreten lassen, daß die Erzählung (nicht) ihren Namen erhielte'). Sie erlaubt deswegen folgende Lesung und Deutung: *Raols quil fist ne vit apres Dont il fesist grinnors acontes Qu'i[l] ne soit només, c'est li contes, ,De la Vengeance Raguidel'. Mes..* ,Raoul sah hernach nicht ein, begriff nicht (*veoir* wie V. 3056), wieso er noch größere Rechnungen

darüber anstellen sollte, daß er nicht genannt werden möge, nämlich der Roman, ‚Von der V. R.“, mit anderen Worten ‚R. begriff nach Abschluß des Romans nicht, aus welchem Grunde er nunmehr noch größere, schärfere Rechenschaft (als er durch die Erzählung selbst tat) darüber ablegen sollte (vgl. zu dieser Bedeutung von *aconte* Bes. Dieu 187, Eust. 372), es noch triftiger begründen sollte, daß der Roman durchaus ‚Von der Vengeance Raguidel‘genannt werden darf.‘ In Verbindung mit dieser Einrichtung nebst Auslegung der Stelle ändern sich auch Sinn und Zweck der beiden Schlußverse der Handschrift, *Nan voir, car de lui est estraite Et por ce doit estre avant traite.* Diese beziehen sich allein auf die Aussage des letzten vorhergehenden Verses *Nus nel porroit trover plus bel*, 6182. Aber sie berichtigen dieselbe nicht. Denn *non voir* bestreitet hier nicht, sondern bekräftigt; ‚Niemand könnte den Roman schöner dichten. Wahrlich nicht; denn (und dies dient zur erneuten Versicherung der Verfasserschaft Raouls) von ihm ist sie, *la Vengeance Raguidel* (besser wären die männlichen Formen *estraiz* und *avant traiz*, bezüglich auf *conte*), erzeugt, geschaffen, von ihm rührt sie her, und deswegen darf sie von ihm auch (nicht weitergeführt, fortgesetzt, sondern) vorgeführt, dargeboten werden‘ (vgl. zu *traire avant* Veng. Rag. 5721 oder *Fals testimoines avant traient*, MFce Fab. 4, 35). Dies sind nunmehr ganz natürliche Worte des Dichters selbst, nicht erst solche eines Schreibers, und so halte ich eine Vereinigung derselben mit dem Texte für gestattet, dessen Schluß demnach lautet: *Nus nel porroit trover plus bel*, *Non voir. Car de lui est estraiz*, *Et por ce doit estre avant traiz.* Der Schreiber schrieb sodann *Explicit li uengance de raguidel* und dem hierin aufgenommenen Titel des Romans hatte er vorher wohl die Partizipia *estraiz* und *traiz* bereits angeglichen.

Noch ein zweiter in diesem Kapitel der Einleitung erwähnter Umstand regt zu einer Bemerkung an. Den Namen der Jungfrau vom *Gaut Destroit*, einer der Hauptpersonen der Erzählung, nicht zu erfahren (vgl. Friedwagner S. CLXXVI) darf man sich um so mehr wundern, als die Namen von nur vorübergehend auftretenden, ja nicht einmal handelnden Personen nicht verschwiegen bleiben. Teilt der Dichter uns jenen daher doch vielleicht mit? Wir lesen V. 3306: *Uns chevaliers del Gaut Destroit Que la pucele avoit molt chier, — Et si n'ot millor chevalier En tote la cort la meschine, Il avoit non Chalehordine — Cil vint tos caus a esperon,..* Der hier geschilderte Ritter trüge des weiblichen Ausgangs von *Chalehordine* wegen einen für einen Mann recht auffälligen Namen; auf dem Festlande pflegen die auf *-ine* ausgehenden Namen Frauen zu benennen, vgl. *Laudine*, *Clarmondine*, *Raimondine*, *Ivorine*, *Flandrine*. Überdies ist *Il* vor *avoit non* 3310, erst eine Besserung von Friedwagners Hand aus handschriftlichem *cil*, welches der häufig in solcher Weise nachlässige

Schreiber in der Tat aus der folgenden Zeile vorweggenommen haben mag. An sich das gleiche Recht, aus jenem inneren Grunde aber ein noch größeres besteht gewiß zur Einführung von *Ele* an der Spitze des Verses 3310. Es macht nichts aus, daß die Dame schon 2000 Verse früher auf dem Schauplatz der Handlung erschien; späte, beiläufige Namennennung begegnet auch bei Chrétien.

Endlich noch diese Kleinigkeit. Die Landschaft *Ermie*, die Friedwagner im Verse 4484 (er schreibt diesen *Parmi une lande en Ermie Chevauchierent la matinee*) wahrnimmt, aber nicht zu bestimmen vermag, s. S. CXCII und die Anm. zum Verse, hat es wohl nie gegeben. Durch die erlaubte Vereinigung des scheinbaren Vorwortes *en* mit dem vermeintlichen Eigennamen entsteht vielmehr das hier durchaus brauchbare Adjektivum *enermi* ‚öde, verlassen‘.

Eine feste Grundlage zur Beantwortung der Fragen, ob die Vengeance Raguidel das Werk eines einzigen Dichters sei und ob dieser sich mit dem gleichnamigen Dichter des Meraugis decke, schuf Friedwagner sich in einer sorgfältigen, immer nach Erklärung strebenden und eine weitreichende Kenntnis der einschlägigen Literatur bezeugenden Untersuchung der Sprache des Denkmals, zuvor noch der Sprache der Hs. A, und des Versbaus desselben. An einige Einzelheiten in den so entstandenen drei Abschnitten, Sprache der Überlieferung, Sprache der Urgestalt und Versbau, sei es gestattet eine Bemerkung zu knüpfen. Zu den S. XXXVIII f. erwähnten lautlichen Veränderungen, die sich an *capentier*, an *pertruis*, an *fremé* offenbaren, vgl. auch die Ausführungen von A. Risop, Arch. f. n. Sprn. 105, 447; ib. 109, 203 ff. und Begriffsverwandtschaft und Sprachentwicklung S. 5 f. Die S. XXXIX, § 23 berührte Darstellung von palatalem *n* durch einfaches *n* in der Schrift, wie in *grinor*, liegt auch in dem Worte *pine* 1844 vor, welches dem Herausgeber, s. die Anm., unklar erscheint, jedoch so viel wie *pigne*, nfr. *peigne* (: *pigne d'ivoire* wie auch Ch. Charr. 1363) ist. Selbst die Gleichstellung des *s-* von *savoit* 3838 mit demjenigen von *siel*, d. i. *ciel*, 2504, zu welcher Friedwagner S. XLIII, § 31 geneigt ist, also die Verwandlung von *savoit* in *ça voit* (Gavain, Ide und Gaheriet sind an einen *quarefor* gekommen und dort abgestiegen, *Car pluissors voies i avoit. Mesire Gavains qui ça voit Ne set la quel i doit torner*) führt nicht zu einer völlig befriedigenden Lesart (in V. 2182 steht *ça voit* wenigstens in direkter Rede); Friedwagner selbst schlägt in der Anm. zu dem Verse weitere vor. Das *s-* von *savoit* halte ich für ursprünglich, für irrig aber das folgende *a*, das der Schreiber der Handschrift aus *or* verlesen haben dürfte, kurz *savoit* für eine ungenaue Wiedergabe von *sorvoit* ‚überschaut, prüft‘, dessen Einführung noch die kleine Besserung von *qui* in *quis* (*quis sorvoit* ‚welcher sie, die *voies*, überschaut‘) erforderlich macht (vgl. zu *quis* 2110, 5129).

Der S. LI, § 2 angeführte Reim *josté* : *äiré* 4734 (gegen *corociés* : *äiriés* 4310) mag an sich zwar dem Dichter zuweisbar sein, wird aber durch den Mangel des flexivischen *-s* an *äiré*, welches den Nominativ darstellt, als unecht verdächtig (: *Et cil brisse come .i. escorce Sa lance dont il ot josté. Mesire Gavains äiré Le fiert el pis sous la mamiele).* Denn es ergibt sich aus dem Verse 3317 und den übrigen in der Anmerkung zu diesem bezeichneten nicht mit Sicherheit, daß Raoul den Obliquus an Stelle des Nominativs verwendet habe. In *Gaheries se sent feru*, V. 3317, ist *feru* auch sachlich Accusativ, indem es prädikative Bestimmung zum Objekt ist (vgl. auch *Tant ai entor vos sejorné Que je me sent fort et delivre* (Worte des Erec) Erec 5273; *Amors celi li represente Por cui si fort se sent grevé Que*.., (Clig. 619). An Stelle von *el fossé* : *hon si osé* 2986 schlägt Friedwagner S. 364 nachträglich selbst *es fossés* : *hon si osés*, und gewiß mit Recht, vor. Der Vers 4404 *Et il dist voir que puis l'oi il*, Druidain die Ide, *Le plus des jors de son eé* . *Sortili fu des qu'il fu né* ist Glied eines schwerlich ursprünglichen Verspaares, da die Worte *Le plus des jors de son eé* sich zu dem Vb. *ot*, welchem der Dichter zweifelsohne den Sinn ,bekam, gewann' zugedacht hat (vgl. vorher *Li Lyons*.. *Me dist que je l'avrai*, 4401), nicht schicken. Zu andren hier erwähnbaren Stellen sieh später .*äiré* 4734, vielleicht sogar gemeinsam mit *josté*, stammt daher wohl nicht von Raouls Hand. Mit einem unzulässigen Worte endigen öfter Verse des Gedichts, vgl. das bereits berührte *desconfortet* oder die Verse 1460, 1859, 3508; der Vers 2741 ermangelt sogar des Reimwortes; von der Fülle der sonstigen Textverderbnisse ganz zu schweigen. Ich wage somit zu vermuten, im ersten Verse des Reimpaares, *Sa lance dont il ot josté*, 4733, sei *ot* eine jüngere Zutat, habe *joste* ursprünglich das Präsens dargestellt und sei auf *joste* einst die zu *brise*, 4732, gehörige Bestimmung *en deus* ,in zwei Teile' gefolgt, die Schöpfung von *ot josté* aber habe im zweiten Verse den Ersatz von ursprünglichem *äireus*, welches reich belegbar ist, durch *äiré* nach sich gezogen, kurzum es liege Entstellung aus *Et cil brise*.. *Sa lance dont il joste en deus. Mesire Gavains äireus Le fiert*.. vor.

Im Verse 5539 (Gavain geht dem siegreich gebliebenen Guengasouain nach) *Cil l'a vëu et tint son frain Vers lui et il la contredie* (so die Hs., im Texte zu *et il la atendié* gebessert) *Et dist si que il l'entendié* ..., hält Friedwagner S. LI, § 2, s. auch die Anm. zu diesem Verse, Verbesserung der unannehmbaren Lesart *il la contredie* in *il l'a contraliié* für erlaubt. Der Begriff von *atendre* fügt sich jedoch besser als derjenige von *contraliier* in den Zusammenhang, und wirklich ist *contredie* wohl eine Verderbnis aus *contr(at)e(n)die* (wiederholt von Godefroy belegt). Als ursprünglicher Wortlaut des Verses wird also .. *Vers lui et le contratendié* oder vielleicht, wenn *la* ererbter Befund ist,

et l'a contratendu (demgemäß dann im folgenden Verse *si qu'il l'a entendu*) denkbar. Das ebendort berührte Verspaar 887 f. mit dem bedenklichen Reim *petite* : *mainnie* (für *maisniee*) scheint mir unecht zu sein; inhaltlich ist ein jeder der beiden Verse überflüssig: der erste will die vorangehende starke Verneinung *ne-mie*, 886, nochmals verstärken, der letzte die Angabe der Verse 884 f. noch überbieten.

In dem Reimpaar *vaillant* : *hardement* 1151 f. befremdet, wie Friedwagner S. LII, § 4 hervorhebt, die Bindung von *-ant* mit *-ent*. Auch begrifflich, darf man hinzufügen, stört *vaillant* (*Ja mais bataille ne venrois*, ‚werdet sehen‘, *Dont li doi soient si vaillant)*. Denn *dont*, das auf *bataille* ‚Kampf‘ bezüglich ist, ‚welchem zufolge, durch welchen‘ erfordert die Angabe eines Zustandes, in den der grimmige Kampf die beiden Gegner versetzt hat. Daher hat *vaillant* wahrscheinlich *sanglent* (621, oder vgl. *Que mort que pris que navré que sanglent*, Enf. Og. 6333, u. B. Comm. 1336) verdrängt.

Unter den Belegen für die Bindung von *ai* in geschlossener Silbe mit ę, S. LIV, § 5, befindet sich auch *de pres* : *mes* 2354 (die von Gavain verschmähte Dame sagt *Tantost li mals me reprendroit Qui or me tient trestos de pres. Ja de cest mal n'arei je mes Se Dius donne que je le tiengne!*). Jedoch ist *de pres* erst eine Besserung seitens Friedwagners für überliefertes *d'ues*, welches, wenn es *derues dervés* darstellen sollte (s. Friedwagners Anm.), auch hinsichtlich des Sinnes nicht ansprechen könnte, und zwar keine unanfechtbare Besserung; denn *tenir acc. pres*, nicht *de pres*, wäre zu erwarten (vgl. außer den von Fr. selbst angezogenen Stellen Julian 341, 995, J. Cond. I, 198, 974). In *d'ues* verbirgt sich daher wohl etwas anderes. Der Schreiber der Handschrift hätte, wie ich meine, *du'e*, d. i. *dure* ‚dauert‘, und vor *trestos* das Bindewort *et*, kurzum *Qui or me tient et trestos dure* ‚und ganz, in seinem vollen Umfange fortdauert‘ (falls er *trestos* nicht etwa für *tosiors* eingesetzt hat) niederschreiben sollen. Statt des unklaren *mes* der nächsten Zeile, 2354, bietet sich dann als ursprüngliches Reimwort *cure* ‚Heilung‘ dar: *Ja de cest mal n'arai je cure* (vgl. *Si lor sambla bien par droiture C'avoir ne puist de son mal cure, Ke ne l'en coviengne morir*, Trouv. Belg. I, 216, 58). Zugleich kommt dem Verse 2355 die Lautung *Se Dius ne donne que jel tiengne* zu.

Der laut S. LVII § 7 einem Schreiber zuweisbare Reim *plee* (für *ploie*): *arivee*, V. 11 (: *Et li vens le fiert*, sc. *la nef*, *a tel bruie En la voile que li mas plee. Par tel äir est arivee*..) könnte daher rühren, daß *En la voile* für ursprüngliches *El voile* eintrat, vgl. zum männlichen *voile* die Stellen *voille tendu*, im Reim, 4893 (s. auch die Anm.) und *li voiles* 5154; auch in V. 4924 könnte *la voile* unecht sein (zum doppelten Geschlechte von *voile* s. auch H. Sachs, Geschlechtswechsel in Französischen 1886, S. 18),

plee ist dann etwa für *plea* und *est arivee* für *ele ariva* eingeführt worden. Der Reim *se muet* : *recet*, V. 4883, ist zwar zulässig, s. Friedwagner S. LIX, § 11, doch offenbart sich in *se muet (Tot maintenant ist de laiens Messire Gavains, qui se muet, Onques ne torna a recet)* möglicherweise auch Verkennung von *s'en uet*, in der betreffenden Vorlage vielleicht zu einem Worte verschliffen, durch einen Schreiber *(qui s'en vet*, ‚welcher darauf fortgeht', vgl. *qui s'en vait*, V. 1655 und zur Ausdrucksfolge *eissir s'en — aler s'en*: *Fors de la sale sont issu Parmi la porte, si s'en vont*, V. 1538).[3]

Gegen die Echtheit des Reimes *dols* (zwei): *cols* (Schläge) 3004 äußert Friedwagner S. LXI § 14 begründeten Verdacht (die Belagerer haben eine Bresche in die Mauer der Burg geschlagen; hierüber scherzt Gavain zum Schwarzen Ritter, dem Herrn der Burg: *Mais je sai bien que il me haite Asés plus que il ne soloit, Sire, de ce qu'il n'i avoit C'une porte, or en i a dols. Ains avront cil de l'ost .c. cols Que i soions par force pris*). Das Sbst. *cols* erklärt sich vielleicht aus Verkennung oder absichtlicher Veränderung von *teus*, ‚solche' (sc. *portes*) durch den Schreiber; mit *teus* verträgt sich auch der vorangehende innerhalb der Zeile überlieferte Ausdruck *cil dedens*, welchen der Schreiber am Rande, also nachträglich und offenbar der Lesung *cols* zuliebe. durch *cil de l'ost* ersetzt hat. Vgl. zu *tel* in Verbindung mit einem Kardinalzahlwort, gewöhnlich vor diesem, hier aber, wohl um den Reim zu gewinnen, umgekehrt, *Se vos estiiez or tel quatre. N'avriiez vos force vers nos*, Erec 4430; *Jeo quid qu'il en i ot tels cent Ki fëissent tut lur poeir pur* . ., M Fce Lanv. 422; *et fussions tels troys cens d'ommes, Si irons nous*, Mir. ND. 31, 2743; *s'il estoient tel mil*, Dit Rob Di. 98d; *itels dous milliers*, M Fce Chait. 136, s. auch Gessner, Pronom. II, S. 33, 15 δ. Auffällig bleibt in *Ains avront cil dedens .c. teus* die Wahl des Subjektes. Auch Gavain und der Schwarze Ritter, die hier miteinander sprechen, verteidigen ja die Burg, wie denn auch der angeschlossene Vergleichssatz *Que* (als daß) *i soions par force pris* (l. viell. *Que nous soions*) das Verbum in der 1. Pers. des Plurals zeigt. Daher ist *avront cil dedens* wohl ein Fehler für *avrons ci dedens* (zu *cil* für *ci* vgl. V. 5200 und Friedwagner S. XXXVIII und zum Ausdruck *ci dedens* V. 2211). Die vier vorangehenden Verse, *Mais je sai bien* bis *or en i a dols*, 3000 bis 3003, hält Friedwagner für ein grammatisches Ganze, s. S. LXI, Anm. 3; den Satz *de ce que* bis *porte* macht er von *il ne soloit*, sc. *haitier*, abhängig und den Satz *or en ia dous*, welcher die Stelle eines Nebensatzes einnehme, knüpft er als Angabe des Gegenstandes, welcher Gavain erfreue,

---

[3]) Anläßlich des Ausdrucks *movoir se* sei des Verses 5299: *Se cil puet son signor abatre Par lui* (wenn der Ritter den Herrn des Bären allein, ohne Hilfe bezwingen kann), *ja lors ne [se] mouvra* gedacht. Das überlieferte intransitive *movoir* ‚sich regen' wird in diesem zu belassen, *lors* aber in *li ors* ‚der Bär' zu verbessern sein.

an *il me haite.* Einfacher erscheint es mir den überlieferten Befund so einzurichten: *Mais je sai bien que il* (die Burg, *castiaus*) *me haite Ases plus que il ne soloit. Sire, de ce qu'il n'i avoit C'une porte or en i a deus* (‚daraus daß', was hier soviel ist wie ‚dafür daß, statt dessen daß', ‚es nur ein Tor hier gab, gibt es jetzt deren zwei hier'; vgl. zu solchem *de ce que*: *De ce qu'il cuident joie avoir, Dont ne prandroient nul avoir, Lor est la mort ases prochaine*, S. Jul. 2949).

Ganz fest darf man dem Dichter viersilbige Messung von *marceandise*, s. Friedwagner S. LXII, § 17: *Ja ne venissiés en ostel U ne trovissiés marceandisse*, 1833, wohl nicht zuweisen; denn es wäre möglich, daß *u ne* den Platz von älterem *N'i* einnimmt (vgl. z. B. *Nul leu n'avoit tornoiement, Nes i envoiast richement Apareilliéz*, Erec 2454). Die V. 566 und V. 5000 überlieferte Form *poitrail*, s. S. LXII § 18, ist gewiß erst aus *poitral* (: *cheval* Erec 460, : *igal* Clig. 4939) durch Suffixvertauschung hervorgegangen; sie kam im Laufe des 13. Jahrhdts. auf (*poitrails* auch Aiol 6806 hs. überliefert, neben *poitral* 3280, 8498; *poitrail* : *cheval*, Chev. II Esp. 6330; *poitrail* im Versinnern, G. Pal. 5515).

Gegen die Echtheit des Reimes *sist* : *vit* 4497, s. S. LXIV, § 21, kann der Umstand sprechen, daß *s'ele le vit* eine den vorangehenden Worten nach völlig überflüssige Bedingung aussagt (:*Je ne sai s' Ydain vit ses braies Ne cosse qui au cuer li sist Ne ço qu'il tin[t], s'ele le vit).* Die Angabe *ne ço qu'il fist* wäre zu erwarten gewesen. Verdächtig erscheint mir auch der dort erwähnte gleichartige Reim *vit:fist* 3329.

Weniger bedenklich als dem Obliquus *chevalier* in *La fis si bien que chevalier Ainc ne fist mius en nule place* V. 1286, die Geltung des Nominativs im Urtext zu verleihen, s. S. LXV, § 22, ist es *del destrier* im vorhergehenden Verse, *La ot maint prodonme abatu Jus a la terre del destrier*, in *des destriers* zu ändern, da für mehr als einen *prodonme* auch eine Mehrheit von *destriers* in Betracht kommt (vgl. *Einz fiert chascuns si bien le suen, Qu'il n'ia chevalier si buen, N'estuisse vuidier les arçons*, Clig. 1325), und dann *chevalier* in *chevaliers* zu verwandeln.

Das S. LXV, § 22 als flexionsloser Nominativ bezeichnete *jor*, : *Puis qu'il i vint, n'escapa jor, Un seul jor qu'il ne fust batus*, V. 2362, ist ein Akkusativ der Zeit; das Subjekt von *escapa* ist ‚er', Gaheriet, und so liegt hier die gleiche Redeweise vor wie an der schon von Ebeling zu Schultz-Gora, Zwei altfr. Dichtgn. S. 14 angezogenen Stelle Clig. 2016 oder wie in *Suivre le pense* (ich den weißen Hirsch) *tellement Qu'il n'eschappera nullement Qu'il ne soit pris*, Mir. ND. 37, 2860 (vgl. auch *Dieux, c'est droiz que graces vous rende De ce qu'ennuit eschaperay Qu'avec le roy pas ne gerray*, ib. 31, 265, wo *eschaper* unverneint auftritt). Übrigens ist das auf *n'escapa* folgende *jor* wahrscheinlich unecht. Der Ausdruck *por soie amor*, mit welchem der vorhergehende

Vers wie Satz *Je faiç Chaheriet garder En ma prisson por soie amor*, 2361, schließt, befremdet nämlich, selbst wenn man in ihm die Abwesenheit des bestimmten Artikels vor der betonten Possessivform entschuldbar findet (s. Friedwagner, Anm. zu V. 1375), um seines Inhaltes willen. Wohl nicht ‚aus Liebe zu Gavain‘ (s. d. Anm. zum Verse) hält die von G. verschmähte Dame seinen Bruder Gahëriet gefangen und läßt sie ihn qualvoll martern. Sie hofft vielmehr Gavain hierdurch auf ihre Burg zu locken, um diesen dann in der geschilderten Fensteröffnung köpfen zu können. Sie will also Gavains ‚habhaft werden‘. So ist *amor* denn wohl ein Fehler für *avoir* und *soie* ein solcher für *lui*, die ursprüngliche Lesart also wohl genau wie im Verse 2369 *por lui avoir*. Das Reimwort *jor* aber ist vermutlich an die Stelle des Adverbiums *voir* (vgl. Stellen wie 2394, 4122, 4672) getreten, nach welchem das Komma fallen müßte. Auch in den Worten *Puis rejostai tels quatre fois Por soie amor sos l'eschafaut*, V. 1333, ist *por soie amor* wahrscheinlich eine Entstellung aus *por li avoir* ‚um sie, die Dame, zu erringen‘, welches der voraufgehenden Verheißung *Se venqués le tornoiement, M'amor vos otroi* entspräche. Anstelle der schwer zulässigen Ausdrucksweise *soie guimple*, 1375 (*A ses .ii. mains Tenoit la Dame soie guimple*) ist entweder *une soie guimple*, und dann *ele* oder *cele* für *la dame*, oder, wie in *Verités est que je tenoie Une guimple*, V. 2259, die Lesart *une guimple*, und dann *pucele* für *dame*, denkbar.

Raison V. 5016, s. S. LXV § 22b: *Et se ce vos sanble raisson (: a maison)* ist vermutlich nicht Nominativ sondern Akkusativ; gleichartig ist die Konstruktion von *sembler* an der Stelle *Car folie sanble et anui (: hui)* (daher würde auch *outrages* in *Certes, folie me resanble Et outrages*, V. 2821, sein *-s* verlieren dürfen).

Eine notwendige, nur unbedeutende Änderung gibt der Nominativform *suer*, welche Friedwagner S. LXV unten für Vers 5259 als syntaktischen Obliquus, was *suer* in Wirklichkeit zuweilen ist (s. die Anm. Friedwagners), anspricht und scheinbar ansprechen muß, ihren Wert als Nominativ im Satze zurück. Denn der Zusammenhang, in dem sie steht, bleibt nach meinem Gefühl unverständlich, wenn man getreu nach der Handschrift *Tote la terre que il tient En cest päis, vint de la mere, Et la pucele si n'a frere Ne suer qui part i puist avoir* liest. Er gewinnt erst Sinn, wenn man das *et* vor *la pucele* mit *a* und das *a* vor *frere* mit *est* vertauscht und somit schreibt *Tote la terre que il tient En cest päis vient de la mere A la pucele, si n'est frere Ne suer qui part i puist avoir* ‚der ganze Grund und Boden, den er in diesem Lande besitzt, fiel dem Mädchen von der Mutter als Erbe zu (eine Bedeutung, die *venir* noch heute hat), und so ist weder ein Bruder noch eine Schwester da, die daran, an der *terre*, teil haben dürfen (dürfen Geschwister von ihr nicht daran teil haben)‘.

Nur *n'est frere*, nicht *n'a frere*, ist brauchbar, weil *a* das Ortsadverbium *i* bei sich haben müßte.

Die Schuld an *s'est bien joint* in V. 3319, s. Friedwagner S. LXVI, trägt wohl nicht der Dichter, sondern ein Abschreiber. Die vermutliche Urform der Stelle ist *bien se joint*. In der scheinbaren Femininform *grande*, V. 5466, s. Friedw. ib., die an sich zwar schon aus früher Zeit belegbar ist (s. Schwan-Behrens, Altfrz. Gramm. § 306, 3a), gestattet das Dasein des bestimmten Artikels, : *Si trencans ert L'espee que l'escu depiece, A terre ciet la grande piece De grant vertu* (indem ich abweichend von Fr. *de grant vertu* in diesen Satz, nicht in den folgenden hineinbeziehe), ein Versehen für *graindre* zu erblicken. Erwähnt seien im Anschluß an die im § 23 behandelten Stellen auch einerseits *Si n'ot pas le cors a nul fuer Plus lonc d'une espane et demi (: je vos di)* 4227, wo *d'une espane* jüngere Lesart für *d'un espan* zu sein scheint (vgl. zum männl. Wort Erec 944, ChLy. 298), andrerseits *N'aies mie fel mautalent Vers moi* 2726 mit *fel* (vgl. zu diesem Obliquus Meyer-Lübke, Gramm. II, § 23) anstelle von *felon* (708, 903, 4160), so daß ein Schreibfehler für *fol* nicht ausgeschlossen erscheint.

Für *viengne* und für *retiegne*, V. 4987 f., s. Friedwagner S. LXIX, Anm. 1, werden wohl *viengnent* und *retiegnent*, letzteres mit dem verallgemeinernden ‚sie‘ (‚man‘) als Subjekt, einzusetzen sein.

Nicht *ouvrént*, V. 1859, allein, mit seinem in der Sprache der Veng. Rag. beispiellosen Ton auf der Endung, s. Friedw. S. LXX, befremdet in den Worten *Or dirai de cels qui ouvrént Copes d'or et hanas d'argent As provoires*, V. 1895, sondern auch das Relativpronomen *qui*, anders ausgedrückt: das Dasein eines Relativsatzes an sich. Daher kann die von G. Paris vorgeschlagene und von Friedwagner in der Anm. zum Verse (jedoch nicht mehr S. LXX Anm. 1, wo er die Überlieferung zu verteidigen sucht,) gebilligte Besserung *Or vos dirai* (dies der Hs. gemäß) *de cel qui vent* nicht befriedigen. Der Dichter ist im Begriffe die verschiedenen Arten von Handwerkern und Händlern, die es in der Stadt gibt, aufzuzählen. An die Erwähnung des Salbenverkäufers *(cil vent boites a ongement)* im V. 1849 knüpft er einen Ausfall gegen die Ärzte. Die Fortsetzung jener durch letzteren unterbrochenen Aufzählung leitet er dann mit der Wendung *Or vos dirai de cels*, 1859 ein. Diese muß daher einen Satz für sich bilden (*de cels* ‚von jenen Leuten, Kaufleuten‘). Es folgten im Urtexte notwendigerweise die Worte *Cil vent*.., das erste Glied der nun vorgeführten weiteren Reihe von Berufsarten und die Entsprechung zu *Cil cange, cil est monniers, Cil fait borses*, .. in V. 1862 ff. Kurz, dem Verse 1859 kommt meines Erachtens die Fassung *Or vos dirai de cels. Cil vent Copes d'or*.. zu. Daß es eines *redirai* (‚wieder..‘) nicht bedarf, lehren Stellen

wie Am Am. 855, Jourd Bl. 2380, Julien 478, Berte 1455, 2525 u. a. m.

Endlich mögen noch einige Einzelheiten des Abschnittes über Raouls Versbau berührt werden, in welchem Friedwagner ebenso gründlich, belehrend und klar wie in den übrigen Kapiteln der Einleitung, gehörigenfalls an der Hand der bekannten Untersuchungen A. Toblers über den französischen Versbau und Freymonds über den reichen Reim, auch weiterer einschlägiger Arbeiten, zunächst über die Silbenzählung, dann über den Reim, hier auch über Wortspiele und Alliteration bei Raoul, und schließlich über das Enjambement und die Reimbrechung in der Veng. Rag. handelt. Dem Dichter wird man die S. LXXIII, § 1 angezogenen gekürzten Lautungen *guerdons (Sos ciel n'a terre.. u je ja mais vous truisse.., Que li guerdons ne soit rendus)*, V. 2499, neben *gueredon*, 5890, 5942, *gueredoner* 2018 und *corciés* (Gavain *Ne set u vait, ne set u vient, Tant est corciés de mautalent*; *Or vait ariere, or vait avant)*, V. 4659, neben ständigem *corecié* im Denkmal schwerlich zumuten dürfen. Für *gueredons* wäre durch die erlaubte Streichung von *que* (vgl. oben S. 81 und s. Meyer-Lübke, Gramm. III, § 540) leicht Platz gewonnen; vor *ne soit rendus* verdient übrigens *n'en soit rendus* den Vorzug (vgl. *Le guerredon vos an vuel randre*, Clig. 1454; *Mais ancor vos vuel querre un don, Don je randrai le guerredon*, Erec 632; *As pruzdumes avient suvent damage.. De la cumpaignie as feluns, Malvais en est lur guereduns*, MFce Fab. 78, 42). Und *corciés* wird, um so eher als ‚erzürnt' neben *de mautalent* keinen rechten Sinn gibt, für *caciés* ‚gejagt' verschrieben worden sein. Die dreisilbige Messung des Namens *Gaheriet* in den Versen 3302 und 3312, s. Friedwagner S. LXXIV läßt auf ungetreue Überlieferung dieser schließen. Im zweiten derselben, 3312, handschriftlich *Fiert Chaheri tot a bandon*, kann die Üblichkeit des um *tot* verstärkten *a bandon* Einschub von *tot* und daher Opferung des *-et* von *Gaheriët* bewirkt haben (l. wohl *Gaheriet fiert a bandon*). Im ersten, 3302, *Car mesire Gavains i fu Et Kaheriés a esperon*, könnte *Et* jüngerer Zusatz sein, als Folge davon, daß *Car m. G. i fu* etwa an die Stelle von *Car ot monseignor Gavain fu* oder *Ot monseignor G. i fu* (zu *ot* s. V. 8,85) getreten wäre; vor *a esperon* ist, nebenbei bemerkt, ein Komma am Platze (und hinter der gleichen Wendung in *Quatre furent, a esperon Ne finent le for de cacier Le blanc cerf*, V. 1562, ein Punkt).

Die Belege für *quis* (*qui les*), s. Friedwagner S. LXXV, sind noch vermehrbar. Der Relativsatz in *Et la grans gens defors asanble Qui s'avironne tot entor*, V. 2787, wird erst verständlich, wenn man das scheinbare Reflexivpron. *s'* mit *qui* zu *quis* (sie, die Belagerten, von denen bisher die Rede war) vereinigt. Vgl. ferner die obige Bemerkung zu V. 3838. An einigen Orten im Denkmal nahm Friedwagner auch Inklination

des weiblichen Pron. *le* wahr, s. ib. Doch dürfen *sel* und *jel* in *Sel truis, par mon cors et par m'ame, Jel ferai à honte morir Ains que d'iluec se puist partir*, V. 3888 f. mit *ses* und *jes* ‚wenn ich sie‘ bez. ‚ich sie‘ (‚sie‘ nämlich *cil qui illuc seront A tot mëismement la dame* 3885 f.) tauschen; in dem mit *ains que* eingeleiteten Satze wird wieder der Feldherr allein, der hierorts ein Fräulein ist, Subjekt, wie er dies vorher in *S'ele revient*, V. 3882, war. In dem *l* von *jel* an der Stelle *Tenez ma foi! jel plevirai, S'il vos plest ensi a tenir* vermutet Friedwagner nebenher mit Recht das Neutr. *le*. Dieses faßt den Inhalt der Verse 1461 bis 1465 zusammen und hängt von *plevirai* selbst ab, nicht wie die Anm. sagt, von *tenir*, dessen Objekt vielmehr ein neben dem Dativ *vos* nicht ausgesprochenes *la*, bezüglich auf *ma foi*, ist. Auch die Stelle 5066 darf, da das Beziehungswort *glaive* im Texte als Masc. erscheint, dort ausscheiden. Nicht für *nel* (aus *ne le* statt *ne la*) wird das in *vos ne menrés pas*, V. 3455, überlieferte *ne* ein Versehen sein, sondern für *n'en*, *en* in dem von Tobler, V. B. I², 55 gelehrten Sinne zu verstehen. Die Abänderung von *enmi le pis* in *en le pis*, V. 5449 (*[Mesire Gavains durement] Guengasouin fiert en(mi) le pis*) schafft eine vom grammatischen Standpunkte aus unannehmbare Lesart. Fest steht *l'arierebans*, V. 2864, s. Friedwagner S. LXXVI, für den Urtext wohl nicht, da es in alter Zeit auch *rereban* gab.

Ein geeigneteres Mittel zur Kürzung des zu lang überlieferten Verses *Contre Drüidain qui en l'argu Croit* (Hs. *Drudain*) 4430 als die Verschleifung von *qui* mit *en*, welches ja hier nicht das Adverbium ist, s. Friedwagner S. LXXVII oben, scheint mir Vertauschung von *Drudain* mit *celui* ‚jenen‘ zu sein; auch unter *l'* in *je l'i menrai* 4431, das auf kein vorher ausgesprochenes Subst. beziehbar ist, muß der Hörer sich ja von selbst die richtige Person vorstellen, vgl. so auch das *le* in V. 470. Auch der Wortlaut der Umgebung des Verses 4430 (: *Je l'en menrai por moi esbatre Devant le roi Baudemagu Contre celui, qui en l'argu Croit certes, et je l'i menrai)* befriedigt nicht durchaus. Einmal ist *contre auc.* bei *esbatre se* ‚sich belustigen‘ unverständlich und wohl eine Folge von Vertauschung der Reimwörter von 4427 und 4428. Die auf Keu's höhnische Reden über Gavain Bezug nehmenden Verse 4426 und 4427 werden also *or dou tencier, Or del parler, or del esbatre!* und der Schluß des Verses 4428 *por moi combatre.. Contre celui* (vgl. V. 4371 zur Vereinbarung und V. 4813 ff. zur Verwirklichung des Kampfes) lauten müssen. *conbatre se contre auc.* begegnet auch 3192, 4442 (ein etwaiges *a Drüidain*, vgl. 797, 4371, oder *vers Drüidain*, vgl. 4367, hätte der Schreiber wohl unangetastet gelassen). Sodann fügt *je l'en menrai*, V. 4428, sich schlecht in den Zusammenhang, verträgt sich auch mit *et je l'i menrai* ‚und ich werde sie dorthin mitnehmen‘, V. 4431, nicht. Daher vermute ich in *menrai* 4428 einen Fehler für *m'en*

irai, welches bei Verschleifung dieses zu einem Worte, *menirai*, in der Vorlage von A und bei Fortlassung des Striches über dem *i* vor *r* leicht für *menrai* hat gelten können, und in *l'en* vor *menrai* ein durch diese Verkennung veranlaßtes jüngeres Einschiebsel. Kurz, als echte Fassung der Verse 4427 und 4428 denke ich mir..., *or del esbatre! Je m'en irai por moi conbatre*....

Unter den S. LXXXα aufgeführten identischen Reimen hat gewiß nicht wenige der Schreiber der Handschrift selbst, manche vielleicht auch schon derjenige seiner Quelle, welche noch nicht der Urtext gebildet zu haben scheint (vgl. später), verschuldet. Auf V. 509 f., wo *aresta* mit sich selbst gebunden ist, gehe ich nachher etwas näher ein. In *atendre* V. 1057 vermutet Friedwagner sicher mit Recht ein Versehen für *defendre*; es begegnet mehrfach, daß ein Wort, welches dem Schreiber aus dem Vorhergehenden im Gedächtnis haften geblieben oder aus dem folgenden sich in den Vordergrund des Bewußtseins drängte, am Platze des rechtmäßigen steht, welches nunmehr natürlich nur vermutungsweise bestimmbar ist, vgl. so die Verse 1261, 1832, 2062, 2755, die Friedwagner offenbar zutreffend beurteilt und gebessert hat, u. a. Auch *joster* hat sich in den Vers *Lors vinrent lor joste joster Li hiraut del tornoiement*, 1302, wohl unberechtigterweise aus dem vorangehenden, (ein Ritter) *S'en issi des rens por joster*, geschlichen, und zwar an die Stelle von *crïer* ‚ausrufen, durch Ausrufen bekanntgeben', vgl. Veng. Rag. 2865,... *devant Nantes la cité Ot un turnoiement crïé*, MFceChait. 74 oder Stellen wie Clig. 1552, MFceFab. 25, 9; *lor joste*, dessen *lor* ein durch Nachklingen des die Zeile eröffnenden *lors* bewirktes Versehen, aber auch an sich aus *la* vom Schreiber verlesen (vgl. oben zu *corciés*, und *lor maison*, 1784) sein kann, wird in *la joste* ‚das von dem Ritter gesuchte Lanzenstechen' zu verwandeln sein. Aus dem nachfolgenden Verse hingegen mag der Versschluß vorgewirkt haben, wenn wir *Por aventure qui nos viegne Ne voi je dont secors nos viegne*, V. 3055 f., überliefert finden; *qui aviegne* könnte im Verse 3055 die alte Lesart sein, vgl. 3052. Entsprechend mag es um das erste der beiden *requier*, 3075 f., stehen, welches den Platz von ehemaligem *je quier* einnehmen könnte. Verdächtig ist auch das zweite der beiden *tenroit (Si n'est elmes qui ja tenroit Contre s'espee)*, V. 5068, so lange als intr. *tenir contre auc. (r.)* unbelegt ist; denkbar wäre Verdrängung von *durroit* (zu *durer contre*.. s. 2248, 5305). Nur zögernd wird man auch das zweite *irai* in *Dius, u irai? Que ferai je? — Par foi, j'irai Tote la trace!* V. 5373 f. hinnehmen; vielleicht hat der Vers einstmals *Que ferai? — Par foi, jel sivrai*.., vgl. zur Ausdrucksweise *suivre tote la trace* Ch. Ly. 754, gelautet. Zweifelhaft erscheint mir auch die Echtheit des ersten der beiden *abatus*, 5565. *mal faire*, V. 975, in ein Wort zusammenzuziehen, *mal* somit als Adverbium aufzufassen darf der Umstand hindern, daß zu *mal*, wenn eine Verschärfung oder

eine Verneinung Ausdruck finden soll, ein Adjektivum hinzutritt: *faire grant mal* Erec 2763, Clig. 1622, MFceBiscl. 11, Fab. 43, 7, PoMor. XI, S. 156, Roi de Cambr. 93, *faire greignor mal* Fab. 80, 43, *faire nul mal* Fab. 91, 19; Dav. Proph. 1013, und vgl. Arch. f. N. Spr. 103, 212 f.

Auch einige der unter β zusammengestellten Reime machen nicht den Eindruck der Echtheit. So *mie* : *mie* (*je n'irai mie. Alez i, n'en revenrez mie*), V. 647, wofür man sich, im Hinblick auf V. 639, *là* : *ja* wünschen würde. Ferner *il* : *il* 3657 f. und 3863 f. (l. für das zweite *il* beider Stellen wohl *cil* und vgl. für diesen Vorschlag zur zweiten Stelle im besonderen V. 3861). Sodann *mais* : *mais*, V. 4121 f. (das zweite *mais* in einem offenbar auch im übrigen verderbten Verse). Und endlich *contre lui* : *contre lui* 4531 (das erste, gewiß den nächsten Versschluß irrtümlich vorwegnehmende *contre celui* , *Lors s'eslonga Mesire Gavains contre lui*, wohl statt *de celui* ,er entfernt sich von ihm, um zum Sturmangriff auf ihn ausholen zu können', vgl. Stellen wie 466. 861, 3498, 4729, 4817, mit einem ebenfalls nur von einem einzigen ausgesagten *esloignier se*).

Nach einem dankenswerten Rückblick auf die Entwickelungsgeschichte der textkritischen Behandlung von französischen Denkmälern, die nur in einer Handschrift erhalten sind, durch ihre Herausgeber kennzeichnet Friedwagner S. XXIII der Einleitung seinen Standpunkt als Herausgeber der Vengeance Raguidel dahin, er füge sich der augenscheinlichen Forderung der Gegenwart und gebe die Handschrift, schon wegen ihrer stark mundartlichen Färbung, so treu wie möglich wieder: er bewahre also, selbst gegen die Ergebnisse der Reimuntersuchung, die handschriftliche Mundart nebst Schreibung, aber er gehe nicht soweit, sichtliche Verderbnisse und Entstellungen des Wortlauts durch Schreiberhand ohne Besserung oder in schwierigen Fällen ohne einen Vorschlag zur Besserung in einer Anmerkung oder auch in der Einleitung zur Ausgabe aus der Handschrift nachzudrucken; er wünsche die Dichtung nahezu in derjenigen Gestaltung darzubieten, die sie in der Handschrift zeigen müßte, wenn sie ihren ursprünglichen Wortlaut durchweg bewahrt und keine andere Veränderung als gelegentliche Umkleidung in eine andre Mundart erfahren haben würde. Indem Friedwagner so an den charakteristischen Eigentümlichkeiten der unechten Mundart festhielt, ward er im Verse 1152 ein Wort zu belassen gezwungen, das der Zusammenhang dortselbst verwirft. Daher ist sein vermittelnder Standpunkt nicht ganz einwandfrei. Der wünschenswerteste Weg wäre gewesen von der Handschrift zunächst einen diplomatischen Abdruck und diesem zur Seite, unter Durchführung der ursprünglichen Mundart, die kritische Ausgabe zu liefern; allerdings mag derselbe aus äußerem Grunde, wegen des Anwachsens der Herstellungskosten für die Angabe, unbetretbar gewesen sein.

Nur eine Handschrift, A genannt, überliefert die Vengeance Raguidel vollständig. Eine zweite, B, deren mundartlichen Charakter Friedwagner, Einltg. S. L behandelt, enthält nur 150 Verse derselben, V. 3522 bis V. 3672. Trotzdem ist das Vorhandensein dieses Bruchstückes wertvoll. Es berechtigt dazu, die Zuverlässigkeit des Schreibers von A, wenigstens an bedenklichen Stellen, auch außerhalb dieser 150 Verse in Zweifel zu ziehen, da die Lesarten von A innerhalb derselben denjenigen von B, das anderwärts freilich selbst fehlerhaft ist, bisweilen an Güte nachstehen. Es verheißt aber vielleicht auch eine Antwort auf die Frage, ob die Vorlage der Handschrift A wohl die Niederschrift des Urtextes gebildet habe. Tatsächlich ist ein beiden Handschriften gemeinsamer Fehler in dem Verse *Lors li escrie ‚Esta, esta!‘* 3534 offenbar der Singular *esta, esta!*, statt dessen man den Plural *estez, estez!* erwarten würde, da es Brauch in der Dichtung ist, daß ein Besiegter seinen Überwinder mit *vos* anredet (vgl. auch V. 839); nur *vos* hatte der dort Redende obendrein vor dem Kampfe angewandt[4].) Die gleiche Form der Anrede wird dann in die beiden folgenden Verse, 3535 f., die nur von B überliefert werden, hineingetragen worden sein. Auch einige andre auffällige Lesarten, so der oben erwähnte Reim *il* : *il* 3657 f., oder der Ausdruck *D'uns et d'autres et d'un et d'el* (statt *D'unes et d'autres*, *d'un et d'el*) 3661 u. a., scheinen beiden Handschriften gemeinsam zu sein. Demnach braucht die Quelle von A, falls dieses zu B, welches etwas älter als A sein soll, nebenher nicht eine unmittelbare Beziehung gehabt hat, noch nicht der Urtext selbst gewesen zu sein; schon nach dieser Zwischenstufe mögen dann manche der der Handschrift A anhaftenden Textverderbnisse zurückreichen.

Diese sind zahlreich und oft schwerer Natur. Viele von ihnen hat Friedwagner geheilt. An der Heilung so mancher muß

[4]) Zur Rückerschließung der Grundform dieses Verses fehlt jeglicher Anhalt. Man könnte sich die Einführung von *esta, esta!* etwa aus der Absicht erklären, reichen Reim zu *hasta* 3533 zu gewinnen, aber es bleibt ganz ungewiß, ob man mit dann vielleicht denkbarem *Lors ‚Estez, estez!‘ li cria* die ursprüngliche Fassung träfe.

‚Merveilles dites‘, *fait Gavains*, *‚Mal resanbles de tel afaire . .‘*, V. 676, kann ein durch die Anwendung der 2. Pers. Plur. in den vorhergehenden Versen hervorgerufener Irrtum für *‚Merveilles dis‘*, *ce fait G.* sein. Verdächtig ist auch der Singular in *Frans chevaliers, lai la! lai la! Mar le tués! laissiez le ester*, V. 3398, der auch mit dem höflichen Epitheton *franc* im Widerspruch steht (vgl. z. B. auch 3408, 3430). Man würde hier eher einen Wortlaut wie *Vassaus! laissiez la, laissiez la!* erwarten. Auch fragt sich, ob man *vos* in *‚Bien as denonchie ta feste‘*, *Fait Gavains*, *‚et bien vos jugiés‘*, V. 1210, ruhig hinnehmen solle und nicht für einen Fehler, vielleicht für *t'es*, halten dürfe. Der Anrede mit *vos* mag Gavain den besiegten Ritter aus Wohlgefallen an seinem Bekenntnis, 1212 bis 1215, daß er die Lüge hasse, von V. 1216 ab wieder gewürdigt haben.

er jedoch den Leser zur Mitarbeit einladen. Einige von diesen haben in den vorhergehenden Ausführungen schon beschäftigt, einer Reihe andrer, den ersten dreitausend Versen angehöriger, wende ich mich nun noch zu[5]).

186. *Mais ja ne serrés avoiés* (,hingewiesen, belehrt', durch den bei dem Toten gefundenen Brief) *Dont il est et qui l'a ocis, Ne honme soi ne son päis.* Der von Friedwagner dem letzten dieser Verse beigelegten Sinn ,weder den Mörder (oder den ermordeten Ritter) ,*honme*, brachte ich in Erfahrung noch des Ermordeten Heimat' würde das Dasein des bestimmten Artikels vor *honme* voraussetzen. Wäre ferner *soi* das Perfektum von *savoir*, so würde, da *savoir auc.* nicht ,jemandes Namen', worauf es hier ankäme, sondern ,jemandes Person kennen' besagt (vgl. Stellen wie Erec 2550, Julian 2734), *son non* hier das natürliche Objekt zu *savoir* sein (vgl. auch V. 2697). Daher ist *honme* wohl ein Versehen oder nur eine undeutliche Schreibung für *nonme*, ,er, d. i. der Brief, (das aus dem Zusammenhange von selbst hervorgehende Subjekt) nennt nicht ihn, d. i. seinen Namen, noch sein Heimatland' (beides des Toten); *nomer* wie in V. 5150 und *soi* im Sinne von *lui*, s. Friedwagner zu V. 838.

365. *Quant il ot le hiaume lacié* ist wohl den Worten *prent l'escu* unterzuordnen; das hinter *l'escu* gesetzte Semikolon rücke also hinter *lacié*. **386.** *A mains de lui c'uns ars ne tue.* Statt des wenig sinnreichen *tue* darf *rue* ,schleudert, schießt', hier objektslos, Gaufr. 83 *ruer une piere* (bei Tobler, V. B. I², 44) in Frage treten.

467. *S'i ont les chevals eslaissiés, Les fers des claves abaissiés, Si qu'il en font les fers croissir.* In dem zweiten *les fers* vermutet Friedwagner gewiß mit Recht eine irrtümliche Wiederholung des ersten; auch von *fers* im Sinne von ,Hufeisen' (vgl. zu solchem ChLy. 753, Eust. 1505. 6) wäre ja *croissir* keine glaubwürdige Aussage. *estriers*, das nach Friedwagner hier eher zu erwarten stände, würde nur ohne den bestimmten Artikel vor sich in den Vers hineinpassen und nur als Glied des Ausdrucks *les fers des estriers* hier ansprechen (an der diesen aufweisenden Stelle: der eine Kämpfer gibt seinem Pferde die Sporen *Et s'estent si qu'il fait estendre D'angoisse les fers des estriers*, Veng. Rag. 5579 dürfte das zweite *estendre*, da es keinen Sinn gibt, ein durch das vorangehende *estent* hervorgerufenes Versehen für *destendre* ,losschnellen' sein). Den Platz des zweiten *fers* nahm ursprünglich vielleicht *ners*, die ,Flechsen, Muskeln' (der Pferde), ein. Zu *fers des claves* oder *glaives* vgl., nebenbei bemerkt, *fers des lances*, Erec 3774, Clig. 1748 und die erläuternde Stelle Erec 4048.

---

[5]) Diejenigen Stellen, an denen die überlieferte Wortstellung nach der Conjunktion *que* der Regelung bedarf, übergehe ich jedoch.

474. *Et li chevaliers l'a feru Si qu'il li a perchié l'escu Et percié le hauberc safré.* An Stelle des zweiten *percié*, das wiederum eine Wiederholung aus Unachtsamkeit scheint, wünschte man sich *faussé* wie 438 (oder auch *rompu* wie Meraug. 4481) anzutreffen.

509. Ein *vaslet* erzählt dem König Artus von der Niederlage und der Verwundung Keus. Der Gegner dieses, sagt er, *Tot maintenant si s'en ala Qu'il ot son anemi ocis Et Ke le senescal maumis. Illuques plus n'i aresta De celui que Kex aresta, Qu'il avoit en son conduit pris.* Friedwagner schwankt, ob er die Worte von *Illuques* bis *pris*, 509 bis 511, in die Rede des Burschen miteinbeziehen oder als Bemerkung des Dichters fassen solle. Man wird das erstere tun müssen, weil man erwarten darf, der Bursche habe dem Könige auch den A n l a ß zu Keus Mißgeschick, und diesen geben die Verse 510 f. an, kurz gemeldet. Im Texte tut es Friedwagner selbst; in der Abtrennung der letzten drei Zeilen von den vorhergehenden und ihrer Zusammenfassung zu einem selbständigen Satzgefüge irrt er aber wohl, da *de celui* sich mit *n'i aresta* nicht zu einem annehmbaren Gedanken verbindet. Der sprachliche Zusammenhang der Verse 506 bis 511 ist vielmehr der folgende: *Tot maintenant si s'en ala Qu'il ot son anemi ocis Et Ke le senescal maumis — Illuques plus n'i aresta — De celui, que Kex aresta, Qu'il avoit en son conduit pris* ‚er ging fort, sobald er seinen Feind getötet und Keu den Seneschall anläßlich jenes, welchen Keu (d. h. anläßlich des Umstandes, daß Keu jenen . ., vgl. Behrens' Zeitschr. 24^2, 60) festhielt (Perf. im Sinne des Plusquamperf. wie oft), . . übel zugerichtet hatte.' Zwischen *maumis* und *De celui* schieben sich als Zwischenbemerkung die Worte *Illuques plus n'i aresta* ein. Diese sind nicht eben sinnreich, da sie die Angabe von 506 nur wiederholen; statt ihrer würde man den Ausdruck des Gedankens erwarten, daß der Ritter sich bei Keu mit einem *malmetre* begnügt habe (vgl. *s'i a laissiés Ke et le mort . ., Ne lor quiert faire plus d'anui*, V. 486). *aresta* wird daher unecht sein und auf irrtümlicher Vorwegnahme des *aresta* der folgenden Zeile seitens des oder eines Schreibers beruhen. Die Stelle desselben könnte *demanda* ‚verlangte, begehrte' einst eingenommen haben: *Illuques plus n'i demanda* (oder *ne demanda*, da *i* vielleicht erst durch das den Zusatz einer Silbe erfordernden *aresta* hervorgerufen wurde); vgl. zu *plus ne demande*: *et dist que plus ne demande*, V. 5719, auch V. 2404. Statt *Qu'il avoit en son conduit pris*, V. 511, wäre übrigens auf grund von 409, 453 und auch 459 (*Qui en conduit le preniés*, wie Friedw. S. LXVII Anm. 3 u. S. LXXV mit Recht vorschlägt) *Que il avoit en conduit pris* denkbar.

537. *Issi est Gavains esgarés, K'il ne set u garder celui, Ki vengier le doit aveuc lui.* Bedeutungen wie ‚jmdn. treffen, mit jmdm. zusammentreffen', s. die Anm., kommen *garder* schwerlich zu. *garder* gelangte wohl irrtümlich, durch Nachwirkung des

Klanges von *esgarés* hervorgerufen, in die Handschrift, welche etwa *trover* hätte darbieten sollen.

573. *A tant a trové i. pastor [En un essart de la forest].* Als Ergänzung ist auch *Qui bues gardoit en la forest*, vgl. V. 612 f., denkbar. **607.** *N'onques nul jor n['en] bui fors la, Si en ai puis ëu maint fain.* Der Begriff *maint* befriedigt hier wenig; es fragt sich daher, ob nicht der Klang von *fain* beim Abschreiben der Stelle vorgewirkt und dem schlecht nachprüfenden Schreiber *maint* an Stelle von *mout* ‚sehr' (mögliche, jedoch nicht erweisbare Gestaltungen wären auch *grant fain* oder *S'en ai puis ëu sovent fain*) eingegeben habe; vgl. auch zu V. 2134. Zu dem männlichen Geschlecht, das *fain* hier trüge, wenn *maint* richtig wäre, vgl. für die Anm. zu V. 757 auch K. Armbruster, Geschlechtswandel im Französ. S. 62 und D. Behrens, Beiträge z. franz. Wortgeschichte S. 399 (ein ferneres Beispiel Julian 3630) und zu ‚Hunger (Verlangen) nach einem Getränk' für die Anm. zum vorliegenden Verse *Car j'ay de boire moult grant fain, Je ne bu huy*, Mir. ND. 3, 410 und ferner ib. 28, 333.

700. *En cest päis . . ne mourai je ja . ., Ainçois irai prendre l'ostel Por atendre anemi mortel Qui l'ostel me contredira.* Vor *anemi mortel* vermißt Friedwagner den bestimmten Artikel, da es sich um einen schon bekannten Todfeind, den Schwarzen Ritter, handle; er möchte *anemi* deshalb einem Eigennamen gleichstellen. Aber Gavain hat noch keine Ursache, den Schwarzen Ritter als seinen Todfeind oder als einen Todfeind von sich zu bezeichnen. Seinen natürlichen Sinn ‚einen Tod-, Erzfeind' bewahrt *anemi mortel*, wofern man nur *pour atendre* nicht als ‚um zu erwarten', sondern als ‚selbst um den Preis, um die Strafe zu erwarten', ‚und müßte ich erwarten' deutet; konzessiven Zweck hat *por* mit dem Infinitiv häufig: *Mes ne fet pas a trespasser Por langue debatre et lasser Que del vergier ne vos retraie . . chose veraie*, Erec 5736; Clig. 6600; M. Fee. Fab. 33, 14; Münch. Brut 2360; Fl. Bl. 3169; Mont. Rayn. I, 42, 549; (mit dem Acc. c. Enf. nach *por*) Chast. S. Gille 168; (*Pour a mourir, ce dist, n'en faussera*) Enf. Og. 2285.

757. *Il* (Gavain, der an jenem Tage noch nichts genossen hatte) *manga d'un paon pevré Tant qu'il l'ot auques alasquié.* *alasquié* ‚gelockert, erleichtert', das Friedwagner mit gutem Grunde hier absonderlich findet, ist wahrscheinlich ein Fehler für *asassié* ‚gesättigt' (*il* der Pfau, *le* den Gavain), dessen Umwandlung sich aus Verlesung von *as-* in *al-* und zugleich aus der Nachwirkung des Klanges von *alques* (oder auch dem ohne Rücksicht auf den Sinn durchgeführten Wunsche ein Wortspiel zu schaffen) erklären und zwar, wenn *alques* von Einfluß auf dieselbe war, schon in die Vorlage von A, das ja *auques* zeigt, zu verlegen sein mag.

880. *Au chevalier dist, que il l'ot Mangié: ‚Vostre triue est faillie! . .‘ que* ist vermutlich ein Irrtum für *quant.*

885. *Se vos avïes amené Deuls conpaignons de conpaignie, Certes, ne vos redou je mie.* In *conpaignons* darf man einen Irrtum für *chevaliers*, welches wohl unter dem vorgreifenden Einfluß von *conpaignie* jenem gewichen ist, vermuten, vgl. auch V. 2108 f. Das Verspaar 887 und 888 ist, wie bereits erwähnt wurde, mutmaßlich jüngerer Herkunft; nach *mie* 886 ist nach Ausscheidung desselben ein Doppelpunkt am Platze. Unwahrscheinlich klingt ferner im Verse 892, *Or vos vuel faire .i. ju parti, Prendés le quel que vos vaurés: Li jus est que vos descendés Jus a la terre del cheval, . .* der Ausdruck *li jus*, dessen Stelle *li uns* einnehmen sollte. Zwischen V. 893, *Jus a la terre del cheval*, und V. 896, *Esse raisson? que vos en sanble Que vos nel vuelliés faire issi?* (oder vielmehr *Esse raisson — que vos en sanble? — Que vos nel vuelliés faire issi?)* vermutet Friedwagner in der Handschrift eine Lücke, die er mit den Versen *[Et quant andui serons el val, Lors si nos conbatrons ensanble]*, in der Anmerkung auch noch auf andre Weise, ausfüllt. Indessen erübrigt sich die Annahme einer Lücke, wenn man die überflüssige Bemerkung *que vos en sanble?* V. 896 einem Schreiber, nicht dem Dichter selbst, zuspricht, dessen Worte vielmehr *quant sui el val* (vgl. *Je sui el mont et vos el val*, V. 906), im Ganzen also *Est ce raisons, quant sui el val, Que vos nel vueilliez faire issi?* gewesen sein könnten. In *Ja ne vos parç je mie issi*, V. 908, verträgt *mie* sich nicht sonderlich mit *ja*; der Vers trägt daher in *je mie* wohl eine Verderbnis aus *le iu*, vgl. auch *.i. giu vos part*, V. 951 und *Qu'il li parti le ju issi*, V. 963.

972. *Or ne sa je le quel coissir, Car nus nel porroit pas ferir Tant com 'il fu desus montés.* Da *nus ne pas* eine ungewöhnliche Häufung ist und der Gedanke, den die beiden Verse, *Car* bis *montés*, entwickeln, in dem sich anschließenden Verspaar *Sous ciel n'est hon de mere nés Qui sor lui* (auf dem Pferde) *li pëust mal faire* nochmals Ausdruck findet, ist *porroit* wohl Fehler für *porroie* und *nus* jüngeres Einschiebsel. Die Stelle von *fu* sähe Friedwagner lieber durch *est* oder *iert* eingenommen; auch *soit* würde angängig sein (vgl. *‚Sire‘, fet il, ‚jo ne purreie*, sc. *chanter*, *Tant cum si pres de mei vus veie‘*, M. Fce. Fab. 66, 8; auch Erec 3751, Fab. 21, 10 u. a. m.). In Vers 978 würde statt *sevrer* etwa *trover* und in Vers 979 statt *jeter ent* etwa *dessevrer* der Erwartung entsprechen.

1002. 4. *Mais se j'oi coze qui me griet, Por ce ne le feroie mie. Se j'oi, por coi je ne l'ochie, Que raisson me saciés mostrer, Maintenant . . Me verrés a terre descendre.* Neben *se j'oi*, worin Friedwagner das handschriftliche *se ie* beider Verse vielleicht in Anlehnung an *j'orai*, V. 1000, und an *or oi je*, V. 1039, wo jedoch *or voi* wie in V. 1042 mehr ansprechen würde, gebessert hat, darf auch *se c'est* als ursprüngliche Lesart in Frage treten. Der

Conditionalis *feroie*, V. 1003 sticht auffällig gegen das Futurum *verrés* 1007 ab; l. also vielleicht *ferai ie.*

1030. *Se a cheval me conquerés, Ja point de los n'i averés.* In *averés* liegt offenbar Verderbnis aus *aquerés*, genauer *aquerrés*, vor (*aquerre los* Clig. 167, 1109, 3664, 4161, 4628, Meraug. 1344 V. etc.). **1058.** *Et cil ne s'i veut plus atendre.* Zwischen *plus* und *atendre* vermißt man *faire*, für das nach Streichung des überflüssigen *Et* Raum entstände.

1091. Gavain führt mit dem Schwerte einen kräftigen Hieb gegen den Schwarzen Ritter. *Ja fust la bataille finee, S'il l'ëust a fer consëu*; *Mais ço qu'il consivi l'escu A molt son cop afebloié* (er zerschneidet ihm nur die Halsberge, berührt ihn selbst aber nicht). Der Ausdruck *a fer* entbehrt des rechten Sinnes und behagt auch Friedwagner augenscheinlich nicht, welcher anmerkt, ,doch wohl nur „mit dem Schwerte", ein adv. Ausdruck *ad firmum* ist schwerlich anzunehmen.' Auch das buchstäblich naheliegende *a fet*, *a fait*, vgl. nfr. *tout à fait*, würde nicht sehr zusagen (: *A vos trestos le di a fait Que se je vos ai rien mesfait*, *Por Deu*, *si le me pardonés*, Julian 3937; 2100; 3577; *En tant que cis preudons là m'ot Confessé, ki empris l'avoit, Mes pechiés à fait me lavoit Uns clers fluns*, B. Cond. 226, 634; 338, 2047; *Des espinoches tout a fet A semées aval la cort*, Mont. Rayn. I, 99, 75). Sollte *fer* unvollendet gelassenes *ferir* (,beim Schlagen') sein? Dann würde das ganze Wort eine, in diesem Zusammenhange (vgl. im besonderen auch V. 1089) entschuldbare Verirrung sein, und zwar möglichenfalls für *(a) cop*; vgl. zu *a cop* ,auf den Schlag', ,sogleich', das gerade bei *consivre* und begriffsverwandten Verben aufzutreten pflegt, *Chax que li dus a a cop consëu*, *Ont malement lor louier recëu*, Mitth. 221, 25; *Cui il consiut a coup, merveille est s'il nel tue*, B. Comm. 1574; *Ne l'atainst pas a coup, car l'espee est tornee*, ib. 1728; ein Beispiel aus der Chans. des Sax. auch bei Godefr. **1164.** *qui* ist vielleicht ein Versehen für *li.*

1207. ,*Sire, volés que je vos die?*' ,*Por cel demanç que vul savoir?*' Der Sinn des zweiten Verses ist nicht klar. *por cel* verführte den Schreiber von A oder der Quelle von A wohl zur Einschaltung eines *que* (,deswegen, weil'), welcher dann ein *jel* vor *vul* zum Opfer fiel: *Por cel demanç*; *jel vul savoir.* Zu der Neutralfrom *cel*, wenn diese hier nicht ein durch *[jel] vul* verursachter Lapsus für *ce* ist, vgl. außer der von Friedwagner verzeichneten Literatur auch K. Warnke, MFce. Fab. Einltg. S. XCIX, auch die Bmkg. zum Purg. 176 im Lit.-Bl. 1905, Sp. 284f.

1287. *La fis si bien que . . . La* kann aus V. 1284, *Là ot . .*, irrtümlich für *Jel* hierher übertragen worden sein, vgl. zu *faire le* (es) *bien* 1257, 3353 und öfter, s. auch d. Anm. zu 1272; im abhängigen Satze entspräche dann *ne[l] fist mius.*

1291. *Que cil qui orent fait la cace Et orent fait nos gens füir Et par force fait departir, Del gué vont desconfit ariere.* Der hand-

schriftlichen Lautung der letzten Zeile nach, *Del gué tot desconfit ariere*, würde zu *cil* allerdings das Prädikat fehlen. Aber das Präsens, welches durch die Besserung *vont* geschaffen wurde, hebt sich von den Zeiten der Vergangenheit, die die Umgebung dieses Verses zeigt, auffällig ab. Sitz einer Verderbnis ist daher vielleicht der vorhergehende Vers, *Et par force fait departir*, in dem auch die erneute Wiederholung von *fait* unschön ist. Ein Schreiber zog diesen Vers vielleicht widerrechtlich in den Relativsatz hinein, während er ursprünglich die Fortsetzung zu *cil* bildete und das Prädikat dieses übergeordneten Satzes enthielt, demnach von Rechts wegen zusammen mit dem folgenden Verse etwa *Par force durent departir Del gué tot desconfit ariere* hätte lauten sollen.

1331. Die Dame ruft dem Ritter zu: *Se venqués le tornoiement, M'amor vos otroi et present, Mon cors et quanques vos vaudrois.* Der leibliche Umgang mit der Dame ist zweifelsohne das, was der Ritter begehren wird. *Mon cors* nimmt also die gleiche Vorstellung, die *quanques vos vaudrois* zum Ausdruck bringt, in derberer Form vorweg. Hierdurch verrät *mon cors* sich offenbar als Versehen für *M'amor*: *M'amor vos otroi et present, M'amor et quanques vos vaudrois.* Über die Wiederholung eines Begriffes zwecks seiner Zusammenstellung mit einem zweiten, ihn ergänzenden s. die Bemerkung zu Clig. 97 in Behrens' Zeitschr. 25, 158 (vgl. auch Stellen wie *Dex . . Dit qu'il n'est chose si obscure, Si obscure ne si celee, Qui ne soit puis manifestee*, Ly. Ys. 3327; *Vos ne devés estre escondis, Dist Julïens, jel vos pardoins Et tote m'amistié vos doins, Jel vos pardoing et dex si face*, Julian 1913).

1339. *Lors comenchierent a crïer*: ‚*Qui veut joster .i. leceor?*‘ Die Frage ist unverständlich. Vermutlich schloß sie für den Dichter mit *joster* und nahm die Stelle von *.i. leceor* ursprünglich *li leceor* ein, welches dann das Subjekt zu *comenchierent* darstellte: *Lors comenchierent a crïer*: ‚*Qui veut joster?*‘ *li leceor.* Unter *leceor* sind die Herolde zu verstehen, vgl. dazu Scheler, Trouv. Belg. II, S. 379. **1384.** ‚*Gardés [que] vos soiés mes drus, Car je vos doins tote m'amor.*‘ Vgl. die Anm. Friedwagners; doch darf man die fehlende Silbe auch in dem Pron. *la* (sc. *la guimple*) erblicken: *Gardez la! vos soiés* (besser wäre *serés* ‚sollt sein‘) *mes drus , . .*‘

1460. *Ja mais ne serrai si vilains Con soloie estre, et [fust Gavains]! Trestoute ma terre tenra[i] De vos tant que je viverai.* An Stelle der Vermutung *fust Gavains* überliefert die Handschrift *et si tenrais*, eine undeutbare Lesart, da sich in *tenrais* das Reimwort der nächsten Zeile hineingemischt hat. Neben *fust Gavains* enthält Friedwagners Anm. zur Stelle noch die Vorschläge *fu Gavains*, der ihm selbst ebenso wie *fust G.* nicht sonderlich gefällt, und *si ferains.* Wer sich auch von *ferains* ‚wild‘ nicht befriedigt fühlt, da es nur in einer Partonop.-Stelle, s. God. s. v. ferain,

eine Stütze finde, wird auch bereits *et si* für unecht halten müssen; denn ein geeignetes Adjektivum auf *-ain* scheint es für diesen Ort nicht zu geben. Dann böte sich als denkbare Lesart die Wendung *c'est del mains* ‚das gehört zum Geringeren‘ (s. Tobler zu Prov. Vil. 88, 3 S. 142), ‚das ist das mindere, dies zum wenigsten‘ dar, die häufig begegnet: Barl. 7000, Cleom. 7778, Ruteb. (Jub.) III², 268, 556, Tr. Belg. II, 219, 56; M. Rayn. I, 38, 44, J. Cond. I, 50, 29, Ren. Nouv. 844 (in Prov. Vil. 88, 3 wird der Punkt nach *mains* mit einem Komma tauschen müssen). Für *tant que je viverai*, V. 1462, ist wohl *tant come je vivrai* zu lesen und das den Vers 1463 eröffnende *Que*, das Friedwagner in *Et* gebessert hat, könnte auch für *Ne* versehen sein.

1535. *par l'estrier J est montés de maintenant.* Im Anhang, S. 364, empfiehlt Friedwagner *des maintenant* zu schreiben, doch erweisen Stellen wie MFceFab. 80, 14; Purg. 2273; Eust. 829, 2216; Mir. ND. 34, 840; 913 *de m.* als einwandfrei. **1575.** *Au premerain ëust trenchié Le cief, se mesire Gavains Li a dit: . . . se li a dit* auf *ëust trenchié* ist zu seltsam, als daß *se* nicht ein bloßes Versehen von jüngerer Hand für *mais* oder *quant*, das der bedingende Charakter dieses Satzes verursachte, scheinen dürfte. **1601.** *Se je sëusse le raisson Que ëussiés le cerf norri, Il ne fust hui . . Par els ocis. que* begegnet in dem Sinne von ‚warum‘, den es nach Friedwagner hier hat, in der Tat auch in indirekter Frage, jedoch augenscheinlich nur nach der Wendung *ne sai* (so auch Veng. Rag. 2422 selbst). Daher ist *que ëussiés* wohl eine Verirrung, und zwar für *por quoi avéz.* **1635.** *Ce dist Gavains, si les merchie: . . si* ist gewiß mit *qui* zu vertauschen. **1665.** *Et cil le siuent l'anblëure Parmi le forest doucement. doucement* ist Friedwagners Vermutung. Die Handschrift hat *durement* und bietet in diesem wohl nur eine undeutliche Schreibung für *druement* ‚dicht beisammen‘ (vgl. *Tant esploitierent que tout apertement Virent venir Sarrazins druement*, Enf. Og. 5202).

1719. *Icis chevaliers me dira Novelles . . De Gavain, mon trescier ami, Qu'il ne me vuelt venir veoir. E Dius! avrai je ja pooir Que ja de s'amor fuisse liee?* Nach Friedwagner ist *que*, in *qu'il ne me vuelt*, entweder soviel wie *por coi* oder *quil* dialektische Schreibung für *qui.* Nur die letztere Auslegung würde angehen (vgl. oben zu 1601). Außer dieser jedoch auch die Auffassung von *quil* als *qu'il* ‚daß er‘, wofern man nur den Satz *Qu'il ne me vuelt venir veoir* von dem vorhergehenden völlig trennt und mit *E Dius!* vereinigt (das Komma nach *ami* also mit einem Punkte und den Punkt nach *veoir* mit einem Komma vertauscht). *que* ist in dem hier einmal nachgeschickten Ausruf *E Dius!* begründet (wie in *Deus! que ne sont li cors si pres Que . .!* Clig. 4514; *Hé Dex, c'or ne le set li dus*, Julian 3370; vgl. zu solchen Sätzen Tobler, V. B. I², 61, Ebeling, Zeitschr. f. franz. Spr. u. L. 23, 116).

avrai 1720 darf dann ein großes *A* bekommen; eine ebenso wie *avrai je ja pooir . .?* gebaute Frage begegnet V. 2055.

1783. . . *Que si tost con li chevaliers Venra, qu'asiecent au mangier Et facent lor maison joncier. qu'asiecent* beruht wohl auf Mißdeutung von *s'asiecent* (vgl. 749, 2545) als *c'asiecent.* Für *lor maison* l. *la maison.*

1799. *Trois portes en la vile avoit A tourrels et as ars vautis. tourrels* vermutet Friedwagner. Die Handschrift bietet unklares *touures.* Ein Wort für Turm ist hier sicherlich am Platze. Aber näher als das nur aus dem Roman de Thebes bekannte *torel* liegt *tornele* (: Meraug. 4273, Prior. Veg. 9468 u. ö., Claris 12811 und im besonderen: der Ritter ruft vor dem verschlossenen Tore eines chastel ‚*Ouvrez la porte!*' *Es vos en la tornele forte .i. escuier, qui li escrie*: ‚*Vassaux, vos n'i enterrez mie, Se vostre non ne me nonmez!*', Claris 12670). Allerdings würde sich nur der Singular *tornele* in den Vers fügen. Aber gerade er ist das Richtige, und seine Verkümmerung in das pluralisch aussehende *touures* mag ebenso wie die Einführung des Plurals *as ars* (das *s* in *as* vielleicht nur irrige Schreibung) daher rühren, daß ein Schreiber mit der Mehrzahl *portes* die Singulare *tornele* und *arc* nicht für vereinbar hielt. Als ursprünglichen Wortlaut des Verses 1798 denke ich mir also *Trois portes en la vile avoit A tornele et a arc voutiz* ‚drei Tore mit Turm und mit Bogenhalle gab es in der Stadt'.

1811. Die Straßen der Stadt *Sont atornees richement*; *Mais tot ço ne monte noient As autres riceces qu'i sont. Il n'a rice honme en tot le mont C'on ne pëust laiens trover. rice honme* ist kein passender Beziehungsbegriff für die Aussage *C'on ne p. l. trover.*, welche *ricece* oder auch *rice ouvre* als solchen voraussetzt. Umgekehrt ist *riceces* möglicherweise in den vorhergehenden Vers *As autres riceces qu'i sont* durch einen Abschreiber irrig hineingeraten, *oevres* von dort verdrängend, und nebst diesem ein zwischen *qui* und *sont* erwünschtes *i.*

1823. *Cil peletier batent lor pials, Cil les keut et cil les estent. keut* ist nicht *colligit* ‚sammelt', das Friedwagner hier mit Recht befremdet, da ein Sammeln der Häute (‚ihr Zusammenlegen im Gegensatz zu estendre?') keine berufsmäßige Beschäftigung bilde, sondern gewiß ungenaue Schreibung für pic. *keust, consuit,* ‚näht' (z. B. *Tes keust par cointise ses bras Qui . . .*, Roi de Cambr. in Z. f. Rom. Phil. 22, 55, V. 127).

1850. *Tels se fet mire qui lor ment, Et tels lor dist qu'il set fisique Qui[s] tient a faus plains de *tosique, Mais il lor fait por sa mers vendre, Si fait as fauls de langue entendre Qu'il le[s] garra de l'itropie.* Friedwagner versteht: ‚mancher gibt sich als Arzt aus, der ihnen (den Kranken) lügt (ihnen den Dienst der Heilung versagt) und mancher sagt ihnen (den eingebildet Kranken), daß er etwas von Heilkunde verstehe, der ihnen Krankheiten andichtet (wörtlich: der sie *a faus*, ad falsum, fälschlich, be-

trügerisch voll von giftigen Säften hält, dafür ausgibt), oder: der sie zum Narren hält (indem er sie bezeichnet als) voll von giftigen Säften (mit zwei prädikativen Akkusativen?); aber er tut [es] ihnen an, um seine Ware anzubringen'. Der Wortlaut dieser Verse scheint mir jedoch teilweise fragwürdig überliefert, teilweise anders auslegbar zu sein. In den beiden ersten Versen befremdet das Vorhandensein von *lor.* Dieses Pronomen ist weder auf vorher namhaft gemachte noch auch auf selbst ohnedem leicht vorzustellende Personen beziehbar. Daher hat es dem Urtexte möglicherweise noch nicht angehört, welcher eher *[Mes] tels se fait mire qui ment Et tels dist qu'il set [de] fisique* geboten haben mag (*mentir* objektlos wie in V. 1881, zu *savoir de* wie z. B. auch in *Cil ki sevent de letrëure*, MFce Fab. Prol. 1 oder *Tu ses de gile et de berat*, Eust 2242 vergleiche man Tobler, Misc. Caix-Can. S. 75 Anm. und Ebeling zu Auberee 105). Bei einem derartigen Wortlaut würde der 3. Vers, *Qui[s] tient a faus plains de*tosique*, zu Beginn seine handschriftliche Fassung *Qui tient a faus plains de (rausique)* bewahren dürfen; er enthält in *plains de (rausique)* das Objekt zu *tient* und soll wohl besagen ‚mancher . . ., welcher Leuten, die voll von *(rausique)* sind, mit *(r.)* behaftet sind, übel mitspielt, Schaden zufügt' (gewöhnlich allerdings *tenir p o r fol*). *rausique* hält Friedwagner mit Recht für eine Entstellung. Aber *tausique*, *tosique*, Mussafias Vorschlag, empfiehlt sich seiner Bedeutung (‚Gift') wegen, s. auch Godefr. Compl. s. v. toxique, schwerlich als Besserung. Auch *caulique*, *colique* (s. O. Kühn, Medizinisches aus d. altfrz. Dichtung, S. 15[1]) käme als solche kaum in Betracht, da es aus so früher Zeit nicht belegt ist. Ich neige zu der Annahme, der Dichter habe hier die gleiche Krankheit als Beispiel ausgewählt, bei welcher er im folgenden (V. 1855) verharrt, nämlich die *itropie* ‚Wassersucht', die auch *itropique*, *idropique* (s. Clig. 3023 u. Var.) heißt. Statt *lor* in V. 1853, *Mais il lor fait por sa mers vendre*, erwartet man ferner *le* ‚es', auf den Inhalt der Verse 1850 f., *Tels se fet* bis *fisique*, bezüglich. Der Ausdruck *de langue* in *Si fait as fauls de langue entendre*, V. 1854, ist, falls von *as fauls* ‚den Narren (d. h. denjenigen, die sich an Ärzte wenden)' abhängig gedacht (s. Friedw. in seiner Anm. zum Verse), wenig verständlich. Er gehört wohl zu *fait entendre* ‚gibt zu verstehen, macht weis'. Allerdings erscheint ein ‚mit der Zunge' neben diesem Verbalbegriff zwecklos, aber *de langue* stellt vielleicht, zumal da die Handschrift *de lanque* überliefert, ein Versehen für *de blanque* (vgl. *vaque* V. 613), d. i. *de blanche* (oder *de blange*) ‚durch Schmeichelei, Täuschung' dar; s. zu *blanche*, *blange* Godefr. oder Scheler, Jean de Condé I, S. 383.

1871. *Justes bariuls et escüeles. justes*, welches gleichfalls Bezeichnung eines Gefäßes ist, erfordert ein Komma hinter sich.
1889. *Por veoir monsignor Gavain Cevaucent borgois et vilain.*

Der erste Vers findet an den vorhergehenden Satz, V. 1888, passenderen Anschluß. *Cevaucent*, den Satz, wie das Verbum auch 1942, 1958 tut, eröffnend, erscheint Friedwagner begrifflich mit Recht ungeeignet; vielleicht hat der Schreiber es aus *ceminent* verlesen. **1951.** *Mais gardés que nos respondés. nos* ist vermutlich Irrtum für *ne.* **1973.** *le cief lever Por mal vers le Noir Chevalier.* Die Handschrift hat *par mal* und diese Wendung, ‚im Bösen', ist belegbar, s. L. Rois 95, Horn 3483, Eust. 392.

1996. Die Herrin vom Gautdestroit glaubt es ihrer Zofe nicht, daß der ihr als Schwächling und Prahlhans bekannte Keu der Ritter sei, der ihre Jäger vor dem gefürchteten Schwarzen Ritter gerettet habe (in der Tat verbirgt sich hinter Keus Namen hier Gavain). *Li vallès* (der die novele von diesem Ereignis überbracht hatte) *öi la tençon . . . ‚Dame', fait il a la pucele, ‚Qu'avés vos dit del chevalier? Il ne vient pas a vos tencier. Dame, abaissiés vostre raisson, . .'.* ‚Es schickt sich für Euch nicht, steht Euch nicht gut an zu schelten' laut Anmerkung. Um unpersönlich verstanden werden zu dürfen, müßte *vient* jedoch das Adv. *mielz* bei sich haben, vgl. außer den von Friedwagner selbst angezogenen Stellen auch Clig. 4151, MFceMil. 141, Fab. 36, 27, PoMor. 277a, 335c, 578a, Julian 454, Trouv. Belg. II, 16, 46 u. a. m. Man erwartet hier allerdings die Äußerung des von Friedwagner in den Wortlaut hineingelegten Gedankens. Seine natürliche Form wäre *Il ne vos covient pas tencier.* Es fehlt jedoch an einem Mittel zur Entscheidung, ob der überlieferte Wortlaut eine Entstellung aus jener bilde. *abaissier sa raison* ‚die Rede im Tone herabstimmen', wie das Wörterbuch unter *raisson* sagt, ist eher (wörtlich ‚niederschlagen', daher) ‚ablassen von', ‚aufhören mit', vgl. auch Clef d'Am. 1575.

2021. *Vilaine ere* (werde ich sein), *se il s'en vait Que ne li soit guerredonné*, sc. *li services.* Die Flexionslosigkeit des Part. *guerredonné* darf befremden. Schwerlich ist sie ursprünglich. Der Dichter schrieb wohl *Que il ne l'ait gueredoné* ‚ohne daß er ihn, den Dienst, belohnt besitze', ein Schreiber aber hielt *ait gueredoné* irrtümlich für die zusammengesetzte Zeit von *gueredoner* und glaubte jenen ihm daher widersinnig erscheinenden Wortlaut in den nunmehr überlieferten verwandeln zu sollen. Vgl. zur Behandlung des Partizipiums in der Handschrift auch die nachherige Bemerkung zu V. 1039. *Trois toisses en ont abatu* (sc. von der Mauer), V. 2941, zeigt das Partizipium deswegen dem vorangehenden Akkusativ nicht angeglichen, weil dieser ein solcher des Maßes, nicht des Objektes ist[6]).

[6]) Das nicht in Übereinstimmung mit dem Akkusativobjekt überlieferte Partizipium *öi* in der Verbindung von *öir* mit einem Infinitiv hat Friedwagner an der Stelle *de vos biaus cols Que j'ai tos jors öi loer*, V. 4751, unverändert in den kritischen Text aufgenommen. Warnke hatte im Hinblick auf die von Tobler, Verm. Beitr. I², 204 beigebrachten Belege für die Übereinstimmung das handschriftliche

2124. Von der Beschaffenheit und dem Bau des kleinen Fensters in der Altarumfriedung, den beiden Vorrichtungen, um es herab- und emporschnellen zu lassen und der Art der Verbindung des Messers mit der ersteren derselben, liefert der Wortlaut der Beschreibung (s. auch die eingehende Anmerkung Friedwagners) ein um so weniger klares Bild, als er hie und da Verderbnisse zu enthalten scheint. Schwer deutbare Einzelheiten sind *Au soil*, V. 2127, (*soil* nach Friedw. hier ,Rahmen'), das äußerlich an *A l'uel*, den nächsten Zeilenanfang, erinnert (auch der Sinn des sogleich folgenden *quant*-Satzes ist nicht klar, die Ausdrucksweise mit *assembler* der im Meraugis 3053 vorliegenden kaum vergleichbar), ferner die an sich fragwürdigen Wörter *havëure* und *ratëure*, V. 2133 f. (das unverständliche *tient*, scheinbar von *tenir*, in *Par engien tient* V. 2134, ist wohl ein in einem Nachklingen des Ausgangs von *engien* begründeter Schreibfehler für *tel*, vgl. auch wiederholt oben, das folgende Semikolon dann zu streichen, und treffender als *gardoit* in *qui l'engien gardoit*, V. 2135, welchem die Bedeutung ,berührte', s. d. Anm., schwerlich zukommt, wäre *esgardoit* ,ansah' ,betrachtete', vgl. beispielsweise *qui l'esgardoit*, V. 3651, so daß auch dieser Vers unzuverlässig überliefert scheint); in *d'un engien petitet Qui estoit fais come .i. loquet*, V. 2138, fällt der Obliquus *loquet* auf, daher die Handschrift wohl auch diesen weiteren Vers nicht in seiner ursprünglichen Fassung aufbewahrt.

2164. *et li cors saint . . erent ataint Desus l'autel en casses d'or.* Der verlockenden Änderung von *ataint* in *açaint* ,einge-

öi der Stelle *Plusurs* (sc. *lais*) *en ai öi conter*, MFceLais, Prol. 39 in *öiz* verwandelt (vgl. auch Fraisne 238, Yon. 59, 444, Elid. 503). Die Handschrift der Vengeance Raguidel zeigt auch ein geradezu unentbehrliches *s* zuweilen unterdrückt, vgl. *quassé* 2949, *eslaissié abaissié* 3269 f. u. s. auch Friedwagner, Einltg. S. XLI (umgekehrt auch ein unberechtigtes *-s* hinzugefügt: *issus* 1538 oder *convoies* 1639). Jedoch ist Friedwagners Verfahren an obigem Orte nicht ohne Beispiel in andren kritischen Ausgaben; so liest man *en tel maniere M'as tu la precïeuse piere Mostrée et fait aperchevoir Que . .*, Barl. Jos. 1695; *Si qu'anbedeus a un seul poindre Les a fet a la terre joindre* (trotz des Plurals in einigen Hsn.), Clig. 3768; *J. jour vint . . A. ii. molins defors Bouloigne, Que li quens i avoit fait faire; Sa gent a fait arriere traire*, Eust. 401 f.; *Quant ces moz li a öi dire, De li se part a cuer plain d'ire.* Mir. ND. 21. 739. Auch könnte dasselbe durch die Überlieferung von unflektiertem *envoié* (c. Inf.) im Reime (im Zusammenhange mit *faire*, *veoir* usw. c. Inf. wohl erwähnbar) an dem Orte *Car ça nos avoit envoié Madame le blanc cerf cachier*, Veng. Rag. 1624 gerechtfertigt werden; eine Änderung von *envoié* in *envoiez* würde jedenfalls zu einer Umdrehung der aktivischen Redeweise in dem zugehörigen Reimverse, *Si (qu') avions le cerf laissié*, in die passivische, *Si fu li cers de nos laissiez*, zwingen. Übrigens stellt Tobler a. a. O. die Übereinstimmung von *fait*, *vëu* usw. c. Inf. mit dem Akkusativobjekt nicht ausdrücklich als Gesetz hin; sie war zumal dann wohl nicht erforderlich, wenn das Objekt dem Prädikate folgte (*Il a fet aporter ses dras*, Elid. 931 und vgl. auch *Ses sire l'ot enveié querre Treis messages fors de la terre*, Elid. 551).

schlossen', die Friedwagner vorschlägt, wird es nicht bedürfen, da *ataindre* in der Bedeutung ,hervorholen', auch schlechtweg ,holen', belegbar ist: *La dame a ataint du leson L'un des* (toten) *boçus a moult grant paine, A poi ne li faille l'alaine, Moult fu au lever traveillie*, MRayn. I, 18, 162; *Lors a la male vielle un pou avant passé, Un loien a ataint, Tybert l'a presenté*, Berte 445; (Pierre will beten) *Pour ce ne me vueil plus complaindre, Mais mon livre vueil ci ataindre Et le dire, soit gaing ou perte, Avant que de ci me departe*, Mir. ND. 36, 1511; *J'ay fait un peu trop de demour, Que n'ay pas mes matines dites; Mais afin que j'en soie quittes, Pour les dire vueil ci mon livre Attaindre, afin que m'en delivre, et moy seoir*, Mir. ND. 40, 1680.

2234. *Et fis crïer et comandai Et envoiai chevaliers querre.* Die Handschrift überliefert *Et le fis crïer.* Eher als das willkommene Objekt *le* empfiehlt es sich, die erste Silbe von *comandai* zu streichen, also *Et le fis crïer et mandai Et envoiai chevaliers querre* ,und entbot ihn zu mir und schickte Ritter aus, ihn zu suchen', zu lesen.

2302. *En cest sarcu seriens mis [Et] bouce a bouce et vis a vis.* Auch *tot* würde die fehlende Silbe darstellen können, vgl. *tot bouche a bouche* Clig. 6438, Julian 3327. **2339.** *Ceste ensanple ont öi pluissor Que force n'est mie a amor. A force ne puet nus amer.* Der Gedanke der mittleren Zeile, des *essemple* (,Lehre'), müsse, merkt Friedwagner an, ,Gewalt (Zwang) taugt nicht für die Liebe' oder etwas Ähnliches sein; ihre einstmalige Lautung sei vielleicht *Qu'a force ne nest mie amor* ,gewaltsam, unter Zwang keimt die Liebe nicht' gewesen. Wenn man aber *force* und *amor* persönlich versteht, so bleibt auch der überlieferte Wortlaut annehmbar, welcher alsdann besagt: ,Zwang steht nicht in den Diensten der Liebe' (*estre à auc.* ,jmdm. zugehören, in jmds. Diensten stehen', *Bien ai esté trois anz a lui*, sc. *a Artu*, Erec 654; *Car je ne sui de rien a lui*, sc. *a Amor*, Clig. 521; *Jo sui a vos, si sui vo dame*, Julian 2283; *Je sui a Wistace le moigne* (sagt der garchon), Eust. 670 usw.). Nicht fern läge allerdings die Änderung in *Que force n'est amie amor* ,die Gewalt ist keine Freundin der Liebe', ,Liebe mag vom Zwang nichts wissen'. Zu dem in der Anm. behandelten Geschlecht von *essemple* s. auch Sachs, Geschlechtswechsel im Französ., Gött. 1886, S. 24 (ein paar altfranzösische Belege für das Masc.: MFcePurg. 31, mehrfach in den Fabeln der Dichterin, PoMor. 577a, Dav. Proph. 978). **2348.** *Si troveroit* macht den Eindruck eines Fehlers für *Et s'i[l] trovoit*, Vordersatz zu *larroit* 2351.

2390. Gavain spricht: *Dame, a tort sofre tel mesaise* (Gavains Bruder, den die Dame täglich martern läßt, um Gavain, den sie unglücklich liebt, auf ihre Burg zu locken). *Je ne sai de voir — qu'il fust aisse Se amissiés d'amor loial! — Quel honte, quel*

painne, quel mal A deservi ne quel anui. Der handschriftliche Wortlaut dieser Stelle scheint allerdings die Annahme einer Zwischenbemerkung zu erfordern. Der Sinn der letzteren, nach Friedwagner, ‚wie gut ginge es ihm‘ oder ‚denn es wäre ihm gut gegangen, wenn Ihr aus echter Liebe (besser wohl ‚redlich‘, *amor loial* wie Elid. 944, Salu d'Am. 46 in Gröbers Zs. 24, 360, wozu das Gegenteil in MFceFab. 59, 15 *tricheor* lautet) liebtet‘, wäre jedoch etwas unklar. Ein ansprechenderer Zusammenhang ergibt sich, wenn man das *ne* vor *sai* für unecht hält, den von *que* bis *loial* reichenden Satz, 2390 f., von *sai* abhängig macht und den mit *Quel honte* beginnenden als direkten Fragesatz auffaßt, also schreibt: *Je sai de voir qu'il fust [a] aise, Se amissiés d'amor loial* (mithin tragt I h r die Schuld an seinem Zustande). *Quel honte, quel painne, quel mal A deservi ne quel anui?* **2415.** *Cose qui[l] face apercevoir.* Der überlieferte objektlose Wortlaut hat den tadelfreien Sinn ‚etwas, was aufmerken lasse, stutzig mache‘ (naturgemäß die Dame); vgl. zum absoluten *apercevoir se* ‚aufmerken‘, das in jener infinitivischen Verbindung das Reflexivpron. eingebüßt hat, Stellen wie Mar. Fce. Fraisne 269, 291, Fab. 12, 26. **2483.** *Mes itels est ore li tens Que n'os mostrer ço que je pens.* Da die Veng. Rag. sonst nur das einsilbige *or* kennt, wird die Echtheit von *ore* im ersten jener Verse zweifelhaft, welcher somit Entstellung aus *Mais tels est orendroit li tens* erfahren haben mag. **2513.** *Jusqu'a ces portes la avant Le menront le matin batant Troi pautonnier ançois que prime.* Der temporale Akkusativ *prime* ‚zur Zeit der *prime*‘ (gegen *a tierce* Erec 6698, *a midi* Clig. 6414, *a vespre* Ly Ysop. 3400) verdient Beachtung, falls *ançois que prime* ursprünglich ist und nicht der Nachlässigkeit eines Schreibers, beispielsweise für *ains qu'il sont prime*, entstammt; ob man sich zur Stützung jenes Akkus. *prime* auf *Dex, con fort eure s'acolchierent*, Jul. 3395 (gegen *Con a fort eure fui de ma mere nés, . .!* Venus 56c; *Comme a dure heure je nasqui Quant . .!* Cleom. 9166) berufen darf? **2578.** *Il a l'estrier ens el pié mis* ist offenbar ein Fehler für *Il a le pié en l'estrier mis* (vgl. *C'onques puis n'ot loisir de pié metre en l'estrier*, B. Comm. 398; *Adonques met pié en l'estrié*, Fergus 118, 2). Ein Schreiber hat *pié* und *estrier* irrtümlicherweise miteinander vertauscht.

2581. Gavain verabschiedet sich vom Fräulein von Gautdestroit, bei welchem er unter der Maske des Keu geweilt hat. *Cele li a molt encarcié Paroles, salus qu'ele mande A celui que ele comande.* Die Worte *que ele comande*, deren Auslegung Friedwagner sehr beschäftigt hat, sind unverständlich. Sie umschlossen ehemals wohl die Bestimmung *à Dieu*: . . *A celui qu'ele* [*a Dieu*] *comande* (sie entbietet die Grüße dem Gavain, der ja in Wahrheit jener ist, welchen sie Gott empfiehlt, d. h. welchem sie Lebewohl wünscht). Vorher l. vielleicht *Paroles et*

salus qu'el mande. **2586.** Gavain verläßt das *castel* durch eine *posterne. Il ne vaut par la ville issir.* Den Platz von *ville* sollte *porte* einnehmen; *ville* wurde vielleicht durch *quant il fu de la vile issus*, V. 2588, auf das der Blick beim Abschreiben bereits gefallen war, hervorgerufen. **2647.** *porront*, l. wohl *porent.*

2706. *Qu'il set et croit, si com'il pensse, Si com'il l'en dist la novele, Qu'il n'aimme riens fors la pucele* (um die überlieferte Folge der beiden letzten Verse zu bewahren). *si com'il pensse* gibt keinen Sinn; *si come* hierin nimmt daher wohl das nächste *si come* irrtümlich vorweg. Aber die Urfassung des Verses (etwa *Qu'il set de fi et croit et pensse?* zu *de fi* bei *savoir* vgl. die Verse 4317, 4776, ferner *je croi et sai de fi que . .*, Julian 3761) bleibt ungewiß. Die Auslegung der Worte *Quant il refu en sa maisson*, V. 2709, in ‚als er das andre Mal, jüngst in seinem Hause war', als ob das Präfix *re-* auch den e r s t m a l i g e n gleichen Zustand bezeichnen könne, dürfte nicht angehen; vielleicht gehört dieser Vers zum Folgenden.

2724. *Onques a nule creature N'avint mais si bele aventure Come a moi! Quant estes Gavains, Je sui, de ço soiés certains, Liés et joians, si doi je estre; Car des chevaliers sire et mestre . . .' Puis dist Gavains tot maintenant: ‚N'aiés mie fol mautalent Vers moi, . .'* Die Schwierigkeiten, die diese Verse dem Verständnis bieten, beleuchtet Friedwagner in einer Anmerkung. Der Ansatz einer Lücke hinter *sire et mestre*, die etwa mit dem Verspaare *Est ore entre mes mains këus, Ainc si biaus dons ne fu vëus* auszufüllen sei, erscheint ihm unvermeidlich. Doch bedarf es nach meiner Meinung desselben nicht. Den Vers 2724, *Car des chevaliers sire et mestre*, denke ich mir nicht mehr zur Rede des Schwarzen Ritters, sondern bereits zur Erwiderung Gavains gehörig. Er enthält, mit *car* als Fehler für *ha!* (V. 1200 anzutreffen), die Anrede Gavains an jenen; obwohl der Schwarze Ritter, bei dem Gavain mit seinem Bruder Gaheriet Schutz sucht, ihm vor wenigen Tagen im Zweikampf unterlegen war und für Zeiten der Not seine Dienste angelobt hatte (s. V. 1458 ff.), fürchtet Gavain dennoch, da jener sich soeben, bevor Gavain sich ihm vorgestellt, als seinen Todfeind bekannt hat, Abweisung oder Verrat, und so redet er ihn denn schmeichlerisch mit *des chevaliers sire et mestre* an. Die Worte *Quant estes Gavains*, V. 2711, empfiehlt es sich, wie Friedwagner selbst in Erwägung zieht, mit dem vorhergehenden Satze zu verknüpfen und *je sui*, V. 2722, handschriftlich *ce sui*, entweder in *j'en sui* oder in *s'en sui*, vgl. V. 139, abzuändern. Die bewußten Verse lauteten einstmals also wohl: ‚. . *si bele aventure Come a moi, quant estes Gavains, S'en sui, de ço soiés certains, Liés et joians, si doi je estre.*' ‚*Ha, des chevaliers sire et mestre!*' ‚*Puis* (l. wohl *Ce*) *dist Gavains tot maintenant*, ‚*N'aiés . . .*'

2735. *Puis que je fui de vos tornés El bois u je me departi, Nule cose en terre ne vi Qui me peüst esleecier. u je me departi* finde ich unverständlich. Nun verwendet der Dichter *departir* ‚scheiden‘ sonst intransitiv, so in den Versen 1501, in welchem *vos* Subjektspronomen ist, und 3049, denen sich daher auch 4570 zugesellen darf, reflexiv aber das bedeutungsgleiche *partir* (: *partir se* oder *s'en*), s. die Verse 931, 1386, 2493, 2583, 2841, 3017, 3250, 6119. *me departi* hat demnach wohl entweder *departi* oder *me parti* in einer Abschrift verdrängt, nachdem in der ersten Vershälfte eine andre Silbe übersehen worden war. Eine der hiernach vorstellbaren Urformen der Zeile wäre *Del bois u [fui] je me parti* (*del bois* überliefert die Handschrift), dies alsdann Nachsatz zu *Puis que . . tornés*.

2741. Der Schwarze Ritter fährt fort: *Je cuidai que par chevalier Pior de vos fuisse conquis. Par vos ne per je pas mon pris*; *Vos estes li miudres [qu'on nomme]. Se tos li mons ert [come] .i. honme Contre vos asanblés la fors, N'arés vos garde! Sans mon cors*, *Tant que je vos puisse sauver*, *Vos poés çaens comander . .*' Die beiden unvollkommen überlieferten Verse hat Friedwagner nach Hippeaus Beispiel ausgefüllt. Im zweiten derselben darf jedoch *.i. honme* im Sinne des Nominativs, also statt *.i. hom*, wie die Regel verlangt und auch die Veng. Rag. durchgängig sonst zeigt (s. die Verse 298, 805, 2078, 2121, 2336, 2695, 2986, 3340, 5518), befremden. Mit der Verwandlung von *home* in *hom* würde aber zugleich die Ergänzung *qu'on nomme* fallen; doch fehlt schon zu ersterer, wie auch zur Einschaltung von *come*, wahrscheinlich das Recht, da *.i. honme* nur als, freilich unzureichender, handschriftlicher Lückenbüßer zu betrachten sein wird. Die natürliche Vervollständigung des ersten der beiden Verse, 2741, ergibt sich aus dem Inhalte der vorhergehenden Zeilen, besonders des letzten derselben *Par vos ne per je pas mon pris.* Der Schwarze Ritter vergleicht Gavain hier mit sich, ganz allein mit sich. Daher kann hinter *li miudres* nur *de nos* fehlen: *Vos estes li miudres de nos* ‚Ihr seid der tüchtigere von uns beiden‘ (vgl. ‚*je vos defi*‘, . . *et je vos! Ja venrons*, d. i. *verrons*, *le plus fort de nos!*' Veng. Rag. 4728). Auf *Se toz li mons* ist dann einstmals vielleicht die Wendung *a estros*, die dieses Denkmal häufig aufweist, s. Friedwagners Wörterbuch, gefolgt. Die Worte *sans mon cors*, *Tant que je vos puisse sauver*, V. 2744 f., (*tant que* für *tant com* und mit dem Konjunktiv wie 3048 und 3057, s. Friedwagners Anm. zur ersteren Stelle) zöge ich nach Besserung von *sans mon cors* in *sauf mon cors* ‚bei Unversehrtheit meines Körpers, solange ich wohlbehalten, am Leben bin‘, mit *N'arés vos garde* zu verbinden vor.

2766. *Ainc ne vëistes hui main cors!* Der Schwarze Ritter kann die Anspielung auf die frühmorgentliche Geißelung Gaheriëts, die in *hui main* läge, nicht ohne weiteres verstanden haben.

Daher ist *hai main*, wie auch Friedwagner offenbar empfindet, keine befriedigende Lesart. Etwa *plus vain cors* ‚einen schwächeren, siecheren Leib' entspräche der Erwartung eher. **2782.** *Qui les i veïst atorner Les armes por lor cors desfendre, Il dessist qu'il deussent fendre Un ost ançois qu'il fuissent pris.* Man erwartet an Stelle von *fendre*, an dessen sei es bewußter, sei es unbewußter Einführung das Reimwort *desfendre* schuld haben wird, das Zeitwort des Vergleichssatzes, also *prendre*; *un ost* hat dann wohl mit *en l'ost* ‚im Kampfe', vgl. V. 3031, zu tauschen. **2806.** *Il et si honme plus de. XX. Sont as murs venu por savoir Que la dame voloit avoir Del suen et por coi l'a asis.* Das Relativpronomen *que* erzeugt für die vorletzte Zeile einen unwahrscheinlichen Gedanken; es wird durch *se* ‚ob' zu ersetzen sein (*del suen* ‚von seinem Besitze', wie Friedwagners Anm. zu Beginn angibt). Die Frage *por coi l'a asis* kam im Urtext zu der voranstehenden schwerlich hinzu, stand dort vielmehr neben dieser gewiß zur Wahl; *et* vor *por coi* ist also wohl ein jüngeres Versehen für *o* (‚oder warum sonst sie ihn zu belagern begonnen habe'). Auch *si a requis* im nächsten Verse spricht wenig an; mehr täte dies *qui l'a requis.* **2840.** *Je ne sui pas a tel meschief* kann die Antwort der Dame sein, die *a tant* ‚damit', ‚mit diesen Worten' fortgeht. **2846.** Bei Änderung von *d'un contrefort* in *d'uns contrefors*, ist doch ein Strebepfeiler ein Gefüge aus *quarrians*, würde man die handschriftliche Überlieferung des vorhergehenden Verses, *Quel part li murs estoit mains fors*, die Friedwagner in *Quel part li mur erent mains fort* gebessert hat, nicht anzutasten brauchen. **2849.** *Et li fossé erent si plain C'on pëust venir tot de plain Lance levee jusqu'al mur. N'ot tant de foible en tot le mur.* Dem Wortlaut der beiden letzten Verse haften ohne Zweifel Verderbnisse an. Die von Friedwagner vorgeschlagene Besserung von *en tot le mur* in *en tot le mont* ist sehr ansprechend; für *tant de foible* würde dann *mur tant foible* einzutreten haben. Neben *jusqu'al pont*, was Friedwagner als Ersatz für *jusqu'al mur* im vorhergehenden Verse erwägt, würde auch *jusqu'a mont* (vgl. V. 2960 und zum Gegenteil V. 2924) in Frage treten dürfen. *tot de plain*, V. 2848, nach Friedwagner ‚ganz eben', darf man wie im Julian 1730 oder im Münch. Brut. 1476 als ‚vollkommen, ganz und gar' verstehen. **2879.** *.i. hordëis Que cil dedens ont contre fait*, l. wohl *contr'els fait.*

2901. *Lors comence li jetëis de cels dedens et cels defors.* Vor *cels defors* hätte sich, da die beiden Haufen ja nicht nach einem gemeinsamem Ziele schleudern, Wiederholung von *de* gebührt, die das Versmaß jedoch verbietet. Daher ist *et* wohl ein Versehen für *en* ‚nach, gegen'. **2938.** *Qu'il l'ont en pluissors lius blecié* (die Mauer) zeigt *blecié* mit bemerkenswertem Objekte; vielleicht handelt es sich daher um einen jüngeren Fehlgriff für *percié*, vgl. 2935. **2944.** Die Belagerten haben wacker gekämpft,

mais riens ne lor vaut; Car desfense vers tel assaut N'est preus de traire et de jeter. Der Wortlaut der beiden letzten Verse ist unverständlich; die Annahme Friedwagners, daß er Verderbnisse enthalte, ist daher begründet. Die Wurzel der letzteren scheint mir *car* zu sein, in welchem ich eine Zutat von Schreiberhand vermute. Bevor *car* dem Verse 2944 angehörte, lautete dieser in Verbindung mit dem ihm folgenden vielleicht *N'est defense vers tel asaut Ne preus de traire et de jeter* (*preus* ‚Vorteil‘ wie auch 2467, 3354). Das *de traire* und *de jeter* verknüpfende *et*, statt dessen Friedwagner *ne* lieber sähe, war erlaubt, vgl. *Ne tant sotis n'estes et sages Que* . ., Clig. 5583; *On ne defent nului vin boivre et char mangier*, PoMor. 562b; *se retenus Ne sui par toi et secourus*, Tr. Amis 257 u. a. m. **2971.** . . *En i avera de cëus* darf man nach dem Muster von V. 2950 in *Molt en i avra de cëus* bessern. **2892.** Statt *ne quident pas* würde man *ne quidast pas*, Nachsatz zu dem vorhergehenden *qui*-Satze, erwarten, vgl. V. 2780; sollte *nus lor ost* nicht für *nus hon ost* versehen sein?

3008. ‚*Vos ne dites pas mesproisson*‘, *Fet li chevaliers qui respont*, ‚*Mais je redouç et m'espaont*; *Que la dame ne m'aimme mie* . .‘. Eine Billigung der zuversichtlichen Worte Gavains, wie sie in *Vos ne dites pas mesproison* läge, verträgt sich schwerlich mit der nachfolgenden Äußerung von Furcht und späterhin, V. 3014 ff., derjenigen der Gewißheit, es werde der Belagerin gelingen, durch die Bresche in die Burg einzudringen und sie, den Schwarzen Ritter und Gavain, gefangen zu nehmen. Kein Sinn ruht ferner in den Worten *qui respont* und vom sprachlichen Standpunkte ist der Mangel des Reflexivpronomens vor *redouç* auffällig. So kann man denn zu dem Verdachte gelangen, *Vos ne dites pas mesproisson* kehre den ursprünglichen Gedanken dieses Verses um, habe sich also in einer Abschrift an die Stelle von *Sire, vos dites mesproisson* gedrängt, und die Negierung dieses Gedankens habe einerseits zum Zusatz des Bindewortes *mais* in V. 3010 und infolge desselben zur Tilgung eines zwischen *je* und *redouç* überlieferten *me*, andrerseits zur Einführung von *qui respont* für *quil reprent* ‚welcher ihn tadelt‘ und dieser zufolge zur Verwandlung von ursprünglichem *m'espoent* in *m'espaont* veranlaßt, kurz, der handschriftliche Wortlaut besagter Versestelle eine Verderbnis aus ‚*Sire, vos dites mesproisson*‘, *Fet li chevaliers, quil reprent*; ‚*Je me redouç et m'espoent*, . .‘ dar. (Auch die überlieferte Fassung der Verse 3012 f., *Et si n'ëust ouan* (unsicher, s. Fußnote) *envie Que nos ëussons c'une porte*, gibt zum Bedenken Ursache; man sollte hier den Gedanken ‚und ich wäre nicht mißvergnügt, wenn wir nur e i n Tor hätten‘ ausgedrückt finden.)

Auch zu der Fülle der belehrenden Anmerkungen, die Friedwagner dem kritischen Texte nachgeschickt hat, seien schließlich noch einige Ergänzungen gestattet.

1. In *au tens noviel d'esté*, nach Friedwagners Auffassung ‚zur beginnenden Sommerszeit', mag *d'esté* auch den Wert einer Erläuterung zu *noviel* haben, grammatisch diesem Attribute, von dem es dann durch ein Komma zu trennen ist, also nebengeordnet sein. Ohne den Zusatz *d'esté* liest man *tens novel* in *Un jor de Pasque, au tens novel*, Erec 27, auch von Friedwagner angezogen, oder in *En avril, al tens novel*, Brakelmann, Chanç. fr. S. 82, III, 1; doch folgt *au tens novel* an diesen Stellen, zum Unterschiede von der vorliegenden, einer auf den Sinn des Ausdrucks klar vorbereitenden Angabe. **30.** Zu *tote jor* vgl. auch Stengel, Gal. li Rest. S. 395, welcher die Herleitung aus *totum ad diurnum* durch Tobler der Stellung der Präposition *ad* wegen ablehnt und Einfluß von *tote nuit*, zugleich vielleicht Nachwirkung des weiblichen *dïe*, vermutet. **149.** Einige Belege für *chamberlent* liefert Godefroy, Compl. s. v., ein weiterer ist *cambellent*, Brun. Lat. 613 *D*, *S. 262*. Die gegen Schluß angeführte Stelle *Vos nos avés en joie mis*, *Que tuit sonmes joiant de nos Por la conpaignie de vos*, Veng. Rag. 6071, an welcher Friedwagner ‚das (vor *sonmes*) weggelassene Reflexivum nachträglich in betonter Form mit *de* des Bezuges beigebracht findet', scheint mir des Sinnes zu ermangeln und daher eine Verderbnis zu enthalten: *joiant*, offenbar durch *joie* eingegeben, ist wohl an den Platz von ursprünglichem *saisi* ‚ganz besitzen wir nun einander' (vgl. 6007, 6012) gerückt. Der Vers *Por la conpaignie de vos* wird inhaltlich mit dem ihm folgenden, 6073, zu vereinigen sein. **285.** Die an erster Stelle vorgetragene Auslegung von *Puis vont as anials asaier* ‚sie gehen an die Ringe, einen Versuch zu machen' (oder eher ‚sie gehen einen Versuch an den Ringen machen, machen an den Ringen einen Versuch') ist die richtigere; *asaier* ist hier, wie auch in *vienent asaier* V. 262 der Fall war, neutral gemeint (bei *aler* wäre sonst das Reflexivpron. zu erwarten gewesen, vgl. *Se tuit au roi ne se vont rendre*, Clig. 2169; *Un bris s'alot.. esbaneier*, MFceFab. 33, 3; *Or se vont tuit de vos gabant*, Erec 2553; ... *s'alot deduiant*, Fab. 15, 3; *puis s'iront mendiant*, PoMor. 537b). **326.** Zum Nebeneinander sinnverwandter Ausdrücke s. Tobler, Verm. Beitr. II, 149. **338.** *merveilles a ëu* bedarf sicherlich der von Friedwagner vorgeschlagenen Änderung in *ai vëu*. Unpersönliches *avoir* würde hier von dem Ortsadverbium *i* begleitet sein. Auch in *Ceval a bien aparillié*, V. 366, heißt *a* nicht, wie die Anmerkung sagt, ‚es gibt' (sondern ‚er hat, besitzt'); der vorhergehende *quant*-Satz ordnet sich dem Satze *prent l'escu* unter. **497.** Zu *Qui vit quant Kex fu abatus* vgl. *Que qui verroit quant la boche œvre* (sie) *Ne diroit mie que li dant Ne fussent d'ivoire ou d'arjant*, Clig. 830. **668.** Zu *a tot le mains*, gewiß nicht *atot le mains*, vgl. auch ChLy. 1844, Julian 2467, 3475, Enf. Og. 7212. **710.** *A Diu soiés vos comandés!* sind sicher noch Worte des Hirten, auch der Anredeform wegen. So später Ausspruch von *fait i*

tritt auch anderwärts entgegen, vgl. MFce Yon. 130, Fab. 50, 13, Julian 3535. Man nehme vor den Worten *A Diu s. v. c.* eine kurze Pause an. **757.** Zum Geschlecht von *fain* (männlich auch Julian 3630) s. auch Armbruster, Geschlechtswandel im Französ. S. 62 und Behrens, Beiträge z. französ. Wortgesch. S. 399. Zu demjenigen von *glave*, Anm. zu V. 864, auch Armbruster, ibid. S. 16 und Behrens, ibid. S. 389. **988.** *le Gavain* ,das des G.', vgl. zum determinierenden Gebrauch des Artikels auch Gessner, Pronomen I, 33, 9β. **988.** *par lui morra.* ,durch ihn' ist einwandfrei, vgl. zu *par* beim Intransitivum z. B. *Deus saut celui par cui ressort Joie et leesce a nostre cort*, Erec 6375; *cele par qui nus perissuns*, Elid. 833; *Ne puis garir se par vous non*, Salu d'Am. 137 in Gröbers Z. 24, 362; *Kar ja par mei n'esforcera*, MFceFab. 6,24. **1032.** *Ja ne venrés en cele terre Que vos n'en aiés grant honnor.* Für *cele* stände nach Friedwagners Meinung *nule*, noch eher aber *tele*, zu erwarten, indessen vgl. zu *cil* in solchem Falle Diez, Gramm. III, 78 Anm. 1, Meyer-Lübke, Syntax § 540 oder Stellen wie Biscl. 40, Equit. 244, Lanv. 164. **1039.** Keine Übereinstimmung mit dem vorangehenden Objekte zeigt laut Friedwagners Hinweis in dieser Anmerkung das Partizipium Perfecti in den Versen 2687 f. (?), 3305, 3423, 4481 und 4751. An dem Orte *Kaheriés.., Qui bien a vengié sa prison Que la dame fait li avoit* V. 3305, bezieht *que* sich jedoch nicht auf *prison*, sondern ist das Neutrum ,was' (*faire auc. r. à auc.* ,jemandem etwas zufügen', wie auch 641, 2495, 3350, in günstigem Sinne ,erweisen' wie 2495); der Satz *Que..avoit* hat den Zweck, das anfänglich gewählte Objekt *sa prison* ,seine Gefangenschaft' zu verbessern, zu ersetzen, hat also gleich *sa prison* den Wert eines Objektes zu *a vengié* und erfordert somit ein Komma vor sich. Nur scheinbar liegt auch im Verse 3423, *qui tel honte m'a fait*, keine Übereinstimmung vor, da *honte* ja als Masculinum erweisbar ist, s. Friedwagners Anm. zu V. 5644 (für das männliche Geschlecht ist *honte* auch an den Stellen 245 und 2771 in Anspruch zu nehmen; die Literaturnachweise zum Genus des Wortes sind noch vermehrbar um: Scheler in Trouv. Belg. I, S. 327 und in Watr. S. 472; W. Foerster zu Ly. Ysop. V. 1711; Armbruster, Geschlechtswandel im Französ. S. 119). In V. 4481 (Gavain bricht mit Ide von Artus' Hoflager auf), *Et cil de la cort retornerent, Ains les orent molt convoié*, wurde *les* gewiß erst durch einen Schreiber, welcher Beziehung auf Gavain und Ide gemeinsam für erforderlich hielt, an den Platz von ursprünglichem *l'* ,ihn', gesetzt; die Person Gavains allein galt dem Dichter hier ebenso wie im V. 4475 (*N'i ot Un sol qui a Diu nel comant*), welcher seinerseits in der Anwendung von *le*, der Einzahl, mit V. 4472 zusammenstimmt, als Objekt. Die von jenem Schreiber geopferte Silbe dürfte ein *Mais* zu Beginn des Verses gewesen sein, das man nach dem Muster der Verse 520, 2887 und 3204 auch hier vor *ains*

erwartet. Zu V. 4751 s. die Anm. oben auf S. 98. **1065.** Zu *en voie* ‚hinweg‘ vgl. auch Scheler, Jean de Condé I, S. 390 und S. 435; Watr. de Couv. S. 492; W. Foerster zu Chev. as II Esp. 3001; Warnke, MFceFabeln S. 364 zu 57, 23. **1094.** *parmi tot ço*, ‚trotz alledem‘, wie häufig zu lesen ist, vgl. z. B. MFceMil. 411, Trouv. Belg. II, 9, 29, Dav. Proph. 1063, 1117; zu *parmi ço* ‚gleichwohl‘ s. Berger, Adam de la Halle S. 129. **1128.** *flors ne pieres n'i remaingnent Ne en elme ne en escu Que il n'aient tot abatu Jus a la terre et detrenchié.* Das den Nebensatz einleitende *que* stellt Friedwagner frei, als Relativpronomen, bezogen auf *flors ne pieres*, oder als modale Konjunktion, *que ne* ‚ohne daß‘, aufzufassen. Die Wahl des Neutrums des Relativpronomens trotz Bezuges auf Substantiva sähe man gern durch einen Beleg gestützt; an sich würde ein Relativsatz nicht ausgeschlossen sein (vgl. *N'i remaint chevaliers ne dame Qui ne s'atort por convoiier La pucele et le chevalier*, Erec 1436; *An tot le chastel n'a remés Home ne fame, droit no tort, Qui aler puisse, qui n'i voise* ib. 5701; *jusqu'en Alemaingne Chastiaus ne vile n'i remaingne. Ne citez, ou il ne soit quis*, Clig. 6647). Zugunsten des Wertes von *que* als Konjunktion sprechen Stellen wie die folgenden: *N'i a nul qui remenoir ost, Que a la cort ne vaigne tost*, Erec 1929; Clig. 1092; Barl. Jos. 784; *N'i remest ne cil ne cele Ne chevaliers ne damoisele, Que tuit n'aillent monter as estres*, Clig. 2887; *Je ne sai que terre remaingne, Por tant que Dex i soit només, Que cis sains n'i soit apelés*, Julian 84, denen man auch *Devant son cop riens ne remaint, Que tot ne porfande et deroupe*, Clig. 3801 anfügen darf. **1179.** Zu *a un fais* s. auch A. Tobler zum Julian 2223; es entspricht hier unserm ‚mit einem Ruck‘. **1367.** Vgl. zur Sache 1319; die Umstellung von *M'abati jus* zu *Jus m'abati* gewinnt dann noch an Berechtigung. **1381.** *(La dame..Li escria) en audiance* besagt nicht ‚so laut, daß alle‘, sondern ‚daß er es hören konnte, für ihn vernehmbar‘ und ist mit *(Cil li crie) si qu'il l'entent*, V. Rag. 4512, *(Et dist) si que il l'entendié*, ib. 5540 gleichwertig. **1388.** *es plaissiés*, zum Plural vgl. *luin des hafnes* MFceElid. 764 (gegen *al hafne*, ib. 809); *en ses sales*, Clig. 2370; *as osteus*, Julian 1305; *ses niz* MFce Fab. 73, 70. **1436.** *de fin voir* braucht nicht in *de fi, voir* verbessert zu werden; vgl. *por fin voir* bei Godefroy s. v. voir, auch Redeweisen wie *Che fu là fine verités*, Eust. 428, *par fin estovoir*, BCond. 60, 405, Cleom. 8024 u. ä. **1651.** *Li troi ont le quart envoié Al Gaut Destroit a la pucele.* Nach Friedwagners Erachten steht es im Belieben des Lesers, *a la pucele* als possessiven Dativ oder als Direktivobjekt zu deuten. Die zweite Auslegung liegt näher; *a la pucele* bezeichnet neben dem allgemeinen, weiteren Ziele das besondere, engere, vgl. hierzu Stellen wie *Al bois alot a la chapele*, MFceElid.

967; *Et tuit li Grejois venu furent El tref la rëine as puceles*, Clig. 1373; *tant . . Qu'il vint en la terre d'Espaigne A un castel bel et adroit*, Julian 1398. **1748.** *Il ert a la dame loé En droit consel que le tenist.* Dem Ausdruck *en droit conseil* spricht Friedwagner mit Recht klaren Sinn ab. Die Möglichkeit einer Entstellung des ursprünglichen Wortlautes, als welcher etwa . . *loé, En droite prison le tenist* denkbar wäre, liegt vor. **1761.** *Conoistre aucun come un denier* begegnet auch im Rosenroman, s. Littré s. v. denier, auch an der Stelle Eust. 533. **1820.** *painz solers* steht auch im Aiol 8275. **1920.** *jete* in *La pucele jete les mains* ist laut Anmerkung ‚ringt', laut Wörterbuch ‚die Hände (vor Freude) ringen oder ausstrecken'. ‚Ringen' ist *tordre*, vgl. Clig. 5811, Erec 4613 usw. Beim *jeter* berührten die Hände einander nicht, so wenig wie es von den Beinen gelten kann, wenn es von Jongleuren *Ceaz qui sevent les jambes encontremont jeter*, PoMor. 517a heißt. Das Werfen der Hände ist hier ferner nicht ein Zeichen von Freude, sondern eine der Lebhaftigkeit des Wunsches entsprechende Geberde, um Gavain zum Halten zu veranlassen (vgl. *Arestés vos, parlés a moi!* 1923). **2265.** *venir por* c. Inf., auch Veng. Rag. 4263, ist eine sehr übliche Konstruktion (Clig. 1765; 6528; Julian 936; 1477; Macc. 28, 26; 80, 24 u. oft). **2306.** Zum Geschlecht von *afaire* s. auch Armbruster a. a. O. S. 12 und Behrens, a. a. O. S. 387. **2405.** Sollte *haut* in *Si Dius me haut* nicht ein bloßer Schreibfehler für *saut* sein? **2467.** *Si* ist ‚so — denn', wie oft, z. B. 2095. **2496.** *n' a terre que Dius ait* erinnert an *par totes les contrees Diu*, V. Rag. 2317 und an *tote la ricece Diu*, ib. 2210. **2527.** *Faites ces pautonniers voler Les testes, se les consivés*, nach Friedwagner Hysteron Proteron, kann die Konjunktion *se* darbieten. **2528.** *Vostre frere est si enpensés, Il ne puet sor les piés ester.* An dem Begriffe *enpensés* nimmt Friedwagner berechtigten Anstoß; an Stelle desselben würde man sich ‚schwach', und so etwa *esnervés*, wünschen. **2640.** *cil qui furent plus signor, Qui orent la vile a garder. sire* in adjektivischer Verwendung und zugleich gesteigert tritt auch in *les plus signors et les plus frans*, BCond. 276, 249; Aucass. 31, 10 entgegen. **2748.** *Sire, ançois vuel que me dirés Vostre non, car jel vuel savoir.* Das Futurum erscheint als Befehlsform zwar auch im abhängigen Satze, wie ergänzend bemerkt sei, vgl. *Sachiez que a tant pais en iert*, Clig. 3302; *Dites lui dont, quant lui plaira, Que de lui savoir nos laira Qui il est et quel part il maint*, Julian 1848; *Voir, vostre penitance est ainssi ordenee Que vous ne ferez mal a gent chrestiennee Ne que ne parlerez a creature nee*, Dit. Rob. Di. 142b; *Sire, alez nous monstrer le lieu Où seront mis*, Mir. ND. 34, 2399, indessen vermag ich ebensowenig wie Friedwagner nachzuweisen, ob auch nach *voloir* (denn in Mir. ND. 9, 1400 besteht wohl nicht mehr Abhängigkeit von *je vueil*). Daher scheint die Güte des überlieferten Wortlauts anfechtbar zu sein, welcher beispielsweise

aus *Sire, ançois mon vuel me direz* verderbt sein könnte. **2783.** Zum Geschlecht von *ost* s. auch Armbruster, a. a. O. S. 88 und Behrens, a. a. O. S. 402.

Eine höchst nützliche Beigabe zu dem Werke ist ein Verzeichnis aller in den Anmerkungen behandelter, also sprachlicher und sachlicher, Gegenstände. Das den Band beschließende Wörterbuch hat offenbar nicht erschöpfen wollen.

Berlin. G. Cohn.

Syntaktisches.

Bei der Besprechung von E. Löseth *Notes de syntaxe française* (vgl. Bd. XXXVII, H. 8, SS. 264—280 dieser Ztschr.) konnte ich angesichts der Fülle der von dem Herrn Verfasser auf so engem Raume zur Sprache gebrachten Erscheinungen (40 Punkte auf 18 Seiten!) nicht umhin, mein Bedauern darüber auszudrücken, daß auch eine Anzahl schwierigerer Fragen, die entschieden eindringenderer Untersuchung auf Grund eines umfassenden Beispielmaterials bedurft hätten, nur obenhin gestreift und mit der Äußerung einer wohl manchmal, aber keineswegs immer[1]) zutreffenden Ansicht oder gar bloßen Vermutung abgetan worden waren. Dabei stellte ich für mehrere Fälle dieser Art eine eingehendere Erörterung an anderer Stelle und in anderer Weise, als es im Rahmen einer Anzeige geschehen konnte, in Aussicht. Es sei mir nunmehr gestattet, das damals

---

[1]) So erwies sich die Behauptung, daß „*Il y a longtemps que je ne vous ai vu* der feineren, eleganteren Sprechweise angehöre, während in der gewöhnlicheren ein *pas* hinzugefügt werde" einer Ergänzung durch den Zusatz bedürftig, daß in vielen Fällen der Sinn das *pas* ebenso dringend verlange (z. B. *Il y a longtemps qu'il n'a pas tenu sa parole*) als andererseits jede Negation, auch bloßes *ne*, unbedingt ausschließe (z. B. *Il y a longtemps qu'il nous a quittés*). Oder es zeigte sich, daß die (auf Sätze wie: *Vous l'êtes, mal élevées, toutes, les deux* gegründete) Aufstellung, in der familiären Sprache könne „ein Partizip" einem solchen *le* folgen, insofern überflüssig ist, als eine derartige Prolepsis durch ein *le* (bezw. *la*, *les*) bei jedem prädikativen Wort (Subst., Adj., Pron., Adv. usw.) möglich ist; wie denn auch der als Besonderheit aufgeführte vulgäre Ersatz *c'est-i(l) que* — für *est-ce que* — sich lediglich als Spezialfall der bekannten Bildung von Fragesätzen durch Anhängung von *ti (= t-il)* an die Verbform des Behauptungssatzes erwies. Oder es konnte durch Sätze wie *il était par là justement* („er befand sich gerade in jenem Stadtteil") gezeigt werden, daß die bekannte Stelle der Mlle de la Seiglière: *il est déjà trottant par les montagnes* noch nicht das Vorhandensein der englischen Umschreibung *(to be trotting)* im Neufrz. beweist, sondern eher im Sinne von *il est déjà, trottant, par les montagnes* (d. h. „er ist schon in den Bergen, wo er umherwande t) aufzufassen ist, usw. usw.

gegebene Versprechen einzulösen.[2]) Ich beginne mit der Erörterung des Unterschiedes zwischen:

I. Tous les deux und tous deux.

Es war dies einer der wenigen Fälle, die der Herr Verf. verhältnismäßig gründlich und unter Heranziehung reichlicherer Beispiele behandelt hatte. Was er darüber sagte, verdiente entschieden Beachtung: *Il semble que l'addition de l'article... serve.., du moins dans un grand nombre de cas, à mettre en relief chacun des deux êtres séparément, à faire ressortir leur individualité, tandis que par «tous deux» ils sont réunis en bloc et sans distinction aucune.* Freilich glaubte ich schon mit Bezug auf die hier gegebene Charakterisierung einschränkend bemerken zu müssen, daß die Ausdrücke *séparément* und *faire ressortir leur individualité* doch wohl etwas zu weit gingen. „Ist es, wie ich mit Gröber (*Grundriß I*, 274) glaube, die Funktion des bestimmten Artikels, Seiende als b e k a n n t e zu bezeichnen (d. h. auf sie als s o l c h e hinzuweisen, von denen bereits ein Bild in der Vorstellung des Hörers vorhanden ist), dann kann er, in unserem Falle, zwar ganz wohl die Wirkung haben *de mettre en relief les deux êtres*, aber nicht auch *chacun séparément*, wozu andere Ausdrucksweisen dienen, wie z. B. *l'un et l'autre*, *chacun de son* (oder *leur*) *côté*." Man darf eben nicht vergessen, daß der „bestimmte" Artikel — um diese wenig zutreffende aber eingebürgerte Bezeichnung hier beizubehalten — vor einem pluralischen Worte auch nur die M e h r h e i t der betr. Seienden als „bekannt" kennzeichnet. Ob sich dabei auch die Einzelseienden in der Vorstellung voneinander abheben, ist eine andere Frage. Mag sie auch unter Umständen zu bejahen sein, jedenfalls ist diese Bejahung durch Setzung eines *les* vor dem betr. pluralischen Substantiv keineswegs unmittelbar gegeben. Man vergleiche z. B. ein *Hommes, femmes, enfants, tous furent emmenés* mit *Les hommes, les femmes, les enfants furent emmenés.* Während die durch den ersten Satz erweckten Vorstellungen lediglich allgemeine, Männer von Frauen, Erwachsene von Kindern unterscheidende Merkmale — also Körpertypus und Gewandung einerseits, Gestalt oder Größe andrerseits — enthalten, werden sich im

[2]) Zu „*Vous m'en direz tant!*", das der Herr Verf. durch *Pas possible!* richtig übersetzt aber weiterhin m. E. unrichtig erläutert, möchte ich, da mir von befreundeter Seite meine dortige sehr gedrängte Äußerung als schwer verständlich bezeichnet worden ist, hier wiederholend und etwas ausführlicher bemerken, daß ich in ihr den Anfang eines kondizionalen Satzes von dem Schema *Je le pourrais que je ne le ferais pas* („Auch wenn ich's könnte, würde ich's nicht tun") zu sehen geneigt bin, den Ausdruck also in dem Sinne auffasse: „Sie mögen mir noch so viel darüber sagen (ich glaub's Ihnen doch nicht)." Er hieße also vervollständigt: *Vous m'en direz tant, (que) je ne vous croirai pas* und ließe sich ersetzen durch *Quand même vous m'en diriez ce que vous voudriez je ne vous croirais pas* oder *Quoi que vous alliez me dire, je...*

zweiten Falle dazu noch gewisse durch die Nationalität, Lebensart des betr. Volksstammes bedingte konkrete Züge hinzugesellen — man denke z. B. an Russen, Türken, Neger usw. — aber damit ist noch keineswegs Individualisierung oder ein Sichabheben der Einzelwesen verbunden. Nun wird ja allerdings, wo es sich nur um zwei Seiende, von denen schon vorher mehr oder weniger eingehend gesprochen worden ist, handelt, eine solche individualisierende Sonderung durch die Setzung des Artikels in der Vorstellung des Hörers wohl unwillkürlich immer hervorgerufen werden — und zwar umsomehr, je verschiedener die betr. Seionden sind, z. B. Mann und Frau, erheblich weniger hingegen bei gleichartigen, wie z. B. bei Zwillingen gleichen Geschlechts, Tieren derselben Gattung usw. —, aber Verfasser will sich bei der Darlegung des Unterschiedes doch wohl nicht auf den (allerdings besonders schwierigen) Zwei-Fall beschränken[3]) und so wird denn das von ihm behauptete *chacun séparément* mit Fug abgelehnt werden dürfen, mögen sich auch unter den von ihm beigebrachten Beispielen mit dem Artikel zahlreiche finden, wo nicht nur gesondertes Tun, sondern sogar tatsächliche räumliche Getrenntheit der betr. Personen nachweisbar ist.

Was mir aber — besonders in einer „syntaktischen" Publikation — noch befremdender erscheint, das ist die gänzliche Ignorierung, Beiseitesetzung der Frage nach dem sprachlich-logischen Verhältnis der Ausdrucksbestandteile. Mir scheint, daß in dieser Hinsicht ein greifbarer Unterschied zwischen den beiden Fällen existiert: In *tous deux* ist das Zahlwort Apposition zu dem den Hauptbegriff bildenden *tous*, in *tous les deux* dagegen ist *tous* dieselbe prädikativische — wenigstens dem Ursprung nach prädikativische — Bestimmung zu dem nachfolgenden *les deux* wie in *tous les hommes* zu *les hommes* = „die Menschen, in ihrer Gesamtheit genommen". Freilich tritt gerade bei der Zweizahl, als der niedrigsten Stufe einer Mehrheit, diese Verschiedenartigkeit am wenigsten deutlich zu tage; wie ich denn zu der Meinung hinneige, daß sich die in Rede stehende Zwiefachheit des Verfahrens zunächst in Verbindung mit den nachfolgenden größeren Zahlen entwickelt und festgesetzt habe, und erst später auch auf den Zwei-Fall übertragen worden sei. Wenigstens scheint mir der Sachverhalt bei größeren Mehrheiten viel leichter erkennbar zu sein. Nehmen wir z. B. den Satz (aus *A. Lichtenberger*, *Les Centaures 315*), wo von den letzten sieben nach mörderischem Kampfe mit ihren siegreichen Gegnern, den Menschen, noch am Leben befindlichen Zentauren gesagt wird: *Puis, ayant affermi leurs massues, ils s'avancent tous les sept à pas lents sur une seule ligne.* (Die Schluß-

[3]) Unter seinen Beispielen finden sich auch Fälle mit drei Beteiligten.

worte hebe ich im Druck hervor, um darauf hinzuweisen, daß — im Gegensatz zu Löseths Meinung — der bestimmte Artikel hier keineswegs gesondertes Handeln *(chacun séparément)* auszudrücken oder anzudeuten bestimmt ist). Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß ein bloßes *tous sept* an dieser Stelle genau ebenso gut am Platze gewesen wäre. Aber wenn es sich — in wissenschaftlicher Syntax! — nicht darum handeln kann, eine „Regel" für den Nichtfranzosen aufzustellen, sondern nur darum, die durch das angewandte sprachliche Verfahren zum Ausdrucke zu bringenden, bezw. gebrachten Vorstellungen möglichst genau festzustellen, dann wird man sagen dürfen: *tous les sept* bedeutet „die sieben — und zwar in ihrer Gesamtheit", *tous sept* hingegen „alle (nämlich:) sieben an Zahl." Daß der zu grunde liegende Sachverhalt genau derselbe sein kann, ganz gleich ob die eine oder ob die andere Ausdrucksform gewählt ist, hindert nicht, oder vielmehr: darf den Sprachforscher nicht hindern, diese Ausdrucksformen selbst als innerlich verschieden hinzunehmen und nach möglichst genauer Erkenntnis dieses Unterschiedes zu trachten. Nicht anders liegt ja doch die Sache in Fällen wie: *il y eut cent hommes tués* und *cent hommes de tués*, *il ne faut pas que tu meures* und *il faut que tu ne meures pas* usw. usw., wo es sich überall um zwiefache sprachliche Wiedergabe ein und desselben Sachbestandes, darum aber doch nicht weniger um verschieden Aufgefaßtes, verschieden Gedachtes, und deshalb in dieser Verschiedenheit genau Festzustellendes handelt.[4]) Hält man sich an den vorhin angegebenen syntaktischen Unterschied der beiden Ausdrucksweisen, dann wird man es in vielen Fällen ohne weiteres begreiflich finden, daß der Sprechende die eine und nicht die andere gewählt hat. So z. B. wenn es bei Guillaumin, (*Baptiste et sa femme* 174) heißt: *Mais le dimanche,*

[4]) Auf die Gefahr hin, eigentlich Selbstverständliches allzuoft zu sagen, benutze ich diese Gelegenheit, um von neuem gegen die — soll ich sagen „kindliche" oder „banausische"? — jedenfalls aber immer noch weit verbreitete Vorstellung zu Felde zu ziehen, wonach es Aufgabe der Grammatik sei, Regeln für die eine Sprache „Erlernenden" aufzustellen. Es ist der Fluch der Sprachlehre, daß bei der erdrückenden Mehrzahl derer, die sich mit ihr beschäftigen, „praktische" Zwecke im Vordergrunde stehen, sei es, daß sie gewisse Sprachen sich selber möglichst sicher zu eigen machen wollen (d. h. aber leider nur: zum Gebrauche zu eigen) oder, was für die Wissenschaft noch verhängnisvoller geworden ist, sie für andere leicht erlernbar zu machen trachten. Man stelle sich einmal vor, was aus der Botanik geworden wäre, wenn sie lediglich von Blumen- und Gemüsehändlern behandelt worden wäre. Leider weist infolge des Mißbrauchs, der in den Schulorganisationen vieler Länder hinsichtlich des Französischen getrieben wird, das tatsächliche Schicksal der französischen Syntax mit diesem imaginären der Botanik eine verzweifelte Ähnlichkeit auf.

après dîner, personne ne vient. ils restent t o u s l e s d e u x, r i e n q u e t o u s l e s d e u x, Baptiste et Genève. Mit dem einschränkenden *rien que* verträgt sich zwar wohl: „Die beiden (als Gesamtheit, als Ganzes)“ aber nicht „alle und zwar zwei“. Denn ich kann wohl sagen: „n u r die beiden waren da“ aber nicht: „n u r alle waren da“. Oder (A. Lichtenberger, *Les Centaures* 312) *Sous une décharge de flèches et de javelines, t o u s q u a t r e* (kämpfende Faune) *roulent à terre.* Denn als die besondere Wirkung des Pfeil- und Speerregens soll eben das Niederfallen a l l e r angegeben werden: „a l l e (vier an Zahl) rollten sich (sterbend) am Boden, kein einziger blieb am Leben“.[5] Aber ebenso wird es ohne weiteres einleuchten, daß in einer großen, ja in der überwiegenden Zahl von Fällen der beregte Konstruktionsunterschied für die Darstellung des gegebenen Sachverhalts absolut irrelevant ist, daß es demnach völlig in das Belieben des Sprechenden oder Schreibenden gestellt ist, welche der beiden Ausdrucksweisen er wählt. Wenigstens habe ich bei sorgfältiger Prüfung und Vergleichung an Hunderten von Beispielen ein allgemein gültiges Prinzip, irgend welche äußerlichen Gesichtspunkte, die etwa — n e b e n jenem in ganz vereinzelten Fällen zu praktischer Geltung kommenden Konstruktionsunterschied — die Auswahl bestimmten, nicht entdecken können, habe auch Löseths Vermutungen, sein „*chacun des deux êtres séparément*“, nicht bestätigt gefunden. Ist er geneigt, in (E. de Goncourt's) *pendant la tournée que tous les deux faisaient à travers la France* die Erklärung des *les* darin zu sehen, daß es sich um *deux concurrents qui ne voyageaient point ensemble* handelt, so heißt es anderseits bei Farrère *(La bataille 178) Vous (= Américaines et Japonaises) portez t o u t e s d e u x des robes qui se ressemblent*, wo das *toutes deux* sich also auf zwei räumlich vollkommen gesonderte Gesamtheiten bezieht; und wer, im Banne eines derartigen Räumlichkeitsprinzips stehend, sich etwa versucht fühlte, in dem (ebda 143) von der Hausherrin an ihre beiden Gäste, einen Herrn und eine Dame, gerichteten Satze: *Vous souhaitez t o u s d e u x aller dormir* eine zum mindesten peinliche Anspielung zu sehen — denn die beiden Angeredeten sind

[5]) Wenn Lücking (§ 264 Anm.) in der artikellosen Verbindung von *tous, toutes* mit einem Zahlwort lediglich einen Archaïsmus und darin wiederum den Grund für die Seltenheit solcher Verbindungen über die Zahl vier hinaus sehen will, so scheint er mir damit dem Wesen des „Artikels“, der doch etwas b e d e u t e t, nicht ein bloßes „Formwort“ ist, ebensowenig gerecht zu werden wie A. Tobler, wenn er *Verm. Beitr. IV*, 84 Anm. 2 fragt: „Warum sollte man sagen *il est u n médecin*, da doch zum Subjekte *il* das Prädikat sicher nur Singular sein kann? (Anders, wo das Subjekt *ce* ist.)“ Beide vergessen, daß *les* dort und *un* hier neue Vorstellungselemente zur Rede hinzubringen.

nicht verheiratet — würde vollkommen fehlgehen. Dieses Beispiel (wie übrigens noch manches andere) spricht auch gegen die Vermutung, daß bei Äußerungen in der 1. und 2. Person Pluralis der Artikel das Übliche sei, eine Vermutung, zu welcher — abgesehen von dem Gedanken an die in solchem Falle unleugbare größere Anschaulichkeit des ausgedrückten Zustands oder Vorgangs — d e r Umstand anregen könnte, daß manche Schriftsteller in solchem Falle den Artikel unverkennbar bevorzugen. So hat z. B. M. Prévost in *Pierre et Thérèse* neben 12 artikellosen Verbindungen — durchweg in der 3. Pers. (Plur.)! — 8 Fälle m i t dem Artikel und, unter diesen, 7 in der 1. oder 2. Person. und nur einen in der 3. Person, nämlich: *Ils se turent quelque temps, t o u s l e s d e u x.* (S. 227), wo das *tous les deux* ganz den Eindruck eines lediglich veranschaulichenden Zusatzes macht. Übrigens zeigt es, wie auch einige Beispiele bei Löseth, daß es an Sätzen nicht fehlt, in denen mit Bezug auf zwei beieinander befindliche, genau das Gleiche tuende Personen *tous les deux* gebraucht ist. Auch der von Löseth am Schlusse gemachte Zusatz: «*Tous deux*» *avec un verbe réfléchi se dit quelquefois pour* «*l'un l'autre*» bedarf — abgesehen von der formellen Berichtigung, daß es sich dabei nicht um reflexive, sondern um reziproke Verba handelt — der Ergänzung, daß ganz dasselbe von *tous les deux* gilt, vergl.: *Vous passez votre temps à vous taquiner t o u s l e s d e u x, mais vous vous aimez bien au fond.* M. Prévost, *Pierre et thérèse* 26 oder (Henry Bordeaux, *La peur de vivre*) *Aimez-vous bien t o u s l e s d e u x* usw. — Auch die Satzstelle, die der tous-Ausdruck einnimmt, ist für Setzung oder Weglassung des Artikels belanglos: *tous deux* und *tous les deux* finden sich nicht nur in gleicher Weise als Subjekt, Objekt sowie mit Präpositionen verbunden, sondern auch (im ersten dieser drei Fälle) ebensowohl als voranstehendes (echtes) Subjekt (z. B. *Tous les quatre s'assirent*) wie als appositionelle Bestimmung zu einem vorangeschickten pronominalen Subjekt (*Ils s'assirent tous (les) quatre).* So wird denn auch für diesen Fall gelten, was bei früherer Gelegenheit (vgl. die Abhandlung „Vom Infinitiv mit *de* und *à* nach *commencer* und in verwandten Fällen", Bd. XXXVII, H. 5 dieser Zeitschr. S. 259 f.) in betreff des sprachlichen Verfahrens bei allen feineren Ausdrucksdifferenziierungen gesagt wurde. Einmal, daß die große Zahl der sprachlich minder Geschulten oder weniger Feinfühligen oder auch weniger Sorgsamen durch Vernachlässigung des von Hause aus wohlberechtigten Unterschiedes, durch Verwechselung und Vertauschung der Ausdrucksweisen leicht eine gewisse Verdunkelung ihrer ursprünglichen Sinnesverschiedenheit herbeiführt; sodann, daß, da es sich bei sprachlichen Differenziierungen meist nicht um konträre Gegensätze (wie schwarz und weiß), sondern um kontradiktorische (schwarz und nicht-schwarz) handelt, zwischen

den beiden klar unterscheidbaren Extremen immer eine Fülle von Zwischenfällen liegen, die zwar wohl teilweise, mehr oder weniger deutlich, dem einen der beiden Enden zuneigen, aber die sich ihm doch keineswegs alle mit Sicherheit zuweisen lassen, für deren Behandlung bei der sprachlichen Wiedergabe es daher vielfach an jedem sicheren Anhalt fehlt. (Es wurde an der angezogenen Stelle besonders auf das Verfahren hinsichtlich der Tempora (namentlich Imparfait und Passé defini) der Modi (besonders Indikativ und Konjunktiv) und hinsichtlich der Stellung (vor oder hinter dem Substantiv) der attributiven Adjektiva exemplifiziert).[6]) — Auch Littrés Angabe: *«tous les deux» est plus emphatique* (der er allerdings die Einschränkung folgen läßt: *«mais personne n'y fait attention»*), scheint mir für das heutige Sprachverfahren nicht mehr zuzutreffen. Immerhin wird man sagen können — und das schwebte wohl auch Löseth vor — daß ein *tous les deux* etwas anschaulicher ist, daß es (durch den im Artikel liegenden Hinweis auf die Bekanntheit, auf das Im-Geiste-schon-Vorhandensein, das „Vorschweben" der betreffenden Seienden) eine inhaltvollere Vorstellung wachruft als das etwas flüchtigere tous deux — man vergleiche z. B. *de tous côtés* mit *de tous les côtés* oder *après dîner* mit *après le dîner* usw.[7])

Unter den modernen Schriftstellern herrscht, abgesehen von vereinzelten eigenartigen Fällen, bei denen sich die eine oder die andere Ausdrucksweise ohne weiteres aus der Natur der Sache ergibt, ziemliche Willkür des Verfahrens. Wenn auch einzelne den Verbindungen mit dem Artikel noch einen angemessenen Platz — hier und da bis zu annähernder Gleichheit mit den artikellosen — einräumen, so geben doch zahlreiche andere — und, wie mir scheint, die Mehrzahl — den letzteren entschieden den Vorzug; ja, es finden sich ganze Schriftwerke, Romane besonders,

---

[6]) Welches ist denn übrigens im Deutschen der Unterschied zwischen „beide" und „die beiden"? Mir scheint, die letztere (etwas seltenere) Ausdrucksweise wird — konform der Bedeutung des „bestimmten Artikels" — einmal dann gebraucht, wenn von den in Rede stehenden Personen bereits eingehender gesprochen worden ist, auf sie also mit Recht als auf „bekannte" hingewiesen werden kann, oder wenn zwei Personen zu einer größeren oder kleineren Zahl anderer in Gegensatz gebracht werden und weitere unterscheidende Merkmale als diese Zweiheit sich nicht darbieten wollen. (In diesem Falle ist „beiden" stärker betont als der Artikel „die".)

[7]) Übrigens kennt das Deutsche ja auch „alle beide", gebraucht es aber im Gegensatz zu dem stark abgeschliffenen und verflüchtigten *tous (les) deux* nur als Ausdruck energischer Zusammenfassung, d. h. zur ausdrücklichen Markierung der absoluten Gleichzeitigkeit und Gemeinsamkeit des betr. Seins oder Tuns.

in denen, neben zahlreichen *tous deux*, *tous trois* usw. auch nicht ein einziges *tous les deux*, *tous les trois*[8]) usw. anzutreffen ist.[9])

---

[8]) Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß, was manchmal bestritten wird, gelegentlich auch (substantivisches) *les deux* oder *ces deux* allein, d. h. ohne *tous*, *toutes* anzutreffen ist. So (bei der Angabe der Ursachen von Unglücksfällen:) *Fatigue ou boisson, quelquefois l e s d e u x.* A. Daudet, *La Fédor* 18. — (Mit Bezug auf die Abfassung der beiden Teile des *Petit Chose*:) *Entre l e s d e u x se place un événement fort inattendu pour moi*, ders. *Trente ans de Paris* 73. — *Il n'y a que nous deux qu'on n'a invités à rien du tout, qu'on a même expulsés, l e s d e u x précisément que tu as eus le plus près de ton cœur.* ders. *La Fédor 57.* (Hier, wie in den beiden folgenden Sätzen, durch den Relativsatz veranlaßt). — *Pierre la suivait songeant à c e s d e u x qui restaient seuls.* Zola, *Rome 745.* — *Et eux aussi, l e s d e u x qui passent dans ces sentiers de digitales et de fougères, participent à cette printanière splendeur.* Loti, *Ramuntcho* 151 usw.

[9]) Ist es erlaubt, schließlich noch auf die zwar äußerlich ganz verschiedene, aber dem innersten Wesen nach doch auch wiederum verwandte altfranzösische Erscheinung hinzuweisen, die A. Tobler in dem 6. Artikel der leider allzufrüh abgebrochenen 5. Reihe seiner *Verm. Beitr.* (vgl. Sitzungsberichte der Kgl. preuß. Akad. d. Wiss. 1909, S. 1145 ff.) erörtert? Verwandt insofern, als es sich dabei gleichfalls lediglich um eine gewisse Veranschaulichung, um den — allerdings kaum berechtigten — Hinweis auf Seiende als bekannte, als in der Vorstellung schon vorhandene handelt. Für: „Ich habe nicht zehn gefunden, welche…“ sagt der Altfranzose (auch da, wo es sich um noch gar nicht erwähnte Personen handelt) *je n'ai pas trové i a u s dis qui…* (also „s i e zehn“, d. h. ihrer zehn). Tobler bemerkt dazu, daß ihm dieses Pronomen (im appositionellen Verhältnis — nicht partitiv, wie unser „ihrer“!) keine andere Bestimmung zu haben scheine, „als die in der Zahl begriffenen Seienden schärfer zu sondern, in einen gewissen Gegensatz zu bringen zu denen, die nicht dazu gehören.“ Es leistet also ähnliches wie in den Verbindungen mit *tous* und einem Zahlwort der bestimmte Artikel.

S c h l a c h t e n s e e bei Berlin. THEODOR KALEPKY.

(Fortsetzung folgt.)

Gustav Gröber.

Unerbittlich räumt der Tod unter der älteren Romanistengeneration Deutschlands auf. Kaum sind Adolf Tobler und Hermann Breymann heimgegangen, trifft die schmerzliche Kunde ein, daß auch Gustav Gröber nicht mehr unter den Lebenden weilt. Zwar für ihn selbst ist der 6. November 1911 ein Tag der Erlösung gewesen, der Erlösung von hoffnungslosem, jahrelangem Siechtum. Für unsere Wissenschaft bedeutet aber der Tod des großen Gelehrten einen unersetzlichen Verlust. Für diejenigen, die zu seinen Schülern zählten, bedeutet er noch mehr. Wir trauern um Gröber, wie Söhne um ihren Vater trauern.

Möge es mir, der ich unter seiner Leitung studierte, promovierte und mich habilitierte, der ich mehrere Jahre in Straßburg an seiner Seite dozieren durfte, gestattet sein, als bescheidenes Zeichen nie vergehender Pietät ein Bild seines Lebens und Wirkens zu entwerfen.

Gustav Gröber ist am 4. Mai 1844 als Sohn eines Buchdruckereibesitzers in Leipzig geboren. Seine Eltern bestimmten ihn zum Buchhändler und gaben ihn nach absolvierter Schule zuerst in Leipzig in die Lehre; dann wurde er nach Frankfurt zur weiteren Ausbildung geschickt. Aber der Knabe hatte zu diesem Beruf gar keine Neigung; inständig bat er seine Eltern ihn doch studieren zu lassen, aber umsonst, seine Bitten wurden nicht erhört. In seiner Verzweiflung wandte er sich nun um Hilfe an den Direktor der Fürstenschule zu Meißen. Zugleich trat ein Freund Gröbers, der spätere Romanist Körting warm bei seinen Eltern für ihn ein; endlich gaben sie denn auch nach und gestatteten ihm den Besuch des Gymnasiums. Schon während seiner Lehrzeit hatte Gröber für sich emsig gearbeitet, so daß er bereits nach zweijährigem Schulbesuch das Gymnasium absolvieren konnte. Die Energie, mit welcher er schon damals, allen Hindernissen zum Trotz, seinen Willen durchsetzte, ist charakteristisch für ihn. Hatte er einmal einen Plan gefaßt, so führte er ihn auch durch, koste es was es wolle. Gröber studierte nun in seiner Vaterstadt romanische und klassische Philologie. Ebert war namentlich sein Lehrer. Bei ihm promovierte

er auch im Jahre 1869 auf Grund einer Arbeit über *Handschriftliche Gestaltungen der Chanson de geste von Fierabras.* Nachdem er ein Jahr lang Hauslehrer bei einem Grafen Waldstein in Böhmen gewesen war, kam an ihn eine Anfrage von Tobler, ob er geneigt wäre, sich als besoldeter Privatdozent in Zürich für das Fach der romanischen Philologie zu habilitieren. Gröber nahm an und siedelte im Herbste 1870 nach der Schweiz über. Schon ein Jahr später wurde er Extraordinarius. In diese seine Schweizer Zeit fällt seine Arbeit über „*Altfranzösische Romanzen und Pastourellen*, 1872“. Am 15. November 1873 schlug ihn die philosophische Fakultät der Universität Breslau einstimmig an einziger Stelle und mit großem Nachdruck zum Ordinarius vor. Er wurde im Gutachten der Fakultät bezeichnet als die „unter den jetzigen Umständen tüchtigste Lehrkraft und geeignetste Persönlichkeit für die hiesige Professur“.[1]) Am 13. Dezember wurde er ernannt und trat seine Stelle im Sommersemester 1874 an. In Breslau hat Gröber den Grund zu seiner ausgedehnten Gelehrtentätigkeit gelegt. Dort ist es gewesen, daß er im Jahre 1877 die *Zeitschrift für romanische Philologie* gründete, der sich auch die wichtigste bibliographische Hilfsquelle der Romanistik angliederte, die bekannten Supplemente, deren erstes Heft mit der Bibliographie von 1875/76, 1878 erschien. In die Breslauer Zeit fällt auch Gröbers Arbeit über die „*Liederhandschriften der Troubadours* 1877“. Auch als Lehrer entfaltete Gröber eine sehr rege Tätigkeit. Auf seinen Antrag erfolgte zwei Jahre nach seiner Ernennung die Begründung des Seminars für romanische und englische Philologie. Aus diesem Seminar sind neun Dissertationen hervorgegangen, darunter die des späteren Hochschullehrers Koschwitz „*Über die Chanson du voyage de Charlemagne à Jérusalem et à Constantinople* (vom 7. April 1875). In Breslau begründete auch Gröber seine Familie. Am 29. März 1875 heiratete er Elisabeth Weitenweber. Der überaus glücklichen Ehe sind zwei Kinder entsprossen, eine Tochter und ein Sohn. Nach sechs Jahren wurde Gröber als Böhmers Nachfolger nach Straßburg berufen. Trotz eines glänzenden und sehr verlockenden Rufes nach Leipzig, seiner Vaterstadt, als Nachfolger seines Lehrers Ebert (1890) blieb er bis an sein Lebensende (also von 1880—1911) der Kaiser-Wilhelms-Universität treu. Er ist eine ihrer glänzendsten Zierden gewesen. In Straßburg sind die hervorragendsten Arbeiten Gröbers verfaßt oder herausgegeben worden, die *Vulgärlateinischen Substrate romanischer Wörter* in Wölfflin's Archiv für lateinische Lexicographie (1884—1892) und vor allem der *Grundriß der romanischen Philologie*, dessen erster Band 1888 (2. Auflage 1904

---

[1]) Cf. C. Appel, Breslau, *K. Jahresbericht f. rom. Phil.* 1905 IV p. 26.

bis 1906) bei Trübner erschien, während der 2. Band in den Jahren 1897—1902 publiziert wurde. Welche gewaltige Arbeit im Grundriß verborgen ist, ahnt der Laie kaum. Wir haben es an dieser Stelle des Näheren noch nicht zu beleuchten. Erwähnen wir nur einstweilen, daß auf Gröber allein im ersten Band die „*Geschichte der romanischen Philologie*“ (1—185)[2]), die „*Aufgabe und Gliederung der romanischen Philologie* (186—202), „*Die mündlichen Quellen*“ (254—266), *die Methodik und Aufgaben der sprachwissenschaftlichen Forschung* (267—317), *die Einteilung und äußere Geschichte der romanischen Sprachen* (535—563), im 2. Band (1. Abteilung) *die Übersicht über die lateinische Literatur* (97—432) und *die altfranzösische Literatur* (433—1247) entfällt. Wie viele stattliche Bände hätten andere nicht aus diesen 1729 enggedruckten Seiten in konzisem, gedankenschwerem Stil herausgeschält! Gröber verschmähte aber jedes Prunken mit äußerem Schein. Ihm galt nur die Sache. Mit eiserner Konsequenz und pünktlichster Regelmäßigkeit arbeitete er an seinem Grundriß. Jahre lang konnte man ihn Tag für Tag in den Morgenstunden in der Bibliothek am selben Platze sitzen sehen. Nachmittags und bis spät in die Nacht hinein arbeitete er zu Hause. Und er gönnte sich keine Ferien. Größere Reisen hat er nur selten unternommen. Er ist nur einmal in Frankreich und Italien gewesen. Selbst in die Sommerfrische begleiteten ihn seine Bücher und Korrekturbogen. Eine so intensive Arbeit mußte schädliche, gesundheitliche Folgen haben. So litt denn Gröber schon in den 90er Jahren an starker Schlaflosigkeit. Und man bedenke, daß die Arbeit im Grundriß nicht die einzige war. Es kam die fortlaufende verantwortungsvolle und zeitraubende Arbeit der Redaktion der Zeitschrift, der bibliographischen Supplementhefte, denen sich im Laufe der Zeit auch die „*Beihefte*“ zugesellten. Von kleineren Arbeiten, die Gröber daneben veröffentlichte, wollen wir gar nicht reden.[3]) Dazu kam die Lehrtätigkeit, welcher er sich mit dem größten Eifer hingab. Außer der vierstündigen Vorlesung, die er regelmäßig hielt, die Seminarübungen. Ferner die Leitung der Dissertationen. Er regte deren nicht weniger als 84 in Straßburg allein an. Wenn man sich vergegenwärtigt, welche Zeit die Beteiligung an der Prüfungskommission für das examen pro facultate docendi und die zahlreichen akademischen Ämter (Gröber war z. B. immer

[2]) Ich zitiere nach der 2. Auflage.

[3]) Ich weise namentlich auf folgende hin: *Über das Haager Fragment*, Herrigs Archiv Bd. 84, p. 291—322; Die *Carmina clericorum. Studentenlieder des Mittelalters ed. domus quaedam vetus* 1890; *Zur Volkskunde aus Concilbeschlüssen und Capitularien* 1894; der *Inhalt des Faroliedes* im d'Anconaband p. 583—601, Firenze 1901; *das älteste rätoromanische Spruchbuch* 1907, *Zur provenzalischen Verslegende der h. Fides von Agen* 1907; seine letzte Arbeit im Sammelband für Pio Rajna: *Die Entstehung des franz. ieu* und *œulautes.*

Vorsitzender der Stipendienkommission) einem noch kosten. wenn man bedenkt, daß Gröber auch stets das regste Interesse an der laufenden Literatur nahm, sehr vieles las, was nicht in sein Fach gehörte, so macht man sich ungefähr ein Bild seiner ganz gewaltigen Leistung. Kein Wunder, daß er bei solcher Arbeitslast zweimal die Ehre des Rektorats, die ihm seine Kollegen vertrauensvoll anboten, ausschlug. — Seiner Gattin gegenüber äußerte Gröber, daß er während der Herausgabe des Grundrisses manchmal gefürchtet hätte, unter der Arbeit zusammenzubrechen. Und als endlich das große Werk vollbracht war, ruhte Gröber nicht. Sofort machte er sich an ein neues Unternehmen und schuf die *Bibliotheca romanica*, in der mustergültige Texte berühmter romanischer Autoren in billigen Ausgaben mit literarischen Einleitungen herausgegeben werden sollten. Und auch hier beteiligte sich Gröber persönlich außerordentlich aktiv. Die Einleitungen von nicht weniger als 14 Bändchen tragen seine bescheidene Unterschrift G. G.[4] Der rüstigste Körper hätte eine solche Arbeitslast auf die Dauer nicht ertragen. Von Haus aus hatte Gröber eine eiserne Gesundheit. Bis in die sechziger Jahre hatte er sich ein jugendfrisches Aussehen bewahrt, über das manche staunten. Man hätte ihn für weit jünger gehalten. Hatte er doch kaum ein graues Haar. Da kam aber plötzlich der Rückschlag. Der Leib, den er so sehr mißachtet, nahm seine Revanche. Zu einer sehr lästigen Augenkrankheit, der zu Folge er im Laufe der Zeit das Augenlicht fast ganz einbüßte, traten Lähmungen verschiedener Art ein, die den Körper fast ganz gebrauchsunfähig machten. Von Zeit zu Zeit besserte sich sein Zustand, doch nie dauernd. Fünf Jahre lang hatte Gröber schwer zu leiden, — und schon die vorhergehenden sechs war er nicht mehr gesund. So mußte er denn daran denken seinen Abschied zu nehmen. Er tat es im Sommersemester 1909. Die Leitung der Zeitschrift und der Bibliotheca romanica behielt er aber bis zuletzt. Mit eiserner Energie benutzte er jeden Augenblick, den ihm sein unerbittliches Leiden ließ, um zu arbeiten. Noch ein Jahr vor seinem Tod gab er seine „*Wahrnehmungen und Gedanken*" heraus (*Aus der Zeit. Für die Zeit. Zur Klärung.* 1875—1910 Straßburg, Heitz und Mündel), eine Sammlung von Aphorismen. Als ich ihn einmal nach seiner Emeritierung aufsuchte, sagte er mir, jetzt werde er sich mehr

[4]) Gröber gab folgende Texte heraus: In der französischen Abteilung, die *Chanson de Roland*, Descartes, *Discours de la Méthode*, Corneille's *Cid*, Molières *Tartuffe*, *Misanthrope*, *Femmes savantes*, Racine's *Athalie*, Restif de la Bretonne: *L'an 2000*; Beaumarchais *Barbier de Séville*, Claude Tillier's *Mon oncle Benjamin*; in der italienischen Abteilung, Dante's *Divina Commedia*, die *Rime Petrarca's* Boccaccio's *Decameron* (die ersten *Giornate*), und in der spanischen. Calderon's *La vida es sueño*, und zwar jedes mal mit einer Einleitung in der jeweiligen Sprache des Textes.

mit Philosophie beschäftigen; es sei dies überhaupt von jeher seine Lieblingswissenschaft gewesen. Doch die Krankheit ließ ihm keine Muße mehr dazu. Immer düsterer zogen sich die Schatten des Todes um ihn. In diesem Herbst sah ich ihn zum letzten Mal. Kaum konnte er sich noch bewegen, und nur stockend und mit äußerster Mühe vermochte er einige Worte herauszubringen. „Sie treffen mich in sehr reduziertem Zustande“ sagte er mir. Aber er klagte nicht. Als ich ihn fragte, ob er Schmerzen hätte, wich er der Antwort aus und erwiderte: „Ich freue mich, daß das eine Auge noch etwas sieht“. Das war ganz Gröber. Von seinem Zustand schien er ein klares Bewußtsein zu haben. Aber er war eine asketische Natur. Zu Jammern und Wehklagen ließ sich er nie herab. — Jeder, der ihn lieb hatte, mußte aber wünschen, daß dieses elende Dasein bald ein Ende fände. Erlöst wurde er am 6. November 1911.

Wenn man sich frägt, worin Gröbers Bedeutung als Gelehrter liegt, wird man keinen Augenblick zweifeln. Bei Andern mag man sagen, daß sie eher Sprachforscher oder eher Literarhistoriker oder Textkritiker sind. Gröber war vor allem ein Enzyklopädiker und Organisator ersten Ranges. Die Zeitschrift mit Supplement- und Beiheften, der Grundriß, die Bibliotheca romanica, diese drei Schöpfungen reden eine deutliche Sprache. Nicht minder die Abschnitte, die er sich im ersten Bande des Grundrisses zur Ausarbeitung auswählte, die Geschichte der romanischen Philologie, ihre Aufgabe und Gliederung, die Einteilung und äußere Geschichte der romanischen Sprachen. Nicht weniger umfassend war er als Lehrer. Er las nicht bloß über Sprachgeschichte, er las auch über Literatur und zwar sowohl des alten wie des neuen Frankreichs, bis in die Klassikerzeit hinein. Die Dissertationen, die er anregte, bewegen sich auf den verschiedensten Gebieten, und die zahlreichen Schüler, die er heranbildete, vertreten auf den Lehrkanzeln Deutschlands die allerverschiedensten Richtungen. Man kann es wohl sagen. Einen so weiten und umfassenden Blick wie er hat kaum ein anderer deutscher Romanist gehabt. Eigentümlich ist es gewiß, daß dieser stille Gelehrte, der kaum aus seiner Studierstube herauskam, soviele Gelehrte des In- und Auslandes um sich zu gruppieren wußte, um an seinen verschiedenen Unternehmungen tätig zu sein.[5]) Er reiste nicht, er besuchte keine Kongresse, er hielt weder Reden noch Vorträge. Von seinem Schreibtische aus leitete er alles, beinahe unsichtbar, nach festem, überlegtem Plan, einem modernen Feldherrn vergleichbar, der nicht in die Schlacht hinaussprengt und an der Spitze der Regimenter

[5]) Wie sehr er im In- und Auslande geschätzt wurde, beweist der Umstand, daß Berlin, Wien, Göttingen, Bukarest und Coimbra ihn zum korrespondierenden Mitglied ihrer wissenschaftlichen Gesellschaften ernannten.

einhergaloppiert, sondern sitzend, von seinem Feldherrnzelt aus, mit Telephon und Telegraph bewaffnet, die Karte vor sich ausgebreitet, den Meisten verborgen, seine Befehle zum Angriff oder zur Verteidigung erteilt.

Seiner umfassenden Geistesrichtung entsprechend wollte Gröber die Aufgabe der Philologie nicht etwa wie Tobler auf eine „wahre und getreue Vergegenwärtigung des Inhalts fremder Rede“ beschränken; er sah vielmehr den eigentlichen Gegenstand der Philologie in der Erforschung der „Erscheinung des menschlichen Geistes in der nur mittelbar verständlichen Sprache und seine Leistungen in der künstlerisch behandelten Rede der Vergangenheit“.[6]) Sprachwissenschaft, Textkritik, Hermeneutik und Literatur, alle diese Disziplinen gehören nach ihm mit demselben Rechte zur Philologie. Nach dieser Definition könnte man auf den ersten Blick glauben, daß es nach Gröbers Meinung nur für den Nicht-romanen eine romanische Philologie gäbe, da nur für ihn die Sprache mittelbar verständlich wäre. Aber diesem Einwand begegnet Gröber selbst, in dem er ausführt, daß die Muttersprachen, wenn sie auch unmittelbar verstanden werden, „auch als solche nicht ausreichen, um sie selbst oder ein Erzeugnis künstlerischer Rede in ihnen nach der geschichtlichen Seite hin wahr aufzufassen “ (l.c. p. 197). Somit würden sie denn schon„ auf ihrer gegenwärtigen Stufe, bei den Romanen nicht anders als bei dem Ausländer, Forschungsgegenstand“. Sie seien es „in allen ihren Gestaltungen, in ihrer ganzen Dauer bis hinab zu ihren Anfängen als schlichter Ausdruck des Denkens im Verkehr der Sprachgenossen, wie im schriftstellerischen Werke“. So wäre es denn falsch sich vorzustellen, daß, wenn im Grundriß die französische Literatur von Gröber nur bis zum Ende des 15. Jahrhunderts geführt wird, er der Ansicht gewesen wäre, daß die moderne Literatur kein Gegenstand philologischer Erforschung gewesen wäre. Sollte dies seine Meinung gewesen sein, so hätte er auch die Literatur anderer romanischer Völker im Grundriß auf das Mittelalter beschränkt. Das ist aber weder bei der italienischen noch portugiesischen, rätoromanischen oder rumänischen der Fall, da sie bis in das 19. Jahrhundert geführt werden. Nur äußere Gründe werden es veranlaßt haben, daß die katalanische, spanische und französische Literatur nicht vollständig vorgeführt werden. Hinsichtlich der französischen, deren spätere Perioden auch Anfangs charakterisiert werden (Grundriß II, 1, p. 435/6) sagt Gröber selbst: „Nur für die altfranzösische Zeit steht der Raum hier zur Verfügung“. Also nur ein äußerlicher Grund hat die neufranzösische Literatur ferngehalten. Für die umfassende Vorstellung, die er sich von unserm Arbeitsgebiet machte, wird es nicht unnötig gewesen

[6]) Cf. *Grundriß* I,[2]), p. 193/194.

sein, sich dies alles klar vor Augen zu führen. Daß Gröber auch sonst für die moderne Literatur Interesse hatte, weiß jeder, der bei ihm gehört hat. Er las in regelmäßigem Turnus Geschichte der französischen Literatur seit Franz I. und kam bis tief in die Regierung Ludwigs XIV. hinein. Das erste Semester seiner Amtstätigkeit in Straßburg las er auch ein zweistündiges Kolleg über das französische Lustspiel des 18. Jahrhunderts. Die neufranzösischen Texte, die er in der Bibliotheca Romanica herausgab, habe ich schon oben zitiert. Aus zahlreichen Gesprächen mit ihm weiß ich, wie sehr er auch in der modernsten Literatur bewandert war. Freilich, sympathisch war ihm die Richtung der neueren Literatur nicht. Oft hat er geklagt über die Hervorkehrung der „Elendsgefühle" durch den französischen Naturalismus, über die Animalisierung der Frau in dieser Literatur, über die Torheit in der Kunst nur Selbstzweck sehen zu wollen. Über Frankreich überhaupt hat er manchmal harte Urteile gefällt, die nicht immer gerechtfertigt sein dürften. So tadelt er in seinen „Wahrnehmungen und Gedanken, p. 33 ff." an den Franzosen, daß sie die Formenkunst zu sehr betonten und der Selbstgefälligkeit zum Ausdruck verhülfen, daß, was in Frankreich nicht eitel sei, dem Eiteln nachlaufe, daß Franzosen wie Frauen empfänden und wie Juden rechneten. In seinem Urteil konnte Gröber überhaupt hart sein, und hatte er einmal eine Überzeugung gewonnen, so war er kaum davon abzubringen. Alles, was in den „Wahrnehmungen und Gedanken" steht, dürfen wir übrigens nicht wohl als den Ausdruck seiner besseren Jahre ansehen. Wir dürfen nicht vergessen, daß sie in der letzten Zeit seines Lebens redigiert wurden, und daß der trübe Schatten der Krankheit, die ihn folterte, ihm jede Lebensfreude raubte und eine tiefe Bitterkeit in seiner Seele aufkommen lassen mußte.

Von einer stillen Gelehrtennatur erwartet man im allgemeinen nicht, daß sie besonders anregend sei. Und doch ist das bei Gröber mehr der Fall gewesen als bei den meisten. Wie viele Anregungen hat er nicht allein im Grundriß gegeben! Denken wir nur an seine Theorie der Ausbreitung der romanischen Sprachen von gewissen Sprachzentren aus. Was jetzt die Schweizerschule mit Morf und Gauchat an der Spitze im einzelnen ausführen, geht doch in letzter Linie — vielleicht unbewußt — auf Gröbers Grundriß zurück. Hatte er doch schon p. 539 ausgesprochen: „Die Frage nach der Gliederung der romanischen Mundarten ist auch die Frage nach den Ausbreitungszentren romanischer Sprache und nach den Verkehrsgrenzen, die unter den Romanen ehemals bestanden" . . . und p. 540: „Geschichtliche Tatsachen müssen mit den sprachlichen Erhebungen sich vereinigen, wenn Gebiete, die sich als Höhen lautlicher Entwickelung und als Entstehungsorte herrschenden Sprachgebrauchs dargestellt haben, als einstige Sprachzentren anerkannt

werden sollen.“ Wie Gröbers Anregung hier die Sprachgeographie im weitesten Sinne befruchtet hat, so hat er auch die Ortsnamenforschung namentlich durch Anregung von Schülerarbeiten mächtig gefördert. Wenn für diese Seiten der romanischen Philologie die Geschichte Hilfswissenschaft ist, so für manche andere, die Gröbers Interesse wachrief, die Psychologie. Die in der Syntax so wichtige Unterscheidung zwischen subjektiver und objektiver Gedankendarstellung, zwischen affektischer und verstandesmäßiger Rede, die etwa auf die Stellung des Adjektivs oder die Erklärung des Konjunktivs einen so großen Einfluß ausübt, ist meines Erachtens von Gröber zuerst im Grundriß ausgesprochen worden. Wer je an seinen Seminarübungen über französische Syntax teilgenommen hat, weiß, wie anregend seine Kritik der Lücking'schen und anderer Grammatiken war, und wie vorzüglich er es verstand an Stelle der unnötig komplizierten und äußerlichen Regeln, die den Grund der Sache nicht trafen, die psychologische Radix der Erscheinungen aufzudecken. Auch in der Laut- und Formenlehre wußte er stets auf die letzten psychischen Ursachen aufmerksam zu machen. Man denke nur an seine Auseinandersetzungen über die *vis minima* (Grundriß I,[2]), p. 298 und die Tendenz der französischen Sprache stets offene Silben[7]) herzustellen. Aber nicht bloß im Grundriß, schon in seiner ersten Arbeit hatte Gröber gezeigt, daß er ein Pfadfinder war. Schon im Jahre 1869, in seiner Arbeit über die handschriftlichen Gestaltungen der Chanson de geste von Fierabras, hatte er die Hauptgesichtspunkte der kritischen Herstellung eines altfranzösischen Textes, also noch vor Gaston Paris' Ausgabe des Alexiusgedichtes ausgesprochen.

Anregend hat Gröber auch als Literarhistoriker gewirkt. Er ist der erste, der in Deutschland eine nur wissenschaftlichen Zwecken dienende altfranzösische Literaturgeschichte gegeben hat,[8]) (*Französische Literatur* II, 1 p. 433—1250). Vor ihm gab es auch in Frankreich nur Aubertin's veraltete *Histoire de la langue et littérature française au moyen âge* 1876, 1885,[2]; Gaston Paris' kurzes *Manuel* 1888, 1890,[2] und die recht ungleichen zwei ersten Bände in Petit de Julleville's *Histoire de la littérature française* 1896. Was war das im Vergleich zur gewaltigen Leistung Gröbers mit ihren 817 Seiten? Welche Gelehrsamkeit war da aufgestapelt! Eine

---

[7]) Auch in einer besondern Abhandlung unter diesem Titel in „*Miscellanea linguistica in onore di G. Ascoli* 263—273, 1901.

[8]) Suchiers Literaturgeschichte erscheint zwar 1900. Aber auf wie gründlicher Basis sie auch ruht, sie verfolgt doch nicht rein wissenschaftliche Zwecke, sondern ist zugleich popularisierend. Sie entbehrt auch des bibliographischen Materials. Auch geht sie, wie es selbstverständlich bei dem verfolgten Zwecke ist, nicht so sehr ins Einzelne wie Gröbers Literaturgeschichte.

wahre Benediktinerarbeit. Jeder Satz das Ergebnis langer, gewissenhafter Arbeit. Man wird es getrost behaupten können, Gröber hat alles selbst gelesen, durchforscht und sich über alles seine eigene Meinung gebildet. Oft gibt er in einem einzigen knappen Satz den Inhalt eines ganzen Epos wieder. Den *Voyage de Charlemagne à Jérusalem et Constantinople* analysiert er z. B. kurz folgendermaßen (p. 465): „Karl der Große zieht, in seiner Eitelkeit von seiner Gemahlin aufgestachelt, aus, sich mit dem angeblich stattlicheren König Hugo von Konstantinopel zu messen, gelangt als Pilger nach dem heil. Lande, wo Gott für ihn Wunder tut und die Reliquien ihm übergeben werden, überzeugt sich dann von der Überschätzung Hugos durch seine Gemahlin, unterläßt aber die für diesen Fall angedrohte Strafe bei seiner Heimkehr an ihr zu vollziehen." Der folgende Satz charakterisiert kurz die „*gabs*". Mit klarem Blick erfaßt Gröber das Wichtige und rückt es kräftig in den Vordergrund. Über die bedeutendsten und schwierigsten Fragen der altfranzösischen Literatur hat er auch seine selbständige Meinung. So über die Entstehung des altfranzösischen Epos, schon im Anschluß an das Haager Fragment in Herrigs Archiv 84 (291—322), dann bei Besprechung des Faroliedes im d'Anconaband (p. 583—601), endlich eingehend im Grundriß, wo er einerseits die *carmina regum*, anderseits die Zeitgedichte als die ersten Epenformen ansieht (Litt. II 1. 447 ff.). Nicht minder originell sind seine Gedanken über die altfranzösische Lyrik, für die er zwar als Ausgangspunkt eine volkstümliche Gattung annimmt, dann aber die Entwickelung den sozialen Zuständen gemäß im aristokratisierenden Sinne sich weiter vorstellt (schon in seinen altfranzösischen Romanzen und Pastourellen 1872, auch Jahrbuch 12, 91 ff., dann in der Abhandlung „Zur Volkskunde aus Concilbeschlüssen und Capitularien 1893", in der Literatur p. 444 ff., 475 ff., 659 ff.). Es dürfte wenig Gelehrte geben, die von dem literarischen Leben Frankreichs im Mittelalter eine so vollständige Kenntnis gehabt haben wie Gröber. Denn er begnügt sich nicht mit der Darstellung der in französischer Sprache verfaßten literarischen Werke; er zieht auch, wie bekannt, die ganze lateinische Literatur der Zeit in den Kreis seiner Forschung. Auch hier hat Gröber bahnbrechend gewirkt (Übersicht über die lateinische Literatur von der Mitte des 6. Jahrhunderts bis 1350, p. 97—432, Grundriß II[1]).

Es gibt wenige Fragen der romanischen Philologie, zu denen Gröber nicht das eine oder andere Mal Stellung genommen hätte. So haben auch die ältesten Denkmäler seine Aufmerksamkeit gefesselt. Mit den so viel und so oft umstrittenen Formen der Straßburger Eide hat er sich schon früh befaßt (Jahrbuch für rom. und engl. Lit. XV 1876, 86 ff.; Zs. für rom. Phil. II 1878, 184), ebenso mit einigen die Passion, den Leodegar

und die Stephansepistel betreffenden Fragen (Zs.VI 1872, p.470 ff.). Aber nicht bloß die französische, auch die andern romanischen Sprachen haben ihn beschäftigt. Schon während seiner Breslauer Zeit 1877 suchte er in den „Liedersammlungen der Troubadours" die Hss. der provenzalischen Lyriker in ihre einzelnen Bestandteile aufzulösen und von den Anfängen der schriftlichen Aufzeichnung derselben ein Bild zu entwerfen. Einen provenzalischen Gegenstand behandelt auch seine Arbeit „Zur provenzalischen Verslegende der heil. Fides von Agen 1907". Im selben Jahr nahm er mit L. Traube zusammen die alträtoromanische Interlinearversion s. t. „das älteste rätoromanische Sprachdenkmal (Sitzungsberichte der Münchener Akademie der Wissenschaften 1907) unter die Lupe. Zu seinen hervorragendsten Arbeiten gehört auch, last not least, die in den ersten Jahren seiner Straßburger Zeit abgefaßte grundlegende lexikographische Arbeit. „die vulgärlateinischen Substrate romanischer Wörter", die in Wölfflins Archiv für lateinische Lexikographie in den Jahren 1884—1892 erschienen ist, und eines der bedeutendsten Hülfsmittel zur Etymologie romanischer Sprachkunde bleiben wird.

Von Gröbers Wirksamkeit würde man sich aber nur ein unvollständiges Bild machen, wenn man ihn bloß als Gelehrten betrachtete. Gröber war zugleich auch ein eminenter Lehrer. Seine Vorlesungen waren von durchsichtiger Klarheit, bis ins einzelne ausgearbeitet, dabei von einer solchen Zuverlässigkeit. daß man auf jedes Wort, das er auf dem Katheder sprach, hätte bauen können. Wie in seinen wissenschaftlichen Werken war er auch hier jedem Scheine abhold. Der Wert seiner Vorlesungen wird dadurch noch erhöht, daß gar manche von den Kollegs. die er las, damals noch etwas ganz neues boten, so seine historische französische Grammatik, seine Enzyklopädie, seine altfranzösische Literaturgeschichte, seine italienische historische Grammatik. In den 80er Jahren gab es darüber noch keine nennenswerten Bücher. Abgesehen von diesen Vorlesungen las Gröber im regelmäßigen Turnus, fast immer vierstündig, Geschichte der französischen Literatur seit dem 16. Jahrhundert, und Erklärung des Rolandsliedes. Im Seminar behandelte er die verschiedensten Gegenstände; er erklärte altfranzösische Texte, besonders oft die ältesten Denkmäler, dann aber auch Ywein, Cligès, Marie de France, Joufrois, den Roman de la Poire oder veranstaltete textkritische Übungen auf Grund der verschiedenen Fassungen des Rolandsliedes, oder trieb kursorische Lektüre mit Zugrundelegung von Bartsch's Chrestomathie. Daneben behandelte er auch Altprovenzalisch, Altitalienisch, auch Boccaccio und Petrarca, und Altspanisch. Besonders beliebt waren stets seine Übungen zur französischen Syntax. Auch Vulgärlatein und

Lautphysiologie hat er das eine oder andere Mal getrieben. Der Besuch des Seminars war nicht wie bei einigen Dozenten an eine bestimmte Zahl oder an die Ablegung einer Aufnahmeprüfung oder an das Vorlegen einer Bewerbungsarbeit gebunden. Wer darum bat, wurde eo ipso aufgenommen. Auch herrschte bezüglich der Übernahme von Seminararbeiten vollständige Freiheit. Die sich meldeten, kamen zu Wort, die anderen hörten zu. So beschränkte sich die Diskussion gewöhnlich auf die älteren Mitglieder. Gröber selbst sparte nicht mit seinem unendlichen Wissensschatz; freigebigst gab er eine Anregung nach der anderen. Noch mehr war das vielleicht der Fall denen gegenüber, die unter seiner Leitung eine Doktorarbeit schrieben. Im Direktorzimmer des romanischen Seminars war er morgens zu bestimmten Stunden täglich zu sprechen und er kargte nicht mit seinem Rat. Seine Vielseitigkeit spiegelt sich auch in der Mannigfaltigkeit der Themata, die er erteilte. Während seiner Breslauer und Straßburger Wirksamkeit, 36 Jahre lang, hat er 93 Dissertationen angeregt, darunter 25 die altfranzösische Literatur und Textbehandlung betreffende, 6 über die Sprache eines altfranzösischen Textes, 7 über altfranzösische Lautlehre, ebensoviele über Formenlehre, 2 über Wortbildung, 5 über Lexikologie und Ortsnamenforschung, 9 über Syntax, 4 über neufranzösische Dialekte, 2 über Poetik und Stilistik, 8 über neufranzösische Literatur, 7 über Metrik, 6 über italienische Sprache und Dialekte, 1 über italienische Literatur, 4 über Provenzalisch und Spanisch. Gar manche der späteren Romanisten Deutschlands sind Gröbers Schüler gewesen, so Koschwitz (*Über die Chanson du Voyage de Charlemagne à Jérusalem et Constantinople*, Breslau 1878), Schwan (*Philippe de Remi, Sire de Beaumanoir und seine Werke* 1880), Behrens (*Unorganische Lautvertretung innerhalb der formellen Entwickelung des französischen Verbalstammes* 1882), Freymond (*Über den reichen Reim bei altfranzösischen Dichtern bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts*, 1882), Packscher (zeitweise in Breslau habilitiert) (*Zur Kritik und Geschichte des französischen Rolandsliedes* 1885/6), Ph. Aug. Becker (*Zur Geschichte der vers libres in der neufranz. Poesie* 1887/88), Schreiber dieser Zeilen (*Laute und Lautentwickelung des sizilianischen Dialektes* 1888), Fr. Ed. Schneegans (*Die Quellen der sog. Pseudophilomena* 1890/91), Hoepffner (*Eustache Deschamps, biograph. Studie* 1904). Auch Zenker, der freilich in Erlangen (*Die provenzalische Tenzone, eine literarhistorische Abhandlung*, 1888) promovierte, und Vossler, der in Germanistik promovierte, ebenso Thurau, sind Gröbers Schüler gewesen. Nicht minder zwei spätere Anglisten, Kaluza (*Über das Verhältnis des mittelenglischen Gedichtes William of Palerne zu seiner französischen Vorlage I*, 1881, Breslau) und Wetz (*Die Anfänge der ernsten bürgerlichen Dichtung des*

18. Jahrhunderts, 1885/86) arbeiteten unter Gröbers Leitung. Die Namen dieser zum größten Teil jetzt noch in Deutschland und Österreich wirkenden Gelehrten, die in ihrer wissenschaftlichen Richtung fast durchweg verschiedene Wege eingeschlagen haben, bezeugen wie vielseitig Gröbers Einfluß gewesen ist,[9]) übrigens kein Wunder bei seiner enzyklopädisch gerichteten Natur. Die Anhänglichkeit von Gröbers Schülern nahm eine greifbare Form, als sie ihm zur Feier seines 25jährigen Wirkens als ordentlicher Professor, als Festgabe einen stattlichen Band wissenschaftlicher Abhandlungen überreichten.[10]) Weit über das Grab hinaus wird aber das Andenken Gröbers in den Herzen seiner Schüler weiterleben. Wir wußten, daß wir in ihm mehr als einen Lehrer in des Wortes gewöhnlicher Bedeutung hatten. Wir hatten alle die Empfindung, daß er uns liebte wie ein Vater seine Söhne liebt und wir gaben ihm die gleiche Liebe wieder.[11]) Zwar hätten wir es nicht gewagt, so lange er lebte, ihm ein derartiges Bekenntnis abzulegen, denn wir hätten das Gefühl gehabt, daß er es als übertriebene, überschwängliche Redensart empfunden, und unwillig abgewiesen hätte. Alles Übertriebene war ihm ja verhaßt. Gefühlsäußerungen suchte er selber so viel als möglich zurückzudämmen. Deshalb wird er manchem vielleicht als kalter Verstandesmensch gegolten haben. Das war er aber durchaus nicht. Im Grunde war er eine sehr warm fühlende, sogar affektische Natur. Aber er wollte diese Natur nicht zum Durchbruch gelangen lassen. Er hielt sie fest im Zaum. Nur manchmal, wenn etwa die Nervosität ihn übermannte, brach das Temperament bei ihm durch. Auch

[9]) Ihnen möchte ich den Namen eines zwar nicht an der Universität als Dozent tätigen, aber mit der Prüfung der Studenten im Staatsexamen in Straßburg betrauten, und wissenschaftlich überaus tätigen Lothringer Gelehrten hinzufügen: Constant This, der mit der Arbeit „*Die Mundart der franz. Ortschaften des Kantons Falckenberg Kreis Bolchen in Lothringen*“ 1886/7 promovierte, und sich auf dem Gebiete der Dialektkunde und Syntax sehr rege beteiligte. This ist Direktor der Realschule in Straßburg. — Auch Ernst Robert Curtius, dessen Arbeit (*Einleitung zu einer neuen Ausgabe der quatre livre des rois* 1911) von Gröber angeregt wurde, und vollständig in der Gesellschaft für roman. Literatur erschien 26 Bd., auch Gröber gewidmet ist, sei hier genannt.

[10]) *Beiträge zur romanischen Philologie.* Festgabe für G. Gröber, von Ph. Aug. Becker, Behrens, Freymond, Kaluza, Koschwitz, H. R. Lang, F. E. Schneegans, H. Schneegans, C. This, G. Thurau, K. Vossler, W. Wetz, L. Zeliqzon, R. Zenker, Halle, Niemeyer 1899.

[11]) Das Verhältnis Gröbers den eingeborenen elsässischen Studenten gegenüber war stets überaus herzlich. Gröber imponierte durch seine ungeheure Gelehrsamkeit und Sachlichkeit. Er hat sich von der Tendenz des sog. Germanisierens stets ferngehalten; er hat weder zu gewinnen versucht, noch sein Deutschtum lärmend hervorgekehrt. Um so größer ist sein Einfluß gewesen. Durch sein objektives Verhalten in jeder Richtung hat er den Elsässern Achtung vor der deutschen Gelehrsamkeit und schlichtem deutschem Wesen einzuflößen gewußt.

dann, wenn etwa seine Schüler gewagte Hypothesen vorbrachten, die vor der Kritik nicht stand hielten. Dann konnte er scharf sein, schroff, unerbittlich tadeln. Aber das war gut und recht. Er zeigte uns, daß in der Wissenschaft nur Gründlichkeit zum Ziele führen kann, daß Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit das erste Gebot ist. Ihm selber galt die Wahrheit stets als das Höchste. Er ging darin soweit, daß er sogar alles, was durch schöne Form glänzte, als unwahr brandmarken konnte. So läßt sich das obige scharfe Urteil über Frankreich erklären.

Ein anderer Grundzug seines Wesens war die Energie. Mit zäher Beständigkeit setzte er seine Pläne durch. Er hat keinen Torso hinterlassen. Seinen Grundriß hat er allen Schwierigkeiten zum Trotz zu Ende geführt. Die Zeitschrift hat er bis zum Schluß geleitet. Die Waffe in der Hand ist er gestorben, wie ein Krieger auf dem Schlachtfeld.

Folgende Worte aus seinen „Wahrnehmungen und Gedanken" charakterisieren ihn vorzüglich. Er sagt z. B.: „Wer dem Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten" will heißen, wer in seiner Zeit mit Energie geschaffen hat, lebt noch in der Zukunft". So der rastlose, sich selber harte, asketische, energische Arbeiter. — Aber daneben auch der gute Vater, der wohlwollende Lehrer: „Geben ist seliger als nehmen", d. h. bejahen befriedigt mehr als verneinen. Das Maß des Glückes hängt davon ab, ein wie reicher Geber jemand ist" p. 123." So ist er denn nach seinem eigenen Ausspruch glücklich gewesen. In der Vereinigung dieser beiden Züge, Nächstenliebe und Energie, erblickte er das Höchste: „Unvergessenheit, d. i. Unsterblichkeit ist denen zuteil geworden", sagt er p. 88, „die durch Leistungen der Nächstenliebe und der Energie die Zeitgenossen überragten". Mit stolzem Selbstbewußtsein darf er dieses Wort auf sich selbst übertragen. Seinen Schülern wird er unvergeßlich sein. Die Romanistik, die er so energisch, so freigebig gefördert hat, wird ihn stets als einen ihrer Größten verehren.

Bonn. HEINRICH SCHNEEGANS.

Zu Zeitschrift XXXVIII[1], S. 259:

Z. 17 v. u. ist hinter „ins Leben ruft" einzuschieben: Endlich, vielleicht das Wichtigste, fehlt jede Spur des Rachemotivs, das der Dümmlingsage eigentümlich ist. Lauter grundsätzliche Verschiedenheiten, die einen Zusammenhang des Perronnik mit dem Gral ausschließen.

W. Foerster.

Beiträge zur Rolandsforschung.

III

Turoldus (2. Fortsetzung.)

Turoldus ohne Bistum.

Am 1. Oktober 1104 hatte sich Turoldus zum zweitenmal dem päpstlichen Gericht zu stellen.[1]) Aber er erscheint nicht, schickt auch keinen Vertreter, auch keine oder doch keine genügende Entschuldigung.[2]) So befremdend das auf den ersten Blick erscheinen mag, es erklärt sich doch aus den kirchenpolitischen Zeitumständen. Unser Bischof sollte ein Opfer des Investiturstreits werden.

Als Turoldus zum Termin hätte aufbrechen müssen, Spätsommer 1104, war der Konflikt zwischen König Heinrich von England einerseits und Anselm und der Kurie andererseits noch brennend. Dazu, im Herbst desselben Jahres, war Heinrich selbst in der Normandie und griff als Schiedsrichter in die Angelegenheiten des Herzogtums ein.[3]) Es versteht sich, daß sein Vorgehen schon seit längerer Zeit geplant und vorbereitet war.[4]) Bei dieser Lage der Dinge konnte Heinrich nicht zugeben, daß der Bischof einer der wichtigsten Städte der Normandie sich dem Schiedsspruch der Gegenpartei unterordnete; er wird ihm vielmehr ausdrücklich die Reise untersagt haben. Wie manch anderer geistlicher Würdenträger in jener schweren Konfliktszeit

---

[1]) Vgl. diese Zs. XXXVIII[1], 1911, S. 135.

[2]) Porro ille nec uenit in termino nec pro se legatum secundum canonica decreta mandauit nec aliquas ueras necessitatis causas probauit (G. Morin, Lettre inédite de Pascal II, in: Revue d'histoire ecclésiastique, 5, 1904, S. 285).

[3]) Curriculo sequentis anni [1104] rex et frater suus causis intercedentibus discordati sunt. Misit igitur rex milites in Normanniam, qui a proditoribus consulis recepti praedis et combustionibus non minimam cladem rebus consularibus ingesserunt (Henricus Huntendonensis, Historia Anglorum, Lib. VII § 24, ed. by Thomas Arnold, London 1879, S. 234).

[4]) George Burton Adams, The history of England from the Norman conquest to the death of John <1066—1216>, London 1905, S. 140.

hatte Turoldus zu wählen zwischen König und Kurie.[5]) Persönliche Beziehungen werden unsern Dichter mit dem geistvollen Herrscher verknüpft haben,[6]) und jedenfalls war Turoldus schon durch seinen dem Beauclerc geleisteten Eid (diese Zeitschr. XXXVII[1], S. 123) an dessen Sache gebunden. Heinrichs Sache aber war zugleich die der Ordnung, er war die Hoffnung aller Wohlgesinnten in dem völliger Anarchie preisgegebenen Herzogtum. Also ließ Turoldus notgedrungen den Termin verfallen, nur die Vertreter des Kapitels von Bayeux erschienen vor dem Papst. Zu den drei Klagpunkten von 1103 (diese Zs. XXXVIII[1], S. 133 f.) fügen die Gegner noch einen neuen: *quod uiolenter reclamantibus et contradicentibus clericis aecclesiam inuasisset* (Morin 285).[7])

Durch sein unentschuldigtes Ausbleiben zum festgesetzten Termin hatte sich Turoldus dem geltenden Recht nach selbst das Urteil gesprochen[8]): er wurde also für abgesetzt erklärt[9]) und „Klerus und Volk" von Bayeux durch päpstliches Schreiben vom 8. Oktober 1104 aufgefordert, zur Wahl eines Nachfolgers zu schreiten.[10]) Dieses Breve scheint denn auch zur Folge gehabt zu haben, daß Turoldus freiwillig oder gezwungen seine Residenz verließ.

Aber als das päpstliche Schreiben in der Normandie ankam, war Heinrich, des Turoldus Gönner, schon entschlossen, sich

---

[5]) Eine ähnliche Zwangslage wird in jener Zeit in einem Brief Ivos von Chartres an Bischof Turgis von Avranches geschildert (Patrologiae cursus completus, accur. J.-P. Migne, Series latina, 162, Parisiis 1889, Sp. 273): Cogit enim vos ex una parte legatio apostolicae sedis, ut praeceptis ejus obediatis; urget vos ex altera regia potestas, ut resistatis.

[6]) Vgl. diese Zs. XXXVII[1], S. 123. 1096 „Henry took service under Rufus" (The encyclopaedia Britannica, 11. ed., XIII, Cambridge 1910, S. 280), von dem ihm die Grafschaften Coutances und Bayeux (außer den beiden Städten Caen und Bayeux) verliehen wurden (La grande encyclopédie, XIX, Paris o. J., S. 1088). Schon von daher ergeben sich persönliche Beziehungen zwischen dem Beauclerc und dem Bischof von Bayeux; sie werden nicht erst begonnen haben, als Heinrich König geworden war und Bayeux besetzt hielt.

[7]) Ob das erst nach der Heimkehr von Italien geschehen ist, oder ob es sich um ein weiter zurückliegendes Ereignis handelt, das zu entscheiden ist nicht für unsere Stelle, vielmehr mit Bezug auf eine vielleicht weiter unten zu streifende Hypothese von Belang.

[8]) Quibus ex causis ipsum in se dampnationis dixisse sententiam sinodalia scripta confirmant; Patet siquidem eum omnia quae dicta sunt comprobare cum ipsa quoque iuxta beati bonefacii uocem pro confessione procurata totiens constet absentia (Morin 285).

[9]) ...uobis litteris praesentibus intimamus ut uidelicet idem Toraldus ab omni deinceps episcopali ordine depositus habeatur; Nec ullo modo baiocensem perturbet aecclesiam (Morin 285).

[10]) Vobis igitur omnibus... praesenti praeceptione mandamus. ut ...episcopum ...sacris canonibus congruentem ...eligere ...studeatis (Morin 285).

vollends zum Herrn des Herzogtums zu machen. Frühjahr 1105 landete er in Barfleur, und bald wird Bayeux im Sturm genommen und eingeäschert.[11]) Der prächtige Bischofspalast geht in Flammen auf[12]) und auch die Kathedrale wird zum größten Teil zerstört. Die Seele der Verteidigung war das Turoldus so feindlich gesinnte Kapitel[13]); das sehen wir aus Serlos unten zitiertem Gedicht.

Zweierlei interessiert uns vor allem an diesen Versen. Bezeichnender Weise geschieht in der lebhaften Schilderung jener Schreckenstage des Bischofs keine Erwähnung; er scheint sich nicht in der Stadt befunden zu haben, war vielleicht im Gefolge des siegenden Königs. In dessen Heer kämpften entscheidend mit die Manceaux (Serlo, V. 8. 102, im: Recueil XIX, S. CXI ff.) unter ihrem edlen Grafen Helias, der dem Turoldus nicht unbekannt gewesen sein dürfte (diese Zs. XXXVII[1], Anm. 19 auf S. 110; XXXVIII[1], S. 117), der Landesherr Hildeberts; ferner die Angeviner unter dem jungen, heldenhaften Herzog Gottfried[14]) (über *Gefreid d'Anjou le rei gunfanunier* 0 *106* unten mehr).

Bemerkenswert ist ferner, was Serlo über die Größe der Stadt und die Pracht und Zahl ihrer öffentlichen Gebäude erkennen läßt; wenigstens 11 Kirchen hat sie besessen (V. 161) und nach den Zahlenangaben des Dichters muß auf eine Gesamtbevölkerung von 10 000 bis 15 000 Seelen geschlossen werden (vergl. Böhmer, Serlo 732), deren vornehmlicher Erwerbszweig

---

[11]) Zur Chronologie vgl. H. Böhmer, Der sogenannte Serlo von Bayeux und die ihm zugeschriebenen Gedichte, in: Neues Archiv der Gesellschaft f. ältere deutsche Geschichtskunde XXII, 1897, S. 719, Anm. 1. Danach ist Bayeux 1105 eingenommen worden, nicht 1106, wie nach Ordericus Vitalis, Lib. XI 17 (Ordericus Vitalis, Historia ecclesiastica, emend. Augustus Le Prevost, Tom. IV, Parisiis 1852, S. 219) Delisle, Freeman und wir selbst (Wilhelm Tavernier, Zur Vorgeschichte des altfranzösischen Rolandsliedes, Berlin 1903, Anm. 364 auf S. 194) wiederholt haben.

[12]) Praelucens grata specie perit aula cremata,
Miro picta modo, quam praesul condidit Odo,
Tali digna viro, casu pessundata diro,
Tecta decore pari desperant se reparari —

(Serlo, Versus de capta Bajocensium civitate, 167 ff., in: The Anglo-latin satirical poets and epigrammatists of the twelfth century, ed. by Thomas Wright, Vol. II, London 1872, S. 240; auch im: Recueil des historiens des Gaules, XIX, Paris 1833, S. XCIV). — Voll schöner Malereien war also des Turoldus Palast, so wie er selbst den des Marsilius beschrieben hat (***Plusurs culurs ad peintes et escrites*** 2594).

[13]) Die Bürgerschaft war weniger auf Widerstand versessen und gab bald den Kampf auf.

Ne l'osoent borgeis servir
A plusors se faiseit hair,

sagt Wace mit Bezug auf Herzog Robert (Wace, Roman de Rou, hrsg. von Hugo Andresen, Bd. II, Heilbronn 1879, V. 10955 f.).

[14]) Bei Henricus Huntendonensis, Lib. VII § 25 (ed. Arnold, S. 235) heißt es von König Heinrich: Conquisivit igitur Cadomum pecunia, Baiocum armis, et auxilio consulis Andegavensis.

der Handel war. Bequem drei Bischöfen hätte die Stadt zur Residenz dienen können, sagt ein andrer zeitgenössischer Dichter.[15]) Es ist nicht ohne Belang, sich auf Grund dieser Zeugnisse die Umgebung vorzustellen, in welcher der Rolanddichter eine Reihe seiner besten Mannesjahre hindurch gelebt hat, *tutes les rües u li burgeis estunt* 2691, das Gewimmel einer volkreichen Stadt voll prächtiger Bauten.

Wie tief einen feinfühlenden Mann, als welchen wir Turoldus kennen, das Schicksal seiner Residenz getroffen haben muß, das ist leicht auszudenken. Vielleicht hat er sich selbst angesichts der rauchenden Trümmer Vorwürfe nicht erspart. Denn die Opposition des Kapitels gegen den königsfreundlichen Bischof wird mit den Widerstand gegen den Beauclerc veranlaßt haben. Wir möchten die Spanienreise unseres Dichters am ehesten in eben dieses Jahr 1105 setzen, wo Turoldus in aller Form abgesetzt und ohne Residenz war. Machen wir den Versuch, diese Wallfahrt einzufügen in den Verlauf der geschichtlich bezeugten Ereignisse.

Von der persönlichen Seite der Angelegenheit abgesehen war die Absetzung des Turoldus ein Glied in der Kette der drohenden Maßnahmen, durch welche die Kurie den König von England zum Einlenken im Investiturstreit zwingen wollte. März 1105 folgte die Exkommunizierung mehrerer vertrauter Räte des Königs. Und Anselm ließ durchblicken, daß Heinrich selbst an die Reihe kommen werde. Wie dieser aber mit der Eroberung der Normandie Ernst machte, mußte ihm an einer Aussöhnung mit Anselm gelegen sein, der sich im Herzogtum des höchsten Ansehens erfreute, der eine moralische Macht war. Anselms fromme Freundin, die Gräfin Adele (Heinrichs Schwester) und Ivo von Chartres machten die Vermittler, und am 21. Juli 1105 kamen der König und der Primas in Aigle zusammen.[16]) Ein vorläufiger Kompromiß in der Investiturfrage wurde geschlossen[17]); die endgültige Entscheidung wurde von der Zustimmung des Papstes abhängig gemacht. Eine Gesandtschaft sollte zu diesem Zweck nach Rom abgehen.

---

[15]) Marbod von Rennes (Carmina varia, XXI, bei Migne, Patrologia latina, 171, Paris 1893, Sp. 1658) schreibt zwischen 1096 und 1108 an den Bischof von Worcester:

Quo si forte vocas citus occurram Bajocas,
Sedes praesulibus sufficit illa tribus.

Mit Bezug auf die oben (diese Zs. XXXVIII[1], S. 118) vorausgesetzten Reiserouten ist es von Interesse, daß hier Bayeux als eventueller Treffpunkt zwischen Rennes und Worcester vorgeschlagen wird.

[16]) Eadmerus, Historia novorum in Anglia, ed. by Martin Rule, London 1884, S. 166. 183; Eadmerus, Vita sancti Anselmi, Lib. II cp. 56, mit dess. Hist. nov. von Rule hrsg., S. 411.

[17]) „Der König erklärte sich hier bereit, auf die Investitur mit Ring und Stab zu verzichten, vorausgesetzt, daß die Prälaten nach wie vor den Lehnseid leisteten (Heinrich Böhmer, Kirche und Staat in England und in der Normandie, Leipzig 1899, S. 160).

So die Fakten (vgl. Adams 141 f.); das Folgende ist unsere Vermutung. Nach der Aussöhnung des Königs mit Anselm wird auch des Turoldus Sache im Sinne der Verzeihung weiter betrieben worden sein. Vielleicht ist Turoldus dem Primas schon bis Chartres, wo Anselm Adeles Gast war, entgegengereist und hat ihn um seine Fürsprache ersucht. Sie wird dem Wohltäter des Klosters le Bec nicht gefehlt, der Primas wird dem Papst Milde gegenüber dem Bischof empfohlen haben. In der Tat sehen wir aus einem Brief des Paschalis an den Erzbischof von Rouen vom 3. April 1106,[18]) daß der Papst des Turoldus Prozeß wiederaufgenommen und die Sache zunächst dem Erzbischof Hugo von Lyon, dem Primas von Gallien, Anselms intimsten Freund, zur Erledigung übertragen hat. Vor dem 1. Oktober 1105[19]) noch sollte sich Turoldus beim Primas in

[18]) Philippus Jaffé, Regesta pontificum romanorum ad annum MCXVIII, ed. 2, cur. Loewenfeld, Kaltenbrunner, Ewald, Tom. I, Lipsiae 1885, Nr. 6077. Nach Stephanus Baluzius, Miscellanea, Lib. VII, Lutetiae Parisiorum 1715, S. 134 haben wir Vorgeschichte Anm. 364 auf S. 194 den Text beinahe vollständig abgedruckt; ergänze nur zwischen *Bajocensem Episcopum* und *ante confratrem nostrum* die Worte: in proximis kalendis Octobribus; ferner am Ende: Data Salerni III. kal. Aprilis. Der Brief ist also ohne Jahreszahl, doch haben sich nach dem Herausgeber im Recueil XV, Paris 1808, S. 33 sowohl Jaffé-Loewenfeld als neuerdings Morin 287 für 1106 entschieden; dann muß freilich für „III. kal. Apr." eingesetzt werden: „III. non. Apr." Überhaupt bietet das Schreiben noch ungelöste Probleme. Ist es vollständig erhalten? Pariser Leser würden durch einen Vergleich mit der Handschrift (s. Baluzius) vielleicht der Sache dienen.

[19]) So verstehen wir den ersten dem Turoldus gestellten Termin, und treffen darin mit Wilhelm Lühe: Hugo von Die und Lyon, Legat von Gallien, Straßburger Diss., Breslau 1898, S. 20 zusammen. Nicht leichten Herzens weichen wir in dieser Frage von des verehrten Dom Morin Auffassung ab, der sich für den 1. Oktober 1106 entscheidet (S. 287). Es scheint uns schwer denkbar, daß der Papst gleichzeitig zwei gleichgeordnete Instanzen, den Primas von Gallien und den von England, mit der Regelung der Angelegenheit betraut, und daß er Turoldus nach Lyon zitiert, wo doch Anselm, der letzthin die Sache zu entscheiden hat, damals in der Normandie, also den streitenden Parteien ganz nahe war. Eher läßt sich der 1. Oktober 1105 als erster der gestellten Termine erklären. Erzbischof Hugo hat vielleicht bei dieser Vernehmung unserm Bischof, der sich durch sein Ausbleiben vor dem päpstlichen Gericht 1104 mindestens formal ins Unrecht gesetzt hatte, eine Wallfahrt nach Compostella (s. u.) angeraten oder als Buße verordnet. Das wird der Primas dem Papst mitgeteilt, vielleicht auch gebeten haben, da doch Anselm, Hugos vertrauter Freund, inzwischen in der Normandie Aufenthalt genommen hatte, diesen mit der endgültigen Schlichtung der unerquicklichen Streitsache zu beauftragen. Wegen seiner persönlichen Beziehungen zu König Heinrich wie zu Turoldus und der unbegrenzten Verehrung, die er im ganzen Herzogtum genoß, war der Erzbischof von Canterbury die gegebene Persönlichkeit, um einen friedlichen Ausgleich herbeizuführen. Daher denn der Papst im Frühjahr 1106, ohne dem zuständigen Primas zu nahe zu treten, vielmehr auf dessen eigenen Wunsch hin die Sache dem

Lyon zu seiner Vernehmung einfinden. Diesen Termin wird er nicht versäumt haben, und vielleicht hat damals Hugo dem Bischof eine Wallfahrt nach Santiago zur Buße auferlegt oder doch zum Heil seiner Seele angeraten. Der Primas hatte selbst im Jahre 1095 das Beispiel einer Pilgerfahrt nach Compostella gegeben (Lühe 126. 135).[20]) Turoldus mochte die Wallfahrt als eine Buße ansehen oder einen Trost inmitten jener schweren Zeit, da die Bischofsstadt in Asche lag.

Turoldus in Spanien.

So wäre die Spanienreise des Rolanddichters etwa von Herbst 1105 bis Frühjahr 1106 anzusetzen. Um nur die wahrscheinlichsten der möglichen Reiserouten zu skizzieren, ist Turoldus von Lyon wohl über Vienne, Valence, Marsanne, Viviers,[21]) Arles,

Anselm als außerordentlichem Bevollmächtigten übertrug. — So oder ähnlich wäre wenigstens eine Möglichkeit der Erklärung für die beiden in unserm Brief erwähnten Termine und Instanzen gewonnen.

[20]) Au début du XII[e] siècle, le pèlerinage (à S. Jacques) commence à battre son plein. On lit que, vers l'an 1108, des ambassadeurs arabes ...rencontrèrent aux approches de la Galice des pèlerins en tel nombre que la route en était encombrée: *vix patebat liber callis* (J. Bédier, La chronique de Turpin et le pèlerinage de Compostelle, in: Annales du midi, XXIII, 1911, S. 448).

[21]) Vgl. diese Zs. XXXVIII[1], S. 124 f. wegen Vienne, S. 125 f. wegen Valence und Marsanne, S. 126 f. wegen Viviers. Man wird mit gewissem Recht bemerken, daß die Erwähnung dieser vier Orte im Rolandslied kein Argument mehr für eine Italienreise des Verfassers bleibt, wenn wir die Namen als Erinnerungen an die Spanienreise des Dichters von Lyon aus deuten. Doch ist zu erwidern, daß damit nicht alle Spuren jener Romfahrt beseitigt sind. Es bleibt die Mont-Cenis-Straße wenigstens angedeutet durch Saint-Antoine und die Maurienne. Ersteres liegt unweit der Isère, und ist von der Saône-Rhône-Straße doch nur durch einen erheblichen Abstecher zu erreichen. — Übrigens haben, wie wir schon Vorgeschichte 143, Anm. 265 erkennen ließen, die Reliquien des Basileus in Saint-Antoine nichts mit der Erwähnung des heiligen Basilius im Roland 2346 zu tun. Und was zu diesem Vers S. 142 unserer Vorgeschichte gesagt ist, ist dahin zu ergänzen, daß Basilius allerdings auch vor dem Kreuzzug zu den bekannteren Heiligen im Abendland gehörte. Das könnten wir durch Zitate mannigfach belegen, doch wollen wir dies der schon längst angekündigten und nicht aufgegebenen Abhandlung über das Religiöse und Kirchliche im Rolandslied vorbehalten, inzwischen auf den Artikel *Basilius* in der Bibliotheca hagiographica latina, ed. socii Bollandiani, I, Bruxellis 1898/99, S. 153 f. verweisend. Daß der Kreuzzug den Heiligen noch bekannter gemacht hat als er schon vorher war, bleibt richtig; ein chronologisches Indizium ist die Erwähnung im Rolandslied keinesfalls.

Durch das Tal der Isère geht es aufwärts bis an das der Maurienne, durch welches die *publica strata* dann weiter ansteigt zum Mont Cenis (Adolf Schaube, Handelsgeschichte der romanischen Völker des Mittelmeergebiets, München 1906, S. 335 f.). — Die in dieser Zeitschrift XXXVIII[1], S. 122 f. noch ausgesetzte Entscheidung zwischen Morienval und der Maurienne fällen wir mit aller Entschiedenheit

Saint-Gilles,[22]) Beaucaire, Montpellier, Béziers, Narbonne,[23]) Gerona, Barcelona, Tarragona nach Tortosa gekommen.

---

dahin, daß Morienval nicht in Betracht kommt, *Moriane* 2318 die Maurienne bedeutet, wie Bédier richtig erkannt hat. Schon kurz vor Mitte des 11. Jahrhunderts finden wir die Form *Morianna* bei Rodulfus Glaber, Historiarum lib. IV, cp. III (Raoul Glaber, Les cinq livres de ses histoires < 900—1044 >, publ. par Maurice Prou, Paris, 1886, S. 97): Nec tamen Morianne, vel Utzetice, seu Gratinone urbium presules ... diligentiam hujus inquirende rei adhibuere. — Dieselbe Form *Morianna* haben wir dann in einem Brief Anselms von 1103 (diese Zs. XXXVIII[1], S. 121), 1120 wiederum *Maurienna* in einem Brief des Papstes Calixt II. (die Jahreszahl 1220 in dieser Zs. XXXVIII[1], Anm. 9 beruht auf einem Druckfehler). — Entscheidend ist, daß Karl der Große sehr wohl mit Savoyen zu tun gehabt hat (diese Zs. XXXVIII[1] S. 123 fälschlich bestritten), daß er, auf dem Marsch von Genf nach dem Mont Cenis, wirklich durch die Maurienne gezogen ist. Die Annales regni Francorum berichten unter dem Jahr 773 (Annales regni Francorum inde ab A. 741 usque ad A. 829, post edit. G. H. Pertzii recogn. Fridericus Kurze, Hannoverae 1895, S. 34. 36): tunc synodum ... gloriosus rex tenuit generaliter cum Francis Ienuam civitatem. Ibique exercitum dividens iam fatus domnus rex, et perrexit ipse per montem Caenisium et misit Bernehardum avunculum suum per montem Iovem cum aliis suis fidelibus. Damit ist die Maurienne als Marschroute gegeben, aber doch nur für einen, der die Geographie jener Gegend genauer kennt. Den Namen unseres Tals bieten die Annalen nicht, und aus Einhard's Vita Karoli Magni, vom Rolanddichter unzweifelhaft benutzt, konnte Turoldus überhaupt nichts über den von Karl gewählten Weg erfahren. Wenn man selbst Kenntnis auch der Annales regni Francorum seitens des Rolanddichters voraussetzen wollte, es bliebe noch immer die Annahme nötig, daß er jener Gegend nahegekommen. Faktisch wird sich die Sache so verhalten, daß Erinnerungen an Karls des Großen Heerzug in der Maurienne noch nicht völlig ausgestorben waren, und als unser Bischof das Tal durchritt, werden ihm Geistliche oder Mönche im Quartier nicht ohne Lokalstolz davon erzählt haben. Darum das *Moriane* 2318 ein wohl beachtenswertes Indizium für die Romreise des Rolanddichters bleibt. Dazu kommt dann noch, was wir diese Zs. XXXVIII[1], S. 131 ff. an italienischen Erinnerungen im Rolandslied zusammengestellt haben. Nachträglich sei die dort erwähnte Stelle Suger's zitiert, die den Mons gaudii bei Rom betrifft (cp. IX): in eo qui dicitur Mons Gaudii loco, ubi primum adventantibus limina apostolorum beatorum visa occurrunt (Vie de Louis le Gros par Suger, publ. par Auguste Molinier, Paris 1887, S. 29). — Eine Überfülle von Ortsnamen, die zum Feldgeschrei geworden sind, hat neuerdings aus den Chansons de geste Paul Erfurth, Die Schlachtschilderungen in den älteren Chansons de geste, Hallenser Diss., Halle 1911, S. 26 gesammelt.

Noch ist zu bedenken, daß die vier eingangs dieser Anmerkung aufgezählten Orte an der Rhône (Viviers, Marsanne, Valence, Vienne), dazu St. Gilles auch auf der Rückreise von Italien gegen Ende 1103 berührt worden sein könnten, wenn Turoldus etwa den Weg nahm, auf dem ungefähr ein halbes Jahrhundert später in umgekehrter Richtung Rabbi Benjamin von Tudela nach Rom kam (The itinerary of Rabbi Benjamin of Tudela. Translated and edited by A. Asher, Vol. I, London and Berlin 1840, S. 35 ff.) Dann wäre unser Bischof in Marseille gelandet („Here people take ship of Genoa", Benjamin I 36; und die Annales regni Francorum zum Jahre 773 (ed. Kurze, S. 34): missus domni Adriani apostolici, nomine Petrus, per Mare usque ad

Dieser Wegverlauf von Saint-Gilles bis Tortosa (*Turtoluse* 916. 1282) mit den im Roland vorkommenden Etappen Narbonne und Gerona (*Gironde* 2991) wird durch das Itinerar des Rabbi Benjamin I 31 ff. bestätigt. Es ist kein Zufall, daß unserm Dichter in der einen Laisse 217 (nach Stengel's Zählung) auf der Suche nach *o-e*-Assonanzen zwei Orte einfallen, die an derselben großen Heerstraße liegen, Gerona und Narbonne (2995); selbsterworbene Ortskenntnis hat unbewußt die Brücke geschlagen.

Von Tortosa geht es dann den Ebro aufwärts, auch diese Strecke bis Zaragoza durch Rabbi Benjamin[24]) als Reiseroute bezeugt. Daß der Rolanddichter denselben Weg genommen hat, beweisen unwiderleglich die durch sein Epos hin zerstreuten Lokalerinnerungen: vor allem das katalanische *Sebre* = S'Ebru

---

Massilia et inde terreno ad domnum Carolum regem (in Diedenhofen) usque periungens) und dann die Rhône herauf oder entlang gereist.

Auch die Erwähnung von Dijon und Beaune (diese Zs. XXXVIII[1], S. 123 f.) kann sowohl mit dem Hin- oder Rückweg nach (bezw. von) Italien 1103 als mit der Reise nach Lyon 1105 in Beziehung gesetzt werden. So oder so betrachtet, bleibt das Vorkommen so zahlreicher Orte der Saône-Rhône-Tal-Straße im Rolandslied immer ein Argument (neben vielen) für unsere These, daß der Dichter identisch mit Turoldus von Bayeux ist, der sicher einmal nach Italien und mit großer Wahrscheinlichkeit ein anderes Mal nach Lyon reiste.

[22]) Vgl. diese Zs. XXXVIII[1], S. 128; und Pio Rajna (Archivio storico italiano, Serie 4, Tom. 19, 1887, S. 51): di colà (St. Gilles) parimenti si trovava a passare, portata dalle strade prima ancora che dalla fama del santuario, una parte assai ragguardevole di coloro che eran diretti a S.-Jacopo o ne facevan ritorno.

[23]) Roland 2995, 3683. Also hat der Dichter doch sicher die Lage von Narbonne gekannt, was uns Vorgeschichte, Anm. 354 auf S. 189 nur möglich schien. Jullian's geographische Bedenken (Romania XXV, 1896, S. 169, n. 2: Il ne peut pas s'agir de Narbonne (Vers 3683). Si ignorant qu'on suppose l'auteur de la Chanson, il n'a pu commettre une telle erreur sur une route admirablement connue) sind unberechtigt. Wir haben uns nach dem Rolandslied vorzustellen, daß Karl nach Eroberung von Saragossa den Rückweg nicht wieder über Roncevaux nimmt. So auch Wilhelm Wilke, Die französischen Verkehrsstraßen nach den Chansons de geste, Halle 1910, S. 76: „Der zweite Rückzug Karls aus Spanien, den das Rolandslied erzählt, scheint auf der Küstenstraße der Ostpyrenäen vor sich gegangen zu sein.... Die Reihenfolge Narbonne—Bordeaux—Blaye—Aachen hat nur Sinn bei Benutzung der Ostpyrenäenstraße." Eine alte Römerstraße führt nämlich nach Wilke 76 von Narbonne über Carcassonne, Toulouse, Auch, Agen bis Bordeaux.

Interessant und weiter unten zu verwerten ist eine Notiz in dem Ivo von Chartres zugeschriebenen Chronicon de regibus Francorum, wo es von Karl dem Großen heißt (Migne, Patr. lat. 162, Sp. 615): Hispaniam ingreditur, destruit Pampiloniam, Saracenos subjugat. Per Narbonam et Vasconiam (vgl. Roland 819: *Virent Guascuigne*...) revertitur.

[24]) I first set out from the city of Saragossa and proceeded down the river Ebro to Tortosa (ed. Asher, I 31).

aus *su Ebru*,[25]) und an oder nahe dem Strom so entlegene Orte wie Pina (*Pine* 199), unweit davon die Landschaft Los Monegros

[25]) So mit Wendelin Foerster, (Sebre im Roland, in:) Zs. f. roman. Philologie XV, 1891, S. 518. — Doch auch die andere Erklärung würde Anwesenheit des Dichters in jenen Gegenden Spaniens vermuten lassen: nach Baist, Variationen über Roland 2074, 2156 (= S. 213—232 in: Beiträge zur romanischen und englischen Philologie, Festgabe für Wendelin Foerster zum 26. Oktober 1901, Halle 1902), S. 5 (= Beiträge 217) wäre *Sebre* „aus Ebro und dem von Urgel und Lerida ihm zuströmenden Segre gekreuzt". Am Segre liegt allerdings ein Balaguer (Roland 63, 200, 894) und unweit davon ein Tamarite — *Tamarie* will Baist Vers 956 nach der varia lectio lesen (Variationen 6 = Beiträge 218), doch denkt er an ein „Tamarit am Ausfluß des Caya, unterhalb des erst 1128 wieder bevölkerten Tarragona". — Etwas nordwestlich vom ersterwähnten Tamarite liegt, bei Barbastro, Berbegal, das Baist mit Wahrscheinlichkeit in Brigal 889, 1261 erkennen zu dürfen glaubt (Variationen 5 = Beiträge 217). Wenigstens Erwähnung scheint uns auch Felix Liebrecht's Hypothese zu verdienen, wonach *Brigal* Berga am Llobregat, nordöstlich von Barcelona (Zur Chanson de Roland, in: Zs. f. roman. Philol. IV, 1880, S. 371).

Jedenfalls eine Fülle von Namen aus der Gegend zwischen Ebro und Pyrenäen, wenn man die im Text aufgeführten dazurechnet. Abzuziehen ist allerdings Tamarite. Gerade weil der Rolanddichter mit der Geographie Spaniens vertraut ist, kann für 955 f. *Margariz de Sibilie, Cil tient la tere entre quascaz marine* wohl nur Almeria in Betracht kommen, wie V J T mit Recht deuten, vgl. auch Pseudoturpin. Ein Reich von Sevilla bis Tamarite bei Balaguer ließe keinen Raum für die Emirate von Zaragoza und Los Monegros, ein solches von Sevilla bis Tamarit bei Tarragona nicht für die Emirate von Burriana und Tortosa. Ganz klar hat sich Turoldus die politischen Besitzverhältnisse Spaniens zur Zeit Rolands ausgemalt: vom „König" von Zaragoza ressortieren der Herr von Berbegal oder Berga (*Brigal* 889), der Emir von Balaguer (894), ein „Almansor" von Burriana (909), ein „Graf" von Tortosa (916 f.), der Herr von Valtierra (931), Margariz von Sevilla, dessen Lehn bis Almeria reicht, endlich der Herr von Los Monegros (975).

Eine geographische Sachkenntnis gleichen Grades ergibt sich in bezug auf den Ebro und seinen Verlauf. Nur dieser Fluß, nicht der Segre, kann 2465, 2488a, 2642, 2728, 2758, 2798 gemeint sein; und ein Durcheinanderwerfen der beiden Flußnamen verträgt sich kaum mit der sonst bewiesenen geographischen Kenntnis jener Gegenden. Daher wir denn die Erklärung Baist's zugunsten der Foersterschen ablehnen. *S'Ebru* ist wie *n'Aimes* nicht erlesen, sondern unterwegs gehört worden, ist Reiseerinnerung. — Daß ein Abschreiber auf den entlegenen Segre verfallen wäre und dann die beiden Flußnamen kontaminiert hätte, das wäre ein seltsamer Zufall, eine unwahrscheinliche Möglichkeit, die außer Betracht bleiben kann.

Wenn also auch der Segre im Rolandsepos nicht erwähnt ist, selbst in *Sebre* keine Spur zurückgelassen hat, so ist doch nicht ausgeschlossen, daß unser Dichter gerade den Segre entlang gezogen ist. Vielmehr bietet sich mindestens die gleiche Wahrscheinlichkeit wie für die Route Narbonne—Gerona—Tortosa für folgendes Itinerar: Narbonne—Carcassonne (385) — über den Pyrenäenkamm durch die Cerdagna (*Sardanie* 2312; dazu Stengel's Glossar) und weiter den Segre hinunter an Balaguer vorbei bis zum Ebrotal. Nicht weitab von der Segre-Straße liegen Berga östlich, Berbegal westlich, und noch näher dann Los Monegros.

(*Muneigre* 975),[26]) das bekanntere Tudela (*Tuële* 200)[27]) und wieder das unbedeutende Valtierra (*Valterne* 199. 662. 931. 2488a). Man beachte die Reiseanekdoten, die dem Dichter anläßlich dieser Namen wieder einfallen: die schwarze Öde der sonnenverbrannten Monegros (Vers 980 ff.), nur gut als Pissoir für die Teufel (so hat man dem Turoldus erzählt, *Dient alquant* . . . 983); Valtierra hat jahrelang wüst gelegen (664). — Schon Baist hat die Rast *entre Sebre et Valterne* 2488a in ihrer Bedeutsamkeit erkannt.[28]) Valtierra liegt wenige Kilomter vom Ebro ab, der Stieler'schen Karte[29]) nach am Rand des Flußtals; also ein allergenauestes geographisches Detail. Die so liebevoll ausgemalte Lagerszene unter freiem Himmel, in stiller Mondnacht (L. 184 ff., besonders Vers 2490 ff., 2521 ff.) wäre dann vom Dichter erlebt, obschon er Anregung zur Darstellung und einige Züge derselben seinen antiken Mustern verdanken wird. Sich selbst, die eignen Reisebeschwerden mag Turoldus im Sinn gehabt haben, wenn er 2524 nachdenklich schließt:

Mult ad apris ki bien conuist ahan.[30])

Den Ebro aufwärts kam Turoldus auf den *Camino francés*, auf ihm nach Santiago. Zurück nach Frankreich ist er dann über Roncevaux gezogen; da lebten die Distichen des Carmen

---

[26]) Mila y Fontanals' zutreffende Deutung wird von Gautier in seinem Glossar ohne jeden Grund zurückgewiesen; die oben Anm. 25 in bezug auf die Lehen der heidnischen Pairs gemachte Aufstellung erweist deutlich, daß Los Monegros in den Zusammenhang gehört. Schon die Nähe von Pina (Pine 199) hätte Gautier eines Besseren belehren können. — Das durch O V^4 gesicherte, auch von C V^7 n gebotene *g* von *Muneigre* sollte Stengel im Text belassen haben.

[27]) . . .illexerat sibi quosdam affines Maurorum reges, et C a e s a r - a u g u s t a n u m scilicet, et Oscensem, pariter et R e g e m d e T u d e l a (Monachus Silensis, Chronicon; in: España sagrada XVII, Madrid 1763, S. 313).

[28]) „und dann würde ich gerne in *Valterne* einen Fehler des Autors [oder wohl eines Kopisten? Tav.] für Valtierra <Valterra> am Ebro oberhalb Tudelas sehen, wozu die Rast „*entre Sebre e Valterne*" in der V^4-Gruppe zu 2488 f a s t z u g u t p a ß t" (Variationen 5 = Beiträge 217).

[29]) Stielers Hand-Atlas, 9. Aufl., Gotha 1905, Bl. 33.

[30]) Baist (Variationen 5 = Beiträge 217) läßt es zweifelhaft, ob Balaguer „das alte Städtchen am Segre oder der gleichnamige Paß und Seeplatz <Castillo de Balaguer> zwischen Tarragona und Ebromündung." Zu den Orten am Ebro würde noch Miranda de Ebro hinzukommen, wenn Stengel's Lesart von 198 *(Noples et Morinde)* nach V^7C n dR akzeptiert wird; vgl. Gustav Brückner, Das Verhältnis des französischen Rolandsliedes zur Turpinschen Chronik und zum Carmen de prodicione Guenonis, Rostock 1905, S. 42 ff. Miranda würde in 198 allerdings gut zu den 199 darauf folgenden Orten Valtierra und Pina passen. Nur dünkt uns die Lesart Stengels gegenüber dem präzisen *Commibles* von O nicht allzu gesichert; „zweifelhaft" auch Baist (Variationen 6 = Beiträge 218, Anm. 3).

im gottbegnadeten Dichterherzen schöner, farbiger wieder auf. Zwar G. Paris hat recht, „*il n'y a jamais eu de tradition locale à Roncevaux ni aux alentours*."[31] Nicht irgendwelche Details der Rolandsage hat Turoldus von Roncevaux mitgebracht, aber die tiefere Ergriffenheit gegenüber dem schon vor ihm dichterisch verherrlichten Geschehnis, neben einiger *couleur locale*.[32] Denn daß hier in Roncevaux historischer Boden, daß

[31] Roncevaux, in: Revue de Paris. Année 8 : 1901, T. 5, S. 244. —
[32] Die Frage, ob die Schilderung der Pyrenäen in unserm Epos auf eigener Anschauung des Dichters beruht, oder ob der Verfasser „*a fait ses descriptions de chic et n'a jamais visité les Pyrénées*" (Gaston Deschamps) ist viel erörtert worden. Wir selbst haben seinerzeit gegenüber G. Paris, der auf einer Reise nach Roncevaux von der Treue der Landschaftswiedergabe im Epos betroffen mit Lebhaftigkeit für Ortskenntnis seitens des Dichters eingetreten war, zu bedenken gegeben, ob nicht Turoldus seine Schilderungen auf Grund von Einhards Vita Caroli gedichtet haben könnte (diese Zs. XXIV², 1904, S. 151).

Daß der Rolanddichter Einhards Leben genau gekannt und mehrfach benutzt hat, kann nicht bezweifelt werden (Vorgeschichte 32 zu Vers 116 ff.; S. 34, zu 164; S. 133, zu 2031; S. 150; Anm. 366 auf S. 174, zu 2611; S. 200 f.; 214; 223). Ja, er scheint das betreffende Kapitel in Einhards Werk noch einmal überflogen oder aufgeschlagen vor sich gehabt zu haben, als er den Griffel ansetzte zur eigenen Dichtung. Denn schon in der ersten Laisse findet sich der wörtliche Anklang

Ni ad c a s t e l ki deuant lui remaigne,
Mur ne c i t e t ni est remes a fraindre (O 4 f.)

an *omnibus quae adierat o p p i d i s atque c a s t e l l i s in deditionem acceptis* in der Vita 9 (Einhardus, Vita Karoli Magni, post G. H. Pertz rec. G. Waitz, 4. ed., Hannoverae 1880, S. 9).

Aber für die Schilderung des Pyrenäengebirges konnte Turoldus bei Einhard nur zwei bezeichnende Einzelzüge finden, die *angustiae* und die *opacitas silvarum, quarum ibi maxima est copia* (cp. 9).

Die *destreiz merveillus* finden wir denn auch in der ersten der beiden ausgeführten Ortsschilderungen, L. 67, wieder, *destreiz* auch 805, 809; ebenda erinnern die *val tenebrus* 814 an *opacitas* bei Einhard, und so sind 1830 die *pui*: *tenebrus*. Statt des allgemeinen *silvae* hat Turoldus einmal (993) — und das verdient Beachtung — das genauere *sapeie*. Daß Berg und Tal, bei Einhard angedeutet (*in summi montis vertice, s u b i e c t a vallis*), im Epos öfter vorkommen (814 *Halt sunt li pui et li val tenebrus*; 1830 f. *Halt sunt li pui e tenebrus e grant, Li val parfunt...*; 1755 *Halt sunt li pui...*; 2185 *Cercet les vals et si cercet les munz*), will nicht viel besagen.

Um festzustellen, ob in der Pyrenäenschilderung des Rolanddichters eigene, von seinen literarischen Vorlagen unabhängige Züge aufbewahrt sind, müssen wir auch einen Blick auf das Carmen de prodicione Guenonis, des Turoldus Hauptquelle, werfen. Da beschränkt sich nun die Beschreibung des unbenannten Gebirges auf die wenigen Worte *juga ardua, valles terribiles* (213 f.); kurz vorher ist von *scopuli* die Rede (212), wie 457 von einem *scopulus*, und 222 begegnet wieder *vallis*; endlich, doch nicht mehr aufs Gebirge allein bezüglich, kommen 371 f. hinzu:

Mirantur sonitumque stupent hunc omnia: montes,
Arva, nemus, valles, equora, terra, polus.

In der Darstellung der eigentlichen Schlacht verliert der Verfasser des Carmen die Gebirgsszenerie ganz aus den Augen.

er auf Karls des Großen Wegen wandere, das wußte der geschichtskundige[33]) Dichter gewiß, und obendrein erinnerten ja

Wie anders im Rolandsepos. Immer schwebt dem Dichter der Schauplatz, grüne Täler, dunkle Felsen, Berge ringsum, lebendig vor, und ganz im Gegensatz zur Vorlage, dem Carmen, werden wir durch beiläufige Bemerkungen des öfteren daran erinnert, daß die Schlacht sich im Gebirge abspielt (z. B. 1449, 2185, 2399, 2434). Das ist allerdings von Bedeutung.

Aus dem Carmen konnte Turoldus so gut wie nichts für die Schilderung der Pyrenäen entnehmen, aus Einhard einiges, doch gehen auch über dessen knappe Andeutungen hinaus: in den beiden ausgeführten Beschreibungen (L. 67 und 140) die *roches bises* 815 und die *ewes curanz*, was beides geschaute Details sein könnten. — 2225 *En Rencesvals ad un' ewe curant* entspricht der Wirklichkeit (G. Paris, Roncevaux 248).

Treten wir nun der Frage näher, ob aus diesem Schimmer von Lokalkolorit auf Ortsanwesenheit des Rolanddichters geschlossen werden muß, so scheint uns Edw. F r y die rechte Entscheidung vorweggenommen zu haben, wenn er (Roncesvalles; in: The English historical review, XX, 1905, S. 30) urteilt: The descriptions of scenery contained in the Chanson are somewhat vague and general, and do not impress one with the notion that the writer sought for topographical exactitude, and may leave it a t l e a s t d o u b t f u l whether the writer had ever visited the scene he describes; but the local colour, the mention of the woods, the hills, the defiles by the special Pyrenean name of *porz* — as in St. Jean Pied de Port — all these are, to say the least, consistent with Roncesvalles. Allzukühn hatte A. Pakscher, Zur Kritik und Geschichte des französischen Rolandsliedes, Berlin 1885, S. 70 gefolgert: ,,Die Umstände, unter denen, die Gegend, in der der Überfall von Ronceval stattgefunden hat, sind so anschaulich geschildert, wie dies nur ein Bericht von Augenzeugen vermag.“ Die Ortsschilderungen allein würden nicht ausreichen, um Anwesenheit des Rolanddichters in den Pyrenäen zu erweisen, ob schon etwas von Lokalkolorit von vornherein für solche Annahme spricht. Man muß die Pyrenäennamen hinzunehmen, außer Rencesvals noch die *porz de Cisre* (583, 719, 2939) und die *p o r z d'A s p r e* (870. 1107), deren Lage durchaus richtig vorgestellt ist. Das bezeichnende *porz* ist mit Fry zu betonen; beachtenswert ist auch, wie das unbekannte *Cisre von* OV [7] in *Cipre*, von O selbst einmal in *Sirie* verballhornt wird, und daß letzterer Kopist *Aspre* beidemal durch *Espaigne* ersetzt. — Weiter kommt, und ausschlaggebend, die Fülle der Namen von den Pyrenäen bis zum Ebro hinzu, über die wir oben S. 140 ff. gehandelt haben, noch in den Pyrenäen die Cerdagne, dann Gerona, Balaguer, Berbegal, und am *Sebre* mit der verräterischen Namensform Tortosa, Los Monegros, Pina, und stromaufwärts von Zaragoza: Tudela, Valtierra, wozu allenfalls noch Miranda kommen könnte (s. Anm. 30).

Daß ein Dichter von Rang und Bildung Córdoba kennt, ist nicht verwunderlich; man vgl. die Verse 12 ff. in Hrotsvitha's Pelagius (Hrotsvithae opera, ed. Karolus Strecker, Lipsiae 1906, S. 54):

Partibus occiduis fulsit clarum decus orbis,
Urbs augusta, nova Martis feritate superba,...
Corduba famoso locuples de nomine dicta,
Inclita deliciis, rebus quoque splendida cunctis,...
Necnon perpetuis semper praeclara triumphis.

Auch Sevilla war durch den großen Isidor unter Gebildeten wohlbekannt, und so könnten Namen wie Coimbra, das 1064 nach 6 monatlicher Belagerung durch Fernando I. von Castilien genommen war

die „Kapelle Karls des Großen“ und die *crux Caroli* den Reisenden an den Rückzug des Kaisers (G. Paris, Roncevaux 245 ff.). So

(R. Dozy, Histoire des Musulmans d'Espagne, IV, Leyde 1861, S. 124); Gustav Diercks, Geschichte Spaniens I, Berlin 1895, S. 347; G. Baist, in: Romanische Forschungen I, 1883, S. 453. Bistum; Conimbria illarum partium maxima civitas heißt es beim Monachus Silensis 319), Toledo (1568) und, vom Cid her, Valencia und Burriana (Rodericus autem permansit in Burriana tamquam lapis immobilis, Historia Roderici Didaci Campidocti, in: Manuel Risco, La Castilla, Madrid 1792, S. XXXIV; noch S. XLII: Rodericus vero moratus est Burriana in partibus Valentiae) sich allenfalls weitergesprochen haben. Aber das ist doch ausgeschlossen für die entlegenen Namen der Gegend zwischen Ebro und Pyrenäen, die wir oben zusammenstellten. Mit Recht hat Paul Graevell, Die Charakteristik der Personen im Rolandslied, Heilbronn 1880, S. 144 gefragt: „Wie soll man sich das denken, daß die Franzosen im 11. Jahrhundert über eine solche Fülle nordspanischer, zum Teil ganz unbedeutender Ortschaften verfügen? Durch die Tradition von der Zeit Karls des Großen her kann diese Kenntnis doch nicht fixiert worden sein!“ Graevell findet die Lösung des Problems in der irrigen Annahme, daß das Rolandslied in Südfrankreich herangebildet worden sei. „Bei den Provenzalen erklärt sich die Kenntnis jener Gegenden leicht.“ Doch an provenzalische Herkunft des französischen Epos wird heute niemand mehr glauben. Baist, dem wir das Meiste zur Aufhellung der Bezeichnungen des Rolandsliedes zu Spanien verdanken, hat nicht mit der gleichen Schärfe wie Graevell das Auffallende der Ortskenntnisse in Nordspanien betont, doch eine Lösung des Problems angedeutet. Er weist (Variationen 5 f. = Beiträge 217 f.) darauf hin, daß Balaguer, Berbegal, Valtierra usw. „um 1100 äußerste Vorposten des Maurentums waren, um welche zweifellos gekämpft worden ist, wenn uns auch die dürftige Zeitgeschichte nur den Fall des benachbarten Huesca 1096, Tudela 1114 berichtet: so daß man auf dem Pilgerweg über Jaca von ihnen hören mochte.“ Diese Erklärung genügt nur, wenn man den Rolandsdichter selbst jenen Weg gehen läßt. Vom bloßen Hörensagen, aus mündlichem Bericht heimgekehrter Pilger oder Kämpfer konnte nicht eine Gruppe so ferner, meist unbedeutender, z. T. geographisch eng verbundener Namen einem normannischen Dichter beim Konzipieren in die Gedanken kommen. Dazu haften solche von andern gehörten Namen viel zu wenig tief. Wir rechnen es zu unsern vielen Jugendirrtümern, daß wir selbst einmal (diese Zs. XXVI², 1904, S. 152) die Vermutung geäußert haben, Turoldus möge „wohl einen ritterlichen Freund von Spanien haben erzählen hören, nicht einmal nur, sondern manchen Winterabend im Kloster, so daß sich die Namen einprägten.“ Kein Heutiger würde beim Dichten auf Namen wie die in Frage stehenden verfallen, es sei denn, er hätte sie aus Büchern oder von eigenen Reisen mit heimgebracht. Und das gilt noch viel mehr für die Dichter jener Zeit, die so viel abhängiger beim Schaffen waren, so durchaus an Vorbildern hingen. Schriftliche Quellen, die alle jene entlegenen Namen böten, lassen sich nicht nachweisen, ja kaum denken, wenn man sich den Namenbestand des Mönchs von Silo oder der Historia Roderici Didaci vergegenwärtigt; Pseudoturpin und Compostella-Baedeker sind lange nach dem Rolandsepos verfaßt (G. Paris' bezw. unsere eigenen irrigen Ansichten in dieser Frage sind von Baist, Mitteilungen zu Roland-Turpin, in: Verhandlungen der 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Köln 1905, Leipzig 1896, S. 96 f.; H. Friedel, Études compostellanes, in: Otia Merseiana, I, Liverpool 1899, S. 86; Baist, Variationen 7 = Bei-

hat denn das dichterische Phantasiebild von Rolands und seiner Helden Sterben damals erst die rechten Farben und den rechten

---

träge 219; Ph. Aug. Becker, Grundriß der altfranzösischen Literatur, Heidelberg 1907, S. 45 f.; zuletzt von Bédier, La chronique de Turpin 433 korrigiert worden); ferner, mit Bezug auf Baist's oben angeführten Satz, Huesca kommt im Rolandslied nicht vor, sein Fall liegt fast ein Jahrzehnt vor Abfassung unseres Epos, wie der Tudelas um fast ein Jahrzehnt nachher. — Nicht einzugehen braucht man mehr auf die mystischen Hintergründe von G. Paris' Anschauungen, die wir, diese Zs. XXVI², 1904, S. 152, abgelehnt haben. — „On peut même croire que l'auteur de la première chanson—noyée dans les accroissements successifs qu'elle a reçus — était à Roncevaux avec l'armée de Charles" (Roncevaux 250). So wenig wie Vergil im Gefolge des frommen Äneas ist der Rolandsdichter in Karls Heer zu suchen. D e r Rolandsdichter, denn auch über den andern Satz kann man nach der Arbeit des letzten Jahrzehnts stillschweigend hinweggehen: L'auteur de la Chanson de Roland s'appelle Légion. Nur die trotz allem noch vorwiegende Annahme einer selbständigen Baligantepisode erinnert an vergangene Irrwege der Forschung. Aber wie bald wird auch dieser Zopf fallen und darüber Einmütigkeit herrschen, daß ein Epos wie das Rolandslied auch nur einen D i c h t e r hat. — An der eben zitierten Stelle (S. 250) fährt Paris fort: Parmi ceux qui... auraient le droit de se lever pour répondre à l'appel que nous adresserions à cet auteur, il serait bien téméraire d'affirmer qu'il n'y en a pas un qui ait passé par Roncevaux, à une époque où tant de gens y passaient. Diese Worte führen, wenn man die mystische Hülle abstreift, von selbst zu unserer These hinüber, daß der Rolandsdichter in Spanien gewesen ist. Das hatte als Möglichkeit schon Pio Rajna angedeutet (A Roncisvalle; in: Homenaje á Menéndez y Pelayo, II, Madrid 1899, S. 392): Bisogna tener conto della possibilità che il poema sia stato foggiato, o rifoggiato, da taluno dei tanti guillari che andandosene a S. Jacopo o alle corti spagnuole, oppure tornandone, ebbero a passare da Roncisvalle. Entschiedener hat Becker, Grundriß 36 geurteilt: „Hätte aber ein günstiges Geschick nicht den schaffenslustigen und schaffenskundigen Dichter nach Roncevaux, Blaye und Bordeaux geführt,... und hätte er beim Anblick der Bergkuppen und Felsenschluchten und beim Erzählen seiner Gewährsleute nicht die gefallenen Franken um sich aufstehen sehen und Rolands Hornruf klagend ersterben hören, so besäßen wir kein Rolandslied."

Turoldus ist in Roncevaux und in Spanien gewesen; daher die Fülle der Namen zwischen Ebro und Pyrenäen, daher das landschaftliche *Sebre*, daher die zutreffende Schilderung von Roncevaux und dem Port de Cise. So erklärt sich auch erst recht die überraschende geographische Kenntnis von Spanien überhaupt (vgl. oben Anm. 25). Nicht nur bekanntere, sondern auch weniger bedeutende Städte werden erwähnt, Toledo, N o b l e j a s (Noples 198. 1775, nach Hugo Andresen, Romanische Forschungen I, 1883, S. 452), Coimbra (Commibles 198; bezeichnend ist das spanische *bl* für *br*, Baist, Roman. Forschungen I 453), Sevilla, Córdoba, A l m e r i a (vgl. oben S. 141), Valencia, Burriana. „Spanisch-französisch sind... adouber, ...almasour" (G. Baist, Arabische Beziehungen vor den Kreuzzügen, in: Verhandlungen der 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Basel 1907, Leipzig 1908, S. 128); „*Almaçor* und *tabor* im Roland... stammen, jenes sicher, dieses wahrscheinlich aus Spanien" (Baist, Variationen 8 = Beiträge 220). Es sei an den Algalifes, mit arabischem Artikel, erinnert, und an arabisch anklingende Namen wie Amalris

Rahmen bekommen. Etwas von dem Duft, der über dem Rolandsepos liegt, ist Wandererinnerung.

Auch die Rührung, welche im Lied Karls Heer ergreift, als es wieder Frankreichs heilige Fluren von ferne sieht (818 ff.), hat der Dichter selbst erlebt. Wie er hinunterzog in die Gascogne, betrat er die Staaten eines Dichterfürsten, der ihm kein Fremder gewesen sein wird. Wilhelm VII. von Poitiers hatte gegen Ausgang des 11. Jahrhunderts als Gast und Verbündeter seines Namensvetters in der Normandie geweilt und an König Wilhelms Seite gekämpft.[34]) Inzwischen hatte der Troubadour einen Kreuzzug nach dem Orient absolviert, war nun wieder daheim in seinem schönen Land und ließ vor Freunden und Fremden

---

(vgl. et interfecto Duce Sarracenorum Amalmater, Chronicon des Ado von Vienne, in: Bouquet, Recueil des historiens des Gaules et de la France, VII, Paris 1749, S. 55); Amelmasser eorum princeps cum multi Sarracini... occidit, Andreae Bergomatis historia, in: Monum. Germ. Hist., Script. rer. langobard., Hannov. 1878, S. 227. In Spanien mag Turoldus das Schachspiel kennen gelernt haben (vgl. Baist, Beziehungen 128). Zum spanischen Kolorit gehören auch der Lorbeer, und das Maultier in dem so gesehenen Vers 861 Sur un mulet od un bastun tuchant. In der Rolle des *Algalife* und seiner Schwarzen, die zuletzt in den Kampf eingreifen, verbirgt sich geschichtliche, im Land erworbene Erinnerung. So haben die Almoraviden aus Afrika den Sarazenen Spaniens Hilfe gebracht und sich den Christen furchtbar erwiesen. Zu beachten ist auch der Berber Corsabrins 885.

Daß der Rolandsdichter in Spanien gewesen ist, ist nicht nur unsere Meinung. Fragt man weiter, welche Beziehungen der Bischof Turoldus von Bayeux zu Spanien hatte, so erfahren wir allerdings nichts darüber, daß er etwa nach Compostella gepilgert sei. Unwahrscheinlich aber ist solche Fahrt nicht, wenn man die Lage des Turoldus nach der Einäscherung von Bayeux bedenkt, und den Umstand, daß der Legat von Gallien, der seine Sache zu entscheiden hatte, selbst in Santiago gewesen war (vgl. oben S. 138).

Wenn Turoldus damals, 1105/06 nach Spanien hineingekommen ist, hat er vom Cid Campeador erzählen hören, und fand er unter einem großen „Kaiser", Alfonso VI, fast die ganze Christenheit geeint. Kreuzzugsstimmung und Kreuzzugsbegeisterung mußten im Dichterherzen von daher neue Nahrung erhalten.

[33]) Zwar bei den Geschichtsschreibern fand er nirgends den Schlachtort angegeben. Aber in den Annales regni Francorum wie in den sogenannten Annalen des Einhard stand zu lesen, daß Karl von Pamplona aus den Rückzug über die Pyrenäen angetreten habe. Ora, chi dice Pamplona dice Roncisvalle. Gli è per Roncisvalle che si scende per solito a quella città; gli è a Roncisvalle che si conduce di norma chi di là muove verso la Francia (Pio Rajna, A Roncisvalle, in: Homenaje á Menéndez y Pelayo, II, Madrid 1899, S. 388). Und sollte Turoldus obige Stelle nicht gekannt haben, so gab es ja Geistliche und Mönche unterwegs, die dem reisenden Bischof, und wie gern, von den großen Erinnerungen ihrer Gegend erzählt haben werden, wenn er bei ihnen einkehrte.

[34]) Ordericus Vitalis, Lib. X 5; ed. Le Prevost IV, S. 25 f.; Achille Luchaire, Les premiers Capétiens <987—1137>, = Histoire de France, publ. par Ernest Lavisse, T. II, 2, Paris 1901, S. 307.

in Liedern das Vergangene aufleben: miserias captivitatis suae, ut erat jocundus et lepidus, postmodum, prosperitate fultus, coram regibus et magnatis atque Christianis coetibus, multotiens retulit rythmicis versibus, cum facetis modulationibus (Ordericus Vitalis, Lib. X 20; ed. Le Prevost IV, S. 132). Es ist nicht zuviel Phantasie, sich vorzustellen, daß der normannische Grandseigneur auf der Durchreise durch Wilhelms Staaten dem Landesherrn, dem berühmten Dichter, dem Freund seines verstorbenen Königs seine Aufwartung gemacht hat. Führte doch die große Straße vom Süden her nach Bordeaux (Wilke 73) und weiter über Blaye nach Poitiers (Wilke 64) oder Limoges (Wilke 71), also gerade durch die wichtigeren Städte des fürstlichen Troubadours.[35]) Man beachte auch, wie reichlich Wilhelms Länder im Rolandsepos mit ehrenvollen Anspielungen bedacht werden: da tritt an die Stelle des farbloseren *Gallia* der Vorlage[36]) die *Guascuigne* 819, auch, und gut, vertreten durch den Pair Engelier *de Guascoigne, de Burdele* (796b, 1289, 1494, 2407). Bordeaux erhält 3684 das schmeichelhafte Prädikat *la citét de renom* (so Stengel; Gautier, Clédat: *de valor*), und die kostbare Rolandreliquie in Saint-Seurin wird nicht vergessen (3685 ff.). In Gedanken sieht der Dichter

---

[35]) Luchaire, Capétiens 308: Guillaume IX ...témoigne au pape (Urbain II) une amabilité extraordinaire, l'engage à traverser ses États, le reçoit magnifiquement à L i m o g e s, à P o i t i e r s, à Saintes, à B o r d e a u x.

[36]) Es sind die Verse 195 ff. des Carmen de prodicione Guenonis (G. Paris, Le Carmen de prodicione Guenonis et la légende de Roncevaux, in: Romania XI, 1882, S. 471):

Tot Gallis visis ibi Gallia visa videri:
Gallia? sed visis Gallia visa minor.

Aus diesen etwas dunklen Versen hat der Rolandsdichter das gemacht, was seiner Art am nächsten lag, ein rührendes Wiedersehen der Heimat. Was der Verfasser des Carmen wirklich gemeint, hat G. Paris in der Anmerkung zu obiger Stelle treffend gemutmaßt: A la vue de tant de Français on peut croire voir la France elle-même; la France? non: elle semblait moins grande que ces Français qu'on voyait. So etwa hat kürzlich auch Arthur L i v i n g s t o n in einer sehr verdienstlichen kommentierten Übertragung des Carmen (The Carmen...translated into English, with textual notes, in: Romanic Review II, 1911, S. 68) den Sinn der beiden Verse wiedergegeben: At the sight of so many Gauls, Gaul seemed smaller than those there seen.

Aus dem Vergleich dieser Verse mit den entsprechenden des Rolandsepos erweist sich in voller Deutlichkeit die Abhängigkeit des französischen Dichters von seiner lateinischen Vorlage. Turoldus hat sich nicht die Mühe gegeben, in den verzwickten Sinn der Stelle einzudringen; die Worte *Gallia visa* genügten ihm, um danach die schönen Verse 819 ff. zu dichten. Statt einer Geistreichelei bietet er Schönheit, aus Steinen weiß er Brot zu machen.

Mangel an Zeit, nicht an Beweisen, hat uns bislang an der Fortsetzung unserer Arbeit über „Carmen de prodicione Guenonis und Rolandsepos" (diese Zs. XXXVII[1], 1910, S. 83 ff.) gehindert, und noch sehen wir keine Möglichkeit, so bald auf den Gegenstand zurückzukommen. Daß schon unsere damaligen Ausführungen unsern verehrten

auch die großen Schiffe[37]) wieder auf der Garonne[38]) die Gironde, wo „an Traubenbergen" vorbei „meerbreit ausgehet der Strom", und drüben die Stadt Blaye mit ihren weißen Heldensärgen. Denn daß in L. 269 handgreifliche Reiseerinnerungen vorliegen, das ist schon vor uns gesagt worden und bedarf nicht mehr der Betonung. — Wie sichs gebührt, bilden in Karls Heer die *Peitevin* und die *baron d'Alverne*[39]) ein stattliches Kontingent (L. 224). *Chevals unt bons et les armes mult beles* (3064), und sie allein segnet der große Karl mit seiner Rechten (3066). So fehlen Poiteviner und Auvergnaten auf des Kaisers Hoftag in Aachen nicht (L. 277. 291), und dabei werden letztere auffallend ausgezeichnet durch 3796: *Icil d'Alverne i sunt li plus curteis.* Das hat auch Baist bemerkt (Variationen 18 = Beiträge 230): „*Cils d'Arverne*, in beiden Teilen, und nach der Lage in den Zusammenhang passend, ist im Verhältnis zu den übrigen großen politischen Körpern auffallend unbedeutend, gehört zum Herzogtum Aquitanien, und ist wohl nur wegen der Sippe Ganelons aufgenommen." Dieser Erklärungsversuch ist zurückzuweisen. *Pur Pinabel se cuntienent plus quei* 3797 bezieht sich doch augenscheinlich auf die Gesamtheit der Ratsgenossen, von der 3805 f. *Tierri* allein ausgenommen wird. Mit der Sippe Ganelons haben die Auvergnaten nichts zu tun, nur ihres Lehnsherren willen sind sie von unserm Dichter so auszeichnend erwähnt worden.[40]) Und ihn selber, den fürstlichen Troubadour, hat Turoldus ehrenvoll in den Heldensaal vaterländischer Geschichte und zeitgenössischer Größen aufgenommen, der sein Epos sein sollte; 3938 heißt er sub rosa *Willalmes de Blavie*, so nach einer seiner bedeutenderen Städte.[41]) Eine artige Aufmerksamkeit des Rolanddichters

---

Promotor Suchier von der Richtigkeit der These, daß das Carmen die Vorlage des Rolanddichters, überzeugt haben, haben wir inzwischen mit Freuden erfahren.

[37]) Passet Girunde a granz nés q u i i s u n t (3688).

[38]) Que le nom de Gironde se soit étendu à cette époque à la Garonne devant Bordeaux, c'est ce qui résulte de textes nombreux (Camille Julian, La tombe de Roland à Blaye, in: Romania XXV, 1896, S. 169, Anm. 6).

[39]) Die Grafschaft Auvergne war Vasallenstaat Wilhelms VII. (Luchaire, Capétiens 307).

[40]) Bemerkenswert ist nicht die Erwähnung der Auvergnats, sondern das hohe ihnen gespendete Lob. Man vergleiche die Zusammenstellung eines Zeitgenossen des Rolanddichters, des Raimund von St. Gilles (Recueil des historiens des croisades, Historiens occidentaux, III, Paris 1863, S. 244): namque omnes de Burgundia e t A l - v e r n i a , et Gasconia, et Gothi, Provinciales appellantur, ceteri vero Francigenae.

[41]) Luchaire, Capétiens 307. Daß gerade Blaye, die Stadt, wo Roland, Olivier und Turpin ruhen, den Beinamen hergeben muß, ist bedeutungsvoll und in hohem Grade ehrenvoll für den fürstlichen Troubadour. Man muß wissen, wie frei die Zeit des Rolanddichters in der Wahl solcher geographischen Beinamen war, und daß die aller-

gegenüber seinem fürstlichen Kollegen bedeutet es auch, daß die Bayern in unserm Epos so belobt werden; sie sind Karl die liebsten nach seinen Franken (oder Franzosen), 3031 f. Das macht, sie waren der Provenzalen treue Kampfgenossen auf

---

verschiedensten Beziehungen einen Mann mit dem Ortsnamen verknüpfen konnten, der ihm als Beiname gegeben wurde.

So heißt Wilhelm, des Eroberers Kapellan und Biograph, bis heute „von Poitiers", weil er da studiert hatte — geboren war er in Préaux (Dép. Eure) in der Normandie. Noch bezeichnender ist eine Stelle bei Willelmus Malmesbiriensis, De gestis regum Anglorum, § 396; ed. by William Stubbs, Vol. II, London 1889, S. 473: Robertus (de Belesmo), cum fratribus Ernulfo ... et Rogerio Pictavensi, quod ex ea regione uxorem acceperat sic dicto, Angliam perpetuo abjuravit. Bei Fürsten war damals die Bezeichnung nach Burgen und Lieblingsresidenzen üblich (vgl. Gottfried von Bouillon, Raimund von Saint-Gilles, u. s. f.); „das beginnende XII. Jahrhundert.. liebt auch bei Fürsten die Bezeichnung nach Residenzen und Burgen anstatt nach Ländernamen" (Eduard Heyck, Die Kreuzzüge und das heilige Land, Bielefeld und Leipzig 1900, S. 25). Diese Sitte erklärt schon einigermaßen die Andeutung *Willalmes de Blavie.* Faßt man nicht so sehr die Stadt als die Herrschaft, die „Viguerie" Blaye ins Auge, so fehlt es nicht an Belegen dafür, daß Herrscher von Schriftstellern nach einem, oft entlegenen, Teil ihres Gebiets zubenannt werden. Eine bezeichnende Parallele würde das Rolandsepos selbst bieten, wenn man mit Stengel 171 lesen dürfte: *Richarz li vielz, et de Galne Henris.* Das sinnlose *Galne* (noch O 662) wäre dann in *Gales* zu bessern, d. i. Wales (vgl. Wace, Rou 11471. 11473). König Heinrich wird nach dieser Provinz zubenannt, weil sie ihm reichen Kriegsruhm eingebracht hat. Walenses rex Henricus, semper in rebellionem surgentes, crebris expeditionibus in deditionem premebat (Willelmus Malmesbiriensis, ed. Stubbs, § 401, Vol. II, S. 477); Wallenses semper Anglis rebelles ita subditos habebat, ut per omnem terram eorum vel ipse, vel satrapae sui, illis invitis, munitiones aedificarent (Fortsetzung der Gesta ducum normannicorum des Guillaume von Jumièges, Lib. VIII, cp. 31, bei Migne, Patrologia lat. 149, Sp. 899).

Allerdings ist Stengel's Lesart *et de Galne* nichts weniger als gesichert; das auffallende *vone Garmes* in dR steht dem *et sun ne[vud]* von O gegenüber, an das sich Gautier und Clédat gehalten haben. Beiläufig wäre auch mit letzterer Lesart auf des Turoldus Landesherrn und Gönner angespielt; so wenig wie das lateinische *nepos* (darüber mit Bezug auf eine Urkunde von 1104, worin für *nepos* „die Übersetzung Neffe völlig ausgeschlossen ist", Lühe 4: „Der Begriff *nepos* ist viel zu schwankend und dehnbar, um auf einen bestimmten Grad schließen zu lassen.... Es kann mit *nepos* auch Verwandtschaft bezeichnet werden, die erst durch Heirat zustande gekommen ist.") ist das altfranzösische *nies* auf die Bedeutung „Neffe" beschränkt, wie ein drastischer Beleg bei Godefroy lehrt *(cil qui nest de mon fil et de sa feme est mis nies et ma niece).* Daß Roland für Turoldus gar nicht der Neffe Karls zu sein braucht, verdient beachtet zu werden.

Noch seien zu dem oben besprochenen *Willalmes de Blavie* (und gegebenenfalls *Henris de Galne*) zwei Parallelen aus einem zeitgenössischen lateinischen Schriftsteller beigebracht: Fulcher von Chartres nennt in seiner Historia hierosolymitana (Lib. I, cp. V, 1; hrsg. von Heinrich Hagenmeyer, Heidelberg 1913, S. 145) *imperator Baioariorum* und sagt von ihm (Lib. I, cp. I, 1; S. 119) *regnante in Alemannia Henrico imperatore sic dicto.* Auch hier also pars pro toto, ein Teilgebiet fürs ganze Reich, denn wegen der erstgenannten Stelle scheint es uns nicht ausgemacht, daß *Alemannia*, wie der gelehrte Herausgeber meint,

dem Kreuzzug d. J. 1101 gewesen;[42]) Wilhelm wird oft genug ihr Lob gesungen haben.

So spricht auch im Rolandslied manches dafür, daß der fürstliche Troubadour dem normannischen Dichter nicht gleichgültig, nicht unbekannt gewesen ist. Es entbehrt nicht des Reizes, sich den Grandseigneur Turoldus als Reisegast, als Zuhörer Wilhelms von Aquitanien vorzustellen, die beiden Männer zusammen zu denken, die ihre Volkssprache zuerst in die große Literatur hinaufgeführt haben. Daß unser Bischof nachher ein Epos in der Heimat lieben Lauten gedichtet hat und nicht lateinisch, dazu mag ihn des Troubadours Beispiel ermuntert, ermutigt haben.

Boemund in Frankreich.

Wenn, wie oben (S. 138) angenommen, die Spanienreise des Turoldus etwa Herbst 1105 angetreten, die Rückreise durch Wilhelms von Poitiers Staaten also Anfang des Jahres 1106 erfolgt ist, dann könnte unser Bischof schon auf dem Wege zur Heimat dem Kreuzzugshelden begegnet sein, der damals als Frankreichs Gast von der ganzen Nation umjubelt wurde, Boemund von Antiochien.

Im Februar oder in den ersten Tagen des März war er, von dem päpstlichen Legaten Bruno von Segni begleitet, in Frankreich angekommen.[43]) „Das erste Ziel der Reise bildete die Grabes-

---

(S. 119, Anm. 4) hier schon Gesamtdeutschland bezeichnen sollte. Jedenfalls bleibt der *imperator Baioariorum*, welche Tendenz auch bei Fulcher mit hereingespielt haben mag, ein stilistisches Seitenstück zu unserm *Willalmes de Blavie.*

[42]) Darauf hatten wir schon in ‚Über einen terminus ante quem des altfranzösischen Rolandsliedes', S. 16 (in: Philologische und volkskundliche Arbeiten Karl Vollmöller dargeboten von G. Baist, K. Gruber [u. a.] Erlangen 1908), hingewiesen. Zwar Stengel scheint unserer Deutung ablehnend gegenüber zu stehen (diese Zs. XXXV², S. 3); aber nichts wünschten wir mehr, als daß ihm eine plausiblere gelänge. Denn daß der Rolanddichter sein Lob mit vielem Bedacht verteilt, daß sein Epos voll feiner Anspielungen und allerlei darin hineingeheimnißt ist, das wird sich in unserer weiteren Darstellung ergeben. Darum denn allerdings die Frage zu beantworten ist: was haben dem normannischen Dichter gerade die Bayern angetan, daß er sie so auffallend lobt?

[43]) Es ist sehr bedauerlich, daß wir über den bedeutendsten der Führer des ersten Kreuzzugs noch keine wissenschaftliche Monographie besitzen. Diese Lücke baldmöglichst auszufüllen, wäre wohl des Schweißes eines Doktoranden wert.

Was gelegentlich über Boemunds Reise durch Frankreich i. J. 1106 zusammengestellt worden, ist unzulänglich und widerspruchsvoll. Die meisten Forscher haben sich durch einen Gedächtnisfehler des doch so prächtigen Ordericus Vitalis irreführen lassen, der gewisse Ereignisse der Jahre 1105 und 1106 durcheinanderwirft (vgl. oben Anm. 11 zu S. 135). Auch die jüngste und beste Darstellung bei Bernhard

kirche des hl. Leonhard“ (St. Léonard-le-Noblac) bei Limoges, wo Boemund ein Gelübde zu lösen hatte (Gigalski 58). Daß Limoges eine der Hauptstädte des fürstlichen Troubadours Wilhelm und auf einer der beiden großen Straßen von Bourdeaux nach Paris lag, haben wir bereits oben bemerkt (S. 148). Wenn auch nicht ausdrücklich bezeugt, so ist doch als wahrscheinlich anzunehmen, daß es sich Wilhelm nicht nehmen ließ, den gefeierten Helden persönlich zu begrüßen. Drängte sich doch alles auf Boemunds Wegen, um den berühmten Kreuzfahrer zu sehen (Gigalski 58 f.). So mag auch Turoldus, falls ihn in jenen Wochen gerade die Reise nach Südfrankreich führte, es nicht versäumt haben, seinen großen Stammesgenossen aufzusuchen. Und wenn nicht schon im Limousin, so war in der Folgezeit Gelegenheit genug, Boemund zu treffen, als dieser mit dem päpstlichen Legaten von St. Léonard weiter langsam durch Mittelfrankreich zog. Quadragesimali tempore Galliarum urbes et oppida peragravit, et ubique tam a clero quam a plebe venerabiliter susceptus, referebat varios eventus quibus ipse interfuit. Reliquias vero et pallas olosericas et alia concupiscibilia sanctis altaribus reverenter exhibuit, et ipse, in monasteriis ac episcopatibus favorabiliter exceptus, tripudiavit, ac pro benignitate Occidentalium Deo gratias retulit.... Multi nobiles ad eum veniebant, eique suos infantes offerebant, quos ipse de sacro fonte libenter suscipiebat... (Ordericus Vitalis, Lib. XI 12; ed. Le Prevost IV, S. 212).

Auf dem weiteren Triumphzug kam der Kreuzzugsheld — wo, wissen wir nicht — mit dem König von Frankreich zusammen, der ihm die Hand seiner Tochter zusagt (Ordericus Vitalis XI 12; ed. Le Prevost IV, S. 213). Gräfin Adele von Chartres, die hochsinnige Tochter des Eroberers, die Schwester des Beauclerc, rüstet prächtig die Hochzeit zu. Der Bräutigam läßt sein Gepäck und den größten Teil seines Gefolges in Chartres[44]) und reist in die Normandie,[45]) um auch dort für den

---

Gigalski: Bruno, Bischof von Segni, Abt von Monte-Cassino <1049—1123>, Münster 1898 (= Kirchengeschichtliche Studien, Bd. 3, H. 4), S. 56 ff. bedarf der Nachbesserung. Wir werden gegebenenorts unsere Abweichungen von Gigalski's Itinerar begründen.

[44]) Carnoti, ubi familia et pene tota supellex Boemundi reditum ejus praestolabatur (Eadmerus, Historia novorum 180).

[45]) Gigalski 60 läßt die Reise in die Normandie nach der Hochzeit in Chartres stattfinden. Das führt zu Unwahrscheinlichkeiten in seiner Darstellung der Ereignisse: es bleibt, wenn die Hochzeit „bald nach dem Osterfeste <25. März>“ gehalten worden ist, kein genügender Zeitraum für die Zurüstungen zu dem doch prächtig gefeierten Fest *(convivium abundans)* übrig. Schon eine bürgerliche Hochzeit pflegt, außer in dringenden Fällen, nicht so Hals über Kopf vollzogen zu werden, wie es Gigalski's Itinerar für die Heirat der Königstochter von Frankreich verlangt.

Daß die Hochzeit „bald“ nach dem Osterfest stattgefunden hätte, geht aus den Quellen nicht hervor; *post Pascha*, sagt Ordericus Vitalis

Kreuzzug zu werben, wohl ferner um — vergebens — auf den König von England zu warten, der Boemund eine Zusammenkunft auf dem Festland in Aussicht gestellt hatte.[46]) In der

XI 12 (ed. Le Prevost IV 213), weil vorher (S. 212) von der Reise *quadragesimali tempore* die Rede war.

Zurückzuweisen ist die Darstellung bei Reinhold Röhricht, Geschichte des Königreichs Jerusalem <1100—1291>, Innsbruck 1898, S. 64: „Boemund hatte vor Ostern <9. April 1106> in der Normandie mit König Wilhelm eine Zusammenkunft". König Wilhelm war seit 1100 tot, eine Zusammenkunft mit dem damaligen König Heinrich hat nicht stattgefunden (s. darüber Anm. 46), Ostern fiel jenes Jahr nicht in den April und endlich kann Boemund nicht vor dem 9. April in der Normandie gewesen sein, erst recht nicht vor Ostern (s. Anm. 47 zu S. 154).

[46]) (Buamundus), antequam Gallias attingeret, legatos suos in Angliam direxerat, et de adventus sui causa in Ausoniam regi mandaverat, et quod ad curiam ejus transfretare vellet insinuaverat. At contra providus rex, metuens ne sibi electos milites de ditione sua subtraheret, mandavit ei ne discrimen hibernae navigationis subiret; praesertim cum ipse rex in Neustriam ante azymorum celebria transfretaret, ibique satis secum colloqui valeret. Quod et ita factum est (Ordericus Vitalis, Lib. XI 12; ed. Le Prevost IV 211). Die letzten Worte klingen sehr unbestimmt; vielleicht sind sie mit ‚Und dabei blieb es' am richtigsten zu übersetzen, vielleicht wollte auch Ordericus den Ausgang der Angelegenheit, über den er nichts Genaueres wußte, absichtlich im Unklaren lassen. Sollten die Worte aber so gemeint sein, daß die geplante Zusammenkunft wirklich stattgefunden hat, so läge schlechterdings ein Irrtum des Ordericus vor. Er erzählt nämlich weiterhin (XI 13. 14. 17; ed. Le Prevost IV 214 f., 218 ff.) unter demselben Jahr 1106 Ereignisse des Jahres 1105 (vgl. Anm. 11 zu S. 135). Frühjahr 1105 ist König Heinrich in der Tat nach der Normandie gekommen (vgl. oben S. 135). Auch im Frühjahr 1106 hatte der Beauclerc dasselbe vor; insoweit ist Ordericus an der oben zitierten Stelle im Recht, wie der von Eadmerus, Historia novorum 177 wiedergegebene Brief Heinrichs an Anselm erweist (Nec tibi sit incognitum brevi intervallo temporis me transfretaturum) — vgl. Adams 143.

Boemund mag also vor allem deshalb nach Rouen gereist sein, um dort den König von England zu erwarten, der ihm wie später dem Anselm seine Ankunft in Aussicht gestellt hatte. Aber Heinrich kam zunächst nicht, und Boemund konnte der bevorstehenden Hochzeit wegen nicht aufs Ungewisse hin lange bleiben. So ist denn aus der Zusammenkunft nichts geworden, ein Ausgang, den der kluge Politiker Heinrich nicht bedauert haben wird. It was nearly August before Henry's third expedition actually landed in Normandy (Adams 144).

Durch die unklare oder irrtümliche Bemerkung des Ordericus, ‚*Quod et ita factum est*' am Ende der oben zitierten Stelle haben sich die meisten Forscher verleiten lassen, von einer wirklich erfolgten Zusammenkunft Boemunds mit dem englischen König zu sprechen; so zuletzt Röhricht (s. Anm. 45 oben). Auch Gigalski 61 erzählt den Tatsachen zuwider, König Heinrich sei „im Frühjahre 1106 nach Frankreich herübergekommen" und „schon in der zweiten Hälfte des Mai" sei der Krieg mit seinem Bruder Robert ausgebrochen. Vorsichtiger fährt Gigalski fort: „Ob (Boemund) mit... Heinrich die früher versprochene Zusammenkunft abhielt, läßt sich nicht feststellen."

Wir hielten es der Mühe für wert, festzustellen, daß diese Zusammenkunft nicht stattfand. Klarheit auch in solchen Detailfragen

zweiten Hälfte des April[47]) verhandeln der Fürst von Antiochien und der ihn begleitende Legat in Rouen persönlich mit Anselm und dem Erzbischof der Normandie.[48]) Der Primas von England hatte in Rouen eine kirchliche Synode besucht, die bei Boemunds Ankunft wohl noch zusammen war und dann natürlich auch zusammen blieb.[49]) Die in König Heinrichs und Anselms Auftrag nach Rom abgegangene Gesandtschaft, darunter der uns schon bekannte Wilhelm von Veraval,[50]) war nämlich nach Le Bec zurückgekehrt. In Rouen wurden nun die Briefe des Paschalis verlesen, die Wilhelm für Anselm und den Erzbischof Wilhelm von Rouen mitgebracht hatte. Der erstere ist vom 23. März,[51]) der andere vom 28. März datiert.[52]) Wegen des Turoldus hat der Papst, wie wir oben (s. S. 137) sahen, am 30. März oder 3. April an Erzbischof Wilhelm geschrieben. Aus dieser Datenfolge läßt sich zweierlei schließen. Wie Paschalis auf Anselms gewichtige Fürsprache und die Bitten des königlichen Gesandten hin die Sache des suspendierten Erzbischofs in Gnaden wieder aufnimmt,[53]) so wird auch sein milde dilatorisches Verhalten dem Turoldus gegenüber auf die Intervention des Primas und des Königs zurückzuführen sein. Man sieht,

---

scheint uns unbedingt geboten. Man kann nicht in das Verständnis des Rolandsepos eindringen wollen, ohne die allergenaueste Kenntnis der Zeitgeschichte. Da bleibt noch viel zu tun.

[47]) „Die Anwesenheit Bohemunds und Brunos zu Rouen fällt etwa in die Mitte des April“ (Gigalski 61). Sie ist vielmehr ein wenig später anzusetzen, wie die in unserem Text folgende Darstellung ergibt. Die von Rom kommenden Gesandten bringen Papstbriefe vom 23. und 28., wahrscheinlich auch 30. März oder gar 3. April mit. Rund 3 Wochen sind wohl für die Reise von Benevent bezw. Salerno bis le Bec zu veranschlagen, und Boemund kommt ja erst in Rouen an — so scheint es nach Eadmer's Darstellung —, als Anselm und die Gesandten schon da waren und schon ihre Sache auf der Synode vorgebracht hatten. So werden wir bis gegen Ende April als Termin für die Verhandlungen Boemunds mit Anselm geführt.

[48]) Anselmus... actis cum pontifice Rotomagensi et Boemundo ac Jerosolimitanis quae videbantur agenda, Beccum revertitur (Eadmerus, Historia novorum 180).

[49]) (Anselmus) ivit ergo Rotomagum, et in synodo clericorum, quae tunc erat adunata, adventus sui causam exposuit (Eadmerus, Hist. nov. 177). Eadmer erzählt weiter, daß die päpstlichen Schreiben vor der Synode verlesen werden, und fährt (S. 17) fort: His diebus venit Rotomagum Boemundus...

[50]) de Warelwast (Eadmerus, Hist. nov. 185). Vgl. über ihn diese Zs. XXXVIII[1] [1911], S. 135; und über sein Ansehen beim Papst Anm. 53.

[51]) X. kal. Aprilis. — Jaffé-Lœwenfeld I 724; N° 6073. Der Brief bei Eadmerus, Hist. nov. 178.

[52]) Beneventi V. kal. Aprilis. — Jaffé-Loewenfeld I 724; N° 6074. Der Brief bei Eadmerus, Hist. nov. 177 f.

[53]) Licet causae tuae qualitas patientiam nostram plurimum gravet, pro reverentia tamen fratris nostri Cantuariensis episcopi et dilectione latoris praesentium filii nostri Willelmi (de Warelwast), qui pro te apud nos vehementius intercesserunt, paterna penes te benignitate movemur (Eadmerus, Hist. nov. 177 f.).

wie die Kurie nacheinander die durch die Gesandten übermittelten Streitfälle bearbeitet und beantwortet. Und zweitens dürften alle drei Briefe der Gesandtschaft auf den Heimweg mitgegeben worden sein, wenn es auch ausdrücklich nur für die beiden Schreiben vom 23. und 28. März bezeugt ist.

Bedenken wir die Lage des Turoldus. Er wußte, daß seine Sache durch die Gesandten des Königs und Anselms bei der Kurie vertreten wurde. Wie er, von Spanien zurückkehrend, sich Anfang 1106 seiner Heimat näherte, mußte er mit der größten Spannung die Rückkunft der Boten und den Bescheid des Papstes erwarten. Und da die Gesandtschaft, aus geographischen Gründen, auf der Heimreise zunächst den Primas von England aufzusuchen hatte, so wird unser Bischof in der Nähe des heiligen Anselm den Urteilsspruch der Kurie abgewartet haben, d. h. im Kloster Le Bec. Dort, an der Stätte seiner einstigen Wirksamkeit, hat der Primas fast ununterbrochen von Sommer 1105 bis September 1106 geweilt.[54]) In dem, auch wegen seiner Gastfreiheit, berühmten Kloster war Turoldus gewiß ein besonders lieber Gast, nicht nur als ein geistvoller und freundlicher Herr, sondern schon um der bedeutenden Schenkung willen, die er der Abtei zugewandt hatte (diese Zs. XXXVII[1], S. 108). Des Turoldus Residenz Bayeux konnte noch nicht völlig wieder aufgebaut sein, das Verhältnis zum dortigen Kapitel war noch nicht geregelt, die Besitzungen des Bistums infolge der unter Herzog Robert herrschenden Anarchie eine Beute anderer geworden,[55]) da war ja ohnehin Le Bec, der geistige Zentralpunkt der Normandie, nahe der Hauptstadt Rouen, der gegebene Aufenthaltsort für einen angesehenen und geistig interessierten Kleriker außer Funktion. Genug, und das ist von Wichtigkeit, wir dürfen uns das Kloster Le Bec als den hauptsächlichsten Aufenthaltsort unseres Bischofs nach seiner Rückkehr aus Spanien vorstellen. — Daß er im April von Le Bec aus die Synode von Rouen 1106 besucht hat, an der Anselm und die aus Italien heimreisenden Gesandten teilnahmen, kann nicht zweifelhaft sein. Dort wurden ja die mitgebrachten Bescheide der Kurie in den normannisch-englischen Streitfragen öffentlich verkündet, und Turoldus, der noch im November als *Baiocensis episcopus* zeichnet, rechnete sich damals gewiß erst recht als zum normannischen Klerus gehörend.

Wir sehen, und darauf kommt es an: der Weg, den unser Bischof auf der Heimreise von Spanien durch Wilhelms von Poitiers Staaten und weiter, vielleicht über Chartres, bis zu Le Bec zu machen hatte, deckt sich im wesentlichen mit dem Triumphzug Boemunds vom Limousin bis Rouen. Da auch

---

[54]) Porée, Histoire de l'abbaye du Bec, I, Évreux 1901, S. 260 ff.

[55]) Vorgeschichte, Anm. 364 auf S. 194. Wir werden weiter unten die in Betracht kommenden Briefstellen abdrucken.

zeitlich die beiden Reisen nahe aneinander zu liegen kommen, so könnte Turoldus schon unterwegs den Kreuzzugshelden getroffen und vielleicht ein Stück mit ihm zusammen gereist sein. Zog doch der Weltruf des riesenhaften Antiocheners alles auf seinen Weg, und für unsern Bischof kam ein gewichtigerer Grund hinzu, um Boemund aufzusuchen: in dessen Begleitung reiste der Legat, der Generalbevollmächtigte des Papstes, in dessen Hand letzthin des Turoldus Schicksal lag. In der Tat haben Bruno von Segni nicht nur Kreuzzugsangelegenheiten beschäftigt, sondern er hat damals als Schiedsrichter an Papstes Statt eine ganze Reihe von Streitfällen entschieden, die vor ihn gebracht wurden.[56]) Sollte aber Turoldus die Staaten Wilhelms von Poitiers passiert haben, ehe Boemund im Limousin eintraf, so würden sich die beiden doch jedenfalls in Rouen gesehen haben, das keine Tagereise weit vom Bec entfernt ist.

Das also ist festzuhalten, und von Belang auch für das Verständnis des Rolandslieds und seines Stimmungsgehalts: Turoldus hat den größten Kriegshelden seiner Zeit, den bedeutendsten der Kreuzzugsführer persönlich gekannt. Daß es nicht bei flüchtiger Begegnung geblieben ist, läßt sich denken; mächtig muß des Bischofs Dichterherz ergriffen worden sein von der wuchtenden Größe der Heldengestalt Boemunds, und andrerseits war Turoldus, von seinen persönlichen Eigenschaften abgesehen, schon wegen seines hohen Ansehens und seiner vornehmen Herkunft, *uir in terra sua potens et nobilis* (diese Zs. XXXVIII[1] [1911], S. 134), nicht einer, den man mit einem Händedruck abfertigen kann, wenn man, wie Boemund, als Werber kam für eine Lebenssache.

Als nicht ohne Interesse mag hier eine Notiz Eadmers, jene Tage in Rouen betreffend, wiedergegeben werden. Er erzählt von Ilgyrus, dem *magister militum* Boemunds (Historia novorum 179 f.): Hic ab adolescentia sua notus Anselmo multa fuerat ejus beneficia consecutus. Familiariter itaque cum eo agens, inter plurima quae ipsi de superatis bellis, de urbibus captis, de situ locorum, aliisque nonnullis, quae in expeditione Ierosolimitana acceperat, d e l e c t a b i l i a l l o c u t i o n e disseruit... Wenn schon ein Mönch von der Art Eadmers diese Kreuzzugserinnerungen entzückend fand, wie mag erst eines Turoldus Herz höher geschlagen haben, wenn auch er damals den tapferen Soldaten von den Wundern und Wundertaten des fernen Orients erzählen hörte.

Über Rouen kann Boemund nicht wohl oder doch nicht weit nach Norden und Osten hinausgekommen sein,[57]) denn in

[56]) Vgl. Gigalski 61 ff., 65 f., 67 f.

[57]) „Ebenso fehlen uns nähere Nachrichten darüber, wie weit Bruno und Bohemund ihre Reise nach Nordosten, nach Flandern zu, ausgedehnt haben" (Gigalski 61). — Setzt man die Hochzeit in Chartres

die erste Hälfte des Mai[58]) fällt die denkwürdige Hochzeitsfeier in Chartres, die zu einem nationalen Fest wurde: das französische Königstum vermählte sich gleichsam mit der Kreuzzugsidee, indem Boemund die Königstochter Konstanze zur Gattin und für seinen Neffen Tankred die Hand einer andern Königstochter Cäcilie erhielt.[59])

Die Hochzeit der französischen Königstochter.

Von dem Glanz und der Begeisterung jener Maientage in Chartres mögen uns die zeitgenössischen Berichte ein Bild geben. (Buamundus) post Pascha Carnoti eam desponsavit; quibus Adela comitissa convivium abundans omnibus praeparavit. Ibi rex Francorum cum magna multitudine suorum affuit ... Tunc idem dux (Buamundus), inter illustres spectabilis, ad ecclesiam processit, ibique ante aram Virginis et Matris in orcistram conscendit, et ingenti catervae, quae convenerat, casus suos et res gestas enarravit, omnes armatos secum in Imperatorem ascendere commonuit, ac approbatis optionibus urbes et oppida ditissima promisit. Unde multi vehementer accensi sunt, et quasi ad epulas festinantes, iter in Ierusalem arripuerunt. —

So Ordericus Vitalis (Lib. XI 12; ed. Le Prevost IV, S. 213). Und Suger erzählt (Vie de Louis le Gros, publ. par Aug. Molinier, Paris 1887, S. 23): Callebat princeps Anthiochenus, et tam donis quam promissis copiosus, dominam illam celeberrime sibi copulari Carnoti, presente rege et domino Ludovico, multis astan-

vor den Aufenthalt in Rouen, dann bleibt allerdings Zeit übrig für die doch recht unsichere Reise nach Bergues St. Winnoc.

[58]) Terminus post quem ist die Zusammenkunft Boemunds mit Anselm in Rouen, gegen Ende April (s. Anm. 47 zu S. 154): terminus ante quem die Synode von Poitiers vom 26. Juni (über dies Datum vgl. Gigalski 64, Anm. 1; danach ist Luchaire, Louis VI, S. 22, No. 36 zu berichtigen), an der Boemund teilnahm. Doch nötigen zwei Gründe, möglichst weit gegen den terminus post quem zurückzugehen: einmal die Angabe bei Ordericus *post Pascha eam desponsavit* (s. diese S. oben), was zwar nicht „gleich nach Ostern" heißen muß (s. Anm. 45 zu S. 152), aber doch die Zeit von Pfingsten (13. Mai) an auszuschließen scheint. Es kommt hinzu, daß wir den päpstlichen Legaten, der auch die Hochzeit mitgemacht hatte, am 17. Mai in Le Mans finden (Gigalski 61), etwa zwei Tagereisen westlich von Chartres. Wahrscheinlich wird Boemund mit Bruno zusammengereist sein, Poitiers als Ziel, jedenfalls war da die Hochzeit vorüber.

Andrerseits sind dem bezeichneten terminus post quem ein paar Tage für die Rückreise Boemunds von Rouen nach Chartres zuzurechnen, und so kommen wir denn zu dem im Text gegebenen Termin.

[59]) Ita ducta uxore filia regis Francorum, et altera Tancredo missa, repetivit Appuliam (Willelmus Malmesbiriensis, De gestis regum Anglorum, Lib. IV § 387; ed. by Stubbs, II, S. 454). — Vgl. Röhricht 65 („...so daß die Interessen des Königreichs Frankreich und Fürstentums Antiochien aufs engste verbunden wurden").

tibus archiepiscopis, episcopis et regni proceribus, devote promeruit. Astitit etiam ibidem Romane sedis apostolice legatus..., a domino Paschali papa, ad invitandam et confortandam sancti Sepulchri viam dominum Boamundum comitatus.

Wir sehen also, daß um den König von Frankreich und seinen Sohn und Mitregenten, um Boemund und den päpstlichen Legaten in jenen Frühlingsfeiertagen ein großer Teil des französischen Adels und zahlreiche Erzbischöfe und Bischöfe versammelt waren, und daß unter den Anwesenden die Kreuzzugsbegeisterung aufs hellste aufgelodert ist. Wenn wir bedenken, daß Chartres so nahe den Grenzen der Normandie lag, vom Kloster Le Bec im besonderen leicht zu erreichen, so ist die Vermutung von vornherein wahrscheinlich, daß auch Turoldus in jener Festversammlung zu denken ist. War doch Gastgeberin die hochgebildete und Dichtern holde Schwester seines königlichen Herrn und Gönners Heinrich; da werden auch normannische Große unter den Gästen nicht gefehlt haben. Für unsern Bischof kam hinzu, daß er keine Residenz mehr, und, da sein Prozeß noch schwebte, kaum die Möglichkeit zu einer beruflichen Betätigung nach der geistlichen Seite hin hatte.

Wir dürfen uns Turoldus unter den Hochzeitsgästen der Adele vorstellen. Nicht aber gebunden an diese Wahrscheinlichkeit drängt sich die wichtigere Frage auf: ist das Rolandslied damals in Chartres zuerst gesagt und gesungen worden? Zur Feier des Festes gedichtet, dem Heldenbräutigam zu Ehren? Oder ist es doch unter den berauschenden Eindrücken jener Tage konzipiert worden? Kurz, besteht irgend ein Zusammenhang zwischen unserm Epos und dem begeisterten Nationalfest 1106 in Chartres?

Für die Möglichkeit spricht manches. Vorweg bemerkt würde sie das erfüllen, was, von ganz andern Erwägungen ausgehend, Baist in bezug auf Heimat und Verfasser unseres Rolandsliedes postuliert hat (Variationen 19 = Beiträge 231): „Wenn wir eine Bestimmung versuchen wollen, scheinen mir die Landschaften von Chartres und Dunois den Vorzug zu verdienen, ohne politisches Eigengewicht, an der Grenze der Erhaltung von *en*-Kons. und $\c{e}^i$ und, was nicht gering anzuschlagen ist, direkt empfohlen durch die Karlsreise 406 und 654, als Hauptstützen königlicher Tradition.“ Und noch wichtiger ist S. 20 = 232: „Danach würde sich ergeben, daß unser Roland von einem Normannen auf franzischem Gebiet für Francier nach franzischer Vorlage bearbeitet worden ist, im ersten Viertel des 12. Jahrhunderts.“ Die Frage nach der Vorlage kommt hier nicht in Betracht: wir halten daran fest, daß, wie die älteren Literaturwerke überhaupt, so auch das Rolandslied nach dem Lateinischen gedichtet worden

ist.[60]) Wenn wir danach den letzten Satz Baist's ändern und statt ‚für Francier' ein allgemein französisches Publikum, darunter vorwiegend Francier, einsetzen, so sind alle Forderungen Baist's durch die Sachlage bei Boemunds Hochzeit erfüllt: ein normannischer Dichter, doch die Dichtung in oder für Chartres. Ja selbst der entgleiste Kleriker, den Paris und Baist als Verfasser angenommen haben, käme gewissermaßen zu seinem Recht, insofern als des Turoldus geistliche Stellung damals umstritten und zweifelhaft geworden war. Allerdings ist dies Zusammentreffen ein mehr zufälliges; aus dem Lied selbst kann mitnichten auf ein Aufgeben der geistlichen Laufbahn geschlossen werden, so fromm und heilig wie es ist. Bald sollte der Dichter, durch den Übertritt zum Mönchtum, in ganz anderer Richtung umsatteln, als im Sinne der Paris-Baist'schen Annahme liegt. Das Wahre daran beschränkt sich auf den Umstand, daß die ungeregelten, zerrütteten Verhältnisse seines Episkopats unserm Bischof ganz besonders viel Zeit ließen zu ausgiebiger *mundana cogitatio.*[61])

Darmstadt. WILHELM TAVERNIER.

---

[60]) Vgl. oben Anm. 36 zu S. 148. — Was dem Nibelungenlied recht ist, sollte dem Rolandsepos gegenüber billig sein. Wegen der lateinischen Nibelungias vgl. S. Singer, Mittelalter und Renaissance. Die Wiedergeburt des Epos, Tübingen 1910, S. 41.

[61]) Anhangsweise sei ein Versehen in dem ersten Abschnitt dieser Abhandlung verbessert, ehe es Schaden anrichtet. Diese Zs. XXXVII[1], S. 120 ist der Satz: „Die höchste Würde des Kapitels . . . hatte er übersprungen" zu streichen. Der Dekan folgt im Rang auf den Bischof. — Ein bezeichnendes Gegenstück zu dem kirchlichen Avancement unseres Turoldus ist der Fall Gaudri in Laon (1106). Riche en effet . . ., Gaudri, chasseur et soldat plus que clerc, n'avait aucun titre aux fonctions épiscopales. Aussi, pour donner à ce choix l'apparence de la légalité, lui avait-on conféré à la hâte le titre de sous-diacre avec un canonicat dans l'église de Rouen (Bernard Monod, Essai sur les rapports de Pascal II avec Philippe I[er] <1099—1108>, Paris 1907, S. 48).

Textkritisches zum Chevalier au barisel.

Schultz-Gora hat der zweiten Auflage seiner „Zwei altfranzösischen Dichtungen“ (Halle 1911), deren zweites Stück die hübsche Erzählung von dem Ritter mit dem Fäßchen bildet, die Varia lectio der drei außer der zugrunde gelegten Handschrift A bekannten Handschriften beigegeben, allerdings nicht alle, sondern nur die „irgendwie wichtigen“ Lesarten aufgeführt. Ein ganz klares Bild der handschriftlichen Überlieferung ist damit freilich nicht gewonnen. Der von Barbazan-Méon kombinierte Text (Fabliaux et contes des XI, XII, XIII, XIV et XV^{e}s. I 208—242) weist eine nicht unbeträchtliche Zahl von Lesarten auf, die bei einer streng kritischen Textbearbeitung doch Beachtung verdienen dürften. Sch.-G. hat festgestellt, daß B C D eine Gruppe gegenüber A bilden, mit der Einschränkung, daß B nicht selten mit A gegen C D zusammengeht. Nach Ansicht des Hrsg. steht A im großen und ganzen dem Originale am nächsten, weil es einmal an vielen Stellen die bessere Lesart aufweise und ferner gegen Schluß zahlreiche Verspaare erhalten habe, von denen man nicht annehmen könne, daß sie von A oder dessen Quelle hinzugedichtet seien, sondern deren Fehlen sich einfach als Kürzung darstelle. Demgegenüber ist zunächst daran zu erinnern, daß auch A eine Reihe von Versen fehlen, die in B C D erhalten sind (nach 48, 116, 192, 428, 658, 805/6) im ganzen 20 Verse, denen rund 90 in C D fehlende, aber in A erhaltene gegenüberstehen. Nur einmal ist auch B an einer in C D vorhandenen „Lücke“ beteiligt: 663/4. Die genaue Prüfung dieser Lücken scheint mir für die Beurteilung des Handschriftenverhältnisses von großer Wichtigkeit. A priori ist gewiß beides möglich: die Kopisten können gekürzt oder Zusätze gemacht haben. An Stelle absichtlicher Kürzung wird auch mit bourdons, versehentlichem Überspringen von Versen bei der Abschrift, zu rechnen sein. Im ganzen ist aber, denke ich, bei einem offenbar so beliebten und dem frommen Sinn des Mittelalters so zusagenden Gedichte, wie der Ritter mit dem Fäßchen, von vornherein viel mehr Wahrscheinlichkeit für Zusätze als für Kürzungen vorhanden. Man darf so weit gehen

zu sagen, daß es auffallend wäre, wenn nicht der eine oder andre Abschreiber in dem Bestreben, die hübsche Erzählung noch wirkungsvoller zu gestalten, hier und da Zusätze gemacht hätte. Wo also die Überlieferung ohne die zunächst fraglichen Verse lesbar bleibt und dem Inhalt der Erzählung kein Abbruch geschieht, möchte ich allein des Stoffes unsres Gedichtes wegen viel eher an Zusatz als an Kürzung glauben. So z. B., wenn 937 ff. geschildert wird, wie dem reuigen Ritter, der, nachdem er seine Beichte abgelegt, sich zum Sterben anschickt, von dem Eremiten das Abendmahl gereicht wird, eine offenbar besonders rührende Stelle, bei der der fromme Leser gern verweilte: (Ritter zum Eremiten:) „*Hastes vous quar morir m'estuet.*" *Et li sains hom s'i abandone, Le cors Dieu tout entir li done* [*Et cil le prent, ne se deçoit, En bien tres grant bien le reçoit, En amor et en verité. Et en tres grant humilité*]. *Quant il fu acommeniez, Si fu si purs* etc. Die in [ ] stehenden Verse sind nur in A B überliefert, in C D fehlen sie. Daß grade diese die heiligste Handlung schildernden Verse von einem Abschreiber gestrichen worden seien, halte ich für unwahrscheinlich, für unwahrscheinlicher wenigstens, als daß sie in frommem Eifer hinzugesetzt wurden. Für den Gang der Erzählung sind sie vollkommen entbehrlich. — Zu ähnlichen Überlegungen geben die Verse 953/4 Anlaß, die gleichfalls in C D fehlen. Der sterbende Ritter sagt zum Eremiten: *Biaus douz pere, je m'en irai, Proiez por moi, ja finerai; Je ne puis plus ci remanoir, Querre m'estuet autre manoir;* [*Li cuers me faut, peres tres dous, Je ne puis plus parler a vous.*] *Tres douz pere, a Dieu vous commant, Mes en la fin vous di itant Que vous metez voz braz sor mi.* Man braucht kein Gewicht auf den Widerspruch zu legen, daß der Sterbende erklärt, nicht mehr sprechen zu können und trotzdem weiter spricht. Aber die Stelle gewinnt eher, wenn die in [ ] stehenden Verse wegbleiben, als daß die Streichung ihr Eintrag täte. — 870 ff. handelt es sich um die Schilderung des Wunders, daß die dem Auge des reuigen Ritters entgleitende Träne in das Fäßchen fällt und es bis zum Rande füllt, so daß der Inhalt noch überschäumt: (870) *Ce nous raconte l'escripture* (871) *que li baris fu si emplis* (872) *et de la lerme raemplis* (l. *de cele lerme et raemplis*) [(873) *Que li combles de toutes pars* (874) *En est espanduz et espars*; (875) *Cele lerme fu si ardanz* (876) *de repentance et si boillanz*] (877) *Que li boillons en vint deseure.* Die Worte *que li combles — espars* besagen inhaltlich dasselbe wie *que li boillons en v. d.*, nur daß sie das Wunder unmäßig übertreiben. Schon dieser Umstand macht sie verdächtig. Zudem schließt 877 *que li boillons en vint deseure* sich zwar sehr gut an 872, aber nur mangelhaft an 875/6 an. Auch einem mittelalterlichen Leser mutet doch der Dichter viel mit der Vorstellung zu, daß, eine Träne der Reue so brennend und so schäumend (!!) gewesen sei, daß der Schaum

davon überquoll". Die Worte *que li boillons en vint deseure* gehören grammatisch sowohl zu *cele lerme fu si ardanz de repentance* wie zu *(cele lerme fu) si boillanz.* Zu ersteren genommen bleibt die Stelle sinnlos, mit letzteren ergibt sich fast eine Tautologie. Dagegen ist die Lesart von C D: *ce nous raconte l'escripture Que li baris fu si emplis De cele lerme et raemplis Que li boillons en vint deseure* ganz einwandfrei. — 653—56 und 663 f. handelt es sich um die Beschreibung des abschreckenden Aussehens des gottlosen Ritters, der nach jahrelangem Umherirren zerlumpt und völlig verkommen ist, eine Situation, die zu Zusätzen geradezu herausforderte.

Aber ich gebe zu, daß hier und an anderen Stellen Entscheidendes nicht zu sagen ist: der Text ist möglich m i t den fraglichen Versen und o h n e sie. Verdächtiger sind Stellen, in denen die Lesung mit den nur in A (oder A B) überlieferten Versen Schwierigkeiten grammatischer, stylistischer oder metrischer Art bereitet, während sie ohne diese glatt ist.

855 ff. (Der Ritter hat aufrichtige Reue gezeigt, das Fäßchen ist aber noch leer. Gott kommt ihm mit dem Tränenwunder zu Hilfe.) (855) *Et Diex, qui vit son desirrier* (856) *qu'il se voloit a droit aidier* [(857) *qu'il n'i avoit point de faintise,* (858) *lors fist Diex une grant franchise*] (859) *et une bele cortoisie.* So A B. Die Anmerkung des Hrsg. macht schon darauf aufmerksam, daß hier eine doppelte stylistische Schwierigkeit vorliegt: einmal, daß zu *vit* 2 Objekte (*son desirrier* und der ihm folgende Objektssatz) vorhanden sind, zweitens, daß hinter *faintise* der Satz von neuem anhebt, ohne daß der vorhergehende zu Ende geführt ist. Die Handschrift C bietet Unverständliches: *Et Diex qui v. s. d. Qu'il li v. a d. aidier Et une bele cortoisie.* Nur D ist einwandfrei: *Et Diex, qui v. s. d. Et li voloit a droit aidier, la li fist une cortoisie.*

Bemerkenswert sind die Verse 677 ff. Es ist berichtet, daß der Ritter in entsetzlichem Zustande ein Jahr lang herumgewandert ist und das Fäßchen an jedem Gewässer vergeblich zu füllen versucht hat. Er ist so schwach, daß er sich kaum aufrecht erhalten kann: (674) *Li barisiaus mout li greva* (675) *q'uil* (l. *qu'il*) *ot porté sanz nul sejor* (676) *un an et par nuit et par jor.* [(677) *Que vous diroie? En tel ahan* (678) *fu li siens cors trestout un an.* (679) *Merveille est qu'il a tant duré.* (680) *Tant a souffert et enduré* (681) *qu'il set mout bien que plus ne puet.* (682) *Grant chose a ou fere l'estuet.* ˜(683) *Arriere dist qu'il s'en rira,* (684) *mes ja l'ermite n'en rira,* (685) *ainz plouerra, mes qu'il le voie.* (686) *A tant se met cil a la voie* (687) *tout apoiant de son baston,* (688) *sovent se plaint a mout haut ton.* (689) *Toutevoies tant s'esforça* (690) *qu'a l'ermitage s'adreça.* (691) *Au chief de l'an, le jor mëisme* (692) *qu'il departi del leu saintisme* (693) *le jor del tres grant vendredi,* (694) *trestous si fez que je vous di*

(695) *a l'ermitage s'en revint.* (696) *Huimes orrez com lui avint:* (697) *Leenz entra mout dolereus . . .* Für C gibt die Var. lect. an, daß 677—688 fehlen. D müßte eine ganz unverständliche Lesart haben, wenn ihm wirklich, wie die Varianten angeben, 677—683 fehlten. Es ist wohl anzunehmen, daß es heißen muß „677—682 fehlen C D" und darauf „683—688 (statt 684—688) fehlen C".[1]) So daß D läse wie Méon: *Li barisiaus mout li greva Qu'il ot porté s. n. s. Un an e. p. n. e. p. j. Arriere dist q. s. r.* etc. bis 694 wie oben — (695 — 696 fehlen wieder C D) — *Leenz entra m. d.* — Die Verse 677—682 sind inhaltlich völlig entbehrlich. Teils wiederholen sie schon Gesagtes (678 ≐ 676), teils (677, 679—682) enthalten sie Plattheiten, die die Erzählung nicht fördern. Auch 683—688 sind verdächtig: 683 ist auffallend, weil niemand da ist, mit dem der Ritter sprechen könnte, 684 und 685 sind jedenfalls ganz überflüssig, 686 paßt wenig, da der Ritter sich schon unterwegs befindet, 687 ist Wiederholung von 672 *(A un baston l'estuet tenir).* 688 lesen B D *a mout bas ton.* Und das wird das Richtige sein. Denn sieht man 683—688 näher an, so zeigt sich, daß alle drei Verspaare homonyme Reimwörter haben *rira* : *rira*, *voie* : *voie*, *baston* : *bas ton.*[2]) Sie kennzeichnen sich damit auch äußerlich als eine zusammengehörige Reimspielerei. Endlich 695—696 sind wieder ganz überflüssig. Dafür daß C mit seiner kürzesten auch die beste Lesart hat, spricht auch der Umstand, daß 689 sich besser an 676 als an 688 anschließt. Auch inhaltlich sind 689/90 wenig angemessen, da wiederholt gesagt ist, daß der Ritter sich auf dem Wege zum Eremiten befindet. Man müßte den Kopisten von C geradezu bewundern, wenn er so geschickt zu kürzen verstanden hätte. Wollte man andrerseits annehmen, daß er die ihm fehlenden Verse aus Flüchtigkeit übersprungen habe, so müßte das sonderbarste Spiel des Zufalls vorliegen.

Die Handschrift C steht auch an einer zweiten Stelle ganz allein: es fehlen ihr die Verse 283—295 oder vielmehr, wie es statt 295 in der Varia lectio wird heißen müssen: 294 — andernfalls würde sich kein Zusammenhang ergeben und zu 296 der Reim fehlen — und 297—300. Der Eremit dringt in den Ritter, seine Sünden zu beichten . . (281) *que vous connoissiez voz pechiez;* (282) *j'escouterai, or commenciez!* A B D berichten nun: (283) *Lors le regarde li tyranz* (284) *qui fel estoit et mal queranz.* (285) *Li preudom ot paor mout fiere,* (286) *ne garde l'eure cil le fiere;*

[1]) Frl. Hedwig Hagen, die gegenwärtig in Paris weilt, hatte die Güte, an dieser Stelle (und einigen weiteren) die Handschriften für mich einzusehen und bestätigt mir, daß 683 in D steht.

[2]) Letzterer Reim begegnet schon an einer früheren Stelle, was freilich aus der Var. lect. nicht ersichtlich wird. 198 ff. heißt es *Adont s'en vait tout apoiant* (199) *li foibles hom a un baston* (200) *esraument a dit au baron.* Für 200 bietet Méon: *Au signor dist a mout bas ton.*

(287) *mes il met tout en aventure,* (288) *se li ramentoit l'escripture* (289) *et li dist mout tres doucement:* (290) *Frere, por Dieu omnipotent,* (291) *dites moi viaus un seul pechié;* (292) *se vous aviiez commencie,* (293) *bien sai que Diex vous aideroit* (294) *a raconter vo vie a droit.* (295) Ritter: „*Ja voir, fet il, nul n'en orrez.*" — (296) Eremit: „*Si ferai voir.*" — Ritter: „*Vous non ferez.*" (297) Eremit: „*Comment? Si ne m'en direz rien* (298) *ne si ne vaudrez fere bien?*" (299) Ritter: „*Non voir; a tout cest duel morrez,* (300) *que ja rien dire ne m'orrez.*" — (301) Eremit: „*Si ferai voir, cui qu'il anuit.*" Und nun beschwört er den Ritter bei Gott und allen Heiligen, seine Sünden zu beichten und schließt energisch *ainz vous commant... que vous toz voz pechiez me dites et si n'alez plus atendant.* Die Verse 297—299 fehlen außer C auch D. Mir ist nicht zweifelhaft, daß auch an dieser Stelle C (und für 297—300 auch D) im Rechte ist. So eindrucksvoll es zunächst sein mag, zu hören, daß der Mönch Gefahr läuft von dem Ritter geschlagen zu werden, tatsächlich sind die Verse 283—294 nicht nur überflüssig, sondern auch störend. Kein irgend sorgfältiger Dichter kann dem Leser zumuten zu glauben, der Eremit habe zunächst in ganz kategorischer Form den Ritter zum Beichten aufgefordert, dann aber plötzlich — ohne daß dazu irgend welche Veranlassung vorläge — aus Furcht Schläge zu erhalten, ihn in ganz sanfter Weise gebeten, wenigstens e i n e seiner Sünden zu nennen und, da der Ritter sich dessen standhaft weigert, ihn nun wieder in schärfster Weise bedrängt, unverzüglich a l l e Sünden zu beichten. Das ist ein Hin und Her, das man auch einem viel weniger gewandten Dichter, als der Verfasser des Chevalier au barisel ist, schwer zutrauen wird. Streicht man dagegen mit C (D) die Verse 283—294 und 297—299, so ergibt sich nicht nur eine ganz glatte Lesart, sondern auch eine sehr wirksame Steigerung in dem Auftreten des Eremiten: (281) Eremit: *que vous connoissiez vos pechiez;* (282) *j'escouterai, or commenciez!* — (295) Ritter: *ja voir, fet il, nul n'en orrez.* — (296) Eremit: *Si ferai voir.* — Ritter: *Vous non ferez.* — (301) Eremit: *Si ferai voir, cui qu'il anuit,* (302) *Ainz serez ci dusqu'a la nuit que je n'en sache aucune chose.* Es kommt folgendes hinzu: 295 schließt sich tadellos an 281/282 an, während *nul* und *en* in diesem Verse (295) bei der jetzt im Text stehenden Lesart auf ein vier Verse zurückliegendes Wort Bezug nehmen. Ferner ist 301 *si ferai* in dem jetzigen Texte unklar. Einerseits verlangt die Grammatik als Widerspruch des Mönchs zu des Ritters Worten *(ja riens dire ne m'orrez)* ein *si ferai* (d. h. *si vos orrai dire riens*), andrerseits ist doch der S i n n der Worte des Ritters *ja ne dirai riens*, und d a s zu bestreiten ist andrerseits der Sinn der Worte des Eremiten, so daß *si ferez*, wie A liest, aber vom Herausgeber geändert ist, wohl angemessen wäre. Tatsächlich gibt weder *si ferai* noch *si ferez* einen befriedigenden Anschluß an Vers 300,

während *si ferai* sich ausgezeichnet an 296 anschließt: (295) Ritter: *Ja voir, nul n'en* (sc. *de mes pechiez*) *orrez.* — (296) Eremit: *Si ferai voir.* — Ritter: *Vous non ferez.* — (301) Eremit: *Si ferai voir, cui qu'il anuit. Ainz serez ci dusqu'a la nuit....* Grade das unmittelbare Aufeinanderfolgen des *si ferai* macht den vom Dichter beabsichtigten und trefflich in den Zusammenhang passenden Eindruck der Hartnäckigkeit des Eremiten, die ihn schließlich sein Ziel erreichen läßt. Auch von dieser Stelle gilt das von der vorigen Gesagte: Läge wirklich eine Kürzung vor, so wäre der Abschreiber, der mit so sichrer Hand zu streichen wußte, zu bewundern. Und nicht nur eine ungewöhnliche Geschicklichkeit setzt die Annahme der Kürzung voraus, dieser Geschicklichkeit mußte an beiden Stellen noch der Zufall zu Hilfe kommen, daß der Zusammenhang der Erzählung der Kürzung keinerlei Hindernis in den Weg legte.

Ein entschiedenes Zeugnis für bessere Überlieferung scheint mir auch das Fehlen der Verse 552 und 554 in C D. Es wird geschildert, wie der Ritter bei Wind und Wetter mit seinem Fäßchen umherirrt. Und nun lesen die verschiedenen Handschriften folgendermaßen:

1) A: *A chascune eve qu'il ataint* (550)
Son barisel met et esprueve (551)
Mes mout poi li profite s'uevre (552)
Quar n'en puet goute recevoir (553)
Por nul travail qu'il puist avoir (554)

2) B: *A chascune eve qu'il ataint* (550)
Son barisel met et espaint (551)
Et li resprueve et li respaint (552)
Mais il n'en puet nis goute avoir (553)
Por nul travail qu'il puist avoir (554)

3) C: *A chascune eve qu'il ataint* (550)
Son barisel met et esfroie (551)
Mais il n'en puet goute rechoivre (553)

4) D: *A chascune eve qu'il ataint* (550)
Son barisel boute et reboute (551)
Mais il n'en puet rechoivre goute (553)

Die Gruppierung der Handschriften ist klar: A geht mit B, C mit D zusammen. Allen Hss. gemeinsam ist nur V. 550, der überall gleich lautet, der Anfang des folgenden Verses (551) und V. 553. Daß C und D oder ihre Vorlagen zu ihrer Lesart durch Kürzung gekommen seien, ist recht unwahrscheinlich, wenigstens wenn A die ungekürzte Lesung darstellen soll. Es wäre dann doch anzunehmen, daß V. 551, wie er in A lautet, von C und D übernommen, 552 alsdann gestrichen und gleichzeitig 553 auf 551 gereimt worden wäre, um danach auch V. 554 zu streichen, der durch die Paarung von 551 und 553 reimlos geblieben wäre.

Aber das ist nicht möglich, da V. 551, wie A ihn überliefert, weder in C noch in D steht. Und auch B geht hier nicht mit A zusammen. Der Text von B ist dadurch besonders bemerkenswert, daß die vier Verse 549—552 sämtlich auf *aint* reimen. Das ist offenbar so zu erklären, daß V. 551 in seiner zweiten Hälfte in der Vorlage von B verstümmelt oder unleserlich war, so daß der Kopist sich entschloß selbst zu reimen. Hierbei versah er sich insofern, als er den zu flickenden Vers 551 mit dem vorangehenden (also V. 550) statt mit dem folgenden reimte, also übersah, daß V. 550 schon mit V. 549 *(ot bien changie et noir et t a i n t)* reimte. Dies Versehen zwang ihn, nun nochmals auf *aint* zu reimen: so kam V. 552 in B zustande.[3]) Daß dies der wirkliche Sachverhalt ist, scheint auch aus A hervorzugehen. Auch A fand für den zweiten Teil von 551 in seiner Vorlage nichts Brauchbares. Er half sich damit, daß er Vers 530 *(son baril i met et esprueve)* wiederholte und zu diesem nun aus Eigenem V. 552 reimte bezw. assonierte, da ihm das Reimen nicht gelang. (Daß der Dichter selbst sich nach 20 Versen wiederholt habe, ist nicht anzunehmen.) Damit erklärt sich sowohl die völlige Verschiedenheit von 552 in A und B wie das Fehlen dieses Verses in C und D. Auch C bietet V. 551 Ungenügendes: *esfroie* befriedigt im Reim auf *rechoivre* formell nicht und bleibt auch dem Sinne nach unklar. Einwandfrei ist nur D. Nimmt man an, daß 553 ursprünglich wie in D lautete, so wird im Zusammenhange mit dem eben Bemerkten alles klar. Nachdem A und B jeder nach seiner Weise das Verspaar 551/2 geschaffen, blieb 553 *(Mais il n'en puet rechoivre goute)* reimlos übrig. Es mußte also zu ihm ebenfalls ein Vers hinzugedichtet werden; aus diesem Zwang ergab sich V. 554, nachdem in V. 553 durch Änderung der Wortfolge *goute* aus der Reimstellung in das Versinnere gerückt war. Bemerkenswert ist nun die Übereinstimmung von 554 in A und B *(Por nul travail qu'il puist avoir)*. Lag A dem B vor oder umgekehrt? Mir scheint die letztere Annahme mehr für sich zu haben. Denn B hätte, wenn ihm A vorgelegen hätte, keinen Grund gehabt, 551/2 von ihm abzuweichen, während bei umgekehrtem Verhältnis A allerdings bei einiger Aufmerksamkeit sofort den Fehler sehen mußte, daß in B vier Verse hintereinander auf *aint* reimten und dadurch zu selbständiger Änderung gezwungen wurde. 553 ist unter dieser Voraussetzung auch A's Änderung von dem den

[3]) Derselbe Irrtum begegnete B auch an einer zweiten Stelle. 717 ff. lauten bei Sch.-G.: (717) *quar onques puis ne revint ci*; (718) *mes or me di par ta merci* (719) *quels hom tu es et si te nomme*, (720) *ainz mes ne vi si tres povre homme.* Die zweite Hälfte von 719 stand B nicht zur Verfügung; er reimt selbständig und zwar wieder fälschlich mit dem vorangehenden Verse, der schon in 717 seinen Reim hat: *quels hom tu es e t s i m e d i*, muß infolgedessen nochmals auf *-i* reimen, was er hier durch Änderung der Wortfolge erreichte: *ains mais si povre homme ne vi.*

Vers beginnenden *mais* in *quar* erklärlich, da *mes* bereits für 552 von A verbraucht war. Wie aber ist C zu beurteilen? Auch C hatte einen verstümmelten Vers 551 und flickte ihn so gut als möglich. Auch ihm war *goute* als Reimwort unbequem; er änderte (wie A und B) die Wortfolge, brachte aber trotzdem nur die Assonanz *esfroie* : *rechoivre* zustande. Somit ergäbe sich folgendes Handschriftenverhältnis: D stellt die beste Überlieferung dar, A, B und C gehen auf eine Vorlage mit verstümmeltem Vers 551 zurück. B und C stehen auf gleicher Stufe der Überlieferung, A aber setzt B voraus, würde also den jüngsten Typus der Überlieferung darstellen.

Bei dieser Auffassung bleibt allerdings auffällig, daß V. 551 die beiden Worte *(son barisel) met et* und die erste Silbe des Reimwortes *es-* in A B C gleichmäßig überliefert sind und doch von jedem der drei Schreiber (nach unsrer Annahme) selbständig hinzugefügt worden sein sollen, nicht aber auf eine gemeinsame Quelle deuten sollen. Aber so gut sich A der erst zwanzig Verse früher geschriebenen Worte *met et esprueve* erinnerte, konnten es auch B und C, so daß denn schließlich die gemeinsame Quelle doch in V. 530 vorhanden wäre. Bei B deutet ja auch der Anfang von 552 *(Et li resprueve)* darauf hin, daß er für den vorangehenden Vers ein *esprueve* wenigstens im Sinne hatte.

Ich möchte noch auf die in C D fehlenden Verse 781/4 und 815/6 hinweisen. Die Stellen sind so parallel, daß für beide notwendig die gleiche Erklärung wird gelten müssen. An der ersten (781—784) ruft der Eremit Gott um Gnade für den Ritter an (780) *que vos fetes cestui merci* (781) *qui par moi est en tel destrece.* (782) *Diex, ne suefres que sa povrece* (783) *soit perdue par vo pitance,* (784) *mes tornez li a penitance!* An der zweiten Stelle (815—816) bittet der Ritter Gott: (815) *Diex, ne souffrez que ceste paine* (nämlich die Betrübnis des Eremiten um ihn, den Ritter) (816) *Soit a m'ame vuide ne vaine.* Daß C D diese beiden, ganz gleichartigen Stellen versehentlich übersprungen haben könnten, ist ausgeschlossen; daß sie sie absichtlich gestrichen hätten, wenig wahrscheinlich. Nimmt man folgendes hinzu: der Ritter bittet Gott 813/4, er möge den Eremiten trösten, der so trostlos über ihn sei [er hält sich sogar für schuldig an seinem, des Ritters, harten Geschick!]. Dann folgen die in C D fehlenden beiden Verse, darauf (817) *toutes voies por mes pechiez* (818) *me fu li barisiaus carchiez,* (819) *et je por mes pechiez le pris.* Die Worte „Immerhin wurde mir doch das Fäßchen meiner Sünden wegen aufgeladen" schließen sich m. E. so eng an jene Bitte zu Gott (813/4) an, daß sie nicht (durch 815—816) davon getrennt werden dürfen: „der Eremit ist zwar untröstlich über mich, aber ich habe doch durch meine Sünden — nicht durch des Eremiten Schuld — mein Unglück verdient" ist eine untrennbare Gedankenfolge, in der 815/6 als Fremdkörper stecken.

So scheint mir die nähere Prüfung der Lücken in diesen — und noch weiteren Fällen — mehr für als gegen die Handschriften C D zu sprechen. Anders bei den in A fehlenden Versen: 48 ff., 116 ff., 192 ff., 207/8, 428 ff., 658 ff., 805/6, 821 ff. An den meisten dieser Stellen g e w i n n t m. E. der Text durch Aufnahme der in B C D überlieferten Verse. 805/6 hat auch der Hrsg. das anerkannt und die A fehlenden Verse in seinen Text aufgenommen. Ich möchte auch für die zwischen 116 und 117 in B C D fehlenden Verse ein empfehlendes Wort sagen. Die Begleiter des gottlosen Ritters wollen ihn veranlassen, mit zum Eremiten zur Beichte zu kommen: (111) „*Confesser?, fet il, .C. diable!* (112) *Enterrai je de ce en fable?* (113) *Honiz soit qui por ce ira* (114) *Ne qui les piez i portera.* (115) *Mes s'il avoit auques a prendre* (116) *je iroie bien por lui pendre.*" Nach dieser schroffen Ablehnung scheint es mir unmöglich, daß die Begleiter dem Ritter erwidern: (117) *Sire, font il, i vendrez vous?* In B C D folgen auf 116 zunächst noch des Ritters Worte: *car autrement n'iroie mie.* Worauf man ihm erwidert: *Si feres viaus par compaignie.* „So kommt wenigstens zur Gesellschaft mit, wollt Ihr? Tut uns das zur Liebe." Das ist ohne Zweifel die glattere Lesart. Und auch die motiviertere. Denn es ist wesentlich, daß die Begleiter den Ritter bitten, z u r G e s e l l s c h a f t mit ihnen zu kommen; d a r a u f läßt er sich ein, während er vorher sich weigerte, weil nur davon die Rede war, er solle b e i c h t e n. Nach der bei Sch.-G. stehenden Lesart müßte der Ritter glauben, seine Begleiter blieben bei dieser Bitte (zu beichten), nur daß er s i e i h n e n z u L i e b e erfüllen solle. Es ist also anzunehmen, daß A aus Flüchtigkeit das Reimpaar zwischen 116 und 117 übersprang.

Das Gleiche wird der Fall sein bei den in B C D auf 820 folgenden Versen. Die Stelle lautet (820) *Douz Diex, se je i ai mespris,* [*Vrais diex, a vous m'en renc coupables. Merchi vous pri, rois veritables.*] (821) *Or en fetes vo volenté,* (822) *et vez me ci tot apresté.* Die in [ ] stehenden in A fehlenden Worte sind eigentlich die Hauptsache, denn m i t i h n e n b e k e n n t d e r s ü n d i g e R i t t e r v o r G o t t s e i n e S c h u l d u n d b i t t e t i h n u m G n a d e. Mir scheint, man kann sie inhaltlich gar nicht entbehren. Bei der jetzigen Lesung ist ein wirkliches Sündenbekenntnis des Ritters vor Gott gar nicht vorhanden, sondern nur zu e r s c h l i e ß e n. Der Irrtum in A mag darauf zurückzuführen sein, daß zwei aufeinanderfolgende Verse — übrigens sehr wirksam, um die Zerknirschtheit des Ritters zu bezeichnen — mit der Anrede an Gott *dous* (bzw. *vrais*) *diex* beginnen. Das Auge des Abschreibers übersprang infolgedessen den zweiten dieser beiden Verse und geriet auf dessen Reimvers *merchi vous pri . . .*, der später, weil nun reimlos, getilgt wurde. — Ein bourdon kann auch vorliegen zwischen 428 und

429. Der Ritter taucht das Fäßchen nach allen Richtungen ins Wasser, ohne daß doch ein Tropfen eindringt: (428) *a poi que il n'ist fors del sens.* [*D o n t se commenche a airer Et mort et plaies a jurer* (429).] *D o n t cuide qu'il l'ait estoupé.* Das Auge des Kopisten geriet, nachdem er das erste *dont* niedergeschrieben, sogleich in das z w e i t e der beiden mit *dont* beginnenden Reimpaare. Jedenfalls passen die in B C D stehenden Verse vortrefflich in den Zusammenhang und machen die Schilderung viel wirksamer: daß der Ritter bei seinen erfolglosen Versuchen, das Fäßchen zu füllen, zornig wird und fürchterlich flucht, ist doch gewiß zu sagen nicht überflüssig.

Auch 201 ff. halte ich die von B C D gebotene Lesart für besser. Der Eremit, ein schwacher, sich am Stock stützender Greis, heißt den gottlosen, vor seiner Kapelle hoch zu Pferde haltenden Ritter willkommen: (201) *Sire, bien soies vous venus!* (202) *on doit bien* (l. mit Méon *hui*) *metre toz maus jus* (203) *et repentir et confesser* (204) *et doucement a Dieu penser.* (205) Ritter: *S'i penssez, bien!* (so würde ich interpungieren) *Qui vous desfant?* (206) *Que je n'i pensserai neant.* A fährt fort (207) *Si ferez voir, biaus sire chiers;* (208) *puis que vous estes chevaliers,* (209) *vouz* (l. *vous*) *devez avoir gentil cuer.* — B C D dagegen haben hinter V. 206: *L'ermites l'ot, n'en ot point d'ire, Mout humlement* (B *doucement*) *li prist a dire: Car descendés, biaus sire chiers,* (208) *puis* etc.[4]) — Der Eremit geht zunächst ganz zart mit dem Ritter um, vor dem er sich fürchtet — V. 200 heißt es bezeichnend *Au signor dist a mout bas ton* bei Méon (wofür freilich Sch.-G. ohne varia lectio liest: *esraument a dit au baron*) — und steigert erst seine Eindringlichkeit, nachdem er den Ritter in die Kapelle geführt hat. Es paßt somit viel besser in den Zusammenhang, daß der Eremit an unsrer Stelle, wo das Zwiegespräch eben begonnen hat, in aller Unterwürfigkeit und ohne, wie später, zornig zu werden, den Ritter bittet, vom Pferde zu steigen, mit der Begründung, da er ein Ritter sei, müsse er ein *gentil cuer* haben. Wer das hat, d. h. über ein feines Empfinden verfügt, wird nicht am Karfreitag vor einer Kapelle hoch zu Roß halten — das ist ein einwandfreier Gedanke, dem B C D Ausdruck geben. Aber kaum kann man es (mit A) als Mangel an feinem Empfinden bezeichnen, wenn man am Karfreitag nicht an Gott denkt; dieser Ausdruck ist schief und ungenügend. — Ich halte es, wenn man eine Erklärung für das Fehlen der in B C D überlieferten Verse in A verlangt, für wohl

[4]) Der bei Sch.-G. stehende Text ist aus A und BCD kombiniert. A hat 204 statt *a Dieu penser,* was durch 205 absolut gesichert ist, *a Dieu orer,* das der Hrsg. mit Recht ablehnt. Ebenso sicher ist 209 die gleichfalls von Sch.-G. mit Recht abgelehnte Lesart von A: *Vous devez estre sanz orgueil* falsch, weil 210 statt des von A gebotenen *je vous recueil* offenbar wieder BCD das Richtige *(si vous requier)* bieten.

möglich, daß sie absichtlich von einem Kopisten gestrichen wurden, der, selbst geistlichen Standes, an der Unterwürfigkeit des Eremiten gegen den Ritter Anstoß nahm.

Offenbar ist A im Unrecht 192 ff., wo das Auge des Kopisten von *car il ne veut por riens* (Méon liest *nous!*) *venir*, dem ersten der von B C D überlieferten und in A fehlenden Verse, abirrte auf (193) *quar il n'i veut venir por nous.* Hier liegt ein ganz unzweifelhaftes bourdon vor.

Die Verse 305/6 fehlen allein B, und wenigstens insofern scheint B im Rechte zu sein, als die Verse ursprünglich an dieser Stelle nicht gestanden haben können. Der Text, wie er jetzt zu lesen ist, lautet: (304) *Or vous di tant a la parclose*: (305) *Je vous conjur de Dieu mëisme* (306) *Et de la grant vertu hautisme.* (307) *Il est hui jors que Dieu souffri* (308) *la mort et en la croiz pendi*; (309) *je vous conjur de cele mort* (310) *qui l'anemi destruit et mort*, (311) *des sainz, des saintes, des martirs*, (312) *que...* Auf die Worte *or vous di tant a la parclose* muß eine Mitteilung und kann nicht eine Beschwörung, d. h. die denkbar stärkste Aufforderung folgen. Dem genügt B mit seinem Text: *or vous di tant a la parclose*: *il est hui jors que Diex* etc. Nun ist freilich schwer anzunehmen, daß die von A, C und D überlieferten Worte (305/6), die auch gut in den Zusammenhang passen, nicht ursprünglich sein sollten. Aber es liegt auf der Hand, daß sie im Zusammenhang mit den übrigen Beschwörungen (309—311) ihre Stelle haben, wo sie die Wirkung der Anrede des Eremiten vermehren, während jetzt durch das Dazwischentreten von 305—306 diese Wirkung abgeschwächt wird. Die Verse werden hinter 308 einzuordnen sein, so daß zwei aufeinanderfolgende Reimpaare mit *je vous conjur* anfingen. Unter dieser Voraussetzung konnte sehr leicht von einem Kopisten durch bourdon das erste ausgelassen werden. Nimmt man an, daß es korrigierend am Rande wieder hinzugefügt wurde, so konnte über die Stelle, wo das am Rande stehende Verspaar einzufügen sei, Unklarheit und dadurch die jetzt herrschende Verwirrung entstehen. Ebenso leicht konnten die am Rande stehenden Verse bei der Abschrift ganz übersehen werden.

Führt eine genauere Prüfung der „Lücken“ nicht zu der Meinung des Herausgebers, daß A dem Original am nächsten stehe, so wird dieses Resultat durch die — weiter unten zu belegende — Tatsache gestützt, daß die von B C D gebotenen Lesarten viel häufiger dem bei A überlieferten Text vorzuziehen sind als umgekehrt. Der Herausgeber hat schon selbst in nicht wenigen Fällen der Lesart von B C D vor der von A den Vorzug gegeben. Man wird darin noch viel weiter gehen müssen. Auch folgendes spricht gegen A und für die anderen Hss.: V. 81/2 stehen im Reim zweisilbiges *jeuner* und dreisilbiges *desjeuner*, V. 85 dagegen dreisilbiges *jëunes*, während B C D diesen Wider-

spruch nicht aufweisen. Der Herausgeber macht in der Anm. zu 85 auf die Diskrepanz aufmerksam, begründet aber sein Verfahren, V. 85 gleichwohl bei A zu bleiben, nicht. — Die Nominalflexion ist in dem Gedichte grundsätzlich gewahrt. Gleichwohl heißt es 666 ff. von dem Ritter in dem jetzigen Text: *des les orteus jusques es aines* (667) *ne n'ot ne tissu ne filé*; (668) *mout est noir et taint et hallé.* Diesen Verstoß gegen die Grammatik meiden B C D. — 698 liest unser Text *l'ermite estoit leenz toz seus.* Daß der Dichter die regelrechte Nominativform anwandte, zeigt der Reim 313/4: *li hermites* : *dites.* Nun gibt zwar die Var. lect. zu 698 keine Variante, doch Méon liest *l'ermites i estoit tous seus.* B, C oder D haben also die korrekte Lesart. — Weitere Verstöße gegen die Flexion in A sind zwar nicht beweisend, seien aber hier angeführt: 709 *quel besoing vous amena ça?* Méon: *Ques besoins.* — 755: *tu es pires c'uns sodomites ne chien ne leu ne autre beste.* Méon: *chiens ne leus.* — 665: *les ners li perent.* Méon: *li nerf.* — 843: *Si grant dolor* (Méon: *si grans douleurs*) *au cuer li toche.* — 866 *une grant* (B C D *grans*) *lerme si s'adrece.* — Endlich die Schlußformel: *Explicit le dit du barisel.* In B fehlt ein Explicit, C und D lesen richtig *explicit du chevalier au barisel.*

Im einzelnen möchte ich noch folgendes bemerken:

V. 22. In diesem Vers und in drei weiteren (103, 153, 892) begegnet die Wendung *ce est la somme.* Das Glossar übersetzt *somme* mit „Summe, Schluß". Vielmehr ist die so häufige altfranz. Redensart wiederzugeben durch „das ist ausgemacht". Ausgehend von *somme* „Inbegriff einer Sache": *an ne puet pas dire la some De buene dame et de prodome* (Yvain 785); *N'en poroie dire la somme De sa biauté* (Rich. 170) — bedeutet *somme* das was genau der Wahrheit entspricht und hat in *ce est la somme* im wesentlichen die Kraft nachdrücklichen Hinweises auf die Tatsächlichkeit des Berichteten. Vgl. Barisel 1041: *Or vous ai dit toute la somme* (die ganze, genaue Wahrheit) *que il avint a cel haut homme.* Vie des pères 29: *briement vous en dire la some.*

V. 32. *Il n'espargnoit ne clerc ne moine* (33) *renclus n'ermite ne chanoine.* Der Herausgeber sieht *renclus* als zu *moine* gehöriges Adjektiv an, da ein Unterschied zwischen subst. *renclus* und *moine* schwer zu erkennen sei. Hiergegen spricht nicht nur das ungewöhnlich starke Enjambement (das durch den Hinweis auf 1015/6: *por ce qu'il ne sorent comment / morut* .... m. E. nicht gerechtfertigt wird, da die syntaktische Verbindung 32/3 viel enger ist), sondern auch die Tatsache, daß die Reklusen wirklich „eine besondere Art von Einsiedlern waren, welche sich als ‚Gefangene Christi' in einer Zelle auf Lebenszeit einschlossen" (Streber in Wetzer & Weltes Kirchenlexikon). Vgl. auch van Hamel in der Einleitung zu seiner Ausgabe der Gedichte des Reclus de Moiliens p. CLXXXVI. Dem einen von Ebeling in dieser Ztschr. XXV, 2, S. 23 gegebenen Belage füge ich hinzu

R Car VI 9 ff.: *O ches moines, o ches hermites Cuidai ke tu* (sc. *Carités*) *fusses entrée, Ou o ches renclus encartrée ki dures voies ont eslites.*

V. 89. *si fera il certes encore.* Der Anfänger müßte auf den Unterschied zwischen *si fera* und *si fera il*, *si ferai* und *si ferai je* etc. aufmerksam gemacht werden, den ich in der Zeitschr. f. rom. Phil. XX 404 dargelegt habe. *Si* und *non* bedeuten in Verbindung mit dem verb. vic. *faire* bei ausgesetztem pronominalen Subjekt Zustimmung, bei nicht ausgesetztem pronom. Subjekt Widerspruch zu einer vorangehenden Äußerung: *Si faz je* (‚das t u ich auch'), aber *si faz* (‚ich tu es d o ch'); *non faz je* (‚das t u ich auch nicht'), *non faz* (‚ich tu es d o c h nicht'). Den a. a. O. gegebenen Belegen füge ich hinzu: *Gardez, ne l'obliez vos mie! — Non ferons nos, voir, douce amie!* (das werden wir auch nicht tun) Karre 712. — *La dameisele... li prie Que por li lest qu'il ne l'ocie, Et il dit, si fera voir* (er werde es wahrlich d o c h tun) ib. 903. — *Qu'ele cuida qu'il fust pasmez. Si iert il* (und er war es auch), *autant se valoit* ib. 1445.

V. 107—110. Méons Text hat die Reihenfolge 109. 110. 107. 108, die deshalb recht bemerkenswert scheint, weil 111 sich besser an 108 als an 110 anschließt. Die Varianten geben leider nicht an, in welchen Handschriften diese Versfolge überliefert ist.

V. 159—160. *ses piez regarde mout sovent si se rafiche fierement.* Méon liest *ses piez regarde fierement si se rafiche si s'estent* viel bezeichnender für den trotzigen Ritter, der, im Sattel sitzend, wild zu Boden blickt, sich dann wieder festsetzt und ausreckt. Eine vortreffliche Schilderung, leider gibt die var. lect. auch hier keine Auskunft, in welchen Hss. Méons Text steht.

V. 185. Die Begleiter des Ritters haben dem Eremiten ihre Sünden gebeichtet: *et l'ermites, si come il seut, les a rassaus mout doucement.* Für *rassaudre* gibt das Glossar die Bedeutung: „absolvieren". Damit bleibt das Präfix *re* aber unübersetzt, das hier, wie so oft, (z. B. auch V. 1018 in *reconforte*) „andrerseits, hinwieder" bedeutet. Vgl. Suchier zu Auc. Nic. 16, 31.

V. 202. Méon liest statt *On doit bien metre toz maus jus* zweifellos besser *On doit h u i m. t. m. j.*, denn es kommt alles darauf an, daß die Worte am K a r f r e i t a g gesprochen werden.

V. 252. Der Eremit will den Ritter ohne Beichte nicht ziehen lassen: (246) „*Por tant me porriez decoler* (247) *que vous ja mes m'eschapissiez* (248) *por rien que fere pëussiez,* (249) *si m'avrez dite vostre vie.*" (250) *Cil qui fel ert et plains d'envie* (251) *li respont*: „*Certes, non ferai,* (252) *et por tant, voir, vous tuerai.* (253) *quar ja de moi n'orrez neent.* Die Anm. zu 252 erklärt: *por tant* ‚um so viel', nämlich, daß Ihr mir derartig zusetzet, so dreist in mich dringt. Ich kann mich dieser Auffassung nicht anschließen. Wenn der Dichter das wirklich hätte sagen wollen, so hätte er sich mit einem so inhaltlosen Hinweis wie *por tant* kaum begnügen dürfen. Mir scheint auf der Hand zu liegen,

daß *por tant* in den Worten des Ritters ganz parallel dem *por tant* ist in den Worten des Eremiten (V. 246), also wie dieses aufzufassen ist und durch dieses seinen Inhalt erhält. V. 246 sagt der Eremit: „Für soviel, daß Ihr mir je entwischtet, könntet Ihr mich köpfen.“ Das Bild ist dem Kauf entnommen: dem Ritter wird vorgeschlagen, zu zahlen für (*por*) eine Leistung des Eremiten. Letztere besteht darin, daß er den Ritter entwischen ließe und für diese — angenommene — Leistung schlägt der Eremit dem Ritter als — angenommenen — Preis vor, ihn (den Eremiten) zu köpfen: „ich würde Euch freigeben, wenn Ihr mich köpftet,“ d. h., nur um den Preis meines Lebens — also unter keiner Bedingung — lasse ich Euch frei. Und auf diesen Vorschlag geht der Ritter mit *por tant voir vous tuerai* ein: „für soviel (daß Ihr mich freigebt) werde ich Euch wirklich töten,“ denn die andere Möglichkeit (zu beichten) lehne ich ab. — Mit V. 248 fällt der Eremit gewissermaßen aus dem Bilde und fährt fort, als hätte er in ganz schlichten Worten gesagt — was er dem Sinne nach ja tatsächlich gesagt hat: *Vos ne m'eschaperez.*

V. 266. *Ja certes ne m'entremetrai.* Méon liest *Ja, fait il, ne m'en meslerai.* Ebeling hatte mit Recht bemerkt, daß *soi entremetre d'a.r.* eines *en* nicht wohl entbehren könne und deshalb die erste Silbe von *entremetrai* als ἀπὸ κοινοῦ gebraucht angesehen. Die Anm. weist darauf hin, daß auch bei *soi aperçoivre* nicht selten ein für unser Gefühl unentbehrliches *en* fehle. Von diesem Gebrauch hat G. Cohn in dieser Zeitschrift Bd. 27, 1, S. 137 zu Cliges 4882 gehandelt.

V. 286. *Li preudom ot paor mout fiere,* (287) *ne garde l'eure cil le fiere.* Das so oft begegnende seltsame *ne garder l'eure* wird in der Anmerkung so erklärt, daß „nicht auf die Stunde (d. h. einen bestimmten Zeitraum) achten“ gleichbedeutend sei mit „warten, daß etwas geschehe“, also „jeden Augenblick darauf gefaßt sein müssen“. Ich gestehe, daß mir die sonderbare Wendung durch diese Erklärung nicht durchsichtig wird. Wer wartet, daß etwas geschehe, achtet doch in der Regel gespannt auf den Moment des Eintreffens des Ereignisses, so auch speziell in unserm Beispiel. Auch was Ebeling vorschlägt, befriedigt nicht: „er achtet nicht auf die Stunde, daß der Ritter ihn schlage“ meine „er braucht sich vor der Stunde, da der Ritter ihn schlage, nicht erst zu hüten, sie sei schon da“. Das wäre gleichbedeutend mit „der Ritter schlägt ihn“, nicht aber mit dem, was gesagt werden soll: „er muß darauf gefaßt sein, daß der Ritter ihn schlägt.“ In seiner trefflichen Arbeit über den Konjunktiv bei Chrestien hat Fritz Bischoff S. 87 f. vor langen Jahren auf andere Weise versucht, dem Sinne der Wendung näher zu kommen, nachdem er die von Perle in Gröbers Zeitschrift 11 S. 9 gegebene Erklärung als unzureichend abgelehnt hatte. Er gibt *garder* die Bedeutung „bewachen“. Was man bewache, dafür übernehme man die Verantwortung: so drücke *ne garder l'eure* das Ablehnen

der Verantwortung für einen bestimmten Zeitpunkt des Eintretens einer Handlung und damit die Erwartung des Eintretens in jedem Augenblick aus. Mir scheint diese Erklärung noch immer die annehmbarste.

V. 301. Hinter *anuit* muß m. E. Punkt oder wenigstens Semikolon stehen.

V. 312. Als der Ritter sich standhaft weigert zu beichten, beschwört ihn der Eremit: *Je vous conjur de cele mort qui l'anemi destruit et mort . . . que voz cuers ne soit plus entirs, Ainz vous commant . . . Que vous tos voz pechiés me dites.* Die Anm. erklärt: „das Herz soll nicht länger ganz sein, d. h. es soll sich öffnen.“ Mir scheint ein „geöffnetes“ Herz kein Gegensatz zu einem „ganzen“; der Gegensatz zu „geöffnet“ ist „verschlossen“, und der zu „ganz“ — „geteilt, beschädigt, unvollständig“ u. a., aber nicht „geöffnet“. Ebeling erinnert daran, daß *entier* noch heute „halsstarrig, eigensinnig“ bedeute und will diese Bedeutung auch hier erkennen. Julian 580 *Doucement et de cuer entir s'entrebaisent* übersetzt er „aufrichtigen Herzens“, wieder anders (aber wie?) sei *cuer entir* zu verstehen eb. 944: *Or fu ses cuers fers et entiers Por la penitance qu'il a.* — Wir haben uns zunächst zu fragen, welches die Grundbedeutung von *entier* ist und 2., welches seine spezielle Bedeutung in Verbindung mit *cuer* ist. Die Antwort auf die erste Frage muß ohne Zweifel lauten „unversehrt“: *Li escu ne sont pas entir, N'i a celui ne soit troés* Durm. 4458. — *Et tante targe qui fu bone et entiere* Ans. 5829. Den Übergang von dieser eigentlichen Bedeutung zu der übertragenen, die in Verbindung mit *cuer* vorliegt, zeigt vortrefflich ein bei Littré aus Perceforest angeführtes Beispiel: *La vertu et proesse des quatre chevaliers estoit joieuse a regarder; car sans heaulmes et sans escuz estoient en estant, le roy Perceforest, le roy Lyonnel, le roy Gadiffer et le chevalier doré son frere, q u i n'a v o i e n t d'e n t i e r s q u e les cuers.* Nur das Herz der Helden war unversehrt, ihre Rüstung überall beschädigt. Das unversehrte Herz der Helden bedeutet natürlich ihren ungebrochenen Mut, das Herz ist also unversehrt durch feige Gedanken. Wie von Mut kann ein Herz von Liebe erfüllt sein; *cuer entir* bedeutet auch dann „unversehrtes Herz“, nur daß das, was das Herz versehren könnte, ein andres, nämlich Untreue, ist, so daß sich der Sinn „treu, unwandelbar“ für *entir* ergibt; z. B. *Contre le douc tans de mai Se doit chascuns esjoïr; Mais jou qui cuer ai entir En plain yver chanterai* Maetzn. Altfrz. Lieder XXV 3; deshalb findet sich *entir* in diesem Sinne gern mit *loial* gepaart: *mes fins cuers loiaus et entiers sera* Stimming, Altfrz. Mot. Mü. 14, 10. — *Ains ere ades corageus et hardis De li amer de loial cuer entier* Maetzn., Altfrz. Lied. XIX 14. — Und so bedeutet die Unversehrtheit des Herzens je nach der Regung, die das Herz erfüllt, etwas andres: Julian 580 (s. oben) unversehrt durch

Falschheit, aufrichtig; eb. 944 unversehrt durch Schwanken, Unschlüssigkeit, d. h. entschlossen. Ferner: Ju Nic 1443 *en lui* (nämlich Sankt Nikolas) *est mes cuers si entirs que jamais ne querrai autrui* — unversehrt durch Zweifel, d. h. gläubig, glaubensvoll. So endlich an unsrer Stelle: unversehrt durch Reue, d. h. trotzig. Es ist im Deutschen je nach dem Zusammenhang eine besondere Übersetzung zu wählen, aber festzuhalten ist, daß die zugrunde liegende Bedeutung überall ist: „unversehrt durch fremde, entgegengesetzte Gefühle, unwandelbar.“ Anstelle von *cuer* kann natürlich auch ein andrer Ausdruck treten: *je ne suis si entier en mes opinions que je reconnaisse facilement ma faute* (bei Littré s. v. entier, Historique zitiert), oder *entier* kann auch ohne Zutritt eines Substantivums den bezeichneten Sinn haben: *Tant com je vos sarai entir Et vers moi fin amant et vrai De tot mon cuer vos amerai* Durm. 680. Weitere Belege bei Godefroy. Vgl. auch unsre deutschen Wendungen: „von ganzem Herzen lieben, sich freuen, trauern, hassen“ usw.

V. 320 hinter *Comment* setze Fragezeichen. Es handelt sich um zwei Fragesätze: 1. die Bestimmungsfrage: *Comment?* 2. die Bestätigungsfrage: *estes vous teus que...?*

V. 323 ist *le* (mit BD) in *les* geändert, während die Anm. nach wie vor von *le* spricht. — In demselben Verse haben BCD statt *maugré moi* die charakteristische Wendung *maugré mon nes* (vgl. Toblers Glossar zu seinen Mitteilungen), die als lectio difficilior sich empfiehlt.

V. 341. Lies in der Var. lect. statt 346 — 341.

V. 363—366 wird man besser als zusammenhängende Rede des Ritters auffassen, statt wie jetzt als Zwiegespräch zwischen ihm und dem Eremiten. Der Eremit schlägt dem Ritter vor, zur Strafe für seine Sünden einige Zeit zu fasten und zwar Freitags ungefähr 7 Jahre lang. Und nun erwidert der Ritter (363) „*VII anz, fet il? Non ferai.*“ (l. *VII anz? fet il. Non ferai.*) — Eremit: „*Trois*“. (364) Ritter: „*Non, voir.*“ Eremit: *Les vendredis d'un mois.*“ (365) Ritter: *Tesiez vous en, riens n'en feroie,* (366) *C'est ce que fere ne poroie.*“ Ich möchte statt dessen so interpungieren: *VII anz? fet il. Non ferai trois, Non voir les vendredis d'un mois; Tesies vous en, riens n'en feroie, c'est ce que fere ne poroie.*

V. 400 l. *s'i* statt *si*.

V. 405 hinter *moi* ist Komma verdruckt für Punkt.

V. 406. *Or avez penitance a moi.* Der Hrsg. übersetzt jetzt *a moi* im Glossar ‚in reichlicher Weise‘, wie Ebeling statt der Übersetzung der ersten Auflage ‚nach Maß‘ verlangt hatte, und begründet seine Ansicht ausführlich in einem besonderen Artikel ‚afz. *a moi* reichlich‘ in Gröbers Zeitschrift XXXV, 733—736. Ebeling hatte zwar für *a moi* (bzw. *mui*) die Bedeutung ‚reichlich‘ in Anspruch genommen, sie aber einerseits nicht durch Beispiele erhärtet und zweitens *a moi (mui)* in diesem Sinne

für die vorliegende Stelle für unzulässig erklärt. Sch.-G. gibt zunächst noch mehrere Belege und erklärt ferner die Bedeutung ‚reichlich' insofern für möglich auch an der vorliegenden Stelle, als die Worte ironisch gemeint seien. Auch den Einwand Ebelings, daß *modium* in der Sprache des Gedichtes *mui*, nicht *moi* geben müßte, sucht Sch.-G. als nicht stichhaltig zu erweisen. — Ich möchte die Frage nach dem Etymon von *moi* von der nach der Bedeutung des Wortes vollkommen trennen. Daß *a moi* aber wirklich ‚reichlich' heiße, scheint mir durch die von Sch.-G. gegebenen Belege nicht erwiesen. Wenn es Fl. u. Bl. heißt: *Claris les garde en bone foi Et si les sert mout bien a moi*, so liegt der Begriff des Reichlichen doch offenbar in *mout bien*: sehr gut abgemessen, abgewogen ist eben reichlich gemessen. Desgleichen in *je li donrai loier si grant et si a moi qu'a. c. doubles li est son bien guerredonés*: Hier kommt der Begriff „reichlich" durch den Satz mit *que* zustande. Wenn der Lohn so „abgemessen" *(si a moi)* ist, daß der in dem *que*-Satze ausgedrückte Erfolg eintritt, so ist er eben sehr reichlich. Dieser Sinn ergibt sich, ohne daß *a moi* etwas andres als „nach Maß" zu bedeuten braucht. Und zweifellos ist doch dies der Sinn der Wendung z. B. im Ju Nic 659: *Puis qu'il est tailliés a no moy* (im Reim auf das Pronomen *moy*) und ebenda 1072: *Ceste est bien au moy de le tieue.* Es liegt aber auf der Hand, daß der Begriff „abgemessen", wenn er prägnant gebraucht wird, ebensowohl zu der Bedeutung „reichlich", wie zu der gegenteiligen „kärglich" (vgl. unser „mäßig") führen kann, je nachdem man unter ihm versteht entweder 1. es f e h l t durchaus nichts an dem rechten Maße oder 2. es ist durchaus k e i n Ü b e r s c h u ß über das rechte Maß vorhanden. So daß denn in dem von Sch.-G. aus Godefroy zitierten *Kanque en lui remire tout li est bon a moi* ohne Schwierigkeit der Sinn sich ergibt „in vollem Maße, an dem nichts fehlt", also „vollkommen". Für unsere Stelle aber kommt man m. E. mit der ursprünglichen Bedeutung, die Sch.-G. für die erste Ausgabe angenommen hatte, sehr gut aus: *penitance a moi* ist ‚Buße nach Maß'. Das Maß für die Buße können offenbar nur die Sünden abgeben: je größer sie sind, um so größer die Buße; je geringer das Vergehen, um so kleiner die Buße. ‚Buße nach Maß' ist also eine den Sünden entsprechend große Buße. Die Stelle wird nun völlig klar, wenn man die Worte *ore aves penitance a moi* allerdings als ironisch, aber als ironische F r a g e auffaßt: „Habt Ihr nun eine Euren Sünden entsprechende Buße?" (oder findet Ihr die etwa auch noch zu groß wie alle übrigen, die ich Euch vorgeschlagen habe?)

V. 412 steht bei Méon v o r 411, eine m. E. recht bemerkenswerte Variante.

V. 414 *et cil ausi com lui ne chaille prist le baril mout vistement.* Ebeling weist in dieser Zeitschrift XXV, 2, 38 auf die Verschieden-

heit der Tempora in *prist* und *chaille* hin. Da *prist* und *prent* in historischer Darstellung beständig wechseln, so könne auch bei *prist* das stehen, was streng genommen nur bei *prent* stehen sollte, wie denn auch umgekehrt nach *ausi com* das Imperf. Conj. bei präsentischem Hauptsatz begegne: *ausi con ce fussent pailles Fet del hauberc voler les mailles.* Tatsächlich ist aber, wie die Anm. mit Recht hervorhebt, im Vergleichssatz der Konj. Imperf. die Regel: *Et chiet pasmez con s'il fust morz* (Erec 4605), nicht *con s'il soit morz.* Vgl. Bischoff, Konjunktiv bei Chrestien S. 118, der konstatiert, daß nur in einem Falle der Konj. Praesentis bei Chrestien steht: *Et la dameisele autresi Va regardant anviron li c'on s'ele ne sache qu'il a* (Yvain 3053). Eine Handschr. (G) liest auch hier *seust.* Auch Klapperich (Historische Entwicklung der syntakt. Verhältnisse der Bedingungssätze im Altfranz. S. 25) stellt fest, daß auch bei präsentischem Hauptsatz im Vergleichsatz in der Regel der Konjunktiv Imperf. oder Plusquamperf. steht. So daß denn zu erwarten wäre: *ausi com lui ne chausist* — oder auch indikativisch (Bischoff a. a. O. S. 118, Klapperich a. a. O. S. 26 f.) *chaloit.* Man kann nicht umhin daran zu denken, daß *chaille*, wie Tobler, Ztschr. f. rom. Phil. XVIII 298 und Berliner Sitzungsberichte 1902 S. 99 f. zeigt, in der Wendung *ne me* (*te* etc.) *chaille* gleichsam erstarrt ist und oft für *chaut* eintritt. So könnte es auch hier stellvertretend für *chaloit* oder *chausist* stehen.

V. 421 liest Méon statt *Li* besser *si.*

V. 446 *mort durement s'afiche et jure.* Das Glossar übersetzt *soi afichier* „sich fest (trotzig) hinstellen". Das refl. Verbum ist zwar in der Bedeutung „sich fest (zumeist im Steigbügel) aufstellen" oft nachzuweisen. Gleichwohl bin ich der Ansicht, daß Ebeling im Recht ist, der es an unsrer Stelle mit „beteuern, versichern" wiedergibt. Außer der von ihm angeführten Stelle aus RViol. vergl. Durm. 1789: *Lors dist et si s'aficha bien Qu'ains mais ne vit si laide rien.* — Anseïs C 7113 *Vint mile sont et cascuns s'afica ke pour paiiens ichel jor ne fuira.* Zudem begegnet grade die Verbindung von *afichier* mit *jurer* wiederholt, wofür schon Ebeling zwei Belege bringt. Vgl. auch *Che jure bien, mais anchois k'il l'ataigne Chou k'il afice, ara male gaaigne.* (Leider habe ich den Fundort dieses Beispiels, in welchem *jurer* völlig synonym mit *aficier* gesetzt ist, nicht notiert.) Auch der Zusammenhang spricht für Ebelings Auffassung: der Ritter, der von seinem kläglichen Mißerfolg berichtet, hat keinen Grund, sich trotzig hinzustellen.

Hinter V. 454 muß Komma stehen.

V. 456 *Adonc apela le rendu* ist auffällig, weil der Ritter schon seit 447 mit dem Mönch spricht. Diesen Widerspruch vermeiden B C D, in denen der Ritter die Worte 447 ff. zu dem Eremiten und seinen Leuten spricht, so daß 456 gerechtfertigt ist; denn 457 ff. gelten nur dem Eremiten.

V. 466. *s'erent mi covent atendu.* Auch hier verdienen B C D *(s'arai cest couvent atendu)* den Vorzug, da nur von einem Gelübde, dem das Fäßchen zu füllen, die Rede sein kann. *mi* in A ist unschwer dadurch zu erklären, daß das Auge des Schreibers auf den vorhergehenden Vers abirrte *(mi ongle)*.

V. 482 ist *fous* verdruckt für *vous.*

V. 490 hat Méons Text für *bien* die bemerkenswerte Variante *Diu.*

V. 495 scheint wieder B C D viel besser als A, der liest: *Se vous de moi öez parole Ne leur en dites nule escole.* Dagegen B C D: *Se nus de moi vous aparole.* Die Weisung *ne leur* (oder besser mit D *li*) *en dites n. e.* paßt doch nur zu dem Vordersatz: „Wenn man euch nach mir fragt", nicht zu „wenn ihr von mir hört".

V. 500. *quar je sui cil qui ja mes n'iere* (501) *jor sanz travail ne sanz escil.* Es ist lehrreich, auf die Verschiedenheit der Bedeutung hinzuweisen, die an dieser Stelle und dagegen 735: *je sui cil que vous confessastes* die Identitätserklärung durch *estre* mit dem Demonstrativpronomen hat. Vgl. m. Fragesatz § 115 und Maetzners Anm. zu Altfranz. XV, 1.

V. 524 hat Méon statt *mes* die bessere Lesart *mains.*

V. 537 hat Sch.-G., Ebeling folgend, die Lesart von A *(par ire met tout en la mine)* wieder eingeführt, während die erste Ausgabe an Stelle ihrer C folgte und las *par grant äir tous enlumine*, das übrigens auch bei Méon (also wohl in D) steht, der doch C nicht kannte. Mir scheint der Zusammenhang die Wiederherstellung des Textes der ersten Ausgabe gebieterisch zu fordern. Ich sehe nicht, was es bedeuten soll: „Aus Zorn setzt er alles aufs Spiel, aber (so!) als er sieht, daß ihn der Hunger packt, muß er sein Kleid verkaufen." Der Ritter hat ja nichts aufs Spiel zu setzen, als daß er sogar sein Kleid verkauft. Folglich kann eben dieses Verkaufen des Kleides nicht mit *mes* dem *metre tout en la mine* gegenübergestellt werden. Dagegen ist tadellos: „Aus großem Zorn ist der Ritter ganz glühend, aber (es hilft ihm nichts), als er sieht usw."

V. 556 sind ganz augenscheinlich B C D wieder besser als A, der mit seinem *mout avoit povre vestëure* nur wiederholt, was wir längst wissen, während der Text von B C D *(sa cauchemente petit dure)* die Erzählung nicht nur um ein neues Moment bereichert, sondern auch durch den folgenden Vers *(tost fu escillie et alée)* bestätigt wird. *Cauchemente*, das bei Godefroy fehlt, steht z. B. Rencl. Mis. XXVIII 10, eb. CXXVII 9 Court d'Arr. 470.

V. 570 *or ne puet il trover ostel.* Die Var. lect. bemerkt *or t. il* A. Wie liest also A?

V. 580. *En lui n'avoit ne geus ne chans,* (581) *mes tant grant ire et grant anui. Et tant vous puis dire . . .* Wenn die Anm. erklärt, mit *tant* sei „so großer" Zorn gemeint, wie 50 Verse früher geschildert worden sei, so dürfte es doch beispiellos sein, daß *tant* so weit reichende demonstrative Kraft aufwiese. Mir

ist wahrscheinlicher, daß *tant* 581 nur Fehler des Kopisten ist, dessen Auge auf 582 abirrte.[5]) Ich möchte gegen alle Hss. lesen: *mes que grant ire et g. a.* (Tobler, V. B. III² 92). Übrigens liest Méon (also wohl D?) statt *geus* — *ris*, was gut in den Zusammenhang paßt. *Geu* ist nicht, wie das Glossar lehrt, mit „Spiel", sondern mit „Scherz" wiederzugeben.

V. 594 *or sont passé tuit si dangier. Dangier* erklärt der Hrsg. im Glossar jetzt im Anschluß an Ebeling durch „herrisches, willkürliches Verhalten". In der Einleitung wird S. 80 sehr treffend auf die Ähnlichkeit der vorliegenden Stelle mit SJul. 4106 *(Or sont passé tot lor dangier, Del pain menguent quant il ont...)* hingewiesen, aber bemerkt, *dangier* erscheine im Julian in etwas anderem Sinne gebraucht. Tobler hatte dort die Übersetzung „launischer Übermut, wählerische Willkür in bezug auf die Nahrung" gegeben. Mir scheint diese Übersetzung auch an unserer Stelle passend; auch hier handelt es sich doch um das Essen: *or l'estovra par force aprendre a truander, s'il veut mengier* heißt es unmittelbar vor 594, und wieviel Gewicht der Ritter auf das Essen legt, ist an verschiedenen Stellen des Gedichtes hervorgehoben (47, 65 ff., 83, 366). Vgl. auch Rich. 182: *O lui l'a fait tous iours mangier. Cele i mangue sans dangier. Aise* im folgenden Verse (595) *quar ja mes aise n'avera* ist das reichliche Maß im Essen und Trinken; vgl. bei Littré: *c'est un mol chevalier qui ne veut autre chose que ses aises de boire et de mangier.*

V. 618 in der Var. lect. verdruckt für 617.

V. 629 l. *s'i* statt *si.*

V. 630. [*et s'i a mis toute sa force* (viz. das Fäßchen zu füllen)] *Et plus et plus ades s'esforce.* So A. B C D verdienen auch hier mit *et tous iors* (D *ades*) *croist s'ire et esforche* m. E. den Vorzug. In A ist 630 nach 629 wenig angebracht: hat der Ritter schon seine g a n z e K r a f t aufgewendet, so ist es ein Widerspruch fortzufahren: „Und mehr und immer mehr strengt er sich an". Aber vortrefflich ist die in B C D stehende Bemerkung, daß sein Zorn — infolge der vergeblichen Bemühungen — täglich wächst und stärker wird. Zu *esforcier* in diesem Sinne vgl. *E Samuel crut et esforcha* (bei Godefroy und Littré aus LRois zitiert).

V. 647 *tant que ses cors fu si atains.* Das Glossar lehrt *ataindre* „erreichen", P. Pf. *ataint* „erschöpft". Es kann damit der Glaube erweckt werden, die Bedeutung „erschöpfen" bestehe nur für das P. Pf. Daß dem nicht so ist, lehrt z. B. Cliges 2993. Übrigens würde ich lieber „geschwächt, angegriffen" als „erschöpft" übersetzen, das m. E. nicht stark genug ist.

V. 651 *les cheveus lons et hericiez* wird in der Anm. als absol. Akkusativ erklärt. Es ist aber sehr auffällig, daß ein solcher

[5]) Ich sehe nachträglich, daß schon Ebeling in dieser Zeitschrift XXV, 2, S. 45 dieselbe Vermutung äußert.

absol. Akkus. ohne Hauptsatz stehen sollte. Méon liest besser *Caveus ot lons et h.*

V. 665 hinter *vaines* setze Komma oder Semikolon.

V. 682 *grant chose a ou fere l'estuet.* Zu dem Sprichwort hatten schon Tobler in den Gött. gel. Anz. 1874, und W. Foerster in Gröbers Zeitschr. III 243 Parallelen gegeben.

V. 702 *desfait* ,verunstaltet' wie ProvV 161, 4.

Hinter V. 715 und V. 719 würde ich stärkere Interpunktion setzen.

V. 730 würde ich interpungieren: „*Ha! Je? Comment?*" *fet il*, „*amis.*"

V. 736. Von dem in der Anm. erwähnten Konstruktionswechsel handelt Tobler, V. B. III^2 15.

V. 748 l. *s'i.* In der Var. lect. lies 747—748 st. 746—747.

V. 749. Der Hrsg. bemerkt mit Recht, daß *que* (am Anfang des Verses) nicht befriedigt. Méon liest einwandfrei: *et.* Aber zu erwägen ist, ob hier nicht eine allen Hss. eigene Lücke vorliegt. In der Erzählung des Ritters fehlt offenbar: [durch das viele Umherirren, durch Hunger, Durst und Kälte bin ich so elend geworden] *que bien sai que par tens morrai.*

V. 751 in der Var. lect. ist wohl Druckfehler für 753.

Hinter V. 759 muß mindestens ein Komma stehen.

V. 774 ff. Der Eremit ruft die Jungfrau Maria um Fürsprache für den sündigen Ritter an: (774) *Sainte Marie, douce mere*, (775) *quar proiez Dieu vo souvrain pere* (776) *par son plesir que il le gart* (776) *et de ses biaus iex le regart!* Der Text, den die Hss. außer A bieten, ist m. E. hier wieder unvergleichlich besser. Zunächst scheint mir sehr beachtenswert, daß 774 Méon bietet *Sainte Marie, fait il, mere* (in der Var. lect. nicht angeführt). Maria wird damit in ihrer Eigenschaft als Mutter angerufen („heilige M., die du Mutter bist") und dazu stimmt vortrefflich D im folgenden Verse: *Car prie a diu ton fil, ton pere.* Durch den Zusatz von *douce* zu *mere* und das Streichen von *ton fil* werden die so wirksamen Worte völlig abgeschwächt. Weiter lesen C D 775: *Par sa douchour que il l'esgart.* Die Var. lect. führt zwar *sa douchour* als Variante für *son pleisir* nicht auf, es steht aber in Méons Text. Also: „daß er (Gott) ihn (den Ritter) mit seiner Milde richte" (über *esgarder* als jurist. Terminus s. Foerster zu Yvain 2005. Cliges 1442. Marie de France, Lanval 382). Wie viel wirksamer und treffender wiederum als „daß er ihn durch seine Huld bewahre" bei A! Endlich 776 C D: *et de ses pius iex le regart* „und ihn mit seinen milden, gnädigen, Augen anblicke". Dagegen A: und mit seinen schönen Augen anblicke! Ich denke, hier kann ein Zweifel über die Echtheit von C D nicht obwalten.

V. 784. *Diex, ne suefres que sa povrece soit perdue par vo pitance, Mes tornez li a penitance.* Die Anm. übersetzt: „Wendet

ihm sein Elend zur Buße, machet daß ihm aus seinem Elend Buße erwachse." Besser: „Rechnet ihm sein Elend als Buße an." Vgl. Maetzner, Altfrz. Lieder XXXV 1 *N'est pas sages ki me tourne a folie Ce k'amours fait de moi sa volenté.*

V. 785. *Diex, s'il i muert par m'achoison... Achoison* ist hier „Schuld" wie Erec 3472: *träiz estes... Sans achoison et sanz forfet.*

V. 786. Méon liest statt *rendre me couvendra reson* besser *rendre m'en c. r.*

V. 797 *que cis hom ci ne m'apartient,* (798) *ne tant ne quant a moi ne tient. Apartenir a aucun* „Gemeinschaft haben mit" begegnet so auch Cliges 3478: *Quant Cliges le voit seul venir, Qui ainz ne vost apartenir A recreant de cuer failli...* Wegen des V. 798 begegnenden *tenir a aucun* s. Tobler zu Prov Vil 47, 3, wo unsere Stelle herangezogen wird.

V. 800. Méon liest besser *et si se destruit chi por moi.* Für den Ausdruck des Gegensatzes ist hier ein starkes Bedürfnis vorhanden: dieser Mensch geht mich nichts an u n d d o c h verzehrt er sich meinetwegen in Sorge.

V. 823 *et vez me ci tout apresté.* Die Anm. verweist auf Toblers Erklärung (Arch. 94, 462) von *voici* = *vides* (im Sinne von *videsne*) *ecce hic*, eine Frage im Sinne einer Aufforderung, wie aus afz. *voiz ci* oder *vez ci* hervorgehe. Diese Formen schließen m. E. zunächst nur die imperativische (z. B. von Suchier in Gröbers Grundriß I 619 vorgetragene) Auffassung von *voi* in *voici* aus, nicht aber die asserierende, die u. a. Englaender in seiner Dissertation über den Imperativ im Altfrz. S. 42 und Sachs im Wörterbuch verteidigen: *voiz (vez)* kann ebensowohl „du siehst" wie „siehst du?" sein, und auch dem Sinn von *voici* würde Frage wie Assertion genügen. Aber freilich müßte man, wenn eine Assertion zugrunde läge, erwarten, daß gelegentlich auch mit ausgesetztem Subjektspronomen gesagt werde *tu voiz ci, vos veez ci*, und das scheint bisher nicht nachgewiesen. Andrerseits sind Fälle wie Erec 4559: *Dameisele! Veez vos ci Tot lié et joiant vostre amie* oder das von Perle in seinem Programm *Voici* und *voilà* (Halberstadt 1905) angeführte: *le cuer, ves le vous ci* (Berte 357, 32) nicht beweisend. Es können Fragen oder Imperative sein. Beweisend wäre a) für den Imperativ: *voi tu ci* oder *tu voi ci* oder b) für die Frage: *voiz tu ci.*

V. 837. Die Var. lect. gibt *saille* in BCD (statt *sailloit* in A) an Es ist hinzuzufügen, daß — nach Méon wenigstens — auch 835 *gete* (statt *getoit*) und 836 *samble* (statt *sambloit*) überliefert ist.

V. 862 ff. (862) *mes or oiez que Dex fist donques* (863) *por son ami reconforter* (864) *qui mout se pot desconforter*: (865) *Parmi ses iex a grant destrece* (866) *une grant lerme si s'adrece.* Statt der inhaltlosen Redensart, die A V. 864 hat, bieten B C D ein anschauliches, wirksames Bild: *de son cuer fait l'iaue monter.*

V. 908 am Versschluß setze Komma.

V. 963. In der Anm. wäre hinzuzufügen, daß neben *batre sa coupe* und *clamer s. c.* auch *conoistre sa coupe* begegnet, z. B. Benoit Chronique 27049.

V. 966 *ses barisiaus... qui li a fet mout mieux que pis* ist sehr merkwürdig und hätte eine Anmerkung verdient. Man erwartet *qui li a fet mout plus de bien que de mal.* Es handelt sich ja nicht um eine Steigerung der Begriffe ‚gut' und ‚schlecht', sondern es soll die Menge des Guten als größer im Vergleich zur Menge des Bösen hingestellt werden. Zu einem *pis* liegt also keinerlei Anlaß vor.

V. 974 *li cuers travaille et li cors paine.* Das Glossar setzt irrtümlich die Infinitivform *painer* statt *pener* an.

V. 993. Der Eremit sah den Kampf zwischen Engeln und Teufeln: *quar il estoit esperitex.* Das Glossar übersetzt ganz zutreffend, aber vorsichtig mit ?, *esperitex* durch „jemand, dessen Geist erleuchtet ist, der in himmlische Dinge eingeweiht ist." Das Wort begegnet z. B. noch Rencl C 73, 4, wo zum Priester gesagt wird: *Mius senles cose esperitel* (überirdisch) *Et angle ke home mortel.* Ebenda 210, 9 heißt es von Hiob: *Haut et bas fu esperitieus.* Bezeichnend sind auch ein paar Stellen in den von mir herausgegebenen Predigten des S. Bernhard: *Vos, ce dist li apostles, qui estes espiritel, estruiz cestui qui est de tel maniere* (viz. den sündigen Bruder) *en l'espirit de suatime* (115, 25). Es ist die Übersetzung von Galater 6, 1 (ὑμεῖς οἱ πνευματικοί), und: *car li entendemenz des choses esperitels et niant-visibles est li vrais pains de l'ainrme* (38, 32).

V. 1000 .. *que si chevalier proprement.. Vindrent cel jor* (C D: *laiens*) ... *Proprement* heißt m. E. weder wie der Hrsg. übersetzt „eigens", noch wie Ebeling (a. a. O. S. 45 f.) will, „in eigner Person". Beides scheint mir in dem vorliegenden Zusammenhange — der Ritter ist, nachdem er reuig seine Sünden bekannt, eben selig gestorben, als seine früheren Begleiter ‚*proprement*' in die Kapelle zu dem Eremiten kommen, um, da Karfreitag ist, zu beten — nicht möglich. Die Bedeutung ist vielmehr: ‚passend, angemessen', d. h. hier zu rechter Stunde: *Car le fanon tout proprement Nome on de suour suaire* Rencl C XCV 5.

V. 1011. In der Var. lect. lies 1011—1013 fehlen C D.

V. 1029. In der Var. lect. muß es offenbar statt 1029—1032 heißen 1030—1032. Den Reim zu *l'ensevelirent* gibt V. 1029 das (nicht in der Var. lect. aber in Méons Text stehende) *firent* (statt *eurent* in A) ab.

V. 1031 *mout doucement l'ensevelirent.* Der Hrsg. verweist für die Bedeutung von *ensevelir* im Glossar freundlich auf meine Bemerkung Arch. 110, 472. Ich sehe nachträglich, daß schon Risop Arch. 109, S. 211 die richtige Bedeutung für *ensevelir* (in ein Leichentuch hüllen) gegeben hat.

Königsberg i. P. ALFRED SCHULZE.

Beiträge zur Geschichte der politischen Literatur Frankreichs in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Dritter Teil: Die politischen Theorien.

Es kann und soll hier nicht meine Aufgabe sein, eine erschöpfende Geschichte der politischen Theorien des 16. Jahrhunderts zu geben. Für meine Zwecke handelt es sich zunächst[1]) allein darum, den der Erforschung bedürftigen Einzelfragen nachzugehen und die so gewonnenen Resultate für die Klarlegung der geschichtlichen Entwicklung der politischen Theorien zu verwerten.

Die Erforschung der Probleme, welche die politische Literatur der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in reicher Fülle bietet, führt uns bereits in die ersten Anfänge jener mächtigen Geistesbewegung hinein, welche im 18. Jahrhundert als „Aufklärung" in der französischen Literatur zur Herrschaft gelangt ist und, durch die Literatur in die weitesten Kreise getragen, einen gewaltigen Einfluß auf allen Gebieten des menschlichen Denkens und Lebens ausgeübt hat. An früherer Stelle[2]) ist bereits gezeigt worden, wie das politische Element um die Mitte des 16. Jahrhunderts in der Literatur Fuß faßt und dem Bilde, welches die Literatur damals bietet, neue Züge aufgeprägt hat. Selbst auf die Plejadedichtung, welche ihrem ganzen Charakter nach der Erörterung religiöser und politischer Zeitfragen fernsteht, hat der in der Literatur eindringende politische Charakter seine Wirkung ausgeübt.[3]) Der Gang der Untersuchung hat mich schon damals darauf geführt, zu zeigen, wie mit der Beschäftigung mit den politischen Fragen der vielbewegten Zeit die kritische

[1]) Ich werde noch an anderer Stelle auf manche der hier behandelten Fragen zurückkommen.

[2]) Vgl. diese *Zeitschrift* XXXI[1] S. 102 ff. XXXII[1] S. 238 ff. S. 310 ff. XXXIII[1] S. 44ff.

[3]) Vgl. diese *Zeitschrift* XXXIV[1] S. 212 ff.

Betrachtung und theoretische Erörterung Hand in Hand gehen. Sich anfangs in bescheidenen Grenzen haltend, wird die Theorie bald zur beherrschenden Macht.[4]) Die von der Reformation in religiösen Dingen geübte Kritik wird auch auf die Erörterung staatlicher Fragen übertragen. Sie findet ihre Ergänzung und ihren Abschluß in der Schöpfung theoretischer Systeme, an deren Ausbau und Vervollkommnung das 18. Jahrhundert mit neuem und rastlosem Eifer gearbeitet hat. Das Werk, welches das 16. Jahrhundert hinterlassen, griff das 18. Jahrhundert wieder auf, um so eifriger und stürmischer, je länger die Entwicklung der Ideen unter der Herrschaft des Absolutismus unterbrochen worden war, um so leidenschaftlicher, je mehr die herrschenden Klassen unter dem Druck des absoluten Systems an innerer Kraft verloren hatten, ohne doch auf ihre Ansprüche gegenüber anderen Ständen zu verzichten. Auch das 16. Jahrhundert hat seine „Aufklärung" gehabt. Es hat bereits die großen staatsphilosophischen Probleme, welche die Geister im 18. Jahrhundert beschäftigen sollten, aufgeworfen und ihrer Lösung entgegengeführt. Seine Tätigkeit war eine großartige Vorarbeit für die gewaltigeren Leistungen des 18. Jahrhunderts. Die Aufklärung im 16. Jahrhundert ist wesentlich das Werk der Reformation. Aus protestantischer Quelle entsprossen, ist der aufklärerische Gedanke in eigentümlicher Wandlung zu einer auch den katholischen Teil des französischen Volks interessierenden Geistesbewegung geworden. Das Eine ist der Bewegung geblieben — auch im 17. Jahrhundert unter der Herrschaft des absolutistischen Systems — nämlich, daß der Protestantismus und seine Anschauungen stets starken Anteil an der Aufklärung genommen haben. Die umstürzlerische Tendenz, wie sie sich in der Literatur des 16. Jahrhunderts bemerkbar macht, ist auch über das *siècle de Louis XIV* hinaus erhalten geblieben. Sie war ursprünglich religiöser Natur, aber erst mit ihrer Übertragung auf das politische Gebiet gewannen die Ideen des Umsturzes und des Fortschrittes eine schöpferische und gestaltende Kraft. Der politische Zug ist der Bewegung geblieben. Wir sehen hier ein Beispiel, das glänzendste und schlagendste sogar, welches uns zeigt, wie die religiösen Ideen auf die Entwicklung des Geisteslebens einwirken auf dem Umweg ihres politischen Niederschlags. Wir können ermessen, welchen gewaltigen Einfluß die Herausbildung des politischen Charakters der Reformationsliteratur auf die Gestaltung der Gedanken ausgeübt hat, welche zur Aufklärung geführt haben.

Es hieße die französische Aufklärungsbewegung verkennen, wenn man in ihr nur eine Schöpfung des 18. Jahrhunderts erblicken und die Anregungen vergessen oder unterschätzen wollte,

---

[4]) Vgl. besonders diese *Zeitschrift* XXXIII[1] S. 98—100.

welche sie früheren Perioden zu verdanken hat. Eine richtige Würdigung des Wesens der Aufklärungsliteratur ist ohne ein Zurückgreifen auf die Reformation und ihre Ideen nicht möglich. Nicht als ob schon das Reformationszeitalter die Probleme, welche nachmals die Aufklärungsliteratur beschäftigt haben, in der Fassung, in welcher wir sie im 18. Jahrhundert vorfinden, erörtert hätte. Dafür war die Zeit noch nicht gekommen; aber so viel hat doch schon das 16. Jahrhundert erreicht: es hat die verschiedenartigsten Erscheinungen und Probleme des Staatslebens zum Gegenstand seiner Erörterungen gemacht; es hat die großen staatsphilosophischen Fragen klar und scharf formuliert und seine Ideen und Theorien in die Form fertiger Systeme zu bringen gewußt; es hat — rein äußerlich betrachtet — der Aufklärung zwei seiner wesentlichsten Züge hinterlassen: den starken theoretischen Charakter und die Tendenz, für die Ideen der Zeit Propaganda zu machen.

Auf die Entwicklung und Fortbildung der politischen Literatur hat der theoretische Charakter den nachhaltigsten Einfluß ausgeübt. Die politische Theorie des 16. Jahrhunderts war keine reine Theorie, keine Theorie allein um der Theorie willen. Sie war ein Erzeugnis der Zeit. Die geschichtlichen Vorgänge und Wandlungen haben die Fragen gestellt, an deren Beantwortung und Lösung die Theoretiker gearbeitet haben. Große Aufgaben religiöser wie politischer Art zu stellen, dazu waren die Zeitverhältnisse in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in besonderem Maße geeignet. Wie selten ein Ereignis in der Geschichte hat die Reformation die in den Tiefen der Volksseele schlummernden Kräfte geweckt und alle Teile der Nation in den Kampf um große und hohe Fragen und Ziele hineingezogen. Mit der Übertragung auf das politische Gebiet gewinnt der Gegensatz zwischen Katholizismus und Reformation eine noch größere Schärfe und zugleich eine höhere Bedeutung. Aus einem Gegensatz der Religionen erweitert er sich zu einem Ringen um die Macht und Herrschaft im Staate. Weite Teile des Volks scharen sich gegen das an dem katholischen Glauben festhaltende Königtum zusammen. Eine gewaltige Oppositionsbewegung gegen die seit Ludwig XI. mit unumschränkter Machtfülle gebietende Monarchie durchzittert das Land.

An die Spitze der Opposition tritt der Adel. Schon seit Jahrzehnten ein willenloses und gefügiges Werkzeug in den Händen des Königs und dabei doch immer wieder zur Auflehnung gegen die Krone geneigt, begann er sich aufs Neue zu rühren und versuchte noch einmal eine große Rolle zu spielen. Schon frühzeitig war er in den Kampf um die Religion hineingezogen worden. In seinem größten und besten Teile der Reformation zugetan, war er mit dem starr am Katholizismus festhaltenden Hofe zerfallen. Seine seit den Tagen Ludwigs XI. schein-

bar überwundene Oppositionslust gegen das Königtum lebte in neuer Form und mit neuer Kraft wieder auf, seitdem religiöse Fragen in den Gesichtskreis der Zeit getreten waren. Mit der Oppositionslust des Adels gegen die Krone paarte sich ein unverkennbarer Hang zur Verteidigung ständischer Interessen. Allenthalben in Europa begannen damals die ständischen Gewalten zu erstarken oder doch sich zu regen. In Frankreich wie anderwärts tritt der Adel in Gegensatz gegen das Königtum, das durch Unterdrückung der ständischen Rechte groß und mächtig geworden war.

An der Opposition gegen das Königtum beteiligten sich die weitesten Kreise des französischen Volks. Mochten bei dem Kampf, den der Adel führte, schließlich doch die politischen Rücksichten die religiösen überwiegen: für die große Masse des Volks gab das Bewußtsein eines um religiöse Ideale und Forderungen geführten Kampfes den Ausschlag. Die Reformation war schon frühzeitig in den niederen Schichten des Volks eingedrungen und hatte gerade hier ihre überzeugtesten Bekenner und mutigsten Märtyrer gefunden. Die Verfolgungen, die das Königtum und seine Organe gegen die Anhänger der neuen Lehre einleiteten, dienten nur dazu, auch in den niederen Schichten des Volks die Feindschaft gegen den Katholizismus zu schüren und den Haß gegen die Monarchie zu entflammen. Anfangs auf kleinen Raum beschränkt, ergriff die Bewegung bald die weitesten Teile des Volks.

Mitten in diese Bewegung hinein sah sich das französische Königtum gestellt, in einem eigentümlichen Konflikt befangen. Seit Ludwig XI. mit unumschränkter Machtfülle bekleidet, begann es seit dem Tode Heinrichs II. immer mehr an Ansehen einzubüßen. Je mehr aber seine Macht sank, um so mehr strebte es, unter Aufbietung aller Kräfte, mit guten wie mit schlechten Mitteln, seine wankende Stellung im Widerstreit mit den ihm feindlichen Gewalten zu behaupten.

Auch die katholische Kirche, mit dem Königtum aufs Engste verknüpft, sah sich bis tief in die politischen Kämpfe und Händel der Zeit hineingezogen. Wenn auch nicht in wankelloser Treue dem Throne ergeben, bildete sie doch, wenigstens für Jahre hinaus, eine feste Stütze der Monarchie im Kampfe gegen die sich immer stürmischer und umstürzlerischer gestaltenden Bestrebungen der Reformationspartei.

Die Theorien sind das Abbild der politischen Strömungen und Störungen der Zeit. Inmitten kriegerischer Wirren gereift, bilden sie den Tummelplatz der verschiedenartigsten Forderungen und Wünsche. Kleine wie große Fragen werden mit Eifer und Leidenschaft erörtert. Mit kühnem Griff ziehen die Theoretiker die schwierigsten Probleme in den Kreis ihrer Betrachtungen. Die Fragen, die sie mit Vorliebe erörtern, sind aus den Zeit-

umständen erwachsen, aber sie haben weit über die Grenzen der Zeit hinaus allgemeinere und höhere Bedeutung zu beanspruchen. Die Theorie lehrt die Fragen der Zeit in neuem Lichte und in höherem Sinne zu erfassen. Sie sucht die inneren Zusammenhänge in den politischen Wandlungen und Strömungen auf. Sie eröffnet weite Ausblicke auf die in den äußeren Vorgängen und Verhältnissen gegebenen Bedingungen des politischen Daseins nicht minder wie auf die das menschliche Denken und Handeln beherrschenden, in dem Menschen selbst liegenden Ideen. Sie lehrt die politischen Gedanken und Strebungen nicht mehr bloß in ihrer Bedeutung für die Zeit, sondern auch in ihrem Wert oder Unwert schlechthin zu erfassen. Aus dem engen Zirkel alltäglicher Erörterungen hinaus führt sie zur Höhe philosophischer Betrachtung empor und gibt so der politischen Publizistik schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts den Charakter, den wir im Zeitalter der Aufklärung als herrschende Eigentümlichkeit der Literatur wiederfinden werden.

I. Michel de L'Hospital.

Ein Kampf um hohe religiöse und politische Ideale bringt allezeit die Geister in eine mächtige Wallung und läßt Ideen reifen, die oft erst in späteren Tagen ihre Verwirklichung finden. So ist inmitten der sturmbewegten Zeit der französischen Reformationskriege die Idee der religiösen Toleranz entsprossen. Sie hat nicht nur bei Theologen wie Sebastien Castalion,[5] sondern auch in den Kreisen der Laien ihre Verfechter und Vertreter gefunden. Ein Staatsmann und Staatstheoretiker war es, der die Notwendigkeit der religiösen Duldung im Zusammenhang eines großzügigen Programms zu entwickeln unternahm und, seiner Zeit vorauseilend, zum erstenmale den Grundsatz der Glaubensduldung auch praktisch durchzuführen bestrebt war: Michel de L'Hospital.

Seine politische Schriftstellerei, das Abbild seiner staatsmännischen Wirksamkeit, steht in schroffem Gegensatz zu der Richtung, welche die politische Literatur um die Mitte des 16. Jahrhunderts einschlägt. Mit den Tagesfragen, mit den großen und kleinen Geschehnissen jener bewegten Zeit, mit den politisch hervortretenden Persönlichkeiten, mit guten und gutgemeinten Wünschen und Forderungen beschäftigen sich zahllose Pamphlete. Auch die Poesie bemächtigt sich gern der politischen Stoffe, um in einer oft mehr leidenschaftlichen als glücklichen Form die Zeitereignisse zu behandeln. Selbst die Dichter der Plejade

[5]) Vgl. schon diese *Zeitschrift* XXXIII[1] S. 44 ff. und besonders F. Buisson, *Sébastien Castellion, sa vie et son œuvre.* Paris 1892 (2 Bände).

ergreifen in dem Streit der Meinungen Partei. Hohe Ideen trifft man in der den Tagesfragen gewidmeten Publizistik allerdings nur selten. Die Tagesschriftsteller sind eben mehr leidenschaftliche und kriegerische Naturen als denkende Köpfe. Gegenüber der Art und Weise, wie die Pamphletisten und Poeten die politischen Dinge behandeln, bezeichnet L'Hospitals Standpunkt einen wesentlichen Fortschritt. Als erster sucht er die Forderungen seiner Zeit mit höheren staatsphilosophischen Begriffen in Einklang zu bringen und von der Höhe der Theorie Staat und Gesellschaft zu mustern.

Mit L'Hospital kehren wir zu der ersten Periode der Bürgerkriege zurück, zu der Wandlung, welche mit dem Tode Franz' II. in der Regierung Frankreichs vorgegangen ist. Katharina von Medici hat die Zügel der Regierung ergriffen und ihre Regentschaft mit dem Versuch eingeleitet, durch eine Versöhnung der Katholiken und Kalvinisten den Frieden im Lande zu sichern. Waren für die Entschließungen und Maßnahmen der Königin Ehrgeiz und Eitelkeit die treibenden Beweggründe, so fußte L'Hospitals Haltung auf einer aus tiefer philosophischer Bildung schöpfenden, von idealer Auffassung seines Berufs getragenen wahrhaft staatsmännischen Einsicht. In ihm lebte die Fähigkeit zu entsagungsvoller selbstloser Arbeit im Dienste des Staates und der Religion, eine hohe und erhabene Auffassung seines schweren Amtes, welche ihn die Wahrheit über alles schätzen lehrte und ihm die Kraft verlieh, selbst gegenüber seinem König wie gegenüber dem Papst[6]) seine Meinung mit Freimut zu vertreten.[7]) Inmitten einer von Selbstsucht beherrschten und verwirrten Zeit hat er sich die Festigkeit eines edelen Charakters bewahrt, die Fähigkeit, nach hohen und erhabenen Zielen zu trachten und ohne Rücksicht auf äußeren Schein das Beste für Volk und Land zu erstreben. „*En toutes vos affaires j'ay plustost oublié mon profit que vostre servyce, et suivy tousjours le grand chemin royal, sans me destourner à droicte ny à gauche, ne m'adonner à aulcune privée faction*" (II. S. 496. 497), so konnte er, seinen Lebensweg überschauend, kurz vor seinem Tod seinem König zurufen.

[6]) Vgl. seinen Brief an Pius IV. (*Oeuvres*, publ. par P. J. S. Dufèy. Paris 1824. II. S. 476—479). Er wehrt sich hier gegen die Anklagen, welche von verschiedenen Seiten gegen ihn erhoben worden sind und denen selbst der Papst sein Ohr geliehen hat. Er schreibt an den Papst: „*Je ne me serois nullement inquiété, si vous n'aviez fait que les* (d. h. die Anschuldigungen) *entendre*; *mais dès que j'eus appris que vous aviez écrit aux vôtres d'exciter la reine à ne point croire à mes paroles, et à se garder de moi comme d'un pestiféré, j'ai cru que je ne devais différer plus long-temps de me justifier dans votre opinion....*"; er beteuert: „*...je n'ai jamais rendu haine pour haine, inimitié pour inimitié...*"

[7]) Vgl. besonders sein Schreiben an Karl IX. und die Königin-Mutter II. S. 253 ff. Er sagt darin (S. 255): „*car ez choses qui touchent le roy, je regarde plus à choisir les choses profictables que agréables...*"

Mit seinen Ideen ist L'Hospital zum erstenmal gelegentlich der Versammlung der Stände zu Orleans im Dezember 1560 hervorgetreten. Er hatte selbst die Berufung der Stände bewirkt, in der Absicht, den Frieden im Lande zu sichern. Überall klingt diese Absicht in der Rede durch, die er damals vor den Ständen gehalten hat.[8]) Gleich im Eingang seiner Ausführungen greift er mitten in die brennenden Fragen der Zeit hinein, indem er die viel erörterte Ständefrage aufrollt und den Nutzen und Vorteil der Reichsstände zu verteidigen unternimmt. Er nimmt gegen den Kardinal von Lothringen Stellung, welcher den König zu der Ansicht zu bekehren versuchte, daß die ständischen Tagungen nur dazu angetan seien, um die königliche Autorität und Würde zu schmälern. Die Widerlegung dieser allein aus egoistischen politischen Erwägungen geschöpften Anschauung führt ihn zur Betonung seiner idealeren Auffassung vom Berufe eines Monarchen: „*je dis qu'il n'y a acte tant digne d'ung roy, et tant propre à luy, que tenir les estats, que donner audience générale à ses subjects, et faire justice à chascung. Les roys ont été esleus, premièrement pour faire la justice, et n'est acte tant royal faire la guerre, que faire justice.*" Schon hier drängt sich ihm die Scheidung des Königs vom Tyrannen auf: „*les tyrans et les maulvais font la guerre autant que les roys, et bien souvent le maulvais la faict mieulx que le bon.*" „*Car, de vouloir dire que toutes grandes assemblées sont à craindre, et doivent estre suspectes: ouy, aux tyrans, mais non aux princes légitimes, comme est le nostre*". (S. 384.) Der Anblick der beginnenden Unruhen im Lande führt ihn zu einer Reihe weiterer Erörterungen über die politischen Verhältnisse in Frankreich und über die zur Beseitigung der herrschenden Unruhen notwendigen Mittel. Wir sehen die Ansätze zur theoretischen Ausgestaltung seiner Gedanken überall durchblicken. Seine Theorie der Verwerflichkeit des Aufruhrs, seine Forderung des leidenden Gehorsams gewinnt hier zum erstenmal ihre Formulierung in dem Satze: „*Mais, premier, je supposeray une chose qui n'a aulcun doubte, que toute sédition est mauvaise et pernicieuse ès royaumes et républiques, encore qu'elle eust bonne et honneste cause; car il vault mieulx à celuy qui est autheur de sédition de souffrir toutes pertes et injures, qu'estre cause d'ung si grand mal, que d'amener guerres civiles en son pays*" (S. 387). Eine Heilung der Schäden erwartet er von einer vernünftigen Einsicht aller Glieder des Volks. Dazu sollen zunächst die Könige selbst mithelfen: „*Les roys debvroient estre contens de leurs pays et royaumes, oster l'ambition qui leur fait désirer aultres nouveaulx royaumes*" (S. 391 — ein Satz, dessen Gültigkeit durch historische Belege

[8]) I. S. 379 ff. Ich zitiere nach der Ausgabe von Dufév, obwohl deren Text nicht überall einwandfrei ist. — Einiges Brauchbare zur Kenntnis von L'Hospitals Theorien enthält F. Geuer, *Die Kirchenpolitik des Kanzlers Michel De L'Hospital.* Leipzig, Diss., 1877.

erwiesen wird). Wichtiger ist die weitere an den Monarchen gestellte Forderung, welche in die aus römisch-rechtlichen Begriffen hergeleitete Anschauung von der Superiorität des Königs über das Gesetz ausklingt: „*Je vouldrois aussi que les roys se contentassent de leur revenu, chargeassent le peuple le moins qu'ils pourroient, estimassent que les biens de leursdicts subjects leur appartiennent, imperio, non dominio et proprietate. Aussi les subjects l'aimassent et reconnussent pour roy et seigneur, l'aidassent de leurs personnes et biens, luy obéyssent, non de bouche, consentement seulement, et par luy faire révérences et aultres semblables honneurs, mais par vraye obéyssance, qui est de garder ses vrays et perpétues commandemens, c'est-à-dire ses loyx, édicts et ordonnances, ausquelz tous doibvent obéyr, et y sont subjects, excepté le roy seul*" (S. 392). Jedem Glied im Staatsorganismus zieht L'Hospital seine Grenze: die Kirche soll den großen Einfluß bedenken, den sie auf die Gemüter ausübt; sie soll nicht vergessen, daß die Güter ihr zur Nutznießung gegeben sind, daß sie den Armen spenden soll, daß sie keine Bezahlung für die Spendung der Sakramente annehmen darf. Der Adlige hat die großen Privilegien, er hat keine Steuern zu zahlen, er hat die ersten Ehrenstellen inne; aber er soll sich nicht überheben. „*Et d'autant qu'il a plus de force et puissance, d'autant doibt estre plus humain et gratieux, user de l'espée contre l'ennemy, et à la conservation des amys et povres subjects du roy*". Das Volk endlich soll in friedlicher Landarbeit sein Glück suchen. L'Hospitals Ausführungen gipfeln in der „*Conclusion, si chascung estat se contente de sa fortune et biens, s'abstient du bien d'autruy, et de faire injures à aultres, se sousmet à l'obéyssance de son prince, et de ses loyx et ordonnances, nous vivrons en paix et repos*". (S. 394.)

Mit dieser auf rein politische Dinge beschränkten Schlußfolgerung hat L'Hospital nur eine Seite der schwierigen Aufgabe gestreift, deren Lösung die große Frage der Zeit bildete. Er erkennt, daß die wirkliche Ursache für die politische Spaltung tiefer liegt und in dem Gegensatz zwischen Katholizismus und Kalvinismus wurzelt. Die Ansicht, daß die Religion als solche, die christliche Religion zumal, die Ursache für die Unruhen und Aufstände im Lande werden könne, lehnt er von vornherein ab. Die christliche Religion lehrt dulden und leiden, aber nicht kämpfen. Auch die Entschuldigung, daß die Gläubigen die Waffen zum Kampf für die Religion ergreifen, ist nicht stichhaltig. „*Nostre religion n'a prins son commencement par armes, n'est reteneue et conservée par armes*" (S. 395). Wenn die Untertanen behaupten, daß sie zu ihrem Schutz die Waffen ergreifen, so ist das eine Entschuldigung, welche wohl gegen das Ausland gilt, aber nicht gegen den König: „*car il n'est loisible au subject de se défendre contre le prince, contre ses magistrats, non plus qu'au fils contre son père, soit à tort, soit à droict, soit que le prince et magistrat*

soit maulvais et discole, ou soit qu'il soit bon. Encore sommes nous plus teneus d'obéyr au prince qu'au père" (S. 395). So haben die Christen ehemals noch für die Kaiser, ihre Verfolger, gebetet. „*Et nous chrestiens, ne debvons recevoir ny approuver l'opinion des Grecs et Romains touchant l'honneur qu'ilz baillent aux tyrannicides . . .*" (S. 396). Eine solche Auffassung von der Friedfertigkeit der christlichen Religion mußte L'Hospital in einen eigentümlichen Widerspruch verwickeln: er sucht den Einfluß der Religion auf die Politik abzuschwächen durch die Betonung der Forderung des leidenden Gehorsams, muß aber dabei doch den Gegensatz der Glaubensmeinungen als den die politische Gestaltung der Dinge eigentlich treibenden und regulierenden Faktor anerkennen. Mit großer Wärme legt er seine Abscheu dar vor den verderblichen Folgen der Glaubensspaltung, welche die Familie und den Staat zerreißt und die Untertanen mit rebellischer Gesinnung gegen ihren Herrscher erfüllt. „*C'est follie d'espérer paix, repos et amytié entre les personnes qui sont de diverses religions. Et n'y a opinion, qui tant perfonde dedans le cœur des hommes, que l'opinion de religion, ny tant les separe les uns des aultres*" (S. 396). „*Nous l'expérimentons aujourd'huy, et veoyons que deux François et Anglois qui sont d'une mesme religion, ont plus d'amytié entre eulx que deux citoyens d'une mesme ville, subjects à un mesme seigneur, qui seroient de diverses religions. Tellement que la conjonction de religion passe celle qui est à cause du pays; par contraire, la division de religion est plus grande et lointaine que nulle aultre. C'est ce qui sépare le père du fils, le frère du frère, le mary de la femme... C'est ce qui eslongne le subject de porter obéyssance à son roy, et qui engendre les rebellions*" (S. 397). „*La division des langues ne faict la séparation des royaumes, mais celle de la religion et des loyx, qui d'ung royaume en faict deux*" (S. 398). Weitblickende und hohe Theorien zu entwickeln und diese in Forderungen umzusetzen wäre noch verfrüht gewesen. Zu fordern war überhaupt nicht seine Art. Was er erstrebte, war die Wirkung auf die Gemüter. Er suchte durch Warnungen zu wirken, durch den Hinweis auf die schlimmen Folgen der Zwietracht, wie sie einst der Kampf der Welfen und Ghibellinen zum Schaden des Landes und zum Verderben beider Parteien entfesselt. Er gibt sich noch dem Glauben hin, daß ein Konzil, daß eine Reformation der Kirche helfen könne. Er sucht zu wirken, indem er zur Eintracht mahnt, indem er an die Gehorsamspflicht der Untertanen, an die Mitarbeit der Stände appelliert. Er mahnt zum Zusammenhalt unter dem König, auf dessen bedrängte Lage er hinweist. Der Augenblick, die Forderung der Glaubensfreiheit für die Bekenner der neuen Lehre zu erheben, war noch nicht gekommen.

Die Idee der Toleranz ist in L'Hospital erst allmählich gereift. Was ihn zu dieser Idee führte, war das sich ihm unter

dem Einfluß der Zeitverhältnisse mit immer größerer Notwendigkeit aufdrängende Bewußtsein, daß die religiöse Streitfrage mit Rücksicht auf die von ihr herbeigeführten politischen Verwicklungen einer Lösung harre und daß eine solche nur auf gütlichem Wege und in friedlichem Sinn erfolgen könne. Unter diesem Gesichtswinkel ist die religiöse Streitfrage der stete Gegenstand seiner Betrachtungen und Reflexionen geworden. Hier ist der Punkt, wo seine Theorie der Toleranz einsetzt. Schon vor dem Pariser Parlament hatte er (im Jahre 1561) seine Befürchtung vor der Gefahr ausgesprochen, welche die Einführung der neuen Religion, die Zähigkeit, mit welcher sie Eingang gefunden, bedeutet.[9]) In einer denkwürdigen Rede, welche er am 26. August 1561 vor den Reichsständen in Saint-Germain-en Laye gehalten hat, kommt er mit größerer Ausführlichkeit auf den religiösen Zwiespalt zurück.[10]) Schon hier faßt er die Religionsspaltung in ihrer politischen Tragweite auf[11]) und wirft die durch die Zeitumstände nahegelegte Frage auf, ob sich der König auf die Seite der einen oder anderen Partei stellen dürfe. Er antwortet in negativem Sinn: der Herrscher muß den Streitigkeiten in seinem Lande fernbleiben, er darf nicht selbst Partei werden. Selbst der Sieg, welchen er mit Hülfe einer der beiden Parteien erfechten würde, müsse doch stets ein bedauerlicher Sieg sein. Die Lösung der religiösen Streitfrage bleibt auf einem anderen Wege zu finden. Und diesen Weg beschreitet L'Hospital hier zum erstenmal, indem er sich der politischen Seite der Religionsfrage zuwendet und zeigt, wie die durch den Aufruhr großgezogene Verachtung von Gesetz und Ordnung den Umsturz des Staates herbeiführen muß.

Auch die Rede, welche L'Hospital kurz darauf zu Poissy gehalten hat,[12]) beschäftigt sich wieder mit der Toleranzfrage. Die nun einmal von politischen Rücksichten untrennbare Frage der Duldung des kalvinistischen Glaubens wird gleich von vornherein wieder in ihrer politischen Eigenheit gestreift: „*La question de la religion est de telle importance, qu'il est besoing qu'on y procède avec la plus meure délibération que faire se pourra, sans qu'on soyt transporté d'aultre affection particulière : ains conduict seulement d'ung sainct désir d'ycelle décider au salut des hommes et de la tranquillité publicque*". Zum ersten Male geht L'Hospital hier mit Ausführlichkeit in seinen weiteren Ausführungen auf die religiöse Seite der Toleranzfrage ein und legt dar, daß man gerade in religiösen Dingen mit Schonung verfahren müsse. Zwang könne in Gewissensfragen nur schaden: „*la conscience*

---

[9]) I. S. 419 ff.

[10]) I. S. 441 ff.

[11]) Er will ausdrücklich behandeln: „*seulement ce qui appartient à la police, pour contenir le peuple en repoz et tranquillité*" (S. 449).

[12]) I. S. 469 ff.

est de telle nature qu'elle ne peult estre forcée, mais doibt estre enseignée, et n'estre point domptée ny violée, mais persuadée par vrayes et suffisantes raisons; et mesme la foy seule estre contraincte, elle n'est plus la foy" (S. 471). Dem Glaubenseifer, mit welchem die Märtyrer der neuen Religion in den Tod gegangen sind, zollt er seine höchste Bewunderung. Die Überzeugungstreue, mit der die Kalvinisten an ihrer Religion hängen, bringt ihn zur Einsicht „*qu'il appert clairement par cela que telles genz sont résoleus et persuadez qu'ilz tiennent une bonne doctrine, et ne sont comme plusieurs séditieux qui ont mauvaise conscience*" (S. 473). Er ahnt die Gefahr, welche die Vergewaltigung der Gewissen bedeutet und richtet an den König die Aufforderung, mit Milde zu verfahren. „*Pour lesquelles choses il appert que s'il plaist à la majesté du roy d'avoir soing de la conscience et salut de ses subjectz, comme il est très-raisonnable, il doibt user de moyen doulx, paisible et propre; à quoy il fault adjouster la considération du service du roy et repoz de son peuple*" (S. 473. 474). Die Beharrlichkeit, mit welcher die Kalvinisten an ihrem Glauben hängen, bildet in seinen Augen einen Grund mehr dafür, ein bewaffnetes Einschreiten gegen sie zu unterlassen. Ihre Festigkeit und vortreffliche Organisation macht eine Bekämpfung nicht gut möglich, zumal zur Zeit der Minderjährigkeit des Königs. Sie werden doch an ihrem Glauben festhalten und ihre Versammlungen nicht einstellen, denn diese gehören nach ihrer Meinung zur Religion, und daran lassen sie sich nicht rühren. Ihre Versammlungen tragen keinen aufrührerischen Charakter, im Gegenteil hier beten sie zu Gott für den König. Die Eingriffe der weltlichen Macht allein nützen nichts; Gott muß das Seinige dazu tun: „*ne fault persuader que les menaces seules puissent bien ployer les cœurs des subjectz à l'obéyssance de leur prince, s'il ne s'entend en eulx que Dieu les auroit à ce obligez; et par ce moyen rendront tousjours à leur prince une obéyssance d'aultant plus durable qu'elle sera prompte et volontaire*" (S. 477). Und so ergibt sich ihm auch aus diesen die religiöse Seite betreffenden und doch stets die politische Tragweite berücksichtigenden Erwägungen die Folgerung, daß es nur der Anwendung weiser Milde gelingen kann, die Hugenotten im Gehorsam gegen den König zu erhalten: „*La conclusion donc est que despuis qu'il semble pour le mieulx qu'on y doibt procéder doulcement, et mettre fin aux poursuytes accoustumées, tant pour le repoz de la conscience des subjects du roy que pour le bien de son service : il est besoing en attendre plus ample résolution par bon concile, ne se formalisant contre les évangélistes, et avoir seulement l'œil qu'il n'y ait aulcune sédition, et empescher les esmeutes du peuple, seule cause des séditions, et par ce moyen entretenir les subjects du roy en paix et en son obéyssance*" (S. 478).

Den Gedanken, daß die Forderung religiöser Toleranz ein Gebot politischer Klugheit, zugleich aber auch eine Forderung

der Billigkeit und des Gewissens ist, hat L'Hospital noch einmal in einer seiner bedeutendsten Schriften, dem „*But de la guerre et de la paix, ou discours du chancelier L'Hospital pour exhorter Charles IX à donner la paix à ses subjects*“ (1570. II. S. 175 ff.) ausgesprochen. Die Schrift hat er nach seiner Abdankung zwischen den Jahren 1568 und 1570 verfaßt.[13]) Er folgt hier einem ähnlichen Gedankengang wie in seiner Rede zu Poissy. Er beginnt: „*Le but de la guerre c'est la paix, laquelle s'acquiert ou par composition, ou par pleine et entière victoire*“. Aber der Sieg ist, auch mit überlegenen Kräften, wie sie der König hat, zweifelhaft; er ist eine Gabe Gottes. Oft bedient sich der Himmel böser Menschen als Werkzeuge, so jetzt der Protestanten: „*il y a doncques apparence que ces genz icy, quelque meschantz que nous les estimions, soyent fléaux de sa vengeance, et, de faict, nous veoyons que toutes choses jusques icy ont succédé fort à propoz contre espérance et discours des hommes . . .*“ (S. 176). L'Hospital zollt dem Eifer, mit welchem die Hugenotten für ihre Sache eintreten, seine Bewunderung. Dagegen bedauert er, daß im Lager des Königs alles drunter und drüber geht (S. 178); er entsetzt sich auch über die Hereinziehung fremder Kriegsvölker nach Frankreich. Der Sieg über die Hugenotten wird nicht viel helfen: sie wählen eher den Tod, wie sie das bisher schon so oft getan haben, als die Knechtung ihres Gewissens („*la servitude de leur conscience*“ S. 182). Nur durch Gewissensfreiheit kann die Ruhe im Lande gewährleistet werden. Der Krieg, der bisher getobt und alles verwirrt hat, ist nur ein Vorspiel verhängnisvollerer Kriege, die noch kommen werden. Das Schlimmste bei allen diesen Kriegen ist die Gefahr, daß die königliche Autorität erschüttert und vernichtet wird: „*C'est le mespriz et contemnement de l'authorité du roy, des loyx et de la justice, dont on commençoit à gouster la doulceur . . .*“ (S. 188). Natürlich wird dadurch auch Frankreichs Ansehen nach Außen leiden. Überall, in dem Verhalten des Volks, der Großen im Staat wie des gewöhnlichen Bürgers, gibt sich der Mangel an Autorität in erschreckender Weise kund; alle tun, als ob der König nicht mehr existierte. Als Ergebnis dieser Erörterungen drängt sich L'Hospital auch hier mit zwingender Notwendigkeit die Frage auf, wie dem Staate zu helfen sei. Daß mit Gewalt nichts zu wollen ist, ist ihm von vornherein klar. Ein von ihm vielfach gebrauchtes Bild aufgreifend, sagt er: „*Vray est qu'il fault retrancher le membre pourry, mais c'est quand il n'y a plus espérance de guérison; car tant qu'il y a tant soit peu de lumière d'amendement, le médecin seroit meurtrier et bourreau, s'il le coupoit. Il faut donc en user de mesme aujourd'huy, et avant que de prononcer une sentence de tel poinct, où il s'agit de la vie non d'ung, ny de*

[13]) Vgl. *Notice préliminaire* S. 171 ff.

cent, ny de mille, mais de plusieurs milliers et millions de personnes, tous subjects d'ung mesme roy, et des enfans de la maison, encore qu'ilz soient desbauchez, s'enquérir diligemment et regarder si le mal est incurable pour user des remèdes selon le besoing. Aultrement ce seroit comme qui enterreroit son enfant vif malade sans essayer les moyens de le guérir". (S. 192. 193). Den Hugenotten gesteht er — zu optimistisch allerdings, wie die Folgezeit lehren sollte — unbedingte Königstreue zu. Wenn sie sich trotzdem dem König widersetzen und ihm ihre Forderungen aufdrängen wollen, so kommt das daher, daß sie ganz von ihren Leidenschaften beherrscht sind. Sie glauben recht zu handeln, aber ihre Leidenschaft macht sie wie verrückt: „*Ils sont donc malades de l'esprit? Ouy, certainement*" (S. 194), und gerade deshalb müssen sie geheilt, aber nicht verfolgt und bekriegt werden. „*Ainsy le nom du roy, plein d'amour et charité paternelle, ne peult souffrir une si sanglante et félonne obstination d'exterminer une si grande partie de ses subjects, s'il y a moyen de les ramener à leur debvoir et les reconcilier ensemble, puisqu'en cela gist le salut de la republicque*" (S. 197).... „*Le moyen que j'y trouve, c'est de faire cesser au plustost les injures et violences réciproques, leur faire poser à tous les armes, et, par une loy benigne, rappeler les desvoyés à l'obéyssance de leur prince, donnant fin à ceste sanglante et brutale guerre*" (S. 197. 198). Das einzig wirklich wirksame Heilmittel kann nur die Gewährung der Gewissensfreiheit sein. „*Quoy il* (d. h. der König) *leur donne? Il leur donne une liberté de conscience, ou plustost il leur laisse leur conscience en liberté*" (S. 199). „*Si le roy leur ostoit la liberté qu'ilz luy demandent, ilz seroient ses esclaves, et non pas ses subjects: car la principaulté est sur les hommes libres; donc, en leur accordant ceste liberté, il se constitue vrayement leur prince et protecteur, et eulx se déclarent ses subjects, obligez à maintenir son estat*" (S. 199). Und nun beginnt er in schwungvollen Worten die moralische und faktische Notwendigkeit religiöser Toleranz darzulegen und den Anteil des Königtums an der Lösung dieser Aufgabe, der edelsten und schwersten der Zeit, zu bezeichnen. „*C'est ce qui conserve à nostre roy le nom et titre de bon prince, quand il maintiendra les ungs et les aultres dans l'obéyssance de ses édicts et de la foy publicque. L'observation de laquelle est l'appuy et soutennement de son estat...*" (S. 201). „*Rien n'est plus honorable et magnifique à ung Roy que de donner la loy à ses subjects sans diminution de ses debvoirs; rien n'est plus louable à ung saige prince qui cognoist que les fureurs et dissensions civiles sont la mort des grands estats, d'y appliquer, par sa prudence, le remède convenable, et si dextrement manier les esprits qu'il guérisse leurs playes, et saulve de ruyne, par ce moyen, ses subjects et sa seigneurie*" (S. 202). Eine solche kluge Politik hat ungleich mehr Erfolg als jeglicher Sieg: „*ainsy à bon droict sera le tiltre de très grand donné à nostre roy, s'il pacifie*

son peuple" (S. 205). „*Finissant donc ceste triste et cruelle guerre, relugira une très joyeuse et très aimable paix, qu'à bon droict j'appelleray une précieuse et sacrée conqueste, laquelle rendra sa majesté redoutable à toute l'Europe, qui a sceu la grandeur des deux puissances que le roy remettra sous sa main*" (S. 206). Wenn man seit 1562 nach den Grundsätzen der Toleranz und Milde verfahren wäre, so stände jetzt manches anders im Lande. Jetzt ist durch Verhandlungen und Kriege das Mißtrauen dermaßen gewachsen, daß kaum noch eine Einigung zu erhoffen ist. „*Toutesfois, devant que condamner leurs entreprinses, mettons, je vous prie, la main en nos consciences: y a-il donc esprit si bening et si reposé qui n'en fust, à la fin, effarouché?*" (S. 208). So rät L'Hospital immer von neuem zum Frieden, „. . . *la paix, dont la doulceur et le desir ordonne commencement aux roys et aux loyx, et a faict cognoistre au plus fort le plus foible, et assubjectir volontairement les ungz aux aultres*" (S. 212). In seine Ausführungen spielt auch hier die Scheidung des Königs vom Tyrannen hinein. „*Le prince qui abhorre la paix, et qui se paist du sang principalement de ses subjectz qui sont ses membres, perd à bon droict ce nom tant beau, et pour l'aultre, tant abominable, qui est de tyran, c'est-à-dire, d'ung ennemy du genre humain et de la nature. L'affection du prince a esté de tous temps comparée à la paternelle: le père cruel envers ses enfans est ung monstre dénaturé et exécrable, s'efforçant de despiter le vray et commun père des hommes et de la nature. Arrière donc ces pestes qui, d'ung cœur félon et sanguinaire, pour assouvir leur vengeance particulière, taschent de corrompre ce que Dieu détourne à la naïfve et naturelle bonté, clémence et bénignité de nostre prince, de la royne sa mère, de messeigneurs ses enfans, qui les veulent faire dégénérer de l'ancienne, tant célèbre et plus chrestienne qu'humaine débonnaireté de leurs majeurs roys de France envers leurs subjectz, qui est le seul bien qui a si long-temps entreteneu ceste seule couronne, reconneue et servye d'ung cœur franc en fidélité française, et non par tyrannie, effusion de sang, cruaultés . . .*[14]) „*Pour y obvier, n'y a aultre moyen, sinon que le roy use de clémence envers son peuple, afin qu'il éprouve celle de Dieu . . .*"[15])

So verquickt sich für L'Hospital die Toleranzfrage mit der Frage nach der rechtlichen Stellung des Königtums. Ohne den König war die ersehnte Beseitigung der Religionsspaltung nicht gut zu erhoffen. Das Maß seiner Teilnahme bei der Lösung einer so schwierigen Aufgabe, wie es die Beseitigung des Religionsgegensatzes und des damit zusammenhängenden politischen Parteigegensatzes bildete, hing nicht bloß von der Größe der ihm gerade (vorübergehend) zur Verfügung stehenden Macht, sondern zugleich von der Fülle der ihm (theoretisch) kraft seines

[14]) S. 213. 214.
[15]) S. 214.

königlichen Amtes zukommenden Befugnisse ab. Eine Abgrenzung der Rechte des Herrschers und seiner Pflichten gegen sein Volk war darum auch in dem Zusammenhang der L'Hospitalschen Gedanken notwendig, ebenso notwendig, wie eine Klarstellung der Rechte und Pflichten der Untertanen gegenüber dem König. L'Hospitals Ansichten in diesen beiden Punkten laufen auf die zwei Gedanken hinaus: daß die Könige von Gott zur Herrschaft über die ihnen anvertrauten Völker eingesetzt sind und für die meisten ihrer Gedanken der göttlichen Vorsehung Dank schulden[16]) — daß die Untertanen ihrerseits dem Herrscher zu Gehorsam verpflichtet sind.[17])

In diesen Rahmen reihen sich alle weiteren Ideen ein. Der König steht über dem Gesetz;[18]) er schuldet nur Gott Rechenschaft für seine Amtsführung: „*C'est bien au roy à le sçavoir, puisqu'il fault qu'il en réponde devant Dieu*" (II. S. 75). Bei Ausübung seines Herrscherberufs stehen dem Könige zwei Mittel zur Verfügung: Gewalt und Gerechtigkeit. Beide werden scharf getrennt: die Gerechtigkeit (*justice*) muß gegen die Untertanen zur Anwendung kommen, die Gewalt dagegen darf nur gegen die auswärtigen Feinde oder gegen rebellische Untertanen — im letzteren Fall aber auch nur nicht ohne große Not — gebraucht werden. „*Les deux principaulx poincts qui contiennent ung royaulme sont les armes et la justice: l'ung regarde le dehors et la*

[16]) Am 9. September 1561 sagt er in Gegenwart des Königs und katholischer und protestantischer Geistlicher: „*Les roys sont commiz de Dieu pour gouverner son peuple, et la pluspart de leurs intentions sont régies par sa providence. Est à croire que sa bonté ait mué les mœurs de nos princes pour remesdier au mal pullulant par ce royaulme. En pourvoyant à cecy, il ne faut imiter le médecin, lequel, . . .*" (I. S. 485). Die Abhängigkeit der Fürsten von Gott rückte L'Hospital auch in seiner am 17. August 1563 vor dem Parlament von Rouen gehaltenen Ansprache (II. S. 53 ff.) näher ins Licht; er sagt dort u. a.: „*Grace ne se pouvoit reprendre par forces humaines, et que le conseil, l'entreprinse, la prinse et exécution sont de Dieu; seulement luy roy est ministre*" (S. 55).

[17]) So ruft er z. B. dem Parlament gelegentlich der Eröffnung seiner Sitzungen am 12. November 1561 die Pflicht des Gehorsams gegen den König ins Gedächtnis: „*Nostre roy, jeune, ne peult commander, et on ne veult obéyr; à l'empeschement du roy, n'y a faulte syenne: le subject qui n'obéyt, a le tort, et du double si la désobéyssance vient par mespryz du roy ou de son aage, auquel qui bien regardera debvra aveoir plus de pitié pour servir à la conservation de l'estat, que d'user d'aulcune rebellion ou désobéyssance*" (S. 9. 10). Bei dem Verhältnis der Untertanen zum König darf die Hoffnung auf äußeren Gewinn nicht maßgebend sein: „*. . . ils monstrent qu'ilz ont servy pour leur profict, et leur semble que le service faict à ung enfant est perdu; ne veulent faire service que les rescompenses ne soient prestes, ressemblent aux mousches, qui ne bougent de nos cuisines tant y a graisse ou sucre; alors qu'il n'y en a plus, se retirent sans servir pour l'honneur et debvoir au roy et bien de la patrie, non pour espérance du gain*" (S. 11).

[18]) I. S. 392: „*. . . par vraye obéyssance, qui est de garder ses vrays et perpétuels commandemens, c'est-à-dire ses loyx, édicts et ordonnances, ausquelz tous doibvent obéyr, et y sont subjects, excepté le roy seul.*"

conservation de l'estat contre les voisinz et ennemis; l'autre le dedans, qui concerne le subject et son prochain en paix; c'est la justice, et l'ung ne peult sans l'aultre. Il n'est plus dangereuse ny plus cruelle chose au monde que les armes, sans justice, ou l'injustice armée: expérience des choses veues depuis ung an en çà; aussy la justice qui est sans armes ne peult du tout faire ce qu'il appartient. Si chascung estoit juste, l'ung feroit justice à l'aultre; mais cela n'est poinct: et par ce, Dieu a ordonné sa puissance aux roys, lesquelz s'aydent des armes contre leurs subjectz désobéyssans, comme contre les estrangers et malveillans" (II. S. 27). „. . . *le propre estat et office d'ung roy est de faire la justice à ses subjects, et de ne venir jamais aux armes sans grand besoing*" (S. 29). Vor dem Gesetz hat L'Hospital die größte Achtung. Es muß über den Richtern stehen: „*il fault que la loy soit sur les judges, non pas les judges sur la loy*" (II. S. 108). Dem Parlament von Rouen ruft er die Worte zu: „*Messieurs, messieurs, faictes que l'ordonnance soit par-dessus vous. Vous dictes estre souverains: l'ordonnance est le commandement du roy; et vous n'estes pas par-dessus le roy. Il n'y a nuls , soit princes ou aultres, qui ne soient teneus garder les ordonnances du roy*" (II. S. 68). Er verlangt Gehorsam gegen den König, auch für den Fall, daß der König im Unrecht zu sein scheine: „*Si vous trouvez, en pratiquant l'ordonnance, qu'elle soit dure, difficile, mal propre et incommode pour le pays où vous estes juges, vous la debvez pourtant garder, jusqu'à ce que le prince la corrige, n'ayant pouvoir de la muer, changer, ou corrompre, mais seulement user de remonstrance*" (S. 68). „*Si les roys commandent quelque chose qui semble injuste, il y fault user de modestie, et prudence de conseil; non pas s'opposer à leurs volontez . . . Ainsy doibt on faire: non s'opposer droictement aux volontez et commandemens des roys, lesquelz sont jaloux de leur puissance, sans vouloir estre vaincuz. Mais doibt on user de remonstrances humbles et doulces dans ces caz, ils sont teneus à les ouïr et recebvoir . . .*" (II. S. 87, 88).

Die religiöse Duldung stellt sich für L'Hospital als Forderung des höchsten und idealsten Begriffes, zu dessen Verwirklichung der Staat dient, dar: als Forderung der *justice*. Hier liegt L'Hospitals theoretische Stärke, hier entfaltet sich die ganze Kraft seines Geistes, die ganze Fülle seiner Gedanken. Er sucht die *justice* ihrem Wesen und Wert nach zu bestimmen und die Mittel und Wege zu ihrer Verwirklichung im staatlichen Leben darzutun. Das ist der Zweck seines inhalts- und gedankenreichen „*Traité de la réformation de la justice*". Der Traktat ist von dem Herausgeber der Werke L'Hospitals, Duféy, aufgefunden und zum erstenmale in zwei Bänden (1825 und 1826) veröffentlicht worden. An Beispielen, die L'Hospital hier — wie sonst — vornehmlich der römischen Geschichte entnimmt, legt er dar, daß alle staatlichen Ordnungen sich auf dem festen Boden der *justice*

aufbauen. Die Herrschaft der *injustice* bedeutet den Ruin eines Landes. Die vornehmste Aufgabe eines Herrschers besteht darin, dafür zu sorgen, daß die *justice* als Stütze und Grundlage aller staatlichen Ordnung erhalten bleibt. Wenn der Fürst diese Aufgabe nicht erfüllt, wird er zum Henker seines Volks, zum Feind des Menschengeschlechts.[19]) L'Hospital erwartet die Reform der Zustände in Frankreich von der Mitarbeit aller patriotisch gesinnten Franzosen, „*tout homme de bien et bon François doibt contribuer à ce travail selon sa portée, mérite et capacité, ou selon le zèle, courage et vertu qu'il a pleu à Dieu luy inspirer*" (S. 10). Mit dieser Erwägung rechtfertigt er den Entschluß zu seiner Schrift. Auf Grund seiner reichen, fast 30 Jahre umfassenden Erfahrung will er seine Ansichten darlegen und die Mittel und Wege zur Heilung der bestehenden und tief eingewurzelten Schäden im Lande aufzeigen. Er geht dabei Schritt für Schritt zu Werk. Zunächst sucht er den Zusammenbruch so vieler Staatswesen auf psychologischem Wege aus der menschlichen Natur heraus zu erklären. Den Erklärungsgrund findet er in dem dem Menschen innewohnenden Gelüste, sich gegen die Vernunft *(raison)* aufzubäumen: „*sinon que la vraye économie de ce petit monde qui est l'homme, recueil et abrégé de l'univers, dont la structure est si admirable, est troublée, gastée et renversée misérablement, et que les subjects, qui sont les passions, les cupiditez et afflictions sensuelles, veulent donner la loy et commander à la raison, qui néantmoins est leur royne, dame et princesse soubveraine, à laquelle naturellement appartient l'authorité, le pouvoir et l'office de commander et d'estre obéye*" (S. 15). Nur die Herrschaft der auf Vernunft gegründeten Gesetze verbürgt Ruhe und Ordnung. Als weitere Bedingung fügt L'Hospital eine Forderung hinzu, die, so selbstverständlich sie auch klingen mag, doch recht wohl ihre Berechtigung hat in einer Zeit, in welcher das Königtum an Ansehen und moralischem Halt viel eingebüßt hatte — die Forderung, daß der Fürst seine Pflicht recht erfüllen muß. Als Obliegenheiten seines Amts rückt L'Hospital den Fürsten vor Augen „*conserver les villes en union, les gouverner par une doulce police, et surtout les conduire par clémence et miséricorde, qui est la vraye liaison du bon prince avec ses subjects, et dont s'engendre ung amour qui vault trop mieulx que tous les thrésors qu'on luy sçauroit amasser, forts et citadelles qu'on luy pourroit jamais bastir*" (S. 37). „*En somme, il fault tenir pour la plus certaine maxime d'estat, et ne me lasseray point de le répéter souvent, que le principal office des roys et princes soubverains, est de judger et faire justice*" (S. 38).

Mit dem Hinweis auf die beglückende Wirkung der *justice* und der verderblichen Folgen der *injustice* wird auch der 2. Teil des Traktates eröffnet (S. 53 ff.). Zur Bekräftigung des immer

---

[19]) „*c'est ung bourreau, c'est ung ennemy du genre humain.*" S. 8.

und immer wiederholten Grundgedankens, daß allein die *justice* dem Staatswesen Dauer und Bestand verleiht, wird hier noch darauf hingewiesen, daß selbst Tyrannen und Usurpatoren nicht der in der *justice* liegenden staatserhaltenden Kraft entraten können: sie suchen vielmehr ihre Herrschaft wenigstens mit dem Schein des Rechts zu umkleiden (S. 59). Nachdem so noch einmal die Bedeutung der *justice* für den Staat festgestellt worden ist, wird zu mehr theoretischen Erörterungen über das Wesen der Gesetze übergegangen. Welches ist das wahre Gesetz? Jedes Volk, jeder Fürst gibt Gesetze nach den besonderen Bedürfnissen des Landes, dabei müssen aber alle Gesetze, wenn sie wirklich gut sein wollen, der e i n e n Bedingung genügen, „*que la raison soit tousjours l'ame de la loy*; *aultrement elle ne pourroit pas estre de durée*, *non plus que le corps humain ne peult subsister sans l'assistance de l'ame qui le vivifie*" (S. 61). Die wahre Gerechtigkeit trägt zwei untrügliche Kennzeichen an sich: die *piété* und die *équité*. Beide werden charakterisiert. Die *piété* wird kurz abgetan: „*La piété consiste en la cognoissance de Dieu*. *en l'observation de ses commandemens et de sa divine loy*" (S. 63). Ausführlicher verbreitet sich L'Hospital auch hier wieder über den Begriff der Gerechtigkeit, welchen er in den Mittelpunkt seiner Ausführungen rückt; er stellt auch jetzt wieder die *justice* der *injustice* gegenüber und entwirft von der letzteren das Bild abschreckendster Scheußlichkeit: „...*c'est une fille volaige*, *impudicque*, *mensongère*, *bigarrée de toutes couleurs*, *et merveilleusement effrontée*, *sortie des enfers pour tourmenter et opprimer les innocents en ce monde*, *porter et favoriser les meschans*, *les combler pour ung temps des richesses acquises par rapines*..." (S. 68) „*Les compaignes et suites ordinaires de la justice sont la vérité*, *la raison*, *l'équité*, *la franchise*, *la fidélité*, *les quatre vertus cardinales* ...*L'escorte*, *garde et satellites de l'injustice sont le mensonge*, *l'hypocrisie*, *le parjure*, *la trahison*, *la flatterie*, *l'impudence*, *la violence*, *l'iniquité*, *la rebellion et désobéyssance aux magistrats*, *la guerre*, *la peste et le désespoir*, *les assassinats*, *la vengeance et pauvreté*, *la séquelle de tous les vices du monde*, *et finablement la ruyne publique*" (S. 70). Die *injustice* ist die Ausgeburt der Selbstsucht und weckt auch wieder solche; die *justice* dagegen übt und pflegt die Entsagung.

Des weiteren wird die Bedeutung der *justice* für die Erhaltung eines Staates veranschaulicht durch die Erörterung der in der staatsphilosophischen Literatur jener Tage vielfach wiederkehrenden Frage, ob ein Staatswesen seine Größe und seine Dauer allein der Gewalt (*force*) zu verdanken hat. L'Hospital lehnt die Ansicht, daß die Gewalt die Grundlage der Macht eines Staates bildet, entschieden ab. „*Pour moy*, *je dis que tels discoureurs*, *qui soubtiennent ceste maxime*, *sont sophistes ou flatteurs*, *courtisans ou des ignorans*, *si ce n'est qu'ilz veulent en leur jargon establir*

des principaultés tyrannicques, et non pas des monarchies royales et légitimes“ (S. 77). „*Les estats cruels ont beaucoup de terreur, mais fort peu de vie ... Le bon prince veult bien estre crainct, mais comme le père de ses enfans; c'est-à-dire, crainct et aymé tout ensemble. Pour parvenir à ce poinct, je luy veulx enseigner ung chemin bien court; c'est de faire justice*“ (S. 78). Im Zustand der *injustice* ist der Schwache die Beute des Starken. Gewalt darf man aber nicht anwenden. „*Il ne fault donc poinct faire estat de la force, sinon de celle qui est la servante de la raison, qui luy obéyt en ses commandemens, qui se rend exécutrice et tient la main forte aux mandemens et ordonnances de justice*“ (S. 81). Das Elend der Zeit kann nur gehoben werden, wenn die Fürsten die Herzen ihres Volkes zu gewinnen wissen und wenn andererseits die Untertanen selbst unter sich in Frieden zu leben trachten. Als erste Bedingung dazu ist die Einkehr in das eigene Herz erforderlich: „*Cherchons donc premièrement cest accord, ceste consonnance et ceste harmonie en nous mesmes, puisqu'elle est cause d'ung si grand bien et tranquillité en la conscience, et qu'elle nous nuit et conjoinct avec Dieu, en quoy consiste le soubverain bien de l'homme; et puis, si nous avons quelque pouvoir, employons le tout à faict pour faire que ceste mesme harmonie se trouve au corps de la cité, de la respublicque ou de l'estat, afin que chascung venant en repos, content du sien, et n'entreprenant rien sur son prochain que pour luy bien faire, Dieu soit servy selon sa volonté et pureté de sa parolle*“ (S. 111. 112).

Über solche allgemein gehaltene Erörterungen kommt auch das 3. Kapitel (S. 115 ff.) nicht hinaus. Die Bedeutung der *justice* für das Staatsleben wird im Eingang in der Form einer Vergleichung veranschaulicht: „*Tout ainsy que l'œil est le guide, le conservateur et gardien de tous les corps, et cy dessus nous l'avons comparé à l'ame; aussy l'œil du corps politique, c'est la justice, laquelle est administrée par les roys et princes soubverains, comme aussy par leurs lieutenans, gouverneurs, officiers et magistrats, qui n'ont ou ne doibvent rien avoir en plus grande recommandation, que de garder les peuples que Dieu leur a commiz, les préserver de toute oppression, injustice ou violence, faire vivre soubs la dicipline de leurs équitables loyx et ordonnances, et soubs l'heureuse protection de la justice*“ (S. 115). In dem Ton höchster Lobpreisung feiert L'Hospital die *justice* als eine den Fürsten anvertraute Himmelsgabe und erläutert dann diesen Gedanken des Langen und Breiten an dem Beispiel der biblischen Fürsten. Seine Erörterungen bieten wenig neues; Beachtung verdient vielleicht nur der e i n e Satz, in welchem L'Hospital das Verhältnis des Herrschers zu Gott einer -, und zu den ihnen anvertrauten Völkern andererseits formuliert: „*je dis qu'il ne tient jamais qu'aux princes soubverains qu'ilz ne soient riches, puissans, aimez et obéys de leurs subjects, et pour le comble de toutes félicités agréables à Dieu le*

créateur, à sçavoir, en praticquant eulx mesmes tous les premiers, et puis faisant fort aisément à leur exemple praticquer par leurs subjects ces deux vertus, piété et justice, c'est à dire rendre à Dieu ce qui est à Dieu, et aux hommes ce qui leur appartient, en commençant aux plus grands, et de degré en degré descendant jusqu'aux plus petits, qui sont, à vray dire, les liens de la société publicque. Quand le monarque faict le debvoir de bon prince en commandant en équité et justice, et les subjects obéyssant avec humilité et en toute fidélité, et iceux rompeus, il faut, par nécessité, que tout aille peste mesle, en désordre, ruyne et confusion universelle" (S. 130. 131). Die Heilige Schrift spielt in dem Zusammenhang dieser Ausführungen eine wichtige Rolle.[20]) Ihr entlehnt er auch die moralischen Maßstäbe seiner Beurteilung. In den Geschehnissen der Welt gewahrt er ein stetes Eingreifen Gottes (S. 137). Wenn die *injustice* und *perfidie* in ein Land eindringen, so ist das ein sicheres Vorzeichen nahen Untergangs; dafür werden wieder die üblichen Beispiele angehäuft (S. 137 ff.), sogar die Sintflut muß als Beleg und Beweis herhalten (S. 138). Etwas leicht Moralisierendes klingt durch alle diese in weitläufiger eite gehaltenen Betrachtungen von dem Verfall von Staatswesen und dem ständigen Wechsel von Glück und Unglück in dem Leben der Völker und Fürsten.[21]) Von aktueller Bedeutung werden die Betrachtungen L'Hospitals erst durch die Erörterung der Frage des Gehorsams der Untertanen gegenüber der Obrigkeit. Die Lehre Calvins von dem Widerstandsrecht der Untertanen gegen eine das religiöse Gewissen vergewaltigende Obrigkeit überträgt L'Hospital auf das politische Gebiet. Er fordert von den Untertanen willigen Gehorsam gegen Obrigkeit und Gesetz, mit Ausnahme des einzigen Falles, daß das Gebot des Herrschers gegen Recht und Vernunft verstößt: „*Il n'y a rien non seulement plus juste, mais plus nécessaire, principallement en l'estat monarchique, que d'obéyr aux commandemens et volonté du prince soubverain; mais cela s'entend quand elles sont conformes à la justice et à la raison. L'équité est le nerf, veoire l'ame du commandement; et quand cela est, il faict obéyr purement et simplement; aultrement*

[20]) „*Je dis donc que l'histoire sacrée est ma seule et fidelle guide, mon vray but et mon étoile polaire, à laquelle je vise perpétuellement et pour prendre mes mesures bien plus justes que sur les nombres de Platon et aultres conceptions des astrologues*" (S. 136. 137).

[21]) S. 172: „*Les monarchies, les respublicques, les cités, les familles, les hommes sont subjects à changement: mais, en Dieu et en ses commandemens, il n'y en a point; et, quand ilz se vouldroient donner le loisir de méditer et songer ung peu à cela, ilz trouveront au bout de leur compte que ceulx qu'ilz appellent bonnes gens estoient plus vertueux et trop plus couraigeux et saiges, avoient la craincte de Dieu pour guide de leurs actions; et, sous ceste heureuse et seure conduicte, ils n'avoient garde de se fourvoyer du droict chemin de la piété et de la justice, qu'ilz révéroient sur toutes choses...*"

le nœud de la société civile seroit rompeu, il n'y auroit plus de différence entre le roy et le subject, et feroit ung beau mesnaige, pour auquel obvier est fort raisonnable que la force demeure au roy et à sa justice: mais aussy, quand le commandement se trouve préjudiciable au public, est il pas vray qu'il redonde et rejaillit sur le prince mesme? Lequel, comme chef de l'estat, est tellement uny it joinct à ses membres, qu'il ne peult offenser ny endommaiger qu'il ne s'en ressente tost ou tard; et comme le prince est homme, el peult avoir esté surpris ou par inadvertance, ou par maulvais et insidieux conseils: mieulx informé, changera d'advis; et, en ce cas, le refus tant s'en fault qu'il soit imputé à désobéyssance et desservice, que c'est ung des plus grands et notables services qu'on luy sçauroit faire, parce que vraysemblablement sa volonté n'est pas de nuyre et préjudicier à son peuple, mais plustost de luy procurer tous biens et prospéritez, veoire de postposer son profict particulier à celuy de ses subjects." (S. 205. 206). Ein auf Einsicht beruhender Widerspruch gegen das Gebot oder die Laune eines Fürsten ist sehr wohl gestattet: „. . . . *et y a trop de différence . . . entre désobéyr et ne pas approuver ce qui est contre l'estat public, foule et oppression du peuple, et, le plus souvent, contre l'intention du prince soubverain, qui accorde beaucoup de choses par importunité, et ne le feroit pas si librement s'il estimoit que ses officiers, sur la conscience et fidélité desquelz il se repose, les deussent passer sans les éplucher et deument examiner. . . .*" (S. 210). Wenn die Fürsten vielfach in ihren Maßregeln daneben greifen und das Volk bedrücken, so sind daran oft genug ihre Ratgeber und Beamten schuld (S. 211. 212), und oft genug hat gerade die Festigkeit der Beamten gegenüber unbilligen Befehlen die Ehre der Fürsten gerettet und den Staat in seiner Größe erhalten („*a saulvé l'honneur des princes, et reteneu la respublicque en sa grandeur*". S. 213).

Als weiteres Symptom für den Zusammenbruch eines Staates wird die mit dem Zerfall der Rechtsanschauungen und sittlichen Grundsätze verbundene Zerrüttung des Justizwesens hingestellt. Mit Schmerz sieht L'Hospital, wie die einst so viel geachtete und viel bewunderte französische Justiz ihr Ansehen in den Augen des Auslands eingebüßt hat: „*ilz* (d. h. *les estrangers*) *nous mettent en leurs papiers, nous divulguent pour les plus grands plaideurs, les plus injurieux formalistes, les plus grands chicanneurs, la plus corrompeue, perfide et desloyalle nation qui soit soubs le ciel*" (S. 234). Mit dem Verfall der Justiz steht der Zusammenbruch der staatlichen Ordnung in engem Zusammenhang. Das Beispiel des römischen Reichs ist dafür beweisend genug. Montesquieu vorauseilend, legt er die Ursachen für die Größe und den Verfall des Römerreichs dar und zeigt, wie die Blütezeit des Staates zugleich eine Blütezeit der *justice* war, wie dagegen der Zusammenbruch der staatlichen Ordnung mit der Zerrüttung aller Rechts-

anschauungen und Rechtsbegriffe Hand in Hand ging. Die Einzelheiten des Nachweises, welchen L'Hospital hier unternimmt, haben mehr historisches Interesse. Von theoretischem Wert ist allein der aus der Betrachtung der Geschichte des Römerreichs hergeleitete Grundgedanke über die Bedingungen der Größe und des Verfalls eines Staates. Hier wie so oft läßt es L'Hospital nicht an der üblichen Beigabe einer in direktem Hinblick auf seine Zeit formulierten Moral fehlen: „*Comme de vray, on ne sçauroit désirer ung plus heureux estre en ce monde que soubs l'estat monarchique et royal, royalement gouverné: soubs ce mot, la justice, qui est la vraye vertu royale, est comprinse, comme l'injustice n'est propre que pour les tyrans et oppresseurs du genre humain*" (S. 244). Er schwenkt dann sofort, die römische Geschichte verlassend, zur Betrachtung der in dem Gerichtswesen des eigenen Landes herrschenden Mißstände über (S. 245 ff.). Die tief eingerissene Prozeßsucht erfüllt ihn mit banger Besorgnis für die Zukunft seines Volks. Seine Meinung — er hat sie schon bei der Betrachtung der römischen Geschichte geäußert — ist, daß der Ruin eines Landes mit dem Prozeßelend Hand in Hand geht. In früheren Zeiten wurden viel weniger Prozesse geführt; darum waren auch viel weniger Richter nötig. Jetzt aber hat die Justiz unter schweren Mißständen zu leiden: unter der Vermehrung und Korruption des Richterstandes, unter der Käuflichkeit der Ämter, unter der schriftlichen Behandlung und der damit unvermeidlich verbundenen Verschleppung der Prozesse. Alle diese Mißstände deckt L'Hospital mit Freimut auf. Seine Kritik gewinnt durch das überall hervortretende Bestreben, durch eine Besserung und Beseitigung der Schäden im Justizwesen auch auf das französische Volkstum reformatorisch einzuwirken, noch eine besondere Bedeutung. Man merkt seinen Ausführungen den gerechten Zorn an, in dem sie geschrieben sind, die Liebe zu Volk und Vaterland, welche das Herz des patriotisch denkenden Mannes bewegt.

Das nächste (5.) Kapitel (II. S. 3 ff.) zeigt uns noch deutlicher, wie sich L'Hospital die Heilung der Schäden in Justiz und Staat vorstellt. Sie ist in erster Linie Sache und Pflicht des Königs, und niemand ist dazu geeigneter als er. Sein Lob singt L'Hospital in den höchsten Tönen. „*Nostre vray Esculape sera, s'il luy plaist, nostre héros et victorieux prince, non moins juste que vaillant; non moins desbonnaire et jaloux de l'amour de ses bons subjects, qu'aspre dompteur et ennemy des rebelles et audacieux; non moins pitoyable envers les affligez, que sévère vengeur des superbes, violens et oppresseurs de son peuple* (S. 10). „*Les temples et autels que nous lui dresserons ne seront pas mauldicts et périssables, mais seront des hymnes, cantiques et louanges des ses héroïques actions. . .*" L'Hospital verwahrt sich dagegen, daß man ihn mit einem rein spekulativ raisonnierenden Theoretiker verwechselt, wie es Plato, Xenophon (als Verfasser der Cyropaedie) und Thomas Morus

sind, „*qui ont excellement discoureu, et miz par escript de belles et eslevées conceptions*; *mais ce sont fruicts qui n'estaient plus de saison. Aussy n'ont ilz, pour la plus part, guères servy qu'aux escoles et académies, ou pour entretenir les gens de lettres, mais non pas pour adapter leurs préceptes et enseignement à l'établissement d'aulcune police et gouvernement*" (S. 12). Ihm kommt es auf die praktische Verwirklichung seiner politischen Ideale, auf die tatsächliche Durchführung seiner Reformvorschläge an. Er will von der Notwendigkeit seiner Reformen überzeugen; er rechnet auf die Einsicht seiner Landsleute, deren Freiheitsstolz und Treue zu dem angestammten Fürstenhaus das höchste Lob gespendet wird: „*nous sommes François, portant sur le front, mais beaucoup mieulx dans une ame françoise, la marque de nostre liberté, laquelle tant s'en fault que nos roys ayent jamais entreprins de nous oster*; *qu'au contraire, leur plus grande gloire est de commander à des François, c'est à dire, à ung peuple ennemy juré de servytude et subjection*, *aultre que celles des enfans envers leurs pères et mères. Aussy, se plaist il infiniment d'obéyr à son prince soubverain d'une amour filiale, laquelle ne doibt jamais empescher les fonctions de la vraye liberté, et croit que d'estre François et en servytude sont deux choses non moins incompatibles que le jour et la nuict*" (S. 17, 18). Von dem Amt des Herrschers bei der Erfüllung dieser wie anderer Aufgaben hat L'Hospital die erhabenste Vorstellung: er vergleicht die Fürsten mit den Hirten der Völker; er ruft ihnen zu, ihre Gewalttätigkeiten zu unterlassen, ihren Stolz abzulegen und sich als Ebenbilder Gottes zu führen (S. 50). Eine Beseitigung aller Schäden ist nur dann zu erhoffen, wenn alle im Lande frei und freudig mit Hand anlegen. Die Beamten haben sich jeder Bedrückung und Gewalttätigkeit zu enthalten, denn Vergewaltigungen und Eingriffe in fremde Rechte müssen mehr als anderes den Gerechtigkeitssinn verletzen. In dem Volke muß das Gefühl der Zusammengehörigkeit stark sein. Das Bewußtsein der Unterordnung unter das alle umfassende und alle beherrschende Gesetz bildet eine sichere Gewähr für die Herrschaft der *justice*. Dem König allein räumt L'Hospital Vortritt vor dem Gesetz ein; er hat nur Gott über sich und ist den gerade dadurch am meisten befähigt und verpflichtet, ein Hüter von Recht und Gerechtigkeit zu sein: „*Le roy seul est exempt de la censure des loyx pénales, et n'est justiciable que de Dieu, lequel luy sçaura bien rendre compte des torts et griefs qu'il aura faicts en sa charge, quand son heure sera veneue*; *et toutesfois et quantes qu'il permet ou dissimule les injures, les indignitez et injustices, il commet trois lourdes faultes tout d'ung coup. La première va contre la majesté divine, en ce qu'il abuse de la puissance que Dieu luy a mise en main pour empescher les malfaicts et punir les injustices . . . La seconde, en ce qu'il rend l'oppresseur plus meschant, plus hardy, insolent . . . La troisiesme (ceste cy regarde son autho-*

rité), en ce qu'il argue et manifeste sa craincte et son impuissance, de n'oser, pour quelque respect et considération humaine, rendre librement et ouvertement la justice à son pauvre subject, qui la luy demande comme à son roy . . ." (S. 59. 60. 61). Solche allgemeinen theoretischen Auslassungen über das Amt des Fürsten und sein Verhältnis zu Gott wechseln ab mit Erörterungen, welche sich mehr den Fragen des praktischen Staatslebens zuwenden. L'Hospital führt hier bitter Klage über die Bedrückungen, denen das niedere Volk durch die Adligen ausgesetzt ist. Der Hochmut der Großen hat schon manchen Staat ruiniert. Mit Schmerz sieht L'Hospital, daß Rechtsverletzungen und Gewalttätigkeiten des Adels in Frankreich häufiger sind als anderswo. Es ist deshalb mehr als je eine Pflicht des Königs, hier einzugreifen. Er ist zum Schutz seiner Untertanen da, allein schon das Recht der Besteuerung seines Volks müßte ihn dazu verpflichten, wenn nicht noch über ihm der lebendige Gott waltete, „*qui est le soubverain des soubverains, et en comparaison duquel le plus grand prince du monde ne monte non plus qu'ung grain de sable en comparaison de l'univers, se réserve particulièrement ce droict, privatement à tous aultres, d'oster les sceptres et les couronnes aux roys qui en abusent par injustices, oppressions, violences et indeues exactions sur leurs pauvres subjects*" (S. 68).

In dem Zirkel solcher Betrachtungen bewegen sich L'Hospitals weitere Ausführungen auch noch in den beiden folgenden Kapiteln (VI. S. 97 ff. und VII. S. 283 ff.). Um Ordnung im Lande herzustellen, sind gute Gesetze ebenso notwendig wie gute Beamte, „*car il est bien certain que le magistrat est l'ame de la loy; c'est celuy qui luy donne la force, vigueur, action et mouvement, et sans lequel la loy seroit comme chose morte et inutile . . .*" (S. 103. 104). Und so redet L'Hospital wieder ganze Seiten lang von den Rechten und Pflichten eines Fürsten, von den Tugenden eines guten Herrschers, von der Zerrüttung und Verrottung unter der Beamtenschaft, von der Bestechlichkeit der Richter und der Käuflichkeit ihrer Ämter. Das bis ins Unsinnige angewachsene Beamtenheer muß verringert werden, die Käuflichkeit der Ämter muß aufhören, wenn der französische Staat erhalten bleiben und nicht wie das römische Reich einem sicheren Verfall entgegengehen soll. Die Beseitigung der Mißstände muß auf gesetzmäßigem Wege und nicht auf gewaltsame Weise vor sich gehen (S. 148. 149). L'Hospital gibt dazu eine ganze Fülle eingehender praktischer Ratschläge und Winke. Seine Ausführungen tragen, auch in der Form, einen stark persönlichen Charakter und lassen den unter den Eindrücken einer verkommenen Justiz und in den Fährnissen des Staatslebens gereiften Politiker erkennen. Er weiß sehr wohl, daß er mit seinen Reformvorschlägen manchem zu nahe tritt, aber über jeglichem Sonderinteresse steht ihm das Wohl der Allgemeinheit.

Es ist L'Hospital nicht beschieden gewesen, seine Ideen in den verwirrten Verhältnissen jener Tage zu verwirklichen. Die Kriegsgelüste und Intriguen der Guisen waren stärker als der edle Sinn, der den friedfertigen Kanzler erfüllte. Er mußte ihrem Einfluß weichen und den Hof verlassen (1568). Seinen Sturz hat er nur um wenige Jahre überlebt. Unter dem grausigen Eindruck der Greuel der Bartholomäusnacht ist er, in seiner Hoffnung auf Herstellung des Friedens gebrochen, im Jahre 1573 verschieden. Manche schöne Hoffnung hat er mit sich ins Grab genommen, manchen schönen Gedanken hat er unverwirklicht lassen müssen. Sein Lieblingsgedanke zumal, die Idee der religiösen Toleranz, hat nur bei wenigen seiner Zeitgenossen Verständnis gefunden. Die Zeit, große Ideen zu verwirklichen, war noch nicht gekommen.

II. Estienne Pasquier.

An L'Hospital reihen wir einen Mann an, der eine Natur von L'Hospitalschem Schlage war: Estienne Pasquier, auch er ein Vertreter und Verfechter des Toleranzgedankens. Wir haben ihn schon früher als solchen kennen gelernt.[22])

An der Spitze der politischen Publizistik Pasquiers stehen zwei Werke, welche beide dem Jahr 1560 angehören: das erste Buch der „*Recherches*" und der „*Pourparler du prince*". Beide sind in ihrem Wesen und Zweck grundverschieden: in dem ersten Buch der „*Recherches*", wie auch in den späteren Büchern, nimmt die Theorie nur einen nebensächlichen Platz ein — in dem „*Pourparler du prince*" dagegen ist sie Endzweck. Wir haben hier einen in Dialogform abgefaßten staatstheoretischen Traktat vor uns, in welchem Pasquier seinen politischen Ideen die Form eines abgeschlossenen Systems zu geben unternommen hat. Mit seinem „*Pourparler*" hat Pasquier indessen noch nicht das letzte Wort gesprochen. Er war, als er seinen Traktat schrieb, kaum über 30 Jahre alt und erst an der Schwelle seiner schriftstellerischen Tätigkeit angelangt. Die reiche Erfahrung des Mannesalters fehlte ihm noch ebenso wie die Fülle neuer Anschauungen und Ideen, welche die Zeit der Religionskriege bringen sollte. Und doch enthält der „*Pourparler*" schon einen großen Reichtum wohldurchdachter Anschauungen, welche zwar in einzelnen Punkten im Laufe der Zeit und unter dem Einfluß späterer Lebenserfahrungen noch Berichtigung und Weiterbildung, aber keine tiefgehende Wandlung und Änderung mehr erfahren haben.

[22]) Vgl. diese *Zeitschrift* XXXIII¹ S. 45—54.

Der „*Pourparler*“[23]) trägt die Form eines Wechselgesprächs von vier Personen, von denen jede ihre besondere Meinung vom Fürsten vertritt. Bei aller Verschiedenheit der Ansichten sind alle vier Sprecher in der Notwendigkeit eines monarchischen Regiments einig: „*leur opinion se ferma pour le soustenement d'un bon Roy*“ (S. 191 v⁰ = I. S. 1017 C.). Der *Escolier*, der zuerst das Wort ergreift, kleidet seine Ausführungen in einen Schwall hochtrabender Redensarten. Er stellt die Musen, die Genien der Wissenschaften, als Urgrund aller staatlichen Ordnung hin. Der Fürst wird seines Amtes dann am besten walten, wenn er ganz und gar dem Studium guter Schriften lebt und in der Förderung und Begünstigung von Wissenschaft und Dichtkunst seine Hauptaufgabe erblickt. Von einem solchen Fürsten verspricht sich der *Escolier* die Erfüllung der höchsten Hoffnungen: durch seine gelehrten Neigungen wird er ein einsichtsvoller Bewahrer der Grundfesten aller staatlichen Ordnung sein und mit klarem und selbständigem Urteil auch die verschiedensten an ihn herantretenden Aufgaben selbst zu lösen wissen. „*Quel cas mieux advenant au prince, que de respondre de soymesme, et non par gens interposez, aux ambassades, et accompaigner ses responses d'une commodité d'histoires, tirees à son avantage? Ou quelle chose plus brave, que voir un prince bien emparlé, trafiquer par une elegante parole le cueur de sa gendarmerie, captiver sous un beau parler l'amitié de son ennemy, et comme Tyrtée le poëte, ores que lon soit inhabile au faict des armes, reduire toutesfois les expeditions en bon train, par une douce faconde, lorsque elles sont deplorées? Bref, tenir les esprits des soldats en transe, les animer, aigrir, adoucir, et ne leur faire sentir alteration de ioye ou douleur, que celle qu'on leur veut departir? Et si, non content du present, pour se revanger encontre l'injure des ans il pretend manifester à la posterité les secrets de ses pensées: quel plus grand heur pourroit avenir au prince, si non mourant, laisser pour gage perpetuel de sa vie quelques œuvres bien façonnées?*“ (S. 196 = I. S. 1021 A.).

Nach dem *Escolier* ergreift der *Philosophe* das Wort. In schwungvoller, an den Fürsten gerichteter Apostrophe preist er die allein aus der Philosophie fließenden Tugenden der Mäßigung und Selbstbeherrschung als die höchsten und notwendigsten Gaben eines Herrschers. Die Philosophie wird ihn lehren, auch die Wandlungen und Schickungen des Lebens zu ertragen; sie wird ihn vor der törichten Überschätzung seiner eigenen Person[24])

[23]) Im folgenden zitiert nach der Ausgabe von 1571: „*Des recherches de la France, livres premier et second. Plus, Un Pour parler du Prince. Le tout par Estienne Pasquier, Advocat en la Cour de Parlement de Paris.*“ S. 190 v⁰ bis 239 v⁰. Die übrigen Zitate sind nach der Ausgabe der Werke Pasquiers von 1723 (2 Bände) gegeben.

[24]) Hier klingen demokratische Gedanken in Pasquiers Ausführungen hinein, besonders in der folgenden Stelle: „*Tous lesquels propos serviront pour vous monstrer, que les Rois, se voians assis entre*

und vor der Überschätzung des Wertes weltlicher Güter und weltlicher Macht bewahren; sie wird ihm den jähen Glücksumschlag, wie ihn einst Karl der Kühne erlebt hat, ersparen helfen. „*Ceste est donc la philosophie que je veux apprendre à mon Prince, une asseurance d'esprit, fondee au contemnement de ce monde: contemnement, que je veux qu'il accompagne de ce perpetuel pensement: qui est, que s'il rapporte tout à nature, ny luy, ny homme quelconque ne se trouvera jamais pauvre: mais si à l'opinion du monde, non seulement ceux qui sont moyennement riches, mais semblablement les monarques, ne trouveront en quoy contenter leur esprit*" (S. 206. 207 = I. S. 1026 C).

Den mehr geistreichen als ernst zu nehmenden Ausführungen des *Escolier* und des *Philosophe* tritt der *Curial* mit der kühl berechnenden Art des Weltmanns entgegen. Er ist ein Feind schöner Worte und schönklingender Theorien. Den von leerem Pathos erfüllten Auslassungen des Philosophen über die Bedeutung der Philosophie für die Gründung und Erhaltung von Staatswesen stellt er den nüchternen Satz entgegen: „*il est certain que toutes republiques bien ordonnees prindrent leur premier avancement par les armes, et lors qu'elles embrasserent les lettres, commencerent à s'aneantir*". Die wahre Philosophie des Fürsten ist einzig und allein seine Größe: „*la principale Philosophie que doit avoir un prince, est sa promotion et grandeur, sans autre contemplation*" (S. 211 r⁰ = I. S. 1028 CD). Der Fürst ist nicht für sein Volk, sondern das Volk ist für seinen Fürsten da; es muß die Sünden seines Herrschers an sich büßen; es ist ihm mit Gut und Leben verschrieben.[25]) Der Fürst verkörpert eben den Staat in sich, und so muß sein (d. h. des Fürsten) eigenes Wohl seine erste und vornehmste Sorge sein. Wenn er anders handelt, so ist das allein sein freies Wohlwollen, seine „*debonnaireté trop ardente*" (S. 212 r⁰ = I. S. 1029 B.). Das Verhältnis des Fürsten zu seinen Untertanen erläutert der *Curial* durch eine Betrachtung der Grundlagen der fürstlichen M a c h t , welche in seinen Augen gleichbedeutend ist mit dem fürstlichen R e c h t.

---

tant de richesses, pendant leurs grandes prosperitez doivent mettre en contrebalance la crainte et hazard des dangers, et penser qu'ilz sont fils de mesme ouvrier que tout le demeurant du peuple" (S. 205 v⁰ = I. S. 1026 A.) etc. Vgl. auch Baudrillart, *Etienne Pasquier, écrivain politique.* in: *Séances et travaux de l'académie des sciences morales et politiques* (Paris 1863). S. 465.

[25]) „*Comme ainsi soit que les Rois n'en sont point nez pour leurs peuples, mais leurs peuples sont nez pour eux: Qui est la cause, pour laquelle non point és histoires prophanes, ains dans les sainctes escritures, les suiects simples et innocens se trouvent avoir esté punis de mort pour un peché de leur Prince...*" (S. 211 r⁰ = I. S. 1028 D.). „*Parquoy estans tous noz biens des appartenances du Prince, et luy au contraire ne dependant en aucune sorte de nous, est ceste proposition infaillible, que nous sommes nez pour noz Rois, non eux pour nous*" (S. 211 v⁰ = I. S. 1029 A.).

Recht und Macht fließen aus zwei Quellen: aus der Autorität der Gesetze, aus der Gewalt der Waffen. Statt die Gesetze als Ausfluß und Verkörperung der Idee des Rechts aufzufassen, sieht der von Machiavellischem Geist beseelte Höfling in ihnen nur ein bequemes Mittel, um die Untertanen unter der Botmäßigkeit des Herrschers zu erhalten und den Vorteil des Fürsten zu wahren. Auch das zur Ausübung der Gesetze notwendige Beamtenheer wird eine Säule der fürstlichen Macht abgeben. Kurz, die staatsrechtliche Stellung des Fürsten besteht in den Augen des *Curial* darin, daß alles im Staatswesen in den Dienst des Herrschers tritt. Nicht Recht oder Unrecht, der Nutzen allein entscheidet. „*Veu qu'à prendre les choses à leur entier, il ne faut balancer le juste ou injuste, qu' au poix seulement de l'utilité qui en vient*“ (S. 214 v⁰ = I. S. 1030 B.). Auch die Waffenmacht ist nur ein Mittel zur Größe und zum Vorteil des Fürsten. Sie gibt ihm die Möglichkeit, die Grenzen zu schützen und das eigene Volk in Unterwürfigkeit zu erhalten, ja, im Notfall einen Krieg zu entfesseln, der dann ein passender Anlaß wird, um dem Volke durch neue Steuern sein teueres Geld aus der Tasche zu locken.

Nach dem *Curial* kommt der *Politique* an die Reihe. Seine Darlegungen machen den Hauptinhalt des „*Pourparler*“ aus. In ihnen gelangt Pasquiers eigene Auffassung vom Beruf des Monarchen zu Wort. Der *Politique* beginnt damit, daß er die Unhaltbarkeit der von seinen Vorrednern aufgestellten Prinzipien erweist. Weder von der einseitigen und übertriebenen Pflege und Wertschätzung der Wissenschaften und Literaturen, noch von der Weisheit des Philosophen, noch endlich von dem Nützlichkeitsprinzip des *Curial* ist Heil und Glück für einen Staat zu erhoffen. Der Staat muß vielmehr auf der Herrschaft der Gesetze beruhen.[26] Grundsatz im Staate muß es sein und bleiben, daß Fürst und Volk in dem Verhältnis gegenseitigen Vertrauens zueinander stehen: „*Consequemment se doit porter le Roy à l'endroict de son peuple, comme il voudroit que lon fist envers soy, s'il estoit souz la puissance d'autruy*“ (S. 226 r⁰ = I. S. 1036 C.). Der Fürst hat sein eigenes Interesse dem Wohl des Staates unterzuordnen. Hier tritt der *Politique* in Gegensatz zu den Ausführungen des *Curial*. Er legt dar, daß weder die Gewalt noch auch irgend ein anderes der von dem *Curial* angepriesenen Mittel dem Staate Dauer und Festigkeit verleihen könne; falsche und unredliche Mittel, nicht minder wie der Mißbrauch der dem Fürsten anvertrauten Macht, müssen nur zum Ruin des Landes führen. Dafür bietet die Geschichte des römischen Weltreichs das klassischste Beispiel. Mit Entschiedenheit verwahrt sich der *Politique* gegen den Mißbrauch des Gesetzes im Dienst des Fürsten

[26]) „*Et c'est une regle asseurée qu'il est requis en toute Repub. bien policée, que le peuple soit subject au magistrat, et le magistrat à la loy*“ (S. 225 v⁰ = I. S. 1036 B.).

und legt seine Auffassung vom Wesen und der Heiligkeit des Gesetzes dar in den Worten: „*Quand ie vous parle de la loy, i'entens, non pas (comme tu fais, Curial) ceste puissance que les tyrans tirent à leur particulier avantage: mais ceste reigle qui nous apprend à tenir les ordres en bon ordre, et entretenir d'une telle armonie et convenance les grans avec les petits, que aussi content et satisfaict vive le petit en sa petitesse, comme le grand en sa grandeur*“ (S. 232 r⁰ = I. S. 1039 C.). In deutlicher Sprache führt er dem Fürsten zu Gemüt, daß die Rücksicht auf das Wohl des Staates das oberste Gesetz seiner Philosophie sein muß. „*Parquoy pour te dire au vray mon avis de la Philosophie de nostre Prince, est ceste conclusion bonne, et qui deust estre engravee en la teste des Princes: que toutes choses sont mauvaises en un Roy, qui n'avise le bien public: aimant mieux, par ceste devise estre excessif au trop, qu'au trop peu. Car tout le but, dessein, proget, et Philosophie d'un bon Roy, ne doit estre que l'utilité de son peuple*“ (S. 232 v⁰ = I. S. 1039 D. 1040 A.). Ein vielgebrauchtes Bild aufgreifend, vergleicht er den Staat mit dem menschlichen Körper, dessen Haupt der Fürst, dessen Glieder die Untertanen sind. Die Glieder sind zu gegenseitiger Hilfe wie zum Schutz des Hauptes da. Auf die üblichen Beispiele aus der antiken (römischen) Geschichte, mit welchen dieser Satz belegt wird, folgt die Wendung zur Erörterung der französischen Verhältnisse. Der *Politique* verteidigt schon hier die von Pasquier hinfort immer und immer wieder vertretene These, daß die französischen Könige selten etwas aus eigener Machtvollkommenheit unternommen haben: „... *noz Rois par une debonnaireté, qui leur a esté familiaire, iamais de leur puissance absolue n'entreprindrent rien en la France* ...“ (S. 234 r⁰ = I. S. 1040 C.). Sie ließen sich von den zwölf Pairs und später von dem aus dem Pairsrat hervorgegangenen Parlament beraten. Das Parlament, welches ursprünglich ohne festen Sitz war, später aber in Paris ständig wurde, hat immer dazu beigetragen, die königliche Macht zu zügeln und den König auf den Weg der Vernunft und des Rechts zu führen. Selbst ein Monarch, der so herrisch gewesen ist wie Ludwig XI., ist den Vorstellungen seiner Großen stets zugänglich und gefügig gewesen. Gerade diese Unterordnung des Königs unter die Gebote der Gerechtigkeit hat der französischen Monarchie ihre Stärke verliehen und Achtung im Ausland verschafft. Die Spitze dieser Ausführungen richtet sich gegen die Anschauungen des *Curial.* Der Fürst steht nicht über dem Gesetz; nur schlechte Fürsten können sich über das Gesetz erhaben dünken. Im Anschluß daran entwickelt der *Politique* (und Pasquier mit ihm) in Kürze seine Anschauungen von dem Wesen des Gesetzes. Das Gesetz muß mit der Vernunft in Einklang stehen. Widerstreitet es der Vernunft, so hört das Gesetz auf, Gesetz zu sein, wie der Fürst, welcher sich über das Gesetz stellt, aufhört, Mensch

zu sein: „*pour bien dire, Curial, ou la loy est raison, ou contrevenante à icelle. Si contrevenante à icelle, quoy que souz honneste pretexte les Roys pretendent en abuser, si ne merite elle nom de loy: mais si elle se rend conforme à une equité naturelle, d'estimer que le Roy soit encores dessus la raison (au moins comme l'entend le vulgaire, pour en trancher par ou bon leur semble) ceux, qui souz ceste puissance leur voulurent ainsi applaudir au lieu de leur gratifier, dirent en un obscur langage, que les Roys n'estoient point hommes, ains Lyons, qui par le moyen de leur force s'estimeroient avoir commandement sur les hommes*" (S. 236 r⁰ = I. S. 1041 C.). Aus einer solchen Auffassung vom Beruf des Fürsten spricht ein gesunder monarchischer Sinn. Der Herrscher ist der Vertreter und Vollstrecker des Volkswillens. Er handelt im Einklang mit dem Willen des Parlaments und muß sich jeder tyrannischen Eigenmächtigkeit enthalten. Das Bild des Herrschers, wie es Pasquier durch den Mund des *Politique* zeichnet, ist eine Schöpfung reiner Theorie. Der „*Pourparler*" gehört nicht zu den staatsphilosophischen Traktaten, welche unter dem Einfluß der Zeitumstände und unter dem Druck der politischen Verhältnisse entstanden sind und in den Dienst bestimmter staatlicher Zwecke und Ziele treten; er ist kein Produkt parteipolitischen Eifers; er ist das Bekenntnis eines Idealisten, welcher sich in theoretischen Ausführungen gefällt und an die Macht der Theorie glaubt. Wie L'Hospital hatte sich auch Pasquier hineingelebt in den Glauben an eine friedliche, aus vernünftiger Einsicht zu gewinnende Lösung der schwebenden Fragen der Zeit, aber auch er sollte nur zu bald erkennen, daß eine Theorie erst dann Leben und Lebenskraft gewinnt, wenn sie sich über die Forderungen und Bedürfnisse der Zeit erhebt, wenn ihre Brauchbarkeit in den Fährnissen des Staatslebens erprobt wird.

Diese Auffassung gelangt zum erstenmal zum Durchbruch in der Behandlung der Toleranzfrage, auf welche Pasquier durch L'Hospital geführt worden ist.

Pasquier hat sich L'Hospitals Theorie der Toleranz zu eigen gemacht. Er hat sie in seiner „*Exhortation aux princes et seigneurs du conseil priué du Roy, pour obuier aux seditions qui semblent nous menacer pour le faict de la Religion*" ausgesprochen, welche sich als eine Rede ausgibt, die der Verfasser vor den zu Beginn des Jahres 1561 nach Paris berufenen „*princes et seigneurs du conseil privé du Roy*" gehalten haben will.[27]) Pasquier gibt hier nicht mehr Theorie um der Theorie willen; ganz im Sinne L'Hospitals faßt er die Toleranzfrage vom Standpunkt des praktischen Politikers auf. Er begründet die Notwendigkeit der religiösen Duldung mit dem Hinweis auf die politischen Verhältnisse in Frankreich und legt dar, daß die

[27]) Vgl. diese Zeitschrift XXXIII¹ S. 45—54.

politische Erstarkung der kalvinistischen Partei die Duldung des kalvinistischen Bekenntnisses zu einer unabweisbaren Notwendigkeit mache. Seiner Beweisführung gibt er durch den Hinweis auf die verhängnisvollen Folgen eines Bürgerkrieges sowie durch den Appell an die patriotische Gesinnung seiner erlauchten Zuhörerschaft noch besonderen Nachdruck. Wir treffen hier auf die beiden Züge, welche wir in Pasquiers politischer Schriftstellerei allenthalben wiederfinden: die aus der Betrachtung geschichtlicher Tatsachen gewonnene historische Erkenntnis und Belehrung — die in einer edlen Auffassung nationaler Pflichten wurzelnde, von wahrer Vaterlandsliebe getragene Beschäftigung mit den seine Zeit bewegenden Fragen.

Beide Züge geben auch den „*Recherches*", Pasquiers Hauptwerk, ihren Charakter.

Des Verfassers Absicht war es, ein historisches Werk zu liefern, wenngleich es ihm nicht darauf ankam, „*d'écrire un corps d'histoire, mais seulement une suite de chapitres détachés sur divers sujets*" (Dupin, *Eloge de Pasquier*. S. 29). „*Ce sont icy des meslanges*", sagt Pasquier selbst gelegentlich einmal (*Rech.* VI. 44. I. S. 671. C.). „*Il n'est pas dit qu'une prairie diversifiée d'une infinité de fleurs, que nature produit sans ordre, ne soit aussi agreable à l'œil, que les parterres artistement elabourez par les Jardiniers.*" In der Fülle der Tatsachen und Beobachtungen, welche er in den neun Büchern seiner „*Recherches*" in bunter Mannigfaltigkeit anhäuft, nimmt die geschichtliche Erörterung den Hauptraum ein. In dem ersten Buch greift er zurück auf die frühesten Perioden der französischen Geschichte und die nationalen Eigenheiten der ältesten Einwohner Frankreichs und gibt eine warme und begeisternde Schilderung der „*bons vieux pères*" seines Volks, um derentwillen man sein erstes Buch treffend eine Rehabilitation des gallischen Volkscharakters genannt[28]) und in ihm den Ausdruck des nationalen Stolzes gefunden hat, mit welchem der Verfasser zu den Galliern, den Vorfahren seines Volks, als zu den Überwindern der Römer emporsieht. Eine planmäßige historische Darstellung, auf welche das erste Buch keinen Anspruch macht, kann man schon eher dem inhaltlich reicheren und bedeutenderen zweiten Buch zusprechen, insofern es wichtigen Verfassungs- und Gesellschaftsfragen Frankreichs nachgeht und mit einem Reichtum interessanter und richtig beobachteter Einzelheiten eine Fülle großer Gesichtspunkte verbindet. Das dritte Buch geht auf die in den beiden ersten Büchern mehrfach gestreiften auswärtigen Beziehungen Frankreichs ein und beschäftigt sich fast ausschließlich mit dem Verhältnis Frankreichs zum römischen Stuhl und kirchenpolitischen Fragen. In einen ganz anderen Gedankenkreis führt das vierte Buch ein, indem

[28]) Feugère, *Estienne Pasquier* (Paris 1848). S. 66.

es die nachmals viel erörterten Wechselbeziehungen von Gesetz und Sitte zum Gegenstand wählt und in einer sich bis in die kleinsten, z. T. in buntester Mannigfaltigkeit aneinandergereihten Einzelheiten erstreckenden Erörterung darzulegen unternimmt. Eine Erörterung und — tatsächliche oder bloß versuchte — Kritik geschichtlicher Tatsachen enthält erst das fünfte und sechste Buch, denen sich das siebente und achte mit der Behandlung der französischen Literatur und Sprache anschließt. Pasquiers Vaterlandsliebe und Vaterlandsstolz gibt sich hier in der Bewunderung, welche er für die Literatur seines Volkes empfindet, zu erkennen. Er blickt mit Stolz auf die Fortschritte, durch welche sich die französische Literatur der antiken und italienischen Literatur zur Seite stellt (VII. 8. 9. 10); er erhofft für sie eine glorreiche Zukunft (VII. 6. vgl. auch Feugère, *Estienne Pasquier.* Paris 1848. S. 84). Das neunte (und letzte) Buch der „*Recherches*" endlich befaßt sich mit Auseinandersetzungen über das französische (insbesondere das Pariser) Universitätswesen, dessen Einrichtungen Pasquier seit seinem berühmten Konflikt mit den Jesuiten ein besonderes Interesse entgegenbrachte.

In der Vielheit und Vielartigkeit großer und kleiner Fragen, welche die „*Recherches*" berühren, treten Pasquiers Meinungen und Anschauungen über die seine Zeit bewegenden Fragen vor der historischen Erörterung, die sein Werk erfüllt, in den Hintergrund. Das theoretische Beiwerk kommt vor dem gelehrten Charakter der „*Recherches*" nur wenig zur Geltung. Die Beziehungen der geschichtlichen Verhältnisse und Vorgänge zur Gegenwart des Verfassers werden mit Ausführlichkeit dargelegt, aber überall ist Pasquier dabei mit dem Eifer des die Wahrheit suchenden Forschers bemüht, sich über die Parteien und ihre oftmals mit willkürlicher Auslegung geschichtlicher Verhältnisse verbundenen Meinungen zu stellen. Wie die „*Recherches*" bieten auch die Briefe Pasquiers manch theoretische Auslassung. Sie sind eine reiche Fundgrube wissenschaftlicher Forschung und Belehrung, dabei zugleich aber auch eine Fundgrube für unsere Kenntnis und Kritik von Pasquiers eigenen Anschauungen über politische und religiöse Fragen. Wir finden hier wie dort die gleichen Züge: die von nationalem Stolz eingegebene Verteidigung des französischen Wesens,[29]) die edle, von Hingabe an das König-

---

[29]) „*Parce que le jour d'hier je vous vis soustenir à outrance, que les Romains avoient esté superieurs aux Gaulois, en prouesse et vaillantise, et qu'au regard des bonnes lettres nous n'entrions en nulle comparaison avec eux, ayant depuis à part moy recueïlly mes esprits, j'ay pensé de vous en escrire mon advis, non pour une envie que j'aye de vous contredire, mais parce que de nostre opinion en est issuë une, de plus dangereux effect entre nous, par laquelle nous autres François estimons n'avoir rien de bon que ce que nous avons emprunté de la ville de Rome . . . Je vous allegueray les victoires qu'obtindrent jadis nos Gaulois, en Italie . . .*" *Lettres* I. 12. I. S. 19 B.

tum getragene vaterländische Gesinnung, die bei aller Frömmigkeit gegen die Mißbräuche in Kirche und Kirchenlehre nicht gleichgültige Anhänglichkeit an die katholische Religion, die Überzeugung von der Notwendigkeit einer straffen politischen und kirchlichen Einheit im Staate. Pasquiers Theorie gipfelt in der Verherrlichung des Vaterlandsgedankens und in der Überzeugung von der Notwendigkeit einer starken Monarchie. Das Königtum soll sich über die im Lande hadernden Parteien erheben, seine Autorität und seine überlieferten Rechte und seine Stellung über den Parteien wie auch seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit gegenüber der kirchlichen Macht sollen ihm gewahrt werden. Die königliche Macht darf indessen nicht unbeschränkt sein. Ihr ist eine doppelte Schranke gesetzt: sie unterliegt der Abhängigkeit von Gott;[30]) sie ist an die geltenden Gesetze gebunden. Die Achtung vor der Heiligkeit des Gesetzes hatte Pasquier schon in seinem „*Pourparler du Prince*“ durch den Mund des *Politique* verkündet. Er kommt noch später wiederholt darauf zurück. In dem „*Pourparler de la loi*“[31]) rückt er den Begriff des Gesetzes in den Mittelpunkt seiner Ausführungen. An anderer Stelle preist er das Gesetz als eine starke Stütze der monarchischen Gewalt.[32]) Das Gesetz ist die Grundlage und Seele des Staates.[33]) Er hält das Gesetz nicht bloß um des Gesetzes willen, sondern auch um des Vaterlandes willen hoch. Alle seine Ideen münden in die Verherrlichung des Vaterlandsgedankens. In ihm wurzelt auch die Beharrlichkeit, mit der er an den einmal als gut und zweckmäßig erprobten staatlichen Einrichtungen festhält. In religiöser wie in politischer Beziehung ist er ein Gegner unnötiger Neuerungen. Eine Änderung in der Religion führt zu einer Umwälzung im Staate und birgt notwendig Gefahren in sich.[34]) Pasquiers Theorie deckt sich in

[30]) „*Nous sommes les gettons des Roys, qu'ils font valoir plus ou moins, comme il leur plaist, et les Roys sont les gettons de Dieu.*“ *Rech.* V. 29. I. S. 507 C.

[31]) I. S. 1045—1052.

[32]) *Rech.* II. 1 (I. S. 46 B.): „*. . . nos Roys se contentans de leurs frontieres, commencerent au lieu de leurs armes, à se fortifier par loix pour entretenir leur grandeur . . .*“

[33]) Diesen Gedanken spricht Pasquier auch in einer Rede aus, welche er am 30. September 1587 in der Chambre des Comptes gehalten hat: „*Il est certain que le fondement de toutte republique cest la loy, ie ne diray poinct fondement, ie dis que cest lame, sans laquelle la republique ne peult auoir vie en façon quelconque*“ (*Revue de la Renaissance.* VIII. 1907. S. 16. 17 = *Lettres* XII. 2. S. 326. 327).

[34]) *Rech.* III. 34 (I. S. 294 D. 295 A.): „*De ma part, encores que je sçache bien que selon la corruption des mœurs il faut proceder à nouveaux remedes, si seray-je tousjours d'avis qu'il faut esprouver en chaque sujet toutes extremitez, avant que d'annuller une loy ancienne, et qu'il n'y a chose en la Republique, où le souverain Magistrat doive apporter tant de circonspection, crainte, et prudence, qu'en la novalité de sa loy . . .*“ — *Rech.* VIII. 12 (I. S. 783 B. C.): „*Il n'y a rien qu'il faille tant craindre*

ihren Hauptgedanken mit L'Hospitals Anschauungen. Hatte aber L'Hospital die Überordnung des Königs über die Gesetze ausgesprochen, so drückt Pasquier seinen Gedanken in einer viel weniger scharfen und krassen Form aus. Schon in seinem „*Pourparler*“[35]) und ebenso noch später[36]) stellt er die Unterwerfung der französischen Könige unter das Gesetz als einen Akt ihrer „*débonnaireté*“ hin. Der König darf und muß Gehorsam verlangen. Sein Volk muß ihm mit Hab und Gut zu Diensten sein. Dafür schuldet er ihm eine gerechte Regierung: „*Nous devons aider nostre Roy de nos biens, selon les occurences de ses affaires: mais en contre-eschange, il nous est debiteur de la Justice...*“ (*Lettres* VI. 2. II. S. 156 D. 157 A.). Pasquier ist kein Verfechter des absolutistischen Gedankens. Jegliche Tyrannei ist

---

en une Republique que la nouveauté...“ — *Lettres* IV. 13 (II. S. 92 A.): „*Ceux ordinairement qui pensent bien discourir sur le fait d'une Republique, sont d'advis que tout ainsi que le fondement general d'icelle, depend principalement de l'establissement de la Religion, par la crainte et réverence de laquelle, tout sujet est autant et plus retenu, que par la presence du Prince: aussi qu'il faut sur toutes choses que le Magistrat empesche, ou mutation de Religion, ou diversité sous un mesme Estat: comme ainsi soit que cela apporte partialitez et discordes intestines, qui se tournent en guerres civiles, lesquelles apportent les fins et periodes des Republiques.*“ — *Lettres* V. 11 (S. 134 C. D.): „*... comme bon Chrestien, je seray tousjours pour la Religion Catholique, Apostolique, Romaine: et comme bon citoyen, j'abhorreray le changement de l'Estat, qui advient ordinairement par le changement des Religions...*“

[35]) „*Parquoy estans tous noz biens des appartenances du Prince, et luy au contraire ne dependant en aucune sorte de nous, est ceste proposition infaillible, que nous sommes nez pour noz Rois, non eux pour nous: consequemment que leur principale consideration se doit rapporter à eux seuls: et si autrement ils le font, celà leur part d'une debonnaireté trop ardente*“ (Worte des *Curial.* S. 211 v⁰. 212 r⁰ = I. S. 1029 A. B.).

[36]) *Lettres* VI. 1 (II. S. 146 B. C.): Ohne die Zustimmung des Parlaments kann nichts Wichtiges geschehen. „*Non que pour cecy nos Roys ayent estimé se mettre sous la tutelle d'autruy: mais reduisans par ce moyen leur puissance absoluë sous la civilité de la loy, ils se sont garentis de l'envie publique, et des importunitez de ceux qui pour leurs faveurs particulieres, abusoient de la debonnaireté de leurs Maistres: se rendans par ce moyen aimez de leurs sujets sur tous les Princes de l'Europe: chose qui a conservé leur grandeur successivement, depuis onze cents ans jusques à huy: et a produit cela tel fruict, que tout ainsi qu'il n'y a eu peuple au monde tant obéïssant à son Roy que le François, par le passé; aussi ne se trouverent jamais Princes tant debonnaires et favorables envers leurs sujets, que nos Roys, n'y ayant chose qui les ait tant unis en cest entre-las de volontez, que ce lieu general de la France, ce grand et general Parlement.*“ — *Lettres* XIX. 15 (II. S. 576. 577): „*Au regard de nostre France, nous fusmes plus retenus: car combien que l'Ordonnance soit le vray ouvrage de nos Roys, non moins souverains dedans leur Royaume, que les Empereurs dedans leur Empire* (gemeint sind hier die römischen Kaiser), *toutesfois leurs Ordonnances n'ont aucun effect, qu'elles n'ayent esté premierement publiées et vérifiées par les Cours Souveraines, des Parlements, des Comptes, des Aydes, chacune en droit soy, selon que le subject y est disposé:*

ihm verhaßt.[37]) Sie muß den Herrscher, der sie übt, ins Verderben stürzen; sie muß dem Staat, in dem sie blüht, verhängnisvoll werden.[38]) Gerade die französische Geschichte zeigt, was die Hochachtung vor dem Gesetz und die Verehrung der Monarchie vermag. Vor allem aber hat das Parlament sein Verdienst an der glorreichen Entwicklung, die Frankreich genommen. Es war und ist der Grundstein für die Erhaltung und Fortdauer des Staates.[39]) Seinem weisen Eingreifen in die Entscheidungen der Könige und in die Entwicklung und Gestaltung der Verhältnisse, verdankt Frankreich zum besten Teil seinen Machtaufschwung: „*Si jamais ordre politic fut sainement et sainctement observé en quelque Republique que ce soit, je puis dire franchement, et est vray, que c'est en nostre Monarchie: car nos anciens recognoissans que combien qu'entre les trois premieres especes de Republique, il n'y en ait point de plus digne et excellente que la Royauté, et encores Royauté qui vient par droict successif en ligne masculine, et mesmement à l'aisné, (toutes particularitez qui se trouvent en nostre Estat) toutesfois parce qu'il peut quelquefois advenir que la Couronne tombe és mains d'un Prince foible et imbecille, ils establirent un perpetuel et general Conseil par la France, que l'on appella Parlement, non pour servir de controlle à nos Roys, ains par les humbles remonstrances duquel se passoient les confirmations des affaires generales: et l'establirent non seulement dans Paris, ville capitale de France: mais qui plus, dans le Palais, sejour ancien*

---

et avant que les publier, elles les peuvent modifier, selon le devoir de leurs consciences. Ce que nos Roys ordinairement reçoivent de bonne part, et ne pensent pour cela leurs Majestez en estre amoindries, ains accreuës. Que si ces modifications ne leur plaisent, on procede par humbles remonstrances envers eux: et souventes fois s'en rendent capables: autrement, il faut passer par leurs volontez: mais avec ceste condition, que l'on insere aux Registres, les lettres avoir esté publiées, verifiées, et enregistrées par l'exprés commandement du Roy. Ce sont les façons que nous apportons en ceste France, en la publication d'un Edict, lequel estant verifié (qui nous tient lieu des affiches de Rome) adoncques nos Roys, par une b i e n v e u i l l a n c e n a t u r e l l e qu'ils portent à leurs subjects, reduisants leur puissance absolue sous la civilité de la Loy, obeïssent à leur Ordonnance.“

[37]) Vgl. z. B. *Lettres* VI. 2 (II. S. 155 A. B.): „*Vray Dieu! que ce Quadrain de Monsieur de Pibrac me plaist*:

Je hay ces mots de puissance absoluë,
De plain pouvoir, de propre mouvement:
Aux saincts Decrets ils ont premierement,
Puis à nos loix, la puissance tolluë.“

[38]) *Lettres* X. 6 (II. S. 270 B. C.): „*... je ne douteray point de dire à pleine bouche et cœur ouvert, qu'encores que la tyrannie soit odieuse à Dieu et au monde, et qu'à la longue elle perde son autheur ...*“ — *Lettres* XVI. 7 (II. S. 478 D.): „*Il n'y a rien qui soit de plus perilleuse consequence à un Prince Souverain, que quand cette opinion se loge en luy, de pouvoir tout ce qui luy plaist.*“

[39]) „*... sinon que voulions dire, et justement, le Parlement de Paris avoir esté de toute ancienneté, et estre la pierre fondamentale de la conservation de nostre Estat.*“ *Rech.* III. 18 (I. S. 237 B. C.).

de nos Roys, pour monstrer combien les effects de ceste compagnie estoient augustes, sacrez et venerables" (*Lettres* VI. 1. II. S. 146 A. B.).

Mit seiner Betonung der Bedeutung und der Rechte des Parlaments tritt Pasquier nicht in Widerspruch zu seiner Verehrung der monarchischen Regierungsform. Er erblickt in ihm vielmehr eine Stütze der königlichen Macht, ein Gegengewicht gegen etwaige tyrannische Übergriffe. Er legt sich die Frage vor, wer berechtigt sei, die königliche Macht einzuschränken. Ehemals, wie unter Hugo Capet, vermochten noch die Pairs de France dem König entgegenzutreten. Heute ist ihr Titel ein bloßer Schall. Auch die Etats généraux haben keine wirkliche Bedeutung mehr. Den Glauben an die Macht der Stände, welchen die politischen Schriftsteller sonst mit Eifer und Überzeugung vertreten haben, teilt Pasquier nicht.[40] Statt sie mit seinen Zeitgenossen auf das alte Maifeld zurückzuführen, erblickt er in ihnen eine von den französischen Königen geschaffene und darum auch den Königen und ihrer Macht dienstbare Einrichtung. Nur das Parlament, das er als die Fortsetzung des Maifeldes auffaßt, hat noch sein Recht im Staate behauptet.

Die Methode der „*Recherches*" brachte es mit sich, daß Pasquier seine Theorie an seine historischen Erörterungen anknüpfte. Sie ist ihm nicht Endzweck seiner Darlegungen, sie stellt sich im Laufe der Untersuchung fast von selbst ein. Seine Erörterungen tragen historischen Charakter; was er schreibt, bezeichnet er selbst als „*un article d'histoire, non de foy*" (III. 6. I. S. 179 C.). Aus dem Charakter eines um religiöse Fragen ringenden Zeitalters erklärt es sich, wenn Pasquier die Rechte des französischen Königtums im Verhältnis zum Papsttum ausführlich erörterte. Die Untersuchungen, welche er im 3. Buch seiner „*Recherches*" über die Beziehungen von Rom zu Frankreich und über kirchliche Fragen überhaupt anstellt, liefern ihm das Material dazu. Er entrollt ein wohlgelungenes Bild der allmählichen Entwicklung des Papsttums von seinen ersten kleinen Anfängen bis zur Entfaltung seiner höchsten Macht, vor der selbst die gewaltigsten Fürsten der Welt erzittern. Er geht dabei auf die Beziehungen ein, welche das Papsttum schon früh mit den französischen Königen angeknüpft hat, und rückt den Anteil, welchen die letzteren an der Ausgestaltung der päpstlichen Macht genommen haben, in das rechte Licht: „*il faut estre du tout menteur en l'Histoire, ou recognoistre que la premiére grandeur des Papes, en leur temporel, procede tant de la protection que liberalité des François*" (III. 4. — I. S. 170 A.). In seinen Ausführungen

[40]) Allerdings hat er noch in seinem „*Pourparler du Prince*" (1560) in den Ständen ein Gegengewicht gegen die königliche Macht erblickt. Er hat seine Ansichten in diesem Punkt später geändert. Vgl. auch ***Rech.*** II. 1. 2. 3. 4. 7. 10.

tritt der Widerspruch gegen die Eingriffe der Päpste in die französischen Angelegenheiten bald als der beherrschende Gedanke in den Vordergrund. An Hand der geschichtlichen Tatsachen zeigt er, daß die Päpste unter den ersten französischen Königen nichts im Lande zu suchen hatten (III. 9. 10.). Diese Erkenntnis gibt ihm die Grundlage, auf welche er seine weiteren Ausführungen aufbaut. Sie zeugen von der Gründlichkeit und dem Scharfsinn des Forschers; sie sind belebt von der Kraft der Kritik und der Schärfe des Spottes. Pasquier legt dar, wie der Einfluß der Päpste in Frankreich mit dem Niedergang der königlichen Macht und der Unwissenheit und Unfähigkeit der französischen Geistlichkeit Hand in Hand ging. Wohl hat es an Widerspruch gegen die überhandnehmende Macht des Papsttums auch in den Reihen der Geistlichen nicht gefehlt (III. 12), aber die Furcht vor den päpstlichen Strafmaßnahmen wie das Bewußtsein der Interessengemeinschaft und der Abhängigkeit von der römischen Kurie ließen keinen Widerspruch aufkommen. Pasquier geht dem päpstlichen System mit seinem auf den Gewissen lastenden Druck, seiner die äußeren Ehren und Würden im Dienste der Kirche ausbeutenden Diplomatie hart zu Leibe. Hier findet er die eigentliche Stütze der Herrschaftsgelüste des Papsttums und seiner sich bis auf das weltliche Gebiet erstreckenden Machtansprüche. Hier ist auch der Punkt, wo seine politische Auffassung zu Wort kommt. Seine Hingabe an die katholische Religion verblendet ihn nicht über die Verwerflichkeit der weltlichen Machtpolitik, welche das Papsttum zum Schaden seiner religiösen Pflichten treibt. Seine patriotischen Gefühle tragen den Sieg davon. Sie bäumen sich auf gegen fremde Anmaßungen. Ein mutiger Verteidiger der königlichen Rechte gegen die päpstlichen Herrschaftsgelüste, bestreitet er dem Papst jegliches Verfügungsrecht über die weltlichen Throne, natürlich auch über den französischen Thron: „*Et finalement quelque superiorité que les Papes ayent au spirituel, toutesfois ils ne peuvent par leurs consequences mesler à leur advantage le temporel dedans leur spirituel, ny transferer nostre Royaume, d'une main à autre, quelque forfait qu'ils pretendent avoir esté commis par nos Roys contr'eux. Sous ces propositions et maximes, nostre France s'est heureusement maintenuë sous la puissance des Papes, et de nos Roys: Et les Papes ont sagement vescu en leur superiorité, tant en Rome et Italie, qu'és autres Eglises, ainsi qu'il estoit de Dieu ordonné. Tellement que nos Roys ont porté tout honneur et reverence au sainct Siege, sans rien perdre de leur authorité, et peuvent dire ‚Divisum Imperium cum Jove Caesar habet'. Telle est nostre ordinaire creance, et en icelle tout bon François veut vivre et mourir*". (III. 13. S. 217 A.). Die Beziehung zu den Verhältnissen der Zeit gibt Pasquiers patriotischen Worten noch eine besondere Bedeutung: er schrieb sie in den Tagen, in welchen Frankreich

unter dem Druck der durch die Liga entfesselten Religionskriege seufzte — er schrieb sie angesichts der Ansprüche eines Sixtus V. Pasquier will den französischen Staat auf seine nationale Grundlage gestellt wissen und weist jede Einmischung von Seiten des Papstes zurück.[41]) Mit Entschiedenheit betont er die Freiheiten der gallikanischen Kirche[42]) wie die Unabhängigkeit der französischen Könige gegenüber Rom.[43]) Klar und scharf bezeichnet er die Schranken, an denen jeder Übergriff des Papstes oder seiner Ratgeber scheitern muß: „*Nous seuls entre toutes les autres nations, avons eu ce privilege special de n'estre exposez aux passions dereglées de ceux qui pour estre prés des Papes vouloient abuser de leur authorité à nostre desadvantage. Car nous avons eu de tout temps et ancienneté, trois grandes propositions qui nous ont servi de bouclier: Propositions non point fondées sur la voye de fait, ains de droict, n'ayans opposé aux censures Apostoliques que le glaive spirituel. La premiere est que le Roy de France ne peut estre excommunié par l'authorité du Pape. La seconde, que le Pape n'a nulle jurisdiction ou puissance sur le temporel des Roys: La derniere que le Conseil general et universel est dessus le Pape*“ ... III. 16. S.224 D. „*Voilà en somme les trois propositions par lesquelles, nous avons fait bouclier contre les assauts de la Cour de Rome, lors que sans sujet elle s'est voulu armer contre nous ...*“ S. 226 B. Gegen den Mißbrauch der Religion zu weltlichen Zwecken erhebt er ebenso entschiedenen Einspruch[44]) wie gegen die jesuitischen Grundsätze, die unter der Maske der Religion doch nur zu Umsturz im Staate führen müssen.[45]) Der Eifer, mit welchem er gegen das Papsttum und seine Trabanten auftritt, läßt ihn nicht vergessen, daß auch die französischen Könige nicht alles und jedes

---

[41]) „*Or en ce qui concerne ces deux grands Estats de Rome et de France, je vous dirai que chaque Republique a ses loix, par le moyen desquelles elle se maintient. Le François ne doit pas peu an Romain pour sa conservation, ny pareillement le Romain au François pour la sienne. Mais tout ainsi que le François ne s'ingere nullement d'entreprendre sur le Romain en quelque façon que ce soit, aussi le Romain doit faire le semblable sur la France; sinon qu'en voulant perdre par quelques opinions bizarres, il se veuille perdre soi-mesme. On ne peut desnier au Pape sa superiorité sur le spirituel, ny a nostre Roy sur le temporel, en et au dedans les limites de son Royaume. Qui fut cause qu'Innocent III parlant des Roys de France, est d'accord qu'en leur temporel, ils ne recognoissent autre Superieur que Dieu et l'espée.*“ *Rech.* III. 17. S. 227 D.

[42]) Vgl. z. B. *Rech.* III. 15 (S. 222 C.): „*Les libertez de nostre Eglise Gallicane sont telles, que jamais Papes ne censurerent nos Roys, et qui plus est, ne peurent faire sortir effect à leurs censures, ores qu'ils en eussent volonté.*“

[43]) III. 18. S. 231 A.

[44]) III. 25. S. 258 A.: „*Ores que la Religion soit l'un des principaux instrumens par lequel toute Republique se contienne en son devoir, toutesfois c'est une impieté d'user de nostre Religion Chrestienne, comme d'une affaire d'Estat.*“

[45]) III. 43 ff. (S. 323 ff.), besonders S. 358.

Recht gegenüber dem Papsttum haben, daß auch der weltlichen Macht ihre Schranken gesetzt sind. Er ruft ihnen ins Bewußtsein „*qu'il existe pour eux un plus grand juge que le pape qui transfere les royaumes*; *que ce juge châtie non-seulement ceux qui forlignent de leur devoir, mais punit encore les enfants des fautes commises par les pères*".[46])

Auch über die Notwendigkeit der Duldung des Kalvinismus hat sich Pasquier wiederholt ausgesprochen. Die seit L'Hospitals Tagen viel erörterte Frage beschäftigt ihn mehrfach in seinen Briefen. Er erörtert und entscheidet sie ganz in demselben Sinne wie in seiner „*Exhortation*": die Anwendung von Gewalt gegen die Hugenotten weist er mit Entschiedenheit von der Hand, weil sie eine Vergewaltigung der Gewissen bedeutet und weil ein Religionskrieg gegen die politisch nun einmal mächtig gewordenen Hugenotten nur zum Ruin des Landes führen muß.[47])

Es lag im Zuge der Zeit, wenn Pasquier bei der Darlegung seiner politischen Ansichten auch zu Machiavellis Staatstheorien Stellung nahm. Er tut dies in einem Brief an Chandon.[48]) Er beginnt im Tone der höchsten sittlichen Entrüstung: „*Je meure, s'il ne falloit faire mourir Machiavel et son livre, dedans un feu, lors que dedans son institution du Prince il fut si imprudent, de nous faire un chapitre de la Sceleratesse (ainsi se dit-il) par lequel il enseigne comme le Prince peut parvenir à une Principauté, et s'y maintenir par meschanceté. Mon Dieu! se peut-il faire que ceste proposition monstrueuse soit entrée en la teste d'un qui se disoit Chrestien ... Je ne pense point qu'il y ait au monde, discours qui contienne plus d'impieté, d'enseigner à celuy qui doit estre la vraye image de Dieu en ce bas estre, d'acquerir une souveraineté, par mal faire, et de luy vouloir faire accroire, par exemple, qu'il s'y pourra conserver. Je dy que c'est errer en l'histoire, je dy que c'est se fourvoyer non seulement en discours, ains en sens commun.*" Die Unhaltbarkeit und Verwerflichkeit der Theorie Machiavellis tut er an dem Beispiel der römischen Königsgeschichte dar; er wählt mit Absicht ein Beispiel, dessen Vernachlässigung er Machiavelli, dem Kenner des Livius, zum Vorwurf macht. Er zeigt, wie die Fürsten zwar durch Mißbrauch ihres Amtes zu Macht gelangen, wie sie aber durch dieselben verwerflichen Mittel auch wieder ihre Macht verlieren und wie nur eine auf rechtmäßige Weise erworbene Machtstellung behauptet wird. Er schließt seine Betrachtung mit den Worten ab: „*En effect, voilà la fin des premiers Roys de Rome, qui voulurent ou parvenir ou*

[46]) III. 18.

[47]) IV. 10. 13. 15. Vgl. auch 17: „*la paix vaut mieux que la guerre.*" IV. 24 sagt er im Schlußsatz: „*qu'entre toutes les Religions, la Chrestienne, se doive gaigner par prieres, exemples, bonnes mœurs, et sainctes exhortations, et non par le tranchant de l'espée*" (S. 114 B.).

[48]) IX. 7. — II. S. 231 ff.

se maintenir par sceleratesse, en leurs Royautez. Au contraire, vous trouverez un Numa, un Hostilius, un Martius, avoir eu fins douces, calmes, et tranquilles, telles qu'avoient esté leurs dignitez, ausquelles ils estoient arrivez, et s'y estoient maintenus par les voyes ordinaires qui font regner les bons Roys. Pleust or' à Dieu que Machiavel, au lieu de plusieurs autres discours, nous eust servy de ce premier mets, comme faict ce grand Tite-Live: je croy que ceste seure leçon, eust mieux vallu pour l'instruction de nos Roys que tout ce qu'il a deduit dedans ses trois livres: ou pour le moins cela luy eust servy de bride, pour ne faire point dans son Prince, un chapitre de la meschanceté." Schließlich geht er dann noch auf das Beispiel Borgias ein, auf welches Machiavelli seine Theorie basiert hat. An Hand der Geschichte des mißglückten Vergiftungsplanes, durch den Borgia seine politischen Widersacher beiseite räumen wollte, legt er dar, daß wir hier das Bild fürstlicher Verworfenheit vor uns haben, für welche die Rache Gottes die richtige Strafe bildet. „*Nous sommes les joüets des Roys, les Roys sont les joüets de Dieu. Ils font les procez au peuple: le peuple à eux, au semblable, par les benedictions ou maledictions qu'il leur donne selon leurs merites ou demerites: sur lesquels Dieu le grand Juge de nous, interpose puis aprés, ses parties.*"

III. Philippe de Commynes.

Der Aufschwung, welchen die Staatstheorie im Laufe des 16. Jahrhunderts in Frankreich genommen, kann man in seinem vollen Umfang erst dann ermessen, wenn man den Widerspruch gegen das monarchische System, wie er sich zu Anfang des Jahrhunderts in der Form eines bescheidenen Zweifels hervorwagt, mit der machtvollen und selbstbewußten Opposition vergleicht, welche sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts allenthalben breitmacht. In dieser Entwicklung liegt eine ganze Summe von Erkenntnissen und Ergebnissen verborgen; in ihr spricht sich ein machtvoller und gewaltiger Aufschwung aus, durch den die Erörterung der staatsphilosophischen Fragen auf ein neues Niveau erhoben worden ist. Die Staatstheorie des 16. Jahrhunderts sah sich von Anfang an vor eine ähnliche Aufgabe gestellt, wie nachmals die des 18. Jahrhunderts. Sie sah sich einer unumschränkt gebietenden oder wenigstens um die Behauptung unumschränkter Machtbefugnisse ringenden monarchischen Gewalt gegenüber. Die Verteidigung oder die Bekämpfung des absolutistischen Systems bildet das Hauptthema ihrer Erörterungen und gibt den Ausgangspunkt weiterer Deduktionen ab. Italien, das um die Wende des 15. Jahrhunderts in nahe Berührung mit Frankreich getreten ist, übt einen starken Einfluß zugunsten der absolutistischen Staatsanschauungen aus, welchem Machiavellis Theorie vom Fürsten Inhalt und Richtung gegeben

hat. Dazu tritt, die monarchische Theorie vielfach fördernd, vielfach hemmend, die Anregung, welche das französische Geistesleben aus der Antike und aus der Bekanntschaft mit den Staatstheoretikern des Altertums geschöpft hat. Zu Anfang des Jahrhunderts befanden sich die Verteidiger der monarchischen Staatsform unbestreitbar im Besitz der Überlegenheit. Noch ist die Theorie der Opposition zu schwach, um sich auf eigene Füße zu stellen und an hohe Fragen zu rühren; noch lebt sie zu stark von Widerspruch, und selbst der Widerspruch, den sie übt, ist mehr gelegentlicher Natur und hat noch keine festumrissene Gestalt angenommen. Die Opposition erstarkt erst allmählich. Ihr Aufschwung aus bescheidenen Anfängen zu machtvoller Entfaltung bietet ein Bild, wie wir es so oft in der Entwicklung des Geisteslebens beobachten können: aus kleinen und unscheinbaren Anfängen heraus entwickeln sich die Ideen zu einer das menschliche Denken beherrschenden und bannenden Macht. Die Gedanken, die anfangs zerstreut auftreten, sammeln sich und drängen nach Gestaltung in der Form des ordnenden Systems. Der behutsame Zweifel wird zur kühnen Verneinung. Die Idee verdichtet sich zur Theorie.

Was diesem Bilde allmählichen Werdens in der politischen Denkweise des 16. Jahrhunderts einen besonders eigentümlichen Zug verleiht, ist, daß der erste Versuch eines Widerspruchs, welchen die absolute Monarchie als System erfährt, hart bei der Verherrlichung liegt, mit welcher die Person ihres Schöpfers selbst überschüttet wird. Beide, Widerspruch und Verherrlichung, sind mit dem Namen des Mannes untrennbar verbunden, der als der bedeutendste unter den französischen Staatstheoretikern zu Beginn des 16. Jahrhunderts die nationale Tradition fortsetzt, mit dessen Werk die politische Geschichtsschreibung in Frankreich erst recht eigentlich beginnt[49]: mit dem Namen Philippe de Commynes. Es ist gewiß eine auffallende Erscheinung, daß die ersten Bedenken gegen das unumschränkte Hoheitsrecht des Fürsten gerade einem Manne gekommen sind, der wie Commynes ein Bewunderer der Persönlichkeit und Verdienste des Begründers der absoluten Monarchie gewesen ist und die seltene Ehre genossen hat, der Vertraute des verschlossensten und argwöhnischsten Monarchen zu sein, den Frankreich jemals besessen hat.

Auf die Gestaltung der politischen Ideen und Theorien hat Commynes einen entscheidenden Einfluß ausgeübt. Er ist zum „Vorläufer der großen Oppositionsbewegung des 16. Jahrhunderts"[50] geworden, indem er als erster gegenüber dem Dogma

---

[49]) Vgl. Sainte-Beuve, *Causeries du lundi* I (1857). S. 243.

[50]) Cardauns, *Die Lehre vom Widerstandsrecht des Volks gegen die rechtmäßige Obrigkeit im Luthertum und im Calvinismus des 16. Jahrhunderts.* Bonn, Diss. 1903, S. 29. 30.

von der Unfehlbarkeit des Absolutismus auf das Recht der Stände hingewiesen und damit gerade diejenige Idee ausgesprochen hat, auf die der erste große politische Theoretiker der Reformation, François Hotman, sein System gründen sollte.

Als Vorläufer Hotmans gewinnt Commynes ein neues Interesse im Zusammenhang unserer Untersuchung. Er erscheint uns nicht mehr bloß als der Biograph und Lobredner seines königlichen Herrn, sondern zugleich als der Mann, der durch seinen Zweifel an der Güte und Brauchbarkeit der Monarchie den kommenden Umsturz im Staate mit hat vorbereiten helfen.

Commynes' Memoiren lassen, soweit es sich um die Würdigung ihres literarischen Wertes handelt, eine Betrachtung unter einem doppelten Gesichtspunkt zu, je nachdem man sie auf ihre geschichtliche Zuverlässigkeit und Objektivität, oder aber auf den von dem Verfasser in ihnen niedergelegten Ideengehalt, d. h. auf die in der Beurteilung der geschichtlichen Dinge und Personen zum Ausdruck gebrachten subjektiven Anschauungen des Verfassers hin prüft. Die erstere Aufgabe muß der Geschichtsforschung vorbehalten bleiben; sie ist, soweit ich sehe, bis jetzt noch nicht erschöpfend geführt,[51]) obwohl eine solche Arbeit zu ähnlich dankenswerten Resultaten führen dürfte wie die kürzlich von Courteault gelieferte Untersuchung über Monluc.[52]) Für die Geschichtsforschung kann es dabei gleichgültig sein, ob Commynes dieses oder jenes Ereignis so oder so beurteilt; wenn er es nur zuverlässig und richtig darstellt. Mit den subjektiven Zugaben, mit denen Commynes sein Werk reichlich versieht, braucht sich die historische Kritik zunächst nicht weiter auseinanderzusetzen.

Anders liegen die Dinge bei der Erledigung des zweiten Teils der Aufgabe, wie wir sie eben bezeichnet haben. Hier handelt es sich wesentlich darum, den Ideengehalt, der in Commynes' theoretischen Erörterungen liegt, zu ergründen. Commynes liebt es, in seiner Schilderung der geschichtlichen Ereignisse Betrachtungen und Erörterungen theoretischer Natur einzufügen, die, wie er an einer Stelle sagt, den „*princes ou autres gens de Cour*" als „*bons advertissemens*" dienen sollen.[53]) Theo-

[51]) Vgl. Loebell, *De Philippi Cominæi fide historica.* Bonn 1831. De Mandrot, *Sur l'autorité historique de Philippe de Commynes* in: *Revue historique.* LXXIII. S. 241—257; LXXIV. S. 1—38. Nicht gesehen habe ich: Bourrilly, V.-L. *Les idées politiques de Commines* in: *Revue d'histoire moderne et contemporaine.* I Nr. 2 (citiert diese *Zeitschrift* XXII² S. 115).

[52]) Courteault, *Blaise de Monluc historien.* Paris 1907.

[53]) Vgl. auch die Worte: „*Je ne dis ces choses principallement que pour donner à entendre comme les choses de ce monde se sont conduictes, et pour s'en ayder ou pour s'en garder, ainsi qu'il pourra servir à ceulx qui ont ces grans choses en main, et qui verront ces Memoires: car combien que leur sens soit grant, ung peu d'advertissement sert aucunes fois.*" éd. Dupont, Paris 1840 ff. II. S. 172. 173. Diese Ausgabe liegt den folgenden Zitaten zugrunde.

retische Belehrungen zu geben, den Großen seiner Zeit Anweisungen und Ratschläge zu erteilen, dazu war Commynes mehr als andere befähigt durch die reichen Erfahrungen, die er im Laufe seiner langjährigen Tätigkeit im Dienste der Politik gesammelt hatte. Reifes Urteil, praktischer Sinn und reiche Erfahrung des in Staatsgeschäften viel bewanderten Mannes sprechen sich in diesen Ratschlägen und Erörterungen aus, in denen große wie kleine Dinge berührt werden, von den hohen Fragen der Politik und weiten Ausblicken auf die von Gott gewollte „moralische" Weltordnung bis hinab zu alltäglich klingenden Ratschlägen, wie der banalen Warnung an die Fürsten, den unter dem Eindruck genossener Mahlzeiten erteilten Ratschlägen nicht zu trauen.[54])

In allem, was Commynes über staatliche Fragen sagt, steht ihm das Bild des Fürsten vor Augen, der wie Ludwig XI. im Dienste der Politik aufgeht und sich ohne Rücksicht auf die Wahl seiner Mittel einzig und allein die Größe seines Landes und die Macht seines Thrones zum Ziel gesetzt hat. Ihn hat uns Commynes geschildert, noch frisch aus der Anschauung und Erinnerung, mehr mit seinen guten, als mit seinen schlechten Eigenschaften, mit all seinen Ränken und Intriguen, durch die er seine Gegner zu umgarnen und zu bezwingen wußte; ihn hat er uns auch geschildert, wie er selbst noch nach dem Tode Karls des Kühnen, seines gefährlichsten Feindes, nicht zur Ruhe kommen kann. Als er, bereits mehrfach vom Schlagfluß getroffen, schließlich seine Kräfte abnehmen sieht, rafft er sich gewaltsam zusammen. Noch kaum fähig, seine Gedanken zu sammeln, läßt er sich die einlaufenden Berichte vorlegen und nimmt sie selbst zur Hand wie in den Tagen, da er noch im Besitz seiner geistigen Kräfte stand. Gleichzeitig läßt er für große Geldsummen Pferde und Jagdhunde in fernen Ländern kaufen, um dadurch im Ausland den Anschein zu erwecken, als ob er wieder völlig genesen wäre — aber er sieht sich die Tiere kaum an. Alles das geschieht nur, um sich und andere zu täuschen.

So hat Commynes die Gestalt des großen Königs in den Mittelpunkt seines Geschichtswerks gestellt. Bewundernd und verherrlichend, oft über Maß und Gebühr die Schwächen und Fehler verschweigend, hat er Ludwigs verschlagene und vielverschlungene Politik geschildert, die wie keine andere in jener Zeit für Belehrungen und theoretische Auslassungen über politische Fragen ein weites Beobachtungsgebiet und einen reichhaltigen Stoff abzugeben geeignet war.

---

[54]) I. S. 124. Bodin griff diesen Gedanken später wieder auf in der Forderung, daß die Beratungen des „*sénat*" (d. h. des Parlaments) stets nur am Vormittag stattfinden sollten. Vgl. auch Baudrillart, *J. Bodin et son temps.* Paris 1853. S. 309.

Commynes hat von seinem königlichen Herrn gelernt. Er hat sich die Grundanschauung, die dieser in seiner Regierung vertreten, zu eigen gemacht, die Überzeugung von der Notwendigkeit einer in der Hand eines einsichtsvollen und gut beratenen Herrschers ruhenden Monarchie. Der Wichtigkeit und Heiligkeit des Fürstenamts, der Vorteile einer guten Monarchie, ist er sich ebenso bewußt wie der Gefahren, in welche ein schlechter Fürst durch die Vernachlässigung seines hohen Amts sich selbst und das ihm von Gott anvertraute Volk stürzen muß. „*Ainsi . . . me semble que Dieu ne peult envoyer plus grant playe en ung pays, que d'ung prince peu entendu: car de là procedent tous aultres maulx. Premierement en vient division et guerre: car il met tous jours en main d'aultruy son auctorité, qu'il deberoit plus vouloir garder, que nulle aultre chose: et de ceste division procede la famine et mortalité, et les aultres maulx qui despendent de la guerre . . .*“[55]) „*Et ce qui ne les* (d. h. die „*princes qui veullent vivre bestiallement*“) *faict tant blasmer, c'est la grant charge et grant office que Dieu leur a donné en ce monde. Ceux qui sont insensez, on ne leur doibt riens reprocher; mais ceulx qui ont bon sens, et de leurs personnes bien disposez, et n'employent le temps en aultre chose que à faire les folz et à estre oysifz, on ne les doibt point plaindre, quant mal leur advient; mais ceulx qui despartent le temps, et selon leur aage, une fois en sens et en conseil, aultresfois en festes et en plaisirs, ceulx là sont bien à louer, et leurs subjectz bien heureux d'avoir tel prince.*“[56]) Mit der Anschauung von der Notwendigkeit der Monarchie hängt zusammen die Überzeugung von dem Recht des Fürsten, die ihm zu Gebote stehenden Mittel im Dienst des Staates zu gebrauchen. Commynes' Geschichtswerk ist wie ein fortlaufender Kommentar zu dieser Anschauung. Es war ihm ein leichtes, eine solche Auffassung gerade der Geschichte Ludwigs XI. zu entnehmen, die er selbst mit durchlebt, in deren Ränken ihm das Verständnis für das Wesen der Politik und ihre Künste aufgegangen war. An dem Beispiel der Regierung Ludwigs XI. hat es Commynes sehen und beweisen können, wie ein Fürst mehr durch List als durch Gewalt, mehr durch die kleinen Künste der Diplomatie als auf den offenen Wegen ehrlicher Verhandlungen sein Ziel zu erreichen vermag. Der Eindruck der gewaltigen Erfolge von Ludwigs Politik hat Commynes geblendet; er hat ihn verblendet über so manche Treulosigkeit, die den Handlungen des Königs im einzelnen so reichlich anhaftet. Hier liegt ein wichtiger Punkt für die Beurteilung Commynes': die Bewunderung, die er seinem Helden im Großen zollt, trübt seinen Blick für seine Fehler im Kleinen und Einzelnen. Wohl ist er sich der Schwächen, welche Ludwig XI. anhaften,

---

55) I. S. 158.
56) II. S. 188.

bewußt. „*En luy et tous aultres princes que j'ay congneu ou servy, ay congneu du bien et du mal: car ilz sont hommes comme nous*" (I. S. 2), aber er hebt sogleich hervor, daß die edlen und lobenswerten Eigenschaften das Lasterhafte seines Wesens überstrahlen und ihn eines guten Angedenkens („*grant memoire et louenge*") würdig machen. Dem Vorwurf, die unedlen Züge und Handlungen seines Helden beschönigt zu haben, sucht Commynes von vornherein durch den Hinweis auf die Ludwig wie jedem Menschen eigene natürliche Schwäche zu begegnen. Den richtigen Standpunkt für die Beurteilung, der er Ludwig unterwirft, sucht er durch die Vergleichung seines Helden mit anderen Fürsten zu gewinnen, eine Vergleichung, die in seinen Augen nur zugunsten des französischen Königs ausfallen kann. „*Et tant ose je bien dire de luy, à son loz, qu'il ne me semble pas que jamais j'aye congneu nul prince où il y eust moins de vices que en luy, à regarder le tout.*"[57]) „*Une grace luy feit Dieu: car, comme il l'avoit creé plus saige, plus liberal et plus vertueux en toutes choses que les princes qui regnoient avec luy et de son temps, et qui estoyent ses ennemys et voisins, avec ce qu'il les passa en toutes choses, aussi les passa il en longueur de vie; mais ce ne fut de gueres. Car le duc de Bourgongne Charles, la duchesse d'Austriche sa fille, le roy Edouard, et le duc Galleasche de Millan, le roy Jehan d'Arragon, tous ceulx là estoient mors peu d'annees paravant luy; et de la duchesse d'Austriche, du roy Edouard et de luy, n'y eut comme riens à dire. En tous y avoit du bien et du mal, car ilz estoient hommes; mais, sans user de nulle flaterie, en luy avoit trop plus de choses appartenantes à office de roy et de prince que en nul des aultres. Je les ay presque tous veuz, et sceu ce qu'ilz scavoient faire.*"[58]) Er wird nicht müde, Ludwigs Vorzüge vor anderen Herrschern zu schildern.[59]) Daß ein Mensch

---

[57]) I. S. 3.

[58]) II. S. 252.

[59]) „*Et entre tous ceulx que j'ay jamais congneuz, le plus saige pour soy tirer d'ung mauvais pas, en temps d'adversité, c'estoit le roy Loys XI, nostre maistre, et le plus humble en parolles et en habitz; qui plus travailloit à gaigner ung homme qui le povoit servir ou qui luy povoit nuyre.*" I. S. 83. „*Et s'il* (Ludwig XI.) *n'eust en la nourriture aultre que les seigneurs que j'ay veu mourir en ce royaulme, je ne croy pas que jamais se fust ressours: car ils ne les nourrissent seullement que à faire les folz en habillemens et en parolles* . . ." I. S. 85. „ . . . *entre tous les princes dont j'ay eu la congnoissance, le Roy nostre maistre l'a le mieulx sceu faire* . . ." I. S. 157. „*Mais quant on pensera aux aultres princes, on trouvera ceulx cy grans, nobles et notables, et le nostre tres saige: lequel a laissé son royaulme acreu, et en paix avec tous ses ennemys* . . ." I. S. 279. „ . . . *il congnoissoit bien s'il estoit temps de craindre ou non. Je luy ose bien porter ceste louange (et ne scay si je l'ay dict ailleurs; et quant je l'auroye dict, si vault il bien estre dict deux fois) que jamais je ne congneuz si saige homme en adversité.*" I. S. 304. „ . . . *nostre Roy conduisit tout saigement: et sera bel exemple pour ces seigneurs jeunes, qui follement entreprennent sans congnoistre ce qui leur en peult*

und ein Fürst irren und fehlen, daß er von anderen getäuscht werden kann, ist ihm dabei eine selbstverständliche Tatsache: „*ung prince ou aultre homme qui ne fut jamais trompé, ne scauroit estre qu'une beste, ne avoir congnoissance du bien et du mal, ne quelle difference il y a.*“[60]) „*... il est bon à penser qu'il n'est nul prince si saige qu'il ne faille bien aucunesfois, et bien souvent, s'il a longue vie; et ainsi se trouveroit de leurs faictz, s'il en estoit dict tousjours la verité. Les plus grans senatz et conseilz qui ayent jamais esté, ne qui sont, ont bien erré et errent bien, comme on a veu et voit chascun jour.*“[61]) Man kann sich vorstellen, daß eine solche Meinung von der Schwäche der menschlichen Natur, verbunden mit der immer und immer wieder beteuerten Überzeugung von Ludwigs Vorzügen im Vergleich zu anderen Fürsten unseren Geschichtsschreiber dazu berechtigen konnte, über manche Schattenseite im Wesen und Handeln Ludwigs XI. hinwegzusehen. „*Les cronicqueurs n'escripvent que les choses à la louenge de ceulx de qui ilz parlent, et laissent plusieurs choses, ou ne les scavent pas aucunesfois à la verité*“ (II. S. 86). Für den Argwohn, mit welchem Ludwig in den letzten Zeiten seiner Regierung selbst seine vertrautesten Ratgeber verfolgte, hat Commynes die entschuldigenden Worte: „*Quant à estre souspesonneux, tous grans princes le sont, et par especial les saiges, et ceulx qui ont eu beaucoup d'ennemys et offensé plusieurs, comme avoit faict cestuy-cy*“.[62]) Es empört Commynes nicht, daß er die Einwohner von Lüttich gegen Karl den Kühnen aufhetzt, um sie schließlich schmählich im Stiche zu lassen, daß er gegen sein Versprechen Städte verbrennt,[63]) daß er die Diener Eduards IV. von England erkauft und einen derselben, den Großkämmerer, noch besonders lobt und schätzt, weil er über das empfangene Geld keine Quittung ausstellen will.[64]) Wenn Ludwig ferner trotz des zu Conflans beschworenen Vertrags unter geschickter Benutzung der Uneinigkeiten der Großen

advenir ...“ II. S. 13. „*Et en cest article ay congneu au Roy, nostre maistre, un grant sens: car jamais prince n'eut plus grant craincte de perdre ses gens que luy.*“ II. S. 44. „*La cause estoit que le sens et vertu de nostre Roy precedoit celluy du roy Edouard d'Angleterre, qui pour lors regnoit, combien que ledict roy Edouard estoit prince tres vaillant, et qui avoit gaigné en Angleterre huict ou neuf batailles, esquelles tousjours il avoit esté à pied, qui estoit chose de grant louenge pour luy ...*“ II. S. 164. 165. Vgl. auch S. 205. 208. 251. 252. 269. 270 ff., 273: „*A la verité, il sembloit mieulx pour seigneurir ung monde que ung royaulme.*“

[60]) I. S. 139.

[61]) II. S. 86.

[62]) II. S. 224. Besonders kraß wird Ludwigs Argwohn II. S. 263 geschildert.

[63]) Vgl. auch v. Karwowski, *Die altfranzösische Geschichtsschreibung in ihren vier Vertretern: Ville-Hardouin, Joinville, Froissart und Comines.* Leobschütz. Progr. 1886. S. XIX.

[64]) II. S. 170.

seinem eigenen Bruder Karl die Normandie entreißt, so findet sich Commynes mit dieser Tatsache ab, indem er aus der Uneinigkeit der Großen und dem entschlossenen Vorgehen des Königs die Lehre abstrahiert, daß ein „weiser" Fürst, dem 10 000 Mann zu Gebote stehen, mehr zu fürchten sei als zehn Fürsten zusammen, von denen jeder einzelne über 10 000 Mann verfüge.[65]) Commynes hält seinen Herrn sogar für fähig, Geiseln zu stellen und dieselben mit kaltem Gleichmut preiszugeben, wenn es sein Interesse erheischt. Und alles dies wird in gelassenen Worten geschildert, ganz wie es Commynes' Art ist,[66]) ohne Anflug von Entrüstung, ohne Versuch einer richtenden Kritik. In demselben Tone gleichgültigen Berichts erzählt Commynes von der Grausamkeit und den diabolischen Erfindungen des Königs, von den eisernen Ketten mit schweren eisernen Stäben und Kugeln, den berüchtigten „*fillettes du Roy*", von den Käfigen, in denen er seine Opfer einzuschließen und Jahre lang gefangen zu halten pflegte, „*de rigoureuses prisons, comme caiges de fer, et d'aultres de boys, couvertes de plaques de fer par le dehors et par le dedans, avec terribles ferrures de quelque huict pieds de large, et de la haulteur d'ung homme, et ung pied plus.*"[67])

Solche Züge von Perfidie und Grausamkeit vermögen das leuchtende und prächtige Bild des Königs nicht zu trüben. Commynes gleitet über die Schwächen im Charakter des Königs und über die Treulosigkeiten seiner verschlagenen Politik hinweg, von dem Bestreben beseelt, die in der Wahl der Mittel rücksichtslose, weil einzig und allein auf die Erreichung ihrer Ziele gerichtete Politik des großen Königs zu schildern. Den Maßstab für die Beurteilung einer Handlung, ihrer Vortrefflichkeit oder Verwerflichkeit, bietet allein ihr Erfolg oder Mißerfolg. Wir müssen es gestehen: in diesem Punkte ist Commynes ebenso skrupellos wie sein königlicher Herr. Er hat ihm aus der Seele gesprochen, wenn er an einer Stelle seiner Memoiren, die so persönlich ist wie wenig andere, offen den Grundsatz proklamiert: „*à la fin du compte, qui en aura le prouffit, en aura l'honneur,*"[68]) und ähnlich äußert er sich an einer anderen Stelle: „*ceulx qui gaignent en ont tousjours l'honneur.*"[69]) Und doch trägt Commynes den Glauben an eine moralische Weltordnung, den Glauben an das gerechte Walten Gottes immer und überall zur Schau. Ob dieser Glaube wohl aufrichtig ist? Man könnte es bezweifeln

---

[65]) I. S. 110.

[66]) Vgl. Timpe, *Philippe de Commines, sa vie et ses mémoires.* Lübeck. Progr. 1879. S. 32.

[67]) II. S. 264.

[68]) I. S. 266. Ein Nachklang dieser Worte bei Montaigne I. 5 (éd. Strowski S. 27): „*Quand à nous moings superstitieux, qui tenons celuy avoir l'honneur de la guerre, qui en a le profit . . .*"

[69]) II. S. 66.

und hat es bezweifelt.[70]) Aber es gibt der Mischungen, der kleinen und großen Gegensätze in Commynes' Wesen und Denken so viele, daß es nicht unerhört wäre, seinen Glauben an eine moralische Ordnung der Dinge doch für ehrlich zu halten.[71]) Nicht bloß, daß ihm das Eingreifen Gottes in die Geschicke der Menschen ein beliebtes und, so dürfen wir sagen, bequemes Erklärungsmotiv[72]) für die Entschließungen und Handlungen der geschichtlichen Persönlichkeiten sowie für die oft genug gegen alle menschliche Berechnung[73]) sich vollziehenden Wendungen und Wandlungen im Gang der Ereignisse liefert — es gibt keinen Gedanken, den er mehr und mit solchem Pathos und auch mit solcher Überzeugungstreue ausgesprochen hätte, als den Glauben an Gottes Gerechtigkeit. Er führt den Segen, mit dem die Fürsten überhäuft sind,[74]) den Reichtum an Gaben, deren sie sich als die Leiter ihrer Völker erfreuen,[75]) auf Gottes Gnade zurück; er erblickt Gottes Fügung, die „*disposition divine*", wie er einmal sagt (I. S. 70), in dem gnädigen Geschick, welches Frankreich vor allen andern Ländern beschert ist.[76]) Gottes Zorn offenbart sich ihm in dem Eifer, mit dem das Böse bestraft und gesühnt wird.[77]) Gott erhebt und stürzt die Fürsten; er beschützt und bedrückt die Völker;[78]) er erweckt ihnen Feinde und Widersacher, um sie zu strafen und zu züchtigen.[79]) Niemand hat Gottes Hand mehr gefühlt als Ludwig XI., zumal in den letzten Zeiten seines Lebens, als er sich, auch durch die glänzendsten

---

[70]) Sainte-Beuve, *l. c.* S. 245: „*Commynes mêle fréquemment Dieu et le Ciel à ses considérations, et l'on peut se demander quelquefois s'il le fait avec une entière franchise, et si ce n'est pas pour mieux couvrir ses hardiesses et ses malices . . .*" Vgl. auch S. 251: „*Il y a là dans sa morale un côté faible que je ne prétends pas dissimuler.*" Auch W. Arnold, *Die ethisch-politischen Grundanschauungen des Philipp von Comynes* (Dresden. Progr. 1873) spricht S. 6 von der „*oft zweifelhaften Moralität des Comynes.*"

[71]) Dieser Meinung sind, mit der bei Commynes stets notwendigen Einschränkung, auch v. Karwowski *l. c.* S. XIX und Arnold *l. c.* S. 20.

[72]) Vgl. I. S. 20. 131. 303. 337. 395. 401. — II. S. 10. 50. 52. 61. 66. 80. 85. 131. 165. 176. 181. 210. 292. 321. 333. 365. 378. 379. 496.

[73]) I. S. 219. 282.

[74]) I. S. 86.

[75]) I. S. 229; II. S. 182.

[76]) I. S. 353; II. S. 196.

[77]) I. S. 232.

[78]) II. S. 67.

[79]) I. S. 70; II. S. 132 ff. („*Discours sur ce que les guerres et divisions sont permises de Dieu pour le chastiement des princes et du peuple mauvais; avec plusieurs bonnes raisons et exemples advenuz du temps de l'autheur, pour l'endoctrinement des princes*"; S. 153 ff. besonders S. 162: „*Et fault donc congnoistre, veu la mauvaistié des hommes, et par especial des grans qui ne se congnoissent ny ne croyent qu'il est ung Dieu, qu'il est necessité que chascun seigneur et prince ait son contraire pour se tenir en craincte et humilité ou aultrement nul ne pourroit vivre soubz eulx ny aupres d'eulx.*"

Erfolge seiner Politik nicht befriedigt, selbst seine vertrautesten Ratgeber mit Argwohn verfolgend, in die Einsamkeit seines Schlosses Plessis-lez-Tours zurückzog. Seine Schilderung der letzten Leiden des Königs schließt Commynes mit einer rückblickenden Betrachtung ab, in welcher er die Summe geschichtlicher Wahrheit aus Ludwigs Lebensarbeit noch einmal in Kürze zusammenfaßt: „. . . *ne luy eust il point mieulx vallu et à tous aultres princes, et hommes de moyen estat, qui ont vescu soubz ces grans, et vivront soubz ceulx qui regnent, eslire le moyen chemin en ces choses? C'est asscavoir moins se soucier et moins se travailler. et entreprendre moins de choses: plus craindre à offenser Dieu. et à persecuter le peuple et leurs voisins, par tant de voyes cruelles que assez ay desclarees par cy devant, et prendre des ayses et plaisirs honnestes! Leurs vies en seroient plus longues; les mallадies en viendroient plus tard; et leur mort en seroit plus regrettee et de plus de gens, et moins desiree; et auroient moins de doubte de la mort. Pourroit l'on veoir de plus beaux exemples pour congnoistre que c'est peu de chose que de l'homme, et que ceste vie est miserable et briefve, et que ce n'est riens des grans ne des petiz dès ce qu'ilz sont mors: que tout homme en a le corps en horreur et vitupere, et qu'il fault que l'ame, sur l'heure qu'elle se separe d'eulx, aille recevoir son jugement.*"[80]) So drängt sich die Erinnerung an die über dem Menschen und seinem Tun waltenden höheren Mächte, der Ausblick und Aufblick auf eine sittliche Ordnung des Weltenlaufs in die verherrlichende Schilderung ein, welche Commynes von der verschlagenen, allein von krassesten Nützlichkeitsrücksichten eingegebenen Politik Ludwigs XI. entwirft. Wir stoßen hier auf eine Eigentümlichkeit in Commynes' Geschichtswerk, welche schon wiederholt zur Kritik herausgefordert hat: auf den Gegensatz, der zwischen dem Lob besteht, welches Commynes sogar den häßlichsten Maßregeln und den verworfensten Regierungshandlungen seines fürstlichen Herrn spendet, und dem moralischen Pathos, welches er dabei doch immer und immer wieder zur Schau trägt und bis in sein Schlußurteil über Ludwigs Lebenswerk hineinklingen läßt. Allein dieser Gegensatz ist mehr scheinbarer als tatsächlicher Natur. Man hat versucht, ihn in einen Widerspruch umzudeuten und seine Erklärungsursache darin zu finden, daß es Commynes an Moral fehle und sein Glaube an eine waltende Gerechtigkeit nur ein fades und falsches Kokettieren sei. Aber eine solche Auffassung wird Commynes' Eigenheit nicht gerecht und läuft zu stark auf eine Gleichstellung Commynes' mit Machiavelli hinaus. Sie läßt den Unterschied außer acht, welcher zwischen beiden Männern waltet. Machiavelli bringt seine Ansichten in die Form eines geordneten Systems; Commynes dagegen verzichtet auf eine

---

80) II. S. 289.

planmäßige Darstellung seiner politischen und staatstheoretischen Gedanken und ist darum der Gefahr der Inkonsequenz nicht ganz entgangen. Machiavelli ist Theoretiker; Commynes ist Historiker. Machiavelli betrachtet die geschichtlichen Vorgänge im Lichte seiner Theorie und lehnt jegliche Anerkennung moralischer Rücksichten und Normen in politischen Fragen grundsätzlich und bedingungslos ab. Commynes abstrahiert seine Ideen aus der Beobachtung der geschichtlichen Ereignisse und kommt um die Anerkennung von Moralgeboten auch für das staatliche Leben nicht herum, aber er gibt seine sittlichen Grundsätze zu leicht preis zugunsten der devoten Bewunderung, welche ihm die durch eine skrupellose Staatskunst errungenen blendenden Erfolge seines Helden abnötigen. Wir sehen, wie tief in Commynes' Gedankenkreis, wie tief in seiner „Moral" der sein ganzes Werk beherrschende Gegensatz eingreift: der Gegensatz zwischen der Bewunderung, die ihn „dämonisch unlöslich"[81]) an Ludwig XI. fesselte, und den Bedenken, die ihm sein Regierungssystem als solches erweckt.

Commynes' politische Anschauungen erschöpfen sich nicht in der Bewunderung von Ludwigs Größe und in der — sei es auch nur stillschweigenden — Billigung seiner Regierungshandlungen. Er, der sich zum treuen und gehorsamen Verfechter und Bewunderer von Ludwigs Regierungshandlungen macht, entfernt sich in seinen politischen Anschauungen in vielen Punkten von dem absolutistischen System des Königs. Hier liegt gerade der Fortschritt, das Selbständige in Commynes' Ansichten. Was er über den König sagt, ist mehr historisch, eine Würdigung seiner Taten, so wie sie sich einem dabei beteiligten, dem König persönlich verpflichteten[82]) Beobachter darstellen. Das persönliche Element, die Meinung des Geschichtsschreibers, macht sich hier allein in der Form des Lobes, das den Taten des Königs gezollt wird, oder in der Enthaltung von jeglichem Tadel gegenüber den schlechten und verwerflichen seiner Handlungen bemerkbar. Für die gerechte Würdigung des Bildes, das Commynes von Ludwig XI. entwirft, ist es, wie wir schon hervorhoben, von Wichtigkeit zu beachten, daß Commynes das Lob, das er seinem König spendet, mit der für seine ganze Beurteilung und Auffassung des Königs grundwichtigen Einschränkung einleitet, daß Ludwig das ihm gespendete Lob vielfach nur im

---

[81]) Arnold *l. c.* S. 53.

[82]) Das meint Commynes, wenn er in dem „*Prologue*" S. 4 von den „*graces que j'ay receues de luy*" (d. h. von Ludwig XI.) spricht. Desgl.: „*Il pourra sembler au temps advenir à ceulx qui verront cecy, que en ces deux princes* (gemeint ist Ludwig XI. und Karl der Kühne) *n'y eut pas grant foy, ou que je parle mal d'eulx. De l'ung ne de l'aultre ne vouldroye pas mal parler: et à nostre Roy suis tenu, comme chascun scait*". I. S. 278.

Hinblick auf andere Fürsten verdient.[83]) Ludwig ist vollkommener als es andere Fürsten sind, aber das Ideal eines Herrschers sieht Commynes auch in ihm, dem „*prince digne de tres excellente memoire*“[84]) nicht unbedingt verkörpert. Ein solches Ideal der Vollkommenheit ist auf Erden nirgends zu finden. „*A Dieu seul appartient la perfection.*“[85]) „*Nulle creature n'est exemptee de passion, et tous mangent leur pain en peine et en douleur,*“[86]) und oft hat niemand mehr zu leiden als gerade die Fürsten.[87])

Die Überzeugung, daß auch einem so vortrefflichen Fürsten, wie es Ludwig XI. in den Augen Commynes' ist, Mängel anhaften, bildet für Commynes nicht bloß eine Entschuldigung für die Nachsicht, mit der er seinen Helden behandelt, sondern auch einen Antrieb und Anlaß, seine eigenen Ansichten über Staat und Politik darzulegen, die sich mit denen des Königs nicht immer und überall decken.

Gegenüber den absolutistischen Gelüsten, wie sie Ludwig XI. verkörpert, rückt Commynes mit einem Freimut, der seinem königlichen Herrn nicht behagt haben würde, das Recht des Volks in den Vordergrund. Er sucht, ohne die Notwendigkeit der Monarchie zu bestreiten, das richtige Verhältnis zwischen den Rechten des Herrschers und den Rechten des Volks herzustellen. Der Steuerdruck, unter welchem das französische Volk in jenen Tagen mehr als unter anderen Lasten zu seufzen hatte, legte es ihm nahe, seine Erörterungen über die Befugnisse des Herrschers und die Rechte des Volks[88]) mit einer Kritik der willkürlichen Besteuerung,[89]) welcher die französischen Könige ihre Untertanen unterwerfen, einzuleiten. „*Donc ... y a il roy ne seigneur sur terre qui ait povoir, oultre son domaine, de mettre ung denier sur ses subjectz, sans octroy et consentement de ceulx qui le doibvent payer, sinon par tyrannie ou viollence?*“[90]) Alle Gründe, welche für das unbeschränkte Steuererhebungsrecht des Königs sprechen, räumt er beiseite: „*On pourroit respondre qu'il y a des saisons qu'il ne fault pas attendre l'assemblee, et que la chose seroit trop longue à commencer la guerre et à l'entreprendre. Ne se fault point tant haster, on a assez temps: et si vous dis que les roys et princes*

[83]) Auf diese Einschränkung möchte ich mehr Wert legen, als auf das, was Arnold S. 22. 23 sagt.

[84]) I. S. 2.

[85]) I. S. 2.

[86]) II. S. 540.

[87]) Vgl. auch II. S. 263 ff., S. 267 („*il n'est nul homme, de quelque dignité qu'il soit, qui ne souffre, ou en secret ou en public, et par especial ceulx qui font souffrir les aultres*“) und besonders S. 271 ff. „*Discours sur la misere de la vie des hommes, et principallement des princes*“.

[88]) II. S. 141 ff.

[89]) Schon an seiner früheren Stelle I. S. 19 ff. hat Commynes an dem Beispiel Burgunds darauf hingewiesen, daß es für ein Land beglückend ist, von willkürlichen Steuerauflagen verschont zu bleiben.

[90]) II. S. 141.

en sont trop plus fors quant ilz entreprennent du conseil de leurs subjectz, et en sont plus crainctz de leurs ennemys. Et quant se vient à soy deffendre, on voit venir ceste nuee de loing, especiallement quant c'est d'estrangiers: et à cela ne doibvent les bons subjectz riens plaindre ne refuser: et ne scauroit advenir cas si soubdain où l'on ne puisse bien appeller quelques ungz et personnaiges telz que l'on puisse dire: «Il n'est pas faict sans cause», et en cela ne user point de fiction, ne entretenir une petite guerre à voulenté et sans propos, pour avoir cause de lever argent. Je scay bien qu'il fault argent pour deffendre les frontieres et les environs garder, quant il n'est point de guerre, pour n'estre point surprins; et le tout faire moderement: et à toutes ces choses sert le sens d'ung saige prince: car s'il est bon, il congnoit qui est Dieu et qui est le monde, et ce qu'il doibt et peult faire et laisser."[91]) Montesquieu vorauseilend, verweist er auf das Beispiel Englands: „*Or, selon mon advis, entre toutes les seigneuries du monde dont j'ay congnoissance, où la chose publicque est mieulx traictee, où règne moins de viollence sur le peuple, où il n'y a nulz ediffices abbatuz ny desmolis pour guerre, c'est Angleterre; et tombe le sort et le malheur sur ceulx qui font la guerre*".[92]) Englands Lob hat Commynes schon an einer früheren Stelle[93]) seines Geschichtswerks angestimmt, indem er rühmend des englischen Parlaments gedachte, dessen Bewilligungsrecht die englischen Könige zwar in Abhängigkeit hält, ihnen dafür aber an der bereitwilligen Unterstützung des Volks einen starken Rückhalt sichert: „*. . . le Roy ne peult entreprendre une telle œuvre sans assembler son parlement (qui vault autant à dire comme les trois Estatz), qui est chose tres juste et saincte; et en sont les roys plus fors et mieulx servis . . .*" Commynes spricht damit in Kürze einen Gedanken aus, auf welchen er im Zusammenhang seiner Erörterungen über das Verhältnis von Herrscher und Volk nunmehr noch einmal mit Ausführlichkeit zurückkommt: den Gedanken, daß die ständischen Befugnisse, statt die Rechte des Königs zu schmälern, vielmehr dazu geeignet sind, die königliche Autorität zu stärken. Es ist eine Auffassung, welche durch den Hinweis auf die große Königstreue des fran-

---

[91]) Vgl. dazu eine spätere Stelle II. S. 225: Karls VII. eigenmächtiges Vorgehen findet Commynes noch entschuldbar in Anbetracht der besonderen Umstände, unter denen die Steuerauflagen während seiner Regierung erfolgt sind: „*pour lors y avoit grans matieres, tant pour garnir les pays conquis que pour despartir les gens des compaignies qui pilloient le royaulme, et à cecy se consentirent les seigneurs de France, pour certaines pensions qui leur furent promises pour les deniers qu'on levoit en leurs terres*". Aber die Fortdauer und Steigerung der Steuerauflagen unter Ludwig XI. haben dem schon durch die Leiden des Kriegs hart mitgenommenen Lande unsagbaren Schaden gebracht, das Vertrauen des Volkes auf den König erschüttert und den König mit Mißtrauen gegen seine eigenen Untertanen erfüllt.

[92]) II. S. 142.

[93]) I. S. 314.

zösischen Volks und der französischen Reichsstände eine besondere Bedeutung gewinnt. „*Est ce donc sur telz subjectz que le Roy doibt alleguer privilege de povoir prendre à son plaisir; qui si liberallement luy donnent?*“[94]) Hier wie so oft wendet sich Commynes gegen die schlechten Ratgeber in der Umgebung eines Königs. Sie wissen nur vor der Berufung und Befragung der Reichsstände zu warnen, unter dem für schwache Könige schmeichelhaften Vorwand, daß die Stände bloß eine Schmälerung der königlichen Autorität bedeuteten. Commynes durchschaut solche Höflinge; er nennt sie verächtlich „*quelques ungz de petite condition et de petite vertu*“ und sieht in ihren Warnungen nur die Befürchtung, durch die Stände in ihrem Treiben ertappt und entlarvt zu werden. Seinen Ausführungen über die Mißachtung bestehender Rechte sucht er einen breiten Hintergrund zu geben, indem er sich in weitschweifige allgemeine Erörterungen über die Versündigungen der Menschheit und insbesondere über die Fehler und Mißgriffe der Großen stürzt. „*Les plus grans maulx viennent voulentiers des plus fors: car les foibles ne cherchent que patience.*“[95]) Es ist Commynes' Art, seine Betrachtungen mit religiöser Beigabe zu würzen. So findet er hier die Ursache der menschlichen Irrungen und der Übergriffe von Seiten der Großen in dem Mangel an Glauben. „*En ce cas, je dis que c'est faulte de foy, et, aux ignorans, faulte de sens et de foy ensemble; mais principallement faulte de foy, dont il me semble que procedent tous les maulx qui sont par le monde, et par especial les maulx qu'ont partie de ceux qui se plaignent d'estre grevez et foullez d'aultruy, et des plus fors.*“[96]) „*S'ilz avoient donc ferme foy, et qu'ils creussent ce que Dieu et l'Eglise nous commande sur peine de dampnation, congnoissans leurs jours estre si briefz, les peines d'enfer estre si horribles, et sans nulle fin ne remission pour les dampnez, feroient ilz ce qu'ilz font? Il fault conclurre que non, et que tous les maulx viennent de faulte de foy*“.[97]) Auch hier wieder fühlt sich Commynes dazu berufen, den Glauben an eine über den Fürsten stehende strafende Gerechtigkeit Gottes zu predigen und ihr Walten an Beispielen aus der Geschichte des Langen und Breiten klarzumachen.[98])

Wir dürfen uns durch solche frommen Ergüsse nicht über den wahren Charakter von Commynes' Werk täuschen lassen.[99])

---

94) II. S. 145.
95) II. S. 146.
96) II. S. 147. 148.
97) II. S. 149. Ähnlich später II. S. 162: „*tous ces maulx procedent de faulte de foy*“.
98) II. S. 153—163.
99) Das ist der Fehler Arnolds, der entschieden zu weit geht, wenn er (S. 25. 26) den religiösen Charakter der Memoiren zu stark betont: „*Nun leitete ihn* (Commynes) *seine natürliche Anlage, sowie seine zeitweilige Stimmung noch besonders darauf hin, das Werk*

Das religiöse Element ist nur eine Beigabe. Der Charakter seines Werkes selbst wird dadurch nicht berührt. Glaubensfragen waren noch nicht in seinen Gesichtskreis getreten. Sein Denken und Sinnen war allein auf weltliche Dinge gerichtet. Mit dem Blick des nüchtern erwägenden Staatsmanns, der überall nur den Vorteil sucht, musterte er die Geschehnisse seiner Zeit und die Geschichte der Völker und Fürsten. Selbst als politischer Theoretiker und Systematiker zu glänzen entsprach nur wenig seinem Geschmack. So hat er denn auch die Fragen von Herrschermacht und Herrscherrecht nur behutsam gestreift. Die Bedenken, welche er gegen die Vorzüglichkeit der unumschränkten Monarchie geäußert, flossen ihm in eigentümlicher Mischung mit der Verehrung zusammen, die er der Person ihres Begründers entgegenbrachte. Andere folgten ihm, aber auch sie vermochten keinen Schritt vorwärts zu tun.[100]) Die absolutistische Staatstheorie, von schwächlichen Schmeichlern verfochten, dafür aber mit um so größerem Pathos verkündet, herrschte zu Anfang des 16. Jahrhunderts noch unumschränkt. Es bedurfte erst einer so umstürzlerisch und doch so fördernd in alle Verhältnisse des Lebens und Denkens eingreifenden Bewegung, wie es die Reformation gewesen ist, um die von Commynes in Umlauf gesetzten Ideen zu neuer Stärke zu erwecken und die von ihm in die Wege geleitete Oppositionsbewegung mit Kraft und Nachhaltigkeit zu erfüllen. Wie niemals vorher oder nachher sollten religiöse Ideen über die Gestaltung politischer Theorien entscheiden.

Wir kommen hier an den Punkt, wo wir zum erstenmal die Reformation in die politischen Anschauungen der Zeit eingreifen und eine Entwicklung vorbereiten sehen, welche, sich immer umstürzlerischer gestaltend, Ideen und Theorien zeitigte, die die Grundlagen der monarchischen Staatsordnung in Frankreich erschüttert haben und, mit dem Erstarken der monarchischen Gewalt im Zeitalter des Absolutismus vorübergehend zurückgedrängt, in der Aufklärungsliteratur am Vorabend der großen Revolution eine neue Auferstehung erleben sollten. Wenn wir schon jetzt das Verhältnis der Aufklärungsliteratur zur Reformation auf eine kurze Formel bringen wollen, so können wir sagen, daß die Aufklärung, obwohl sie ihrem Charakter nach

---

(d. h. die Memoiren) *religiös zu vertiefen... Dieses Werk sollte auch der Klerus in korrekter Orthodoxie und humaner Tendenz approbieren können; man merkt es ihm überall (!) an, daß es zunächst an die Adresse eines geistlichen Herrn gerichtet ist: es sollte nicht nur für die Politik, sondern auch für die Erkenntnis einer sittlichen Weltordnung ein Hülfsmittel sein; in diesem Bestreben werden dem Verfasser die Personen zu tragischen Helden und ethischen Typen....*“

[100]) Vgl. besonders G. Weill, *Les théories sur le pouvoir royal en France pendant les guerres de religion.* Paris 1891. S. 10 ff. und Marcks, *Gaspard von Coligny.* I. (Stuttgart 1892). S. 182 ff.

keine religiöse Bewegung war und sein wollte, die freiheitlichen Anschauungen der Reformation übernommen und in einer den veränderten Umständen und Zielen entsprechend modifizierten Gestalt neu belebt und fortgeführt hat. In dieser Formulierung des Anteils, welchen die Reformation an der Aufklärungsbewegung in Frankreich genommen, liegt kein Widerspruch. Die Reformation hatte schon früh aufgehört, eine rein religiöse Angelegenheit zu sein. Einem religiösen Neuerungsbedürfnis entsprungen, war sie zu einer mächtigen Bewegung geworden, welche sich die Durchdringung alles geistigen Lebens zum Ziel gesetzt hatte. Mit der Übertragung auf das politische Gebiet erwuchsen der Reformation neue Ideen und neue Aufgaben. Der Kampf gegen die Autorität des Papstes erweitert sich zu einem Kampf gegen die Hoheitsrechte der Fürsten. Mehr als auf anderen Gebieten hat sich die Reformation hier von ihren ursprünglichen Zielen entfernt und ist, bis zu den umstürzlerischsten Anschauungen fortschreitend, zu Theorien gelangt, welche der in dem Lager der Reformationspartei entstandenen Publizistik einen revolutionären Charakter verliehen haben.

Umstürzlerische Ideen lagen Calvin, dem Begründer der Reformation in Frankreich, ebenso fern wie Luther, dem Begründer der Reformation in Deutschland.[101]) So umstürzlerisch Luthers Auftreten auf religiösem Gebiete wirkte, er war und blieb in politischen Dingen ein Gegner durchgreifender Neuerungen. Er zog das Hoheitsrecht der Fürsten nicht in Zweifel. Die weltliche Obrigkeit erschien ihm vielmehr als eine von Gott gewollte Einrichtung;[102]) er predigte den Gehorsam gegen die Obrigkeit und fand die einzig mögliche Schranke für die Ausübung der Pflicht des Gehorsams in einem dem göttlichen Gebot zuwiderlaufenden Befehl.[103]) Die Völker dürfen nicht zur Selbsthülfe greifen, sie müssen die Befreiung von einem Tyrannen Gott anheimstellen: er „*mag frembde Oberkeit erwecken*";[104]) er bekämpfte alle mit dem Vorwande seiner Lehre umkleideten

[101]) Vgl. M. Lenz, *Luthers Lehre von der Obrigkeit* in *Preuß. Jahrbücher* 75, S. 426—441. E. Brandenburg, *Luthers Anschauung vom Staate und der Gesellschaft.* Halle 1901. Cardauns, *Die Lehre vom Widerstandsrecht des Volkes gegen die rechtmäßige Obrigkeit im Luthertum und im Calvinismus des 16. Jahrhunderts.* Bonn Diss. 1903. S. 1 ff. H. Lureau, *Les doctrines démocratiques chez les écrivains protestants français de la seconde moitié du XVIe siècle.* Bordeaux 1900. S. 20 ff.

[102]) Vgl. Weimarer Ausgabe XIV. S. 453 und XXIV. S. 586. Schon im Jahre 1520 schrieb Luther: „*weltlich gewalt* [ist] *gar ein gering ding für got, und vil zu gering von yhm geacht, das man umb yhrerwillen, sie thu recht oder unrecht, sollt sich sperren, ungehorsam und uneinig werden*" (VI. S. 259).

[103]) XXIV. S. 257—286 (*Ermahnung zum Frieden*); S. 287—294 (*Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern*); S. 294 bis 319 (*Ein Sendbrief von dem harten Büchlein wider die Bauern*).

[104]) XXII. S. 263.

umstürzlerischen Bestrebungen und schrieb seine zornige Schrift „*Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern*"; er gab den protestantischen Fürsten in der Verfügung über die Landeskirche eine neue und starke Stütze ihrer Macht. Ähnlich Calvin.[105]) Die beste Regierungsform ist in seinen Augen die Herrschaft eines einzelnen. Wie Luther lehrt auch er die göttliche Einsetzung der Obrigkeit. Er faßt sie nicht allein als ein weltliches, sondern auch als ein kirchliches Amt auf. Der Staat ist eine notwendige Ordnung Gottes, begabt mit Pflichten politischer und sittlicher Art. Die Obrigkeit soll die wahre Lehre verbreiten, sie ist vor Gott verantwortlich für die Seelen der Untertanen. Ein Fürst, der sich gegen Gott erhebt, entsetzt sich selbst seiner Macht und wird unwürdig, noch unter die Zahl der Menschen gerechnet zu werden. Die staatliche Ordnung steht unter der göttlichen Ordnung. Auch Calvin fordert, daß sich der gläubige Christ dem Gebot der weltlichen Obrigkeit, der guten wie der schlechten, der milden wie der tyrannischen, unterwerfen soll. Als einzige Ausnahme läßt er den Fall gelten, daß der Herrscher an die Religion rührt und in das Gewissen seines Volks eingreift. Der Gottesgehorsam bildet die Grenze für den Gehorsam gegen die Obrigkeit. Es ist eine Einschränkung, welche in einer religiös bewegten und um religiöse Forderungen und Ideale kämpfenden Zeit von größter und folgenschwerster Bedeutung werden mußte. Calvins Formulierung eines Ausnahmefalls in der Gehorsamspflicht der Untertanen gegen die weltliche Obrigkeit sollte der Ausgangspunkt und zugleich die Rechtfertigung für die sich im Schoße der neuen Kirche in Frankreich mehr und mehr entwickelnden demokratischen und revolutionären Tendenzen werden.

Gegenüber dem polemischen Charakter, welchen die Literatur bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts trägt, gewinnt in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die theoretisierende Tendenz die Herrschaft in der politischen Literatur.[106]) Die anfänglich nur zerstreut und behutsam auftauchenden Ideen sammeln und klären sich und verdichten sich zu fest umrissenen Theorien. Die Verteidigung und Rechtfertigung von Fall zu Fall, wie sie die hugenottische Publizistik anfänglich geübt, genügt bald nicht mehr. Die Zeitumstände, welche sich mit immer größerer Schärfe zu einem Kampf der katholischen und hugenottischen Parteien um die Herrschaft auf französischem Boden zuspitzen, erfordern eine Abwehr der feindlichen Angriffe auf der ganzen Linie und eine mutige Bekämpfung des gegnerischen Systems in allen

---

[105]) Über Calvins politische Theorien vgl. auch Méaly, *Les publicistes de la Réforme sous François II et Charles IX.* 1903. S. 41—52 und Marcks l. c. S. 296 ff. S. 333 ff.

[106]) Vgl. Lenient, *La satire en France ou la littérature militante au XVIe siècle* (Paris 1866). S. 320. 321 und diese Zeitschrift XXXIII[1] S. 98—100.

seinen Teilen; sie erheischen vor allem auch systematisch geordnete Darlegungen und ausführliche Rechtfertigungen der eigenen Parteibestrebungen und politischen Machtansprüche gegenüber den Forderungen und Ansichten des Gegners. Die Theorie greift in die schwebenden Zeitfragen ein und tritt in den Dienst beider Parteien, in deren Interesse die theoretischen Erörterungen neue Mittel und Waffen zum Kampf werden.

Den entscheidenden Wendepunkt in dieser Entwicklung bezeichnet die Bartholomäusnacht.[107]) So stürmisch und kriegerisch auch der Ton der politischen Schriftstellerei und Poesie bisher gewesen war, so mannigfach auch die umstürzlerischen Gedanken waren, welche namentlich in der hugenottischen Publizistik zum Ausdruck kamen — vor der Person des Königs und vor der königlichen Würde hatten auch die verwegensten Neuerer Halt gemacht. Da, wo das Eingreifen des Königs schwer zu leugnen oder zu verkennen war, hatte man bisher die Schuld seinen Ratgebern gegeben, die, wie der Kardinal von Guise, einen maßgebenden Einfluß auf den Gang der Politik ausgeübt hatten.[108]) Seit der Bartholomäusnacht tritt die Person des Königs selbst in den Vordergrund und wird zum Ziel der Angriffe von Seiten der Hugenotten. Du Plessis-Mornay zeichnete die Situation richtig, wenn er in jenen Jahren (1576) schrieb: „*l'Estat s'est crevassé et ébranlé depuis la journée de Saint-Barthélemy, depuis, dis-je, que la foi du prince envers le sujet et du sujet envers le prince, qui est le seul ciment qui entretient les Estats en un, s'est si outrageusement démentie.*[109]) Die bisher übliche Scheidung des Königs von seinen Ratgebern macht einer neuen Scheidung, welche aus dem Begriffe Monarch selbst hergeleitet ist, Platz: der Scheidung von König und Tyrann. Die Angriffe gegen die Person des Königs erweitern sich zum Angriff auf das Königtum als solches. Verfassungsfragen allgemeiner Natur werden jetzt Gegenstand der Erörterungen. Die Rechte der Untertanen werden den Rechten des Monarchen entgegengesetzt. Die Vorzüge und Nachteile der verschiedensten Verfassungsformen werden gegenseitig abgewogen. Seit der Bartholomäusnacht treten die staatstheoretischen Erörterungen somit in ein neues Stadium ein. Sie gewinnen neue Ziele, sie finden neue Stoffe. Durch die Ausbildung zu festen Theorien nehmen die politischen Ideen eine klarere und deutlichere Gestalt an. Die Form des ordnenden Systems verleiht ihnen eine Kraft und Wirkung, welche ihnen bei allem Schwung und aller Kühnheit bisher doch immer noch gefehlt hatte.

---

[107]) Baudrillart, *J. Bodin et son temps.* Paris 1853. S. 49.

[108]) Vgl. diese *Zeitschrift* XXXII[1] S. 243 ff.

[109]) *Remontrance aux Estats de Blois pour la paix, sous la personne d'un catholique romain, l'an 1576.* S. 36 = *Mémoires de Du Plessis-Mornay* (Paris 1824) II. S. 70.

IV. François Hotman.

Die Umwandlung, welche seit der Bartholomäusnacht in dem Charakter der politischen Literatur vorgeht, findet in Hotmans „*Franco-Gallia*“ ihren frühesten und prägnantesten Ausdruck.[110]) Hier haben wir zum ersten Male ein wohldurchdachtes fertiges System vor uns.[111]) Mit seiner „*Franco-Gallia*“ hat sich Hotman zur Höhe der philosophisch-historischen Betrachtung erhoben. Seine bisherige größte Leistung auf dem Gebiet der politischen Schriftstellerei, sein „*Tygre*“ war noch ganz und gar im Geiste politischer Leidenschaftlichkeit und Invektive gehalten und übertraf alle anderen Produktionen jener Tage an Wucht und Wirkung der Sprache.[112]) Und noch die Bartholomäusnacht hat ihm den Stoff zu einem Pamphlet geliefert,[113]) in welchem er unter dem Pseudonym Varamundus die Anstifter des Mordens als Verräter an der Sache des Vaterlandes hinstellt und offen zum Abfall von dem König, dem Mörder seines Volks, auffordert. Diese Periode stürmischer Schriftstellerei hat Hotman mit seiner „*Franco-Gallia*“ überwunden. Den neuen Aufgaben, welche die durch die Bartholomäusnacht geschaffene Lage an die Publizisten stellt, sucht er gerecht zu werden, indem er die neuen Probleme auf neuem Wege zu lösen sucht. Er verbindet die historische Untersuchung mit der theoretischen Spekulation und sucht so zu dem Erweis seiner These von der Schädlichkeit der absoluten Monarchie und der Notwendigkeit eines starken ständischen Regiments vorzudringen. In großartiger Weise unternimmt er den Versuch, zum ersten Male die

---

[110]) Zuerst in lateinischer Ausgabe erschienen unter dem Titel: „*Franc. Hotomani Jurisconsulti Francogallia. Ex officina Jacobi Stoerii.* 1573.“ Verglichen habe ich damit die französische Übersetzung: „*La France-Gaule*“ in den „*Mémoires du règne de Charles IX*“ (Middelbourg 1578. II. S. 375 v⁰ ff.). Von lateinischen Ausgaben habe ich sonst die noch von Hotman selbst besorgte, erweiterte von 1586, sowie eine in Frankfurt 1665 gedruckte herangezogen.

[111]) Völlig verkehrt ist das Urteil von Dareste: „*sa* (d. h. Hotmans) *politique a été ce qu'elle devait être, une politique de circonstance. Apportant dans sa polémique les mêmes habitudes d'esprit que dans l'étude du droit, des lettres et de la théologie, il fit des plaidoyers et des consultations plus que des théories . . . Ce serait donc peine perdue que de discuter à fond ses arguments comme on discute un système*“ (*Revue de législation et de jurisprudence.* Paris 1850. S. 288).

[112]) Vgl. diese Zeitschrift XXXII[1] S. 250—260.

[113]) „*De furoribus gallicis.*“ Die Autorschaft Hotmans wird neuerdings von Elkan, *Die Publizistik der Bartholomäusnacht* (Heidelberg 1905) S. 31 ff. bestritten. Elkan vermutet den Verfasser in Ricaud, einem Prediger in Lyon, und meint, daß die Schrift auf Anregung Bezas verfaßt ist und „gewissermaßen das offizielle hugenottische Geschichtswerk über die Blutnacht“ darstellt (S. 33). Indessen kommt Elkan selbst nicht ganz um Hotmans Autorschaft — oder wenigstens Mitarbeiterschaft — herum. Er sagt S. 35: „*Beza (und vielleicht auch Hotman) hat aber offenbar an der Redaktion teilgenommen.*“

geschichtlichen Tatsachen und Verhältnisse zugunsten der konstitutionellen Ideen zu verwerten. Die Geschichtswissenschaft wird ihm aus einem Inventar historischer Ereignisse zu einem Beobachtungsgebiet, aus welchem er für die Gegenwart seine Lehren gewinnt.

Wenn auch die Subjektivität der Auffassung unseren Verfasser oft zu willkürlicher Beurteilung und Auslegung geschichtlicher Tatsachen, zu manch verkehrter Behauptung, zu manch irrigem Schluß hat gelangen lassen, so behält doch gerade dieser stark persönliche Zug seinen eigentümlichen Wert für die Geschichte der politischen Theorien. Ohne ein stark hervortretendes subjektives Element ist die Erschaffung neuer Theorien, ist eine Theorie überhaupt nicht möglich. In Hotmans „*Franco-Gallia*" blickt die Theorie überall durch, weniger allerdings in der Anlage des Werks, welches im großen und ganzen der chronologischen Ordnung folgt und, von wissenschaftlichem Standpunkt betrachtet, als der „erste Versuch einer auf eingehenden Quellenstudien fußenden Darstellung der französischen Verfassungsgeschichte"[114]) gelten darf, um so mehr aber gewinnt für die Zwecke unserer Untersuchung die Art und Weise an Bedeutung, wie der Verfasser mit dem von der Geschichte überlieferten Material verfährt. Hotman sucht die Geschehnisse der Vergangenheit mit den Ereignissen und Situationen der Gegenwart in Beziehung zu setzen und aus der Vergangenheit Lehren für die Gegenwart zu gewinnen. Er beginnt mit dem Satz: „*Cogitanti mihi de Francogalliae nostrae institutis, quantum ad usum Reipub*[*licae*] *nostrae, et horum temporum opportunitatem satis esse videbitur, conscribere . . .*" In welchem Sinne diese Aufgabe aufgefaßt wird, lehrt schon die Vorrede, die dem Werk vorausgeschickt ist als Widmung an den Pfalzgrafen bei Rhein, dem Hotman mehrfach nahe getreten war.

Wir haben hier keins der nichtssagenden konventionellen Widmungsschreiben, sondern vielmehr die Ankündigung eines weitblickenden Programms und zugleich den mannhaften Ausdruck einer kühn und mutig zur Tat auffordernden Vaterlandsliebe vor uns. Hotman sah sich, als er zur Feder griff, um seine „*Franco-Gallia*" zu schreiben, vor eine doppelte Aufgabe gestellt. Eine theoretische Begründung der politischen Haltung der kalvinistischen Partei war seit der Bartholomäusnacht zu einer zwingenden Notwendigkeit geworden. Niemand mochte das mehr empfinden als Hotman, der sich durch seine juristischen Studien den Blick für die Fragen und Erscheinungen des öffentlichen Lebens geschärft hatte und schon wiederholt in diplomatischen Missionen tätig gewesen war. Zugleich aber forderten in der Theorie, die Hotman zu geben unternahm, die Zeitumstände

---

[114]) Cardauns S. 61.

gebieterische Rücksicht. In den eigentümlich verwickelten und verworrenen politischen Verhältnissen des damaligen Frankreichs konnte eine Theorie nur dann Anklang finden und Wirkung ausüben, wenn sie die brennenden Fragen der Zeit aufgriff und den Forderungen des Tages Rechnung zu tragen wußte. So tritt in der „*Franco-Gallia*“ die Beziehung zur Zeit von vornherein mit Deutlichkeit hervor. Den Blick auf das Frankreich seiner Tage richtend, schreibt er den Satz: „*Verum enim vero, dicet aliquis, delira interdum patria est, mentisque errore afficitur: ut Plato de sua locutus est: interdum etiam furore amens crudeliter bacchatur, atque in sua viscera saevit. Primum cautio est, ne alienam culpam innocenti patriae ascribamus.*“ Zum Beleg seiner Behauptung zitiert er Beispiele aus der antiken Geschichte, aber man merkt es ihm an, daß er Frankreich im Auge hat. Mit dem düsteren Bild, das die Erinnerung an das Elend seines Vaterlandes wachruft, verknüpfen sich für ihn Erinnerungen persönlichster Natur. Er preist diejenigen glücklich, die auf heimischem Boden bleiben und ihre Tage in Frieden verbringen können. Ein solches Glück, so klingt es uns aus seinen Worten entgegen, war ihm selbst nicht beschieden gewesen. Nach seinem Übertritt zum protestantischen Glauben hatte er, erst 24 Jahre alt, vor dem Zorn seines Vaters aus dem väterlichen Hause fliehen und sich nach der Schweiz wenden müssen (1548). Sein Leben war hinfort ein rastloses Wandern von Ort zu Ort gewesen. Von der Schweiz war er schließlich an die Universität nach Straßburg übergesiedelt, stets rastlos arbeitend, für die Sache der Reformation eifrig werbend und unermüdlich in diplomatischen Sendungen tätig. Auch seine endliche Rückkehr auf französischen Boden im Jahre 1567 hatte ihm nicht die ersehnte Ruhe gebracht. Von Bourges, wo er als Professor der Rechtswissenschaft wirkte, war er von der katholischen Bevölkerung vertrieben worden. Die Bartholomäusnacht, welche allenthalben im Lande Nachahmung gefunden, hatte ihn mit noch schlimmeren Gefahren bedroht. Er war ihnen nur mit genauer Not durch seine Flucht nach Genf entgangen, von wo er dann seine „*Franco-Gallia*“ in die Welt hinausschickte.

Von dem traurigen Bild, das Frankreich bietet, erhebt Hotman den Blick zu dem Pfalzgrafen. Er ruft ihm ins Gedächtnis zurück, daß er seit bereits 16 Jahren in Ruhe und Frieden über sein Land regiert; er fordert ihn auf, auch fernerhin seines Herrscheramts mit Wohlwollen und Friedfertigkeit zu walten: „*Anni sunt, ut opinor, sexdecim, Princeps illustrissime, ex quo Deus Opt. Max. partem Germaniae Rhenanae non exiguam fidei ac potestati C. T. commendavit. Vix dici potest, quantam ex eo tempore tranquillitatem, et tanquam in pacato mari malaciam toto Palatinatu videre licuerit: quam pacata semper sedataque omnia, quam pie, sancte, et religiose constituta. Macte igitur ista*

mansuetudine, clementissime Princeps: quod ego, quantum et animi et corporis viribus contendere possum, iterum exclamo: macte ista virtute placida et mansueta: non quemadmodum Seneca memoriae prodidit, moris apud Romanos fuisse, ut sanguinolentis et ex acie redeuntibus, Macellinis denique cruore madentibus diceretur, Macte virtute. Sed macte ista mansuetudine animi, clementia, pietate, iustitia, facilitate, et imperii ac ditionis tuae tranquillitate."[115]) Die Beziehung zu Frankreich und seinen kriegerischen Machthabern, welche in diesen Worten steckt, tritt im folgenden noch deutlicher hervor: auch ideell hat Frankreichs Ansehen schwer gelitten. Der Zudrang der studierenden Jugend zu den französischen Universitäten, welche ehemals einen Ruhmestitel des Landes gebildet, hat merklich nachgelassen: „*nunc illas* (d. h. *nostras Academias*) *quasi maria pyratis infesta horrent, neque secus quam cyclopicam barbariam execrantur.*" Hier spricht der Universitätslehrer, der bei seiner Übersiedlung nach Bourges zahlreiche seiner Straßburger Zuhörer nach sich gezogen hatte und sich an der wachsenden Zahl seiner Schüler erfreuen konnte, bis der religiöse Haß die fanatische Menge gegen ihn, den Hugenotten, entflammte und einen wilden Aufruhr entfesselte, bei dem seine Wohnung gestürmt und geplündert, seine Bibliothek verwüstet, er selbst zur Flucht gezwungen wurde. In seinem Schmerz um das Unglück des Landes bricht Hotman in die Klage aus: „... *Cuius rei meum pectus memoria exulcerat: cum cogito miseram et infortunatam patriam duodecim iam fere annorum spatio incendiis civilibus exarsisse. Sed multo me acerbior excruciat dolor, cum considero non modo tam multos esse otiosos incendiorum spectatores, ... verumetiam flammas illas impiorum quorundam vocibus ac libellis, tanquam flabellis, excitari: ad eas autem extinguendas perpaucos ac fere nullos accurrere.*" Aus einer solchen, tief aus dem Herzen kommenden schmerzbewegten Erregung heraus hat Hotman seine „*Franco-Gallia*" geschrieben. Er glaubt noch an die Macht des Wortes. Er greift zur Feder, um retten zu helfen, was noch zu retten ist. Bei dem Brand, der Frankreich verzehrt, will er mutig zugreifen. Die bewegte, bald wehmütig klagende, bald mutig dröhnende Sprache, in der das Widmungsschreiben zum Dienst des Vaterlandes aufruft, klingt allenthalben in der Schrift selbst wieder.

---

[115]) Die französische Fassung ist hier, wie vielfach, weiter und klarer; vgl. besonders den folgenden Satz: „*Parquoi, Prince treshumain continuez et perseverez hardiment en ceste vostre douceur et clemence accoustumee, aimant mieux la louange et la reputation procedante de bonté et de iustice, que celle qui procede de puissance et de force: et suivant plustost le train heureux de l'équité et droiture divine, que celui de la violence et iniquité des Roys et Princes, qui prennent plaisir au sang humain, et qui estans retournez d'une bataille tous rouges et sanglans veulent estre surnommez foudroyans, victorieux, et conquerans*" (*Mémoires* S. 377 v⁰).

Die These, die die „*Franco-Gallia*“ zu erweisen unternimmt, findet sich in ihrem Grundgedanken gleichfalls schon in der Widmung entwickelt. Es ist der Gedanke, daß alles Elend in letzter Linie auf dem Verfassungsumsturz beruht, welchen die Begründung des Absolutismus durch Ludwig XI. herbeigeführt hat: „*Caussam autem confirmo esse plagam quam annis abhinc circiter centum ab illo accepit, quem constat primum omnium praeclara majorum nostrorum instituta labefactasse.*“ Den von Ludwig XI. geschaffenen neuen Verhältnissen setzt er die Schilderung der Zustände entgegen, welche vorher, und zwar schon seit den Tagen der alten Gallier, in Frankreich geherrscht haben. In der Rückkehr zu den Zuständen der früheren Zeiten erblickt er das Heil für eine gesunde Neugestaltung und Entwicklung des Staates. „*Superioribus quidem mensibus in tantarum calamitatum cogitatione defixus, veteres Francogalliae nostrae historicos omnes et Gallos et Germanos evolui, summamque ex eorum scriptis confeci eius status, quem annos amplius mille in Rep*[*ublica*] *nostra viguisse testantur: ex qua incredibile dictu est quantam maiorem nostrorum in constituenda Republ*[*ica*] *nostra sapientiam cognoscere liceat. ut mihi quidem nequaquam dubium esse videatur, quin ab illa certissimum tantorum malorum remedium petendum sit. Nam mihi attentius in istarum calamitatum caussam inquirenti, sic videbatur: sicuti corpora nostra vel externo impulsu atque ictu, vel intestinis humorum vitiis, vel senio intereunt: ita Rerum publicarum alias hostili impetu, alias domesticis dissensionibus, alias vetustate confici … Quemadmodum autem corpora nostra externo aliquo ictu luxata sanari, nisi membris suum quibusque in locum et naturalem sedem restitutis, non possunt: ita Rempublicam nostram tum denique sanatam iri confidimus, cum in suum antiquum et tanquam naturalem statum divino aliquo beneficio restituetur …*“

Von vornherein kündigt sich so der Gegensatz zwischen den Zuständen des alten und des neuen Frankreichs als der die Ausführungen der „*Franco-Gallia*“ beherrschende Gedanke an. Hotman faßt diesen Gegensatz in seiner verfassungsgeschichtlichen Eigenheit als Gegensatz zwischen dem auf das Erbrecht gegründeten allgewaltigen Absolutismus und der der Wahl unterliegenden, durch die Rechte des Volks beschränkten Monarchie. Durch eine aus der Vergangenheit geschöpfte Prüfung der staatsrechtlichen Stellung des französischen Königtums sucht er die Verderblichkeit der von Ludwig XI. geschaffenen absoluten Monarchie und die Notwendigkeit einer ständischen Mitregierung zu erweisen. Das Recht der Stände ist das Evangelium, das Hotman verkündet. Dem Glauben an die Macht der Stände zollt er unumwunden seinen Tribut. Er steht ganz im Bannkreise der ständischen Bewegung seiner Zeit. Gerade in den Tagen, da Hotman schrieb, begannen sich die ständischen Ge-

walten allenthalben, in Frankreich wie im übrigen Europa, zu regen; im französischen Adel zumal war das ständische Ideal niemals ganz geschwunden.[116]) Die Begeisterung, mit der Hotman das ständische Ideal verherrlichte, diente nur dazu, der Bewegung neue Kraft zu verleihen. Hotman ist wie geblendet von seinem ständischen Ideal. Er sieht es schon in der Regierungsform des alten Galliens verwirklicht. Bereits die alten Gallier kannten ständische Vertretungen oder doch wenigstens Anfänge zu solchen.[117]) In jeder Versammlung aus gallischer Zeit sieht er die Keime zu ständischer Organisation. Die Volksvertretungen sind die den Staat erhaltenden Faktoren; sie sind die Trägerinnen der staatlichen Größe und befinden sich im Vollbesitz der Macht. Das gallische Königtum war ein Wahlkönigtum und kein Erbkönigtum. Die Könige der zahlreichen kleinen Staaten, in welche das Land vor der Eroberung durch die Römer zerfiel, waren an den Willen des Volks gebunden.[118]) Lobenswertes weiß Hotman von den gallischen Kleinkönigen, die er verächtlich „*Regulos*" nennt, nicht zu berichten. Sie waren gerade gut genug, um sich von den Römern beherrschen und mißbrauchen zu lassen und um eine klägliche, dem Lande schädliche Politik zu treiben. Dem verächtlichen Urteil, das Hotman über die gallischen Potentaten fällt, merkt man leicht an, daß es nicht auf die gallischen Verhältnisse allein abzielt, sondern dem Königtum als solchem, besonders dem im eigenen Land, gilt. Das Bild, so wie er es von der Monarchie für die Zwecke seiner Theorie konstruiert, findet er schon bei den alten Galliern in seinen wesentlichsten Zügen fix und fertig vor: die königliche Würde ist nicht erblich, sie wird von der Vertreterschaft des Volks, d. h. von dem Volke vergeben; die Könige haben nur beschränkte Befugnisse. Ein solches Ergebnis ist für Hotman mehr als eine schlichte, durch geschichtliche Nachforschung gewonnene Erkenntnis; es ist eine Tatsache, die im Zusammenhang seiner Darlegungen zugleich hohen theoretischen Wert gewinnt. Die ganze Art und Weise, wie Hotman das Schlußergebnis seiner Untersuchungen über die altgallischen Verhältnisse formuliert, ist bezeichnend

116) s. Marcks I. S. 215 ff.

117) „... *sed ita divisam in Civitates Galliam universam fuisse, ut pleraeque Optimatum consilio regerentur, quae Liberae dicebantur: ceterae Reges haberent: omnes quidem hoc institutum tenerent, ut certo anni tempore publicum gentis concilium agerent: quo in concilio quae ad summam Reipub*[*licae*] *pertinere videbantur, constituerent*" (éd. 1573. S. 2).

118) „*In illis porro regnis illud observatione dignum, neque leviter praetereundum videtur: primum quod haereditaria non erant, sed a populo propter justitiae opinionem deferebantur: deinde quod Reges non infinitum, solutum et effrenatum imperium habebant: sed certis legibus ita circumscriptum, ut non minus ipsi in populi, quam populus in ipsorum ditione ac potestate esset: ut fere illa regna nihil aliud, nisi magistratus perpetui viderentur*" (éd. 1573. S. 7. 8).

hierfür: er begnügt sich nicht damit, für das Bild der altgallischen Verhältnisse, so wie er es auf Grund seiner Quellen entwirft, den Anspruch auf geschichtliche Treue und Zuverlässigkeit zu erheben und seine Untersuchungen als rein historische Betrachtungen hinzustellen; vielmehr erweitert sich ihm das, was er auf dem Wege historischer Untersuchung gewonnen, zu der Erkenntnis, daß die Verfassung der alten Gallier die bestmögliche Verfassung schlechthin gewesen sei. Plato, Aristoteles, Polybius und Cicero, die größten Kenner der antiken Staatsverhältnisse, werden aufgeführt, um durch ihr Urteil die Richtigkeit einer solchen Feststellung zu bekräftigen.[119]) Alles muß herhalten, um Hotmans Theorien zu stützen. Jeder Anlaß ist ihm recht, um seine Ideen anzubringen. Selbst in einem Kapitel, das (wie das 2.) der so abliegenden Frage, welche Sprache die alten Gallier geredet haben, gewidmet ist, finden wir den Ausdruck seiner Gesinnung wieder. Hotman führt hier aus, wie das Lateinische in Gallien eindrang und Amts- und Gerichtssprache wurde. In der Herrschaft der lateinischen Sprache erblickt er eine doppelte Gefahr: einmal war sie von einer unwürdigen Prozeßwut begleitet, der die von der katholischen Kirche um ihre Güter und Einkünfte geführten ewigen Prozesse nur noch Vorschub geleistet haben, dann aber diente die Anwendung des Lateinischen auch wesentlich dazu, um die Herrschaft der römischen Päpste auf gallischem Boden zu befestigen.[120])

---

[119]) „*Quam optimam et praestantissimam Reipub*[*licae*] *formam esse, propterea Plato, et Aristoteles, et Polybius, et Cicero iudicarunt, quod Regalis dominatus, si sine freno (ut ait Plato) relinquatur, ubi in tantam omnium rerum potestatem, tanquam in lubricum locum, venerit, facillime in tyrannidem delabitur. qua de caussa optimatum et delectorum auctoritate, quibus eam potestatem populus permittit, tanquam freno coercendus est*“ (éd. 1573. S. 8. 9).

[120]) Die Stelle (Schluß des Kapitels) fehlt noch in der lateinischen Erstausgabe von 1573. Sie lautet in den späteren Ausgaben: „*Itaque tantum in Gallia Latinae linguae consuetudo valuit, ut non modo leges ad summam Regni et Reipublicae pertinentes Latinis literis conscriberentur . . . verum etiam Latine et litigaretur, sententiae pronuntiarentur: ac praesertim litigandi rabiosa quadam consuetudine atque arte ex Pontificum Roman. curia in Galliam introducta: potissimum autem ubi de sacerdotiis et eorum opimis vectigalibus litigari coeptum est . . .*“ — „*. . . quae res dici non potest, quantam et Gallicis ecclesiis caliginem offuderit, et pontificibus R. in auctoritatem in negotiis religionis tribuerit . . .*“ Die französische Fassung lautet: „*Et pourtant la coustume de parler Latin estoit tellement introduite en France, que non seulement les loix concernans l'estat du Royaume, estoient escrites en Latin . . . mais aussi lon plaidoit et prononçoit - on les sentences en Latin: specialement depuis que la Chicanerie de la Cour de Rome se glissa en France, y introduisant un desir furieux de plaider: mais nommément depuis qu'on commença à debattre touchant les benefices d'Eglise et revenus d'iceux . . .*“ — „*On ne sauroit dire combien cela a embrouillé les Eglises Françoises, et quel credit a donné aux Papes sur les affaires de la Religion*“. (*Mémoires* S. 388).

Gegen alles, was aus Rom kommt oder mit Rom zusammenhängt, hat Hotman die Abneigung des patriotisch denkenden Protestanten. Die Römer, welche Gallien erobern, erscheinen ihm wie die „*Magna Bellua (quemadmodum in sanctis literis appellatur)*".[121]) Seine Sympathie ist ganz und gar auf seiten der Gallier. Er vermerkt mit Genugtuung, daß Cäsar wie Tacitus die Gallier über die Germanen stellen. Vor der Unterwerfung durch die Römer waren die Gallier ein mutiges und tapferes Volk, vor dem die Welt erzitterte. Schon in den ältesten Zeiten schickten sie 300 000 Mann außer Landes. Die Heimat war nicht imstande, die wachsende Volkszahl zu beherbergen. Bis nach Rom wanderten ihre Scharen und brannten die eroberte Stadt nieder. Nach Ungarn hinein trugen sie ihre Waffen und, die ersten seit Herkules, wagten sie es, die Alpen zu übersteigen. Griechenland, Makedonien und Asien wurden ihre Beute. Bei ihrem Namen erzitterte die Welt: „*tantusque terror Gallici nominis erat, ut etiam Reges non lacessiti, ultro pacem ingenti pecunia mercarentur*" (éd. 1573. S. 19). Die Römer erscheinen Hotman als Ausländer und Feinde. Sie haben das edle und tapfere Volk der Gallier um seine Freiheit und Tugend gebracht. Die Eroberung Galliens durch Cäsar ist in seinen Augen ein Frevel, die Verwaltung des Landes durch die Römer ist eine stete Folge von Rechtsverletzungen und Gewalttätigkeiten. Er belegt die Römerherrschaft mit dem schlimmsten Wort, das seinem Sprachschatz zur Verfügung steht, mit dem Wort „*tyrannis*" (éd. 1573. S. 22.)

Dieselben Verhältnisse wie in der Verfassung von Altgallien findet Hotman im Frankenreich wieder. Er bricht mit der bis in seine Zeit hinein viel geglaubten Fabelei, daß die Franken ihren Namen von dem Trojaner Francus herleiten, und führt des Langen und Breiten aus, daß ihr Name die „Freien" bedeutet.[122]) Diese Feststellung kommt ihm für die Beurteilung des Verhältnisses, das er sich zwischen Volk und Herrscher konstruiert, sehr zu statten. Gerade darin, daß das Volk nur sich und nicht einem seiner Herrscher den Namen verdankt, findet er einen Beweis für die Selbständigkeit des Volks gegenüber seinem Herrscher.[123]) Selbst die Wortdeutung wird ihm

---

[121]) éd. 1573. S. 17. In der französischen Fassung: „*grande beste (ainsi qu'elle est appellee par Daniel le Prophete)*". (*Mémoires* S. 389 v⁰).

[122]) Kapitel IV: „*De ortu Francorum, qui Gallia occupata, eius nomen in Franciam vel Francogalliam mutarunt.*" V: „*De Francorum nomine, variisque excursionibus, et quo tempore regnum sibi in Gallia constituerint.*"

[123]) „*D'avantage veu que les François eslisoyent leur Roy ... il n'y a propos d'estimer que le Roy ait donné nom au peuple: plutost faudroit-il dire que le peuple auroit donné nom au Roy*" (*Mémoires* S. 400 r⁰). — „*Deinde cum illi populi Regem sibi crearent ..., perabsurdum est, existimare populum a Rege potius, quam Regem a populo denominatum.*" (Fehlt noch in der Ausgabe von 1573.)

so zu einem Mittel, um die Theorie des freien Frankreichs zu rechtfertigen. Es ist ein prächtiges und bedeutungsvolles Zusammentreffen gewesen, daß gerade demjenigen Volk, das die Tyrannei abschüttelte und sich ehrenvoll seine Freiheit zu bewahren verstanden hat, der Name der „Freien" zugefallen ist. Die Fassung, welche Hotman diesem Gedanken gibt, ist stark persönlich gehalten: „... *vel, quod mihi verisimilius videtur, fictam ex re et occasione appellationem fuisse: cum ii, qui se libertatis recuperandae principes atque auctores profiterentur, Francos se nominassent*" ... (éd. 1573. S. 36 .... „*Valeat igitur omen, ut Franci vere proprieque dicantur, qui Tyrannorum servitute depulsa, honestam, etiam sub Regum auctoritate, libertatem sibi retinendam putarunt*" ... (S. 37). Der Schluß des Satzes ist so recht bezeichnend für seine Art. Die Formulierung ist hier mit vollster Absicht geschehen: er will die Gelegenheit wahrnehmen, um seine Vorstellung von dem Verhältnis zwischen Volk und Königtum klar zu machen, und diese wieder ist mit seiner Auffassung vom Wesen des Königtums aufs engste verknüpft. Das Königtum ist nicht mit der Tyrannei zu identifizieren. Die Freiheit hat den Grundzug der fränkischen Staatsverfassung gebildet. Die Königsherrschaft der Franken ist keine unumschränkte gewesen. Sie haben sich ihre Könige selbst gesetzt und haben niemals Tyrannen gehorchen wollen. „*Itaque reges semper Franci habuerunt, etiam tum, cum assertores se ac vindices libertatis profitebantur: et cum sibi reges constituerunt, non tyrannos, aut carnifices: sed libertatis suae custodes, praefectos, tutores sibi constituerunt* ..." (éd. 1573. S. 37).[124]) Auch für die fränkische Zeit kommt Hotman somit durch eine genaue Prüfung seiner Quellen zu dem Ergebnis, daß das Verhältnis zwischen Volk und Herrscher sich als Abhängigkeitsverhältnis des Herrschers vom Volk darstellt.

Das Verhältnis von Herrscher und Volk wird im nächsten Kapitel[125]) noch nach einer anderen Seite, aber doch stets unter demselben Gesichtswinkel des Genaueren erörtert. Hotman wirft hier die Frage auf, ob die fränkischen Könige ihre Krone

---

[124]) Ähnlich éd. 1573. S. 55: „*Atque hoc quidem praeclarum ac singulare maiorum nostrorum facinus eo diligentius notandum est, quod in primordiis ac prope incunabulis regni gestum, quasi quaedam testificatio fuisse videtur ac denuntiatio, Reges in Francogallia certis legibus creari: non Tyrannos cum imperio soluto, libero, et infinito constitui*" (= *Mémoires* S. 399 r⁰). In späteren Ausgaben vgl. noch die folgende Stelle: „*Ex quibus perspicuum esse arbitramur, quod initio diximus, Majores nostros, qui vere Franci ac libertatis custodes fuerunt, non Tyrannum sibi aut carnificem imposuisse, qui suos cives in pecudum loco ac numero haberet: sed ab omni tyrannica et Turcica dominandi libidine abhorruisse: divinumque illud preceptum arcte retinuisse: Salus populi suprema lex esto* ..."

[125]) éd. 1573. Kap. VI: „*Regnum Francogalliae utrum hereditate, an suffragiis deferretur, et de Regum creandorum more*" (S. 46—58).

dem Erbrecht oder der Wahl verdanken. Wie es seine Art ist, registriert er die über die verschiedenen Wahlen erhaltenen Quellenzeugnisse. Er häuft Beleg auf Beleg und findet so, daß die Frankenkönige „*populi potius, hoc est ordinum, et (ut nunc loquimur) statuum iudicio ac studio, quam hereditario iure constitutos fuisse*“ (éd. 1573. S. 52).[126]) Auch hier verliert er in seinen Ausführungen die Gegenwart nicht aus dem Auge. Er stellt die alte Zeit als Muster hin und mißt die Zustände der Gegenwart an den Verhältnissen der Vergangenheit. Er führt aus, daß den Ständen allein das Bestimmungsrecht über die Thronfolge zustand und daß die Söhne des Königs, wenn sie weniger als 24 Jahre zählten, nicht gewählt werden durften. Die Lehre, welche sich ihm hieraus für die Betrachtung seiner Zeit ergibt, ist eine ebenso kurze wie herbe Kritik der unter den jugendlichen und unfähigen Königen in Frankreich eingerissenen Mißwirtschaft.[127])

Zu den Übelständen, an denen ein Staat kranken kann, rechnet Hotman auch die Herrschaft einer Frau. In einem besonderen Kapitel[128]) führt er des Langen und Breiten aus, daß nach dem salischen Gesetz die Frauen im Frankenreich von der Thronfolge ausgeschlossen sind. Die Vorteile einer solchen Erbfolgeordnung legt er mit großer Ausführlichkeit dar. Seine Ausführungen klingen wie eine Klage über den Verlust eines alten, durch die Praxis der Vorfahren geheiligten Rechtsgrundsatzes. Die Beziehung zu dem Weiberregiment der Katharina von Medici, welche in diesen Darlegungen steckt, tritt noch deutlicher in den Ausführungen hervor, die Hotman an späterer Stelle[129]) der Frage widmete, ob Frauen wenigstens vorübergehend die Regierungsgeschäfte führen dürfen. Er beantwortet natürlich auch diese Frage ablehnend. Er spricht den Frauen jegliches Herrschertalent und jedes Anrecht auf Einmischung

---

[126]) Vgl. auch S. 58 (éd. 1573): „*Haec autem omnia eo pertinent, ut doceamus, regnum Francogalliae antiquitus non hereditatis iure, ut privata patrimonia: sed ordinum ac populi iudicio et suffragiis deferri solitum fuisse*“ (= *Mémoires* S. 407 r⁰). In späteren Ausgaben noch: „*. . . quae, ut vera essent, tamen illud confirmarent, usque ad Carolum Magnum Francogalliae regnum non haereditate, sed populi arbitrio delatum fuisse.*“

[127]) „*En quoi lon peut remarquer la sagesse de nos ancestres: qui n'estoient nullement d'avis de commettre les affaires d'estat à ieunes gens, qui ont affaire de conseil mesmes en leurs affaires particuliers*“ (*Mémoires* S. 414 r⁰). „*Qua ex re de maiorum nostrorum sapientia existimare licet: qui Reipublicae suae gubernacula ei aetati committenda non existimarunt, quae alieni consilii, etiam in privatis rebus suis administrandis, indigeret*“ (Fehlt noch 1573).

[128]) VIII (éd. 1573): „*De lege Salica, et iure mulierum in Regum parentum hereditatibus*“ (S. 65—71).

[129]) XIX (éd. 1573): „*An mulieres, non ut ab hereditate Regni, sic ab eius procuratione, Francogallico iure, arceantur*“ (S. 148—161).

in Staatsangelegenheiten ab und führt eine lange Reihe von verworfenen und unfähigen Königsfrauen auf, um die Schädlichkeit eines Weiberregiments darzutun. Direkte Hinweise auf Katharina von Medici fehlen zwar auch hier, aber man begreift leicht, was Hotman im Auge hatte, wenn er von der „*infirmitas consilii*" der Frauen sprach[130]) und seinem Herzen Luft machte, indem er mit dem alten Cato ausrief: „*Date frenos impotenti naturae, et indomito animali, et sperate ipsas modum licentiae facturas.*"[131])

Das 10. Kapitel führt nach der Abschweifung des 9. („*De iure Regalis capillitii*") wieder mitten in das Thema der „*Franco-Gallia*" hinein. Hotman faßt das Resultat seiner bisherigen Untersuchungen in dem Satz zusammen, daß dem Volk alles Recht im Staate gehöre.[132]) An das Königtum legt er den Maßstab an, den er sich nach dem Urteil der alten Philosophen über die Begriffe von Monarchie und Tyrannei gebildet hat. Drei Züge sind es, die das Wesen der Tyrannenherrschaft im Gegensatz zur Monarchie ausmachen: zunächst die Gewalttätigkeit des Herrschers — aber diese wird bei den Franzosen durch die Rechte des Volks und die Autorität der Stände gemildert; sodann die Gewohnheit der Herrscher, zu ihrem Schutz fremde Kriegsvölker ins Land zu ziehen — eine Gewohnheit, die, wie Hotman „*gewissen Hunden von Höflingen*"[133]) zum Trotz behauptet, bei den französischen Königen keine Stätte findet, denn diese vertrauen ihre Person nur ihren Untertanen an. Ein drittes Merkmal der Tyrannei findet Hotman endlich darin, daß in einem tyrannisch regierten Staat alles nur zu gunsten des Fürsten und nichts zum Wohle des Staates geschieht. Nachdem so der Begriff der Monarchie (im Gegensatz zur Tyrannenherrschaft) klargestellt ist, tritt Hotman an die Beantwortung der Kardinalfrage seiner ganzen Untersuchung heran, an die Frage nach dem Wesen der besten Staatsform. Ihm ist diese Frage mit der Ordnung des ständischen Systems aufs engste verknüpft. Die Stände sind die den Staat erhaltenden Mächte; das gegenseitige Ver-

---

[130]) éd. 1573. S. 149 („*imbecillité de iugement et de conseil qui est en ce sexe-là.*" *Mémoires* S. 467 r⁰).

[131]) éd. 1573. S. 151. 152 („*Laschez la bride à ceste nature* [der Frau] *qui ne se peut gouverner soi-mesme, et à cest animal rebours et farouche.*" *Mémoires* S. 469 r⁰). — An anderer Stelle nennt er die Regierung der Königin Blanca eine „*muliebrem audaciam*" (= „*audace de femme*". *Mémoires* S. 467 r⁰). (Fehlt noch in der Erstausgabe von 1573.)

[132]) „*Ac superius quidem populum non modo creandi, verumetiam abdicandi Regis potestatem sibi omnem reservasse, docuimus*" (S. 76) und: „. . . *docuimus iam antea, summam populi tum in deligendis, tum in abdicandis Regibus potestatem fuisse*" (S. 77) = *Mémoires* S. 422 r⁰.

[133]) „. . . *et canibus aulicis, qui nobis antehac allatrarunt, ora obturemus*" = „. . . *que nous fermions la gueule à certaines chiens courtisans qui ci-devant ont abboyé contre nous*" (*Mémoires* S. 423 r⁰). Dieser Seitenhieb ist ein späterer Zusatz zum Text der ersten Auflage.

hältnis, in dem die einzelnen Stände als Glieder des Staats stehen, ist für die Gestaltung und Lebensfähigkeit des gesamten Staatsorganismus wesentlich bestimmend. Die beste Gliederung der staatlichen Gewalten ist die Dreiteilung: König — Aristokratie — Volk.[134]) In dieser Gliederung findet er mit Plato, Aristoteles, Polybius und Cicero das Musterbild einer staatlichen Regierungsform. Sein Ideal ist eine Verfassung, welche sich auf der organischen Verschmelzung von Monarchie, Demokratie und Aristokratie aufbaut. Volk und Monarch sind ihrer Natur nach zu verschieden, sie müssen durch ein Bindeglied zusammengehalten werden, und dieses findet Hotman in der Aristokratie.[135]) In einem gut regierten Staate hat Günstlingswirtschaft keinen Raum. Sie erscheint Hotman gefährlich für den Staat und entwürdigend für den König. Günstlinge sind notwendig schlechte Ratgeber, schon deshalb, weil sie sich nur der Person des Herrschers verpflichtet fühlen und dadurch allzuleicht die Pflichten gegen den Staat vergessen. Hotmans Scheidung zwischen den Ratgebern des Königs und denen des Königreichs[136]) war zwar an sich nichts Neues (schon die Flugschriften, welche die Hugenotten zur Rechtfertigung des Putsches von Amboise veröffentlicht hatten, hatten mit dieser Scheidung operiert[137]), aber Hotman verlieh ihr eine neue Kraft, indem er ihr in dem ganzen Zusammenhang seiner Ausführungen einen höheren Grad von Wahrscheinlichkeit zu geben wußte, als es ehemals die in augenblicklicher Verlegenheit befangenen kalvinistischen Literaten vermocht hatten.

Der entscheidende Einfluß, in dem Idealstaat den Hotman konstruiert, kommt den Ständen zu. Durch sie allein (oder doch durch sie am besten) wird das oberste Gesetz des Staates

---

[134]) In späteren Auflagen wird diese Gliederung der Einteilung entgegengesetzt, welche Claude de Seissel in seiner „*Monarchie de France*" von den Ständen gegeben hatte: Adel — Beamten- und Kaufmannswelt — Handwerker und Bauernstand.

[135]) éd. 1573. S. 78. 79: „*... paulo posterius docebimus, summam Regni Francogallici administrationem penes publicum et solenne gentis concilium fuisse: quod posterior aetas Conventum trium Statuum appellavit. Huius enim Regni status is fuit, quem Philosophi veteres, in his Plato et Aristoteles, quos Polybius imitatus est, optimum ac praestantissimum iudicarunt: nimirum qui e tribus generibus Regali, Optimo, et Populari mixtus ac temperatus esset: quam Reip*[*ublicae*] *formam Cicero in suis de Reip*[*ublicae*] *libris unam ex omnibus comprobavit. Nam cum Regius et popularis dominatus natura inter se dissideant, adhiberi tertium aliquem oportet intermedium, et utriusque communem, qui est Principum, sive Optimatum: qui propter splendorem generis et antiquitatem, ad Regiam dignitatem accedit: propter clientelam, et (ut vulgo loquimur) subiectionem a plebeio genere minus abhorret.*"

[136]) „*primum aliud est Regni, aliud Regis consiliarium esse. Ille Reipub*[*licae*] *universae, et in commune consulit: hic unius hominis commodis atque utilitatibus servit.*" (éd. 1573. S. 81 = *Mémoires* S. 426 r⁰).

[137]) Vgl. diese Zeitschrift XXXII¹ S. 244 ff.

erfüllt, das Wohl des Volks.[138]) Auch hier wieder begründet Hotman seinen Standpunkt durch langatmige historische Auseinandersetzungen. Ständeversammlungen hat es schon im alten Griechenland gegeben. Auch die Deutschen haben die Vorteile der ständischen Einrichtungen erfahren. England, dem gelobten Land ständischer Freiheiten, zollt er seinen Tribut. Selbst auf das Beispiel Spaniens weist er hin und zeigt, daß hier wie anderwärts die Stände einen maßgebenden Einfluß ausgeübt und die Könige gezügelt und auf den Weg der Vernunft geführt haben.[139])

Die Betrachtung der ständischen Verhältnisse bei den verschiedensten Nationen führt Hotman zu dem Ergebnis, daß die Rechte der Stände einen Teil des Völkerrechts bilden und dem Schutze des Völkerrechts unterliegen.[140]) Eingriffe der Herrscher in die Befugnisse der Stände erscheinen ihm als Verbrechen, die an die Verletzung des Völkerrechts grenzen. Sie sind auch Verbrechen an der Wohlfahrt des Staates, denn das oberste Gesetz im Staatsleben ist und bleibt das Wohl des Volks, und darüber haben die Stände zu wachen. Herrscher, die die Stände an der Ausübung ihrer Rechte hindern, vergreifen sich an der Freiheit des Volks, „*illam sacrosanctam libertatem*“ (éd. 1573. S. 86) und sinken zu Tyrannen herab. Der Name Tyrann ist noch zu gut für sie. Die Ausführungen der Erstausgabe erweiternd, fügt Hotman in späteren Ausgaben noch den Hinweis auf Fl. Constantinus ein, der unter Honorius in Gallien herrschte. Er war ein Tyrann, aber er hat wenigstens nicht an die ständischen Einrichtungen zu rühren gewagt. Mit Behaglichkeit und Genugtuung teilt Hotman den Wortlaut seines Erlasses über die Einberufung der Stände nach Arles mit. Besonders der Schlußsatz, in dem der Zusammentritt der Stände als eine Maßregel von großem Nutzen für das Land hingestellt wird, mußte dabei ganz in seinen Ideenkreis passen.[141]) Und dieser Mann war ein Tyrann! Hotman läßt den Hintergedanken erraten: sind diejenigen,

---

[138]) Kap. X (éd. 1573): „*Qualis Regni Francogallici constituendi forma fuerit.*“

[139]) éd. 1573. S. 85 (= *Mémoires* S. 428 r⁰).

[140]) éd. 1573. S. 86: „*Quae cum ita se habeant, cum, inquam, gentium ac nationum omnium commune hoc institutum semper fuerit, quae quidem regio ac non tyrannico imperio uterentur, perspicuum est, non modo praeclaram illam communis consilii habendi libertatem partem esse iuris gentium, verumetiam Reges qui malis artibus illam sacrosanctam libertatem opprimunt, quasi iuris gentium violatores, et humanae societatis expertes iam non pro Regibus, sed pro tyrannis habendos esse.*“ (= *Mémoires* S. 428. 429).

[141]) „*Nous entendons avoir procuré le grand bien de nostre peuple par une telle provision . . .*“ (*Mémoires* S. 430 r⁰) = „*Qua provisione plurimum et provincialibus nostris non intelligimus, utilitatisque praestare . . .*“ (Fehlt noch 1573).

welche die ständischen Rechte mit Füßen treten, nicht viel mehr als Tyrannen?[142])

An zwei weiteren Stellen desselben (10.) Kapitels tritt die Beziehung zur Zeit noch deutlicher hervor. Hotmans Sprache wird derber. Er schildert die alten Parlamentssitzungen und fährt nun fort: „*Nam ubi dies Concilii venerat, Rex ea pompa in constitutum atrium deducebatur, quae magis ad popularem moderationem, quam ad Regalem magnificentiam accommodata videbatur. Quam etsi perditis hisce temporibus aulicis assentatoribus irrisui ore non dubitamus, tamen quoniam pietatis pars est, Maiorum sapientia delectari, ex antiquis monimentis exponemus. Carpento igitur Rex in atrium vehebatur bubus tracto, quos auriga stimulo agebat*" (éd. 1573. S. 87).[143]) Eine solche Erinnerung war einem Hofe gegenüber, der ganz in Prunksucht und äußerem Schein aufging, wohl am Platze. Nicht minder zeitgemäß war es, wenn sich Hotman gegen die Herabwürdigung des Majestätstitels, wie sie zu seiner Zeit an dem französischen Hofe überhand genommen hatte, wendete. Der König ist nur dann wirklich Majestät zu nennen, wenn er mit seinen Ständen tagt und die Fragen der Regierung berät, aber nicht, wenn er sich Vergnügungen und Lastern hingibt.[144])

Eine Beziehung zur Zeit möchte ich auch in den Ausführungen wiederfinden, welche Hotman im 12. Kapitel dem Hausmeiertum zur Zeit der Merovinger gewidmet hat. Der Gedanke, ein Kapitel über die merovingischen Hausmeier zu schreiben, mußte ihm um so näher liegen und um so eher kommen, als gerade in den letzten Jahren der französischen Geschichte, wie einst unter Chlodwigs Nachfolgern, wiederholt ehrgeizige Männer zum Schaden der königlichen Rechte die Herrschaft im Staat an sich gerissen oder doch an sich zu reißen getrachtet hatten. Die Beziehung, welche sich aus der Betrachtung der Verhältnisse zur Zeit der Merovinger für die Beurteilung des Königtums der letzten Valois ergibt, ist für das letztere nichts weniger als schmeichelhaft. Die Könige mußten schon schwach und ohnmächtig sein, wenn es ehrgeizigen Strebern gelingen konnte, die Träger der Krone unter ihren Willen zu beugen. Wenn Hotman schrieb: „*penes Regem vero, nudum atque inane nomen*

---

142) „. . . *Reges qui malis artibus illam sacrosanctam libertatem opprimunt, quasi iuris gentium violatores, et humanae societatis expertes, iam non pro Regibus, sed pro tyrannis habendos esse. Quanquam quid eos tyrannos appellemus, ac non etiam atrociore vocabulo utamur?*" (Der letzte Satz „*Quanquam* . . ." fehlt noch 1573) = *Mémoires* S. 429 r⁰.

143) = *Mémoires* S. 430 v⁰.

144) éd. 1573. S. 88: „*Et profecto ita est, ut ibi demum Regalis maiestas vere proprieque dicatur, ubi de summa Reipub*[*licae*] *consilium agitur: non, ut imperitum vulgus usurpare solet, sive rex ludat, sive saltet, sive cum mulierculis garriat, ut semper Maiestatem Regiam nominet*". = *Mémoires* S. 431 r⁰.

manebat. Quod eodem modo in Francogallia nostra tum accidit: oblata videlicet occasione, et crescendi facultate ex Regum aliquot inertia, desidiaque" (éd. 1573. S. 103)[145]) — so entwirft er damit ein Bild, das auf die Könige seiner Zeit ebenso gut zutraf wie auf die letzten Merovinger. Mag die Analogie auch bloß zufällig sein, so bleibt doch das eine bestehen: der Hinweis auf Zeiten, in denen die königliche Gewalt so tief gesunken war wie unter den letzten Merovingern, mußte gewaltig wirken in Tagen, die sich den Kampf um Recht und Macht der königlichen Würde in neuer Form abspielen sahen. Man vermeint eine Flugschrift jener Tage zu lesen, wenn man da auf die Sätze stößt: „*Itaque dum illi Magistri Palatii omnia Reipub[licae] munera obirent, et siquod gerendum esset bellum, exercitibus praeessent, hi domi nudo atque inani Regum nomine contenti, propter desidiam in otio vivebant*" (S. 103. 104).[146]) „*Reges Franciae ante tempora Pipini Magni, qui Maior domus erat, expertes omnis administrationis et regiminis, solo nomine regnabant: sed Maiores domus universam Regni administrationem habebant*" (S. 104).[147]) „*Abhinc Francorum Regibus a solita fortitudine et scientia degenerantibus, regni potentia disponebatur per Maiorem domus, Regibus solo nomine regnantibus: quibus moris erat principari quidem secundum genus, et nil agere, vel disponere*" (S. 104. 105).[148]) Die folgenden Ausführungen schränken zwar das harte Urteil über die Ohnmacht des Königtums wieder ein, aber so genau sah das 16. Jahrhundert nicht zu. Einer Zeit, die ganz in Kampf und Feindschaft lebte, war ein Wort bitterer Kritik stets willkommen.

Die Beziehung zur Zeit blickt auch in den Ausführungen des sich inhaltlich hier anschließenden Kapitels über die Würde und Rechte des Konnetabels und der Pairs de France[149]) durch. Das verfassungsgeschichtliche Ergebnis, zu dem Hotman in der Erstausgabe seiner Schrift über die Rechte des Konnetabels und der Pairs de France gelangt war, genügt ihm nicht mehr. Seine politische Denkweise drängt sich hier wie auch sonst erst in späteren Ausgaben durch: er bespricht die Zusammensetzung des Pairsrates und erwähnt, daß sich auch Bischöfe darunter befanden. Sofort benutzt er die Gelegenheit, um einen Ausfall gegen die Bischöfe und die schon früh beginnende Verweltlichung und Herrschsucht in der katholischen Kirche zu machen. Die katholischen Würdenträger dachten nicht an Gott und ihre kirchlichen Pflichten, sie strebten nur danach, sich zu bereichern.[150])

---

145) = *Mémoires* S. 439 r⁰.

146) = *Mémoires* S. 439 r⁰.

147) = *Mémoires* S. 439 r⁰.

148) = *Mémoires* S. 439 r⁰.

149) Kap. XIV éd. 1573. S. 116—124.

150) „*Quibus ex verbis cognosci potest, non eosdem fuisse per id tempus Pares Franciae, qui posteriorib[us] temporibus fuerunt: magnamque illorum partem, pro illorum temporum superstitione, Archiepis[copos]*

Durch keinen Gedanken aber hat Hotman mehr und nachhaltiger auf seine Zeit und die Gestaltung ihrer politischen Ideen eingewirkt, als durch die großartige Verteidigung der Vorzüge des ständischen Regiments. Das 10. Kapitel hat das Idealbild eines nach ständischsn Prinzipien geregelten Staates gezeichnet; gleich das folgende Kapitel[151]) verleiht diesem Bilde noch klarere und schärfere Züge. Es prüft und erörtert die einzelnen Rechte der Stände. Sie erheben und stürzen die Könige, sie beschließen über Krieg und Frieden, sie geben Gesetze und verfügen über die höchsten Ehrenstellen, sie haben in allen den Staat betreffenden Fragen das entscheidende Wort. Ihnen allein steht auch das Verfügungsrecht über die Staatsländereien zu. Der Fürst darf nur über seinen Privatbesitz verfügen. Alles andere Land ist öffentliches Eigentum.[152]) Für die damalige Zeit waren solche Fragen von höchstem Interesse und größter Bedeutung. Alle Welt erhob oder vernahm den Ruf nach Ständen, aber nur wenige mögen sich über das, was sie forderten, klar gewesen sein. Da kam Hotman und entrollte vor seinen Zeitgenossen das verlockende Bild ständischer Rechte und Befugnisse, ein Bild, das durch die Schilderung ehemals glänzender Zeiten doppelt verführerisch wirkte.

Die Darlegung der ständischen Rechte tritt als der die weiteren Ausführungen der „*Franco-Gallia*" belebende und beherrschende Gedanke immer deutlicher in den Vordergrund. An Hand der Geschichte wird gezeigt, daß, falls der König einen minderjährigen Sohn hinterließ, die Stände die Vormundschaft bestellten[153]) — auch das ein Hinweis, der für eine Zeit von Bedeutung war, in der die Frage der Regentschaft im Falle der

et Episcopos fuisse. Nam cum Episcopales sedes iis in locis constituerentur, quibus opima et fructuosa praedia et tanquam satrapiae attributae Regum liberalitate fuerant, facile cum illis opibus superbia Sacerdotum crevit: ac tum praesertim cum sacerdotia et Episcopatus non propter muneris Ecclesiastici functionem, sed propter opum et potentiae magnitudinem ad homines illustri familia natos deferri coepti sunt . . ." Vgl. *Mémoires* S. 449 r⁰: „. . . *depuis que les benefices et Eveschez commencerent à tomber es mains des gentilshommes, non point pour penser au service de Dieu et de l'Eglise, ains seulement pour s'agrandir et enrichir.*"

[151]) XI (éd. 1573): „*De sacrosancta publici Concilii auctoritate, et quibus de rebus in eo ageretur.*" S. 92—101.

[152]) éd. 1573. S. 93: „*Primum de creando vel abdicando Rege: tum de pace et bello, de legibus publicis: de summis honoribus, praefecturis, et procurationibus Reip*[*ublicae*] *de assignanda patrimonii parte liberis defuncti Regis, vel dote filiabus constituenda: quod Germanico verbo Abannagium, quasi exclusoriam partem, appellarunt: denique de iis rebus omnibus, quae vulgus etiamnunc Negotia Statuum populari verbo appellat: quoniam de nulla (ut dixi) Reip*[*ublicae*] *parte nisi in statuum sive Ordinum concilio agi ius esset. Ac de creandis quidem aut abdicandis Regibus superius, tum ex Caroli Magni testamento, tum etiam ex aliis actoribus satis multa testimonia protulimus . . .*"

[153]) VII (éd. 1573): „*Pluribus extantibus Regis demortui liberis, quid iuris in hereditate observaretur.*" S. 58—65.

Minderjährigkeit des Königs einen hart umstrittenen Punkt bildete. Überhaupt wurde, wie zahlreiche geschichtliche Beispiele lehren, nichts ohne die Stände vorgenommen. In alle großen und wichtigen Fragen haben sie entscheidend eingegriffen. Ein Herrscher wie Karl der Große hat trotz seiner glänzenden und glorreichen Siege nicht an die Macht der Stände zu rühren und irgend etwas ohne ihre Zustimmung zu unternehmen gewagt, und das hat weder seiner Macht noch seiner Würde Eintrag getan.[154]) Auch unter den Kapetingern blieb die Autorität der Stände gewahrt. Ein ganzes Kapitel (das 17.) dient diesem Nachweis, der, auf historische Quellen gestützt, von einer wuchtig und faßt stoßweise hervorbrechenden Polemik belebt wird. Überall her trägt Hotman die verschiedenartigsten Zeugnisse dafür zusammen, daß das ständische Bewußtsein niemals ganz geschlummert hat, selbst nicht unter der Herrschaft eines Monarchen, der so absolutistisch gesinnt gewesen ist wie Ludwig XI.[155]) Auch ihm gegenüber haben die Stände ihre Rechte zu vertreten gewußt, und mehr als einmal hat er Beschwerden und Forderungen seiner Stände zu hören bekommen. Die Verteidigung der ständischen Rechte gegen die Krone wurde von dem Adel mit Mut und Entschlossenheit, obgleich im wesentlichen erfolglos geführt. Hier liegt aber mehr als bloß eine einfache Erhebung des Adels zugunsten ständischer Rechte vor; hier handelt es sich zugleich um einen großartigen Kampf, den der Adel im Interesse des Staatswohls gegen die Krone geführt hat: wenn der Adel gegen die Krone opponierte, so tat er es zugleich im Interesse des Staatswohls. Mit Recht hat die Geschichte deshalb auch jene Oppositionsbewegung mit dem treffenden Namen eines „*Bellum boni publici*“ (S. 141) bezeichnet.

Die Beurteilung der Adelsopposition gegen Ludwig XI. ist für die ganze Anschauungsweise Hotmans bezeichnend. LudwigXI. ist ihm das Urbild des Despoten, der durch frevlen Rechtsbruch die alten guten Gebräuche der Vorfahren umgestürzt und die fürstliche Willkür an die Stelle rechtlicher Ordnungen gesetzt hat. Jeder Widerstand gegen sein Regiment ist erlaubt und gerechtfertigt, besonders wenn er zu gunsten der ständischen Rechte erfolgt. Ständische Rechte und Staatswohl sind für Hotman gleichbedeutende Begriffe. Auch hier weiß er aus der Vergangenheit Lehren für die Gegenwart zu gewinnen. Die Erwähnung der Adelsopposition gegen den Despotismus der Krone gibt ihm den Anlaß, sich allgemein über das Widerstandsrecht der Untertanen gegen die Krone zu äußern und seine Ansicht von der Berechtigung oder Verwerflichkeit des Aufstandes vorzutragen. So verwerflich auch der Aufstand an sich sein mag, so berechtigt,

---

[154]) Kap. XV éd. 1573. S. 124—131 (= *Mémoires* S. 451—456).
[155]) *Mémoires* S. 459 r⁰.

ja notwendig erscheint er ihm für den Fall, daß es sich um den Widerstand gegen einen tyrannisch regierenden Herrscher handelt, um einen Kampf, den das Volk unter der Mitwirkung und Leitung der Stände gegen eine tyrannische Regierung führt. Kurz und klar fasst er seine Meinung in den Satz: „*Et si omnes molestae semper seditiones sunt, iustas tamen esse nonnullas, et prope necessarias . eas vero iustissimas maximeque necessarias videri, cum populus Tyranni saevitia oppressus, auxilium a legitimo Civium conventu implorat*“ (S. 142).[156]) Solche Worte klingen wie eine Rechtfertigung der politischen Haltung seiner Partei, wie ein Appell an die Öffentlichkeit zu mutiger Verteidigung der Rechte des Volks gegen das durch tyrannischen Mißbrauch seiner Machtbefugnisse sündigende Königtum.

Die historischen Erörterungen erweitern sich unter Hotmans Händen zu theoretischen Deduktionen prinzipiellen Charakters. Schon das 13. Kapitel ist dafür bezeichnend. Seinem Titel nach[157]) ist es einem rein geschichtlichen Ereignis, der Entthronung des letzten Merovingers durch Pipin, gewidmet; aber Hotman weiß das Ereignis, dessen hohe historische Wichtigkeit er gebührend in den Vordergrund rückt, in seiner prinzipiellen Bedeutung zu fassen. Er prüft die Frage, wer Pipin zum König gemacht hat. Die Antwort ist rasch gefunden: die Ständeversammlung der fränkischen Großen ist es gewesen, die Childerich gestürzt und Pipin auf den Thron erhoben hat. Die Stände allein haben ja das Recht, Könige ein- und abzusetzen. Den Anteil der Großen übertreibt Hotman natürlich auch hier, ganz im Sinne seiner These. Die von römischer Seite vertretene Behauptung, daß der Papst Zacharias die Absetzung Childerichs und die Erhebung Pipins verfügt habe, wird in fast erregtem und leidenschaftlichem Tone zurückgewiesen. Der Papst hat nur einen Rat erteilt, die Absetzung selbst ist von den Großen vorgenommen worden: „*aliud est enim Regem creare, aliud creandi consilium dare . aliud ius creandi habere, aliud ius consilii dandi*“ (S. 112).[158]) Die Ansprüche der Päpste auf Verfügung über die weltlichen Throne beruhen alle sonst auf Unwahrhaftigkeit und zeugen von der Gewissenlosigkeit, mit der die Päpste ihre Behauptungen in die Welt schleudern.[159])

Gegen die Monarchie führt Hotman den schwersten Schlag, indem er die Absetzbarkeit des Herrschers proklamiert. Die Absetzung kann durch die Stände im Namen des Volks ausgesprochen werden. Aus dem Rechte der Königswahl leitet sich auch das Absetzungsrecht her. Das Volk hat dieses Recht

---

[156]) = *Mémoires* S. 464 r⁰.

[157]) „*Utrum Pipinus Papae an Francogallici concilii auctoritate Rex factus fuerit.*“ éd. 1573. S. 108—116.

[158]) = *Mémoires* S. 443 r⁰.

[159]) éd. 1573. S. 113 (= *Mémoires* S. 443 r⁰).

zum ersten Male ausgeübt, indem es Childerich des Thrones verlustig erklärte, und Childerich war der erste französische König, insofern die Verschmelzung der als Eroberer ins Land eingedrungenen Franken mit den von ihnen unterworfenen Galliern unter seiner Regierung zur Tatsache geworden war.[160]) So gipfeln Hotmans Ausführungen in der Proklamierung der Volkssouveränität.[161])

Die Ideen Hotmans über diesen Punkt sind in der ersten Auflage der „*Franco-Gallia*" noch weniger ausführlich auseinandergesetzt als in der Ausgabe von 1586. Erst die Verwicklungen, welche die Regierung Heinrichs III. herbeiführte, erheischten eine eingehendere und entschiedenere Stellungnahme zu einer Frage, die wie keine andere in das politische Leben der Zeit eingriff. Hotman hat seine Auffassung in einem neuen Kapitel[162]) mit Ausführlichkeit dargelegt. Unter steter und gewissenhafter Nennung seiner Quellen zählt er eine ganze Reihe von Fällen auf, in denen fränkische Könige wegen Tyrannei, Unfähigkeit oder sittenlosen Lebenswandels ihrer Herrschaft entsetzt worden sind. Seine Beispiele wählt er aus den ersten Zeiten der fränkischen Geschichte. Sie sind ihm doppelt wertvoll und beweiskräftig, weil sie die rechtliche Stellung des Königtums noch in ihrer ursprünglichen Reinheit erkennen lassen.

In allen seinen Ausführungen scheidet Hotman scharf zwischen Herrscher und Staat.[163]) Der Staat steht überall und unbedingt über dem Herrscher. Das Wohl des Staates ist das oberste Gesetz.

Das Verhältnis von Herrscher und Staat, das die erste Auflage der „*Franco-Gallia*" nur kurz gestreift, wird in einem späteren Kapitel, welches Hotman der Auflage von 1586 einfügte,[164]) noch schärfer gefaßt. Hier wie mehrfach zeigt sich, wie Hotman das Bedürfnis empfunden hatte, durch eine präzisere Formulierung seiner Theorien dem sich verschärfenden Widerstreit der Meinungen Rechnung zu tragen. Der König wird als Oberhaupt des Staates definiert: „*rex, princeps est unicus ac singularis, ac tanquam caput Reipublicae.*" Nicht das Volk ist um des Königs willen, sondern der König ist um des Volkes willen da: „*non populus Regis, sed Rex populi caussa, quaesitus ac repertus est.*" Ein Volk kann ohne König bestehen, aber kein König kann ohne Volk sein: „*Potest enim populus sine Rege esse, veluti qui optimatum aut suo ipsius consilio paret, itemque in interregno.*

---

160) éd. 1573. S. 43.

161) Vgl. auch Janet, *Histoire de la science politique* II. S. 30.

162) „*De summa populi potestate in Regibus caussa cognita condemnandis et abdicandis.*"

163) Vgl. z. B. S. 81 („. . . *aliud est Regni, aliud Regis consiliarium esse*") und S. 83 („*ut* [*Senatores*] *ad extremum non Regni, et Reip*[*ublicae*] *consiliarii, sed Regis unius assentatores, et ministri cupiditatum et Regiarum, et suarum quoque appareant*").

164) „*De summa inter Regem et Regnum differentia.*"

At sine populo ne fingi quidem cogitando Rex potest: non magis quam pastor sine grege." Des Königs Aufgabe ist es, für das Glück seiner Untertanen zu sorgen. Er ist nur ein einfacher Sterblicher, der Staat selbst dagegen ist unsterblich: „*Rex aeque ut quivis privatus, mortalis est: Regnum perpetuum, et certe (vel ominis caussa) immortale.*" Wie der König sind auch die höchsten Beamten Diener des Staats, der ihnen ihre Würde verliehen hat, und nicht Diener des Königs. Schon rein äußerlich gesehen, knüpfen ihre Titel sie an den Staat: „*At qui regni et Reipubl[icae] universe magistratus erant, eos Majores nostri adjecto amplissimo Franciae nomine designarunt: quem morem etiam nunc retinemus: ut cum dicimus Comestabulum Franciae: Amiralium Franciae: Cancellarium Franciae et cum antiquitus non a Rege, sed a populo eas dignitates acciperent, neque ipsius morte aut mutatione desinebant: neque ipsius arbitrio abdicabantur: itaque ne nunc quidem magistratus illi sumnii, quos vulgus Coronae officiales appellat, Rege mortuo magistratus esse desinunt: neque iis adimi dignitas, nisi cum vita, hoc est, nisi rei capitalis damnatis potest. Quin ne illud quidem summae populi potestatis argumentum praetermittendum est, quod quibus tribus in rebus Reip[ublicae] summa consistit, re militari, jurisdictione, et aerario, iis rebus qui cum summo imperio praefecti sunt, non a Rege, sed a Regno et Francia denominantur: nam ut modo diximus, is ad quem rei militaris summa pertinet, Comestabulus, aut Marescallus, aut . . . Seneschallus Franciae dicitur: qui vero classi et maritimis copiis praeest, Amiralius Franciae: qui iurisdictioni, Cancellarius Franciae: qui tributis et aerario, Quaestor generalis Franciae.*"

Gegenüber den Versuchen, die absolute Gewalt des Herrschers als den maßgebenden Faktor im staatlichen Leben hinzustellen, rückt Hotman überall die Rechte des Volks in den Vordergrund. Er erwartet alles Heil von der Wahrung der Autorität des Staates, und diese ist ihm mit der Durchführung des ständischen Systems gleichbedeutend. Die Stände sind die Träger der Rechte des Volks. Ihnen gegenüber hat der König nur eine beschränkte Macht. Die Ausgabe von 1586 bringt auch über diese Frage in einem besonderen Kapitel[165]) eine ausführlichere Behandlung, welche wie die anderen von Hotman am Texte der Erstauflage vorgenommenen Erweiterungen und Änderungen nicht nur eine Präzisierung, sondern zugleich auch eine Verschärfung bedeutet. Die Gesetze, an die die Könige gebunden sind, sind sehr zahlreich.[166]) Ihrer acht werden noch im besonderen aufgezählt. An Hand zahlreicher geschichtlicher Beispiele und juristischer Quellen wird gezeigt, wie der Wille des Volks und der Sinn der

[165]) „*Regum Francogalliae non infinitam in suo regno dominationem habere, sed certo iure certisque legibus circumscriptam.*"

[166]) „*Ac leges quidem, quibus Reges astrictos esse constat, permultae sunt.*"

Gesetze, bis in die Erbfolgeordnung hinein, den Ausschlag gibt. Von einer Selbständigkeit der königlichen Gewalt kann kaum noch die Rede sein. Hotman nimmt ihr auch den letzten Schein von Macht. Drohend erhebt er seine Sprache gegen die Könige und ruft ihnen zu, daß sie es vergeblich versuchen würden, an den bestehenden und altgeheiligten Rechten und Einrichtungen zu rütteln.[167]) Ein König handelt niemals besser, sei es vor Gott, sei es vor seinem Volk, als wenn er sich unter die Hoheit der Gesetze beugt. Nur so wird er sich des Ehrennamens eines allerchristlichsten Königs würdig erzeigen und der Gefahr entgehen können, ein Schandfleck der Menschheit, ein Tyrann zu werden.[168])

Die Ausführungen Hotmans über die Rechte der Stände würden des Abschlusses entbehrt haben, wenn er nicht auch die Stellung der Stände zu den religiösen Fragen der Zeit berührt hätte. Die Erstauflage der „*Franco-Gallia*“ freilich enthält noch nichts über diesen Punkt; erst spätere Ausgaben fügten ein besonderes Kapitel ein. Auch hier ließen die Zeitverhältnisse stets neue Aufgaben erwachsen, denen Hotman bei der Neubearbeitung seiner Schrift Rechnung zu tragen wußte. Er knüpft an ein tief in die Geschichte Frankreichs und in den Gang der weltgeschichtlichen Entwicklung überhaupt eingreifendes Ereignis an: den Kampf Philipps des Schönen mit Bonifatius VIII. Er zeigt, wie Philipp als Antwort auf die päpstlichen Anmaßungen die Stände berief und ihnen das päpstliche Schreiben vorlesen ließ. Kurz und klar teilt er den Wortlaut des päpstlichen Briefes und die schneidige und derbe Antwort mit, welche die Stände auf die päpstlichen Anmaßungen im Namen des französischen Volks erteilt haben. Das Kapitel, so wie es die französische Fassung gibt, zählt nicht mehr als zwei Seiten; es entbehrt jeden Kommentars, es wirkt allein durch die Wucht der Tatsachen scharf, schneidig, durchdringend.[169]) —

Man kann Hotman nicht nachrühmen, daß er bei seiner Argumentation immer und überall mit Glück und Geschick verfahren ist. Sein Nachweis, daß die von ihm erstrebte Reform keine umstürzlerische Neuerung ist, sondern nur die Wieder-

---

[167]) „*Tertium frenum, quo Reges Franciae cœrcentur est politia, hoc est instituta et mores regni multas per aetates comprobati, et longinqua consuetudine retenti: quorum abrogationem non suscipiunt: et si forte susciperent, frustra id tentarent* ...“

[168]) „*Iterum dico: Regem non posse gratius obsequium Deo praestare, aut suorum civium utilitati, aut suae dignitati atque existimationi melius consulere, quam illas Regni leges observando. Tum enim boni et Christianissimi Regis* ...“

[169]) *Mémoires* S. 462. In späteren lateinischen Ausgaben hat Hotman noch eine Anzahl weiterer Seiten hinzugefügt. Auch das Kapitel „*Alterum eiusdem publici Concilii facinus insigne in Papa Benedicto XIII. damnando et repudiando*“ gehört in diesen Zusammenhang.

aufrichtung der altgeheiligten, durch den frevlen Rechtsbruch Ludwigs XI. umgestürzten Verfassung, steht auf schwachen Füßen und hält der Kritik nicht immer stand. Hotman fehlt eben die historische Schulung. Er „spiegelt die Wünsche der Gegenwart als angeblich erfüllte Tatsachen in die Vergangenheit hinein“[170]) und interpretiert die Ereignisse in einer mitunter recht willkürlichen, allein seiner vorgefaßten Meinung entsprechenden Weise. So, wenn er in der Absetzung eines unbedeutenden und nichtsnutzigen fränkischen Königs einen großen und hochherzigen Akt sieht und aus diesem Beispiel den Schluß zieht: „*Reges in Francogallia certis legibus creari: non Tyrannos cum imperio soluto, libero, et infinito constitui.*“[171]) Mehr als einmal muß Hotman den Tatsachen zu gunsten seiner Theorien Gewalt antun. Er weiß sich mit dem seiner Wahltheorie entgegenstehenden salischen Gesetz nur dadurch abzufinden, daß er es als eine auf private Verhältnisse zugeschnittene Bestimmung deutet.[172]) Ähnlich gerät er auch bei dem Versuch, den Ursprung der Formel „*quia tale est nostrum placitum*“ („*car tel est notre plaisir*“) zu erklären, in die Enge. Er kann sich schließlich nur damit helfen, daß er annimmt, die Unkenntnis oder der böse Wille der königlichen Schreiber habe jene Formel, die sich ursprünglich auf die Beschlüsse der ständischen Vertreterschaft *(placitum)* bezog, in recht willkürlicher Verdrehung zum Kennwort des Absolutismus gestempelt.[173])

Das Bestreben, die Tatsachen der Vergangenheit für seine Auffassung der Gegenwart verwertbar zu machen, läßt ihn oft genug die Bedeutung gewisser Vorgänge, welche ihm gelegen sind, überschätzen. Er sieht in der keltischen Zeit, unter den Merovingern und Karolingern die Volksversammlung stehen, welche die Könige ein- und absetzt und in manch wichtiger Angelegenheit das entscheidende Wort führt, und er merkt dabei nicht, daß er mit dieser Anschauung den modernen Begriff des ständischen Systems auf eine Versammlung überträgt, die eine Identifizierung mit den Etats généraux nicht zuläßt. „Die Entthronungen merovingischer Könige durch einen wilden halbbarbarischen Adel werden ihm zu Rechtshandlungen des in seiner Freiheit gekränkten Volks; setzt Karl der Große mit Zustimmung der Großen seine Nachfolger, so ist die Monarchie ein Wahlreich; mit Hilfe des Maifeldes macht Hotman den absoluten Frankenherrscher zum konstitutionellen Monarchen.“[174])

---

[170]) Elkan S. 43.
[171]) éd. 1573. S. 55.
[172]) éd. 1573. S. 65 ff. (Kap. VIII: „*De lege Salica, et iure mulierum in Regum parentum hereditatibus*“).
[173]) éd. 1573. S. 99 ff.
[174]) Cardauns S. 61.

Kein Geringerer als Augustin Thierry hat in den „*Considérations sur l'histoire de France*", welche er seinen „*Récits des temps mérovingiens*" I (Paris 1842) S. 50 ff. vorausschickte, zum ersten Male auf das Unhistorische in der Auffassungsweise Hotmans hingewiesen. Aber wir dürfen uns nicht durch die geschichtlichen Irrtümer, die Hotmans Ausführungen im Kleinen und Einzelnen anhaften, zu einem falschen und ungerechten Gesamturteil über sein Werk als solches verleiten lassen. In der Auffassung und Beurteilung der einzelnen geschichtlichen Tatsachen geht er oft genug fehl, und doch hat er den Zug der Entwicklung, welche die französische Geschichte im Großen genommen, richtig und treffend erfaßt und den stets und ständig, bald in dieser, bald in jener Form betätigten Hang zur Freiheit als den im französischen Volk liegenden Drang klar und deutlich erkannt.[175]) Eine solche Entdeckung, in einer Zeit gemacht, die unter einem bis auf das religiöse Gebiet hinübergreifenden absolutistischem Drucke seufzte, mußte gewaltig wirken und der „*Franco-Gallia*" eine weite Verbreitung und einen nachhaltigen Einfluß sichern.[176]) Nicht die wissenschaftliche Exaktheit, sondern der starke theoretisch-philosophische Zug, die kühnen Ideen, zu deren Verkündiger Hotman wird, haben seinem Buch Wert und Wirkung geliehen.

Den ständischen Gedanken, den Commynes zuerst ausgesprochen, greift Hotman wieder auf. Er verleiht ihm eine neue Fassung. Was er gibt, sind keine Reflexionen mehr, die ein in der Diplomatie ergrauter Staatsmann mit verschmitzter Miene anstellt. Mitten im Kampf der Parteien stehend, entwirft er in kühner Sprache sein Programm, das eine völlige Neugestaltung der staatlichen Ordnung auf der Grundlage der ständischen Rechte fordert. Die ständische Theorie, welche einst Commynes als eine aus der Betrachtung der geschichtlichen Tatsachen und Vorgänge der Regierungszeit Ludwigs XI. gewonnene Erfahrung verkündet hatte, ist für Hotman ein Glaubenssatz geworden, der ihm die Grundlage seines auf die Beseitigung der monarchischen Gewalt berechneten politischen Systems abgibt. Über seine Vorgänger hinaus hat Hotman einen bedeutungsvollen Schritt getan, indem er die politischen Forderungen seiner Parteigenossen in der Form des S y s t e m s historisch zu begründen und juristisch zu rechtfertigen unternahm. Der Abstand, in dem sich Hotman von Commynes befindet, ist bezeichnend für die Entwicklung, welche die politischen Theorien seit den Tagen

---

[175]) P. Moussiegt, *Hotman et Du Plessis-Mornay. Théories politiques des Réformés au XVIe siècle.* (Cahors 1899) S. 51 ff., besd. S. 57 ff. Méaly, *Les publicistes de la Réforme sous François II et Charles IX.* (1903). S. 200 ff.

[176]) Thierry, *Récits des temps mérovingiens* I (Paris 1842). S. 59. Labitte, *De la démocratie chez les prédicateurs de la Ligue* (1841). S. LIV.

Ludwigs XI. durchlaufen haben. Man merkt die Wandlung, welche die absolute Monarchie seit ihrer Begründung bis zu dem Augenblick ihrer ersten tiefgreifenden Erschütterung durchlebt hat. Die Theorie hat mit der Gestaltung der politischen Verhältnisse Schritt gehalten. Aus der Umgebung des Königs hat sie sich in die Kreise des Volks geflüchtet. Sie blüht bei einer Partei, die gegen das Königtum in Waffen steht und vermöge ihrer geistigen Überlegenheit in höherem Maße an der Weiterführung der politischen Theorien zu arbeiten befähigt war als die in rückständigen Anschauungen befangene katholische Partei.

(Fortsetzung folgt.)

Marburg i. H. Kurt Glaser.

Eine unbekannte Handschrift der „Pucelle d'Orléans" von Voltaire.

Die Herzogliche Bibliothek in Wolfenbüttel, die so reich ist an Schätzen der französischen Literatur, besitzt eine höchst interessante Hs. der „Pucelle d'Orléans" von Voltaire,[1]) die Herr Oberbibliothekar Prof. Milchsack 1908 im Kataloge eines Antiquars gefunden und angekauft hat. Er hat mir liebenswürdiger Weise die Bekanntgabe dieser für die Textgeschichte der Pucelle äußerst wichtigen Hs. überlassen, wofür ich ihm auch hier meinen Dank ausspreche.

Ein unansehnlicher Pappeinband mit kleinem roten Rückenschild, das in Golddruck L a P u c e l l e d'O r l é a n s trägt, umschließt 2 leere Blätter, das Titelblatt, dann, unnumeriert, 264 Seiten und am Ende wieder ein weißes Blatt. Die Größe des Bändchens ist 19 × 14 cm, des Zeilenbildes 14—15 × 8—10, die Zeilenzahl schwankt zwischen 19 und 25. Geschrieben ist das Ms. in einer gleichmäßigen Handschrift, und zwar offenbar nach Vorlage. Korrekturen von der gleichen Hand und mit derselben, etwas verblaßten Tinte sind nicht selten:

Des gens de ~~la C~~ bien a la Cour protégés

oder:

à ces funestes mots
elle sentit redoubler ses ~~funestes~~ sanglots

oder:

en
à L'archeveque il prit × fantaisie

Daß man es hier mit Versehen beim Abschreiben zu tun hat, ergibt sich aus dem Zusammenhang. In der Schreibung sind die Akzente sehr willkürlich, u und v werden ohne Unterschied verwendet, die Formen -oit und -oient überwiegen. Verzierungen bei Anfangsbuchstaben, Schnörkel am Schluß der Gesänge und das Ineinanderziehen des letzten und ersten Buchstabens zweier Worte beweisen, daß man es mit einer gewandten Schreiberhandschrift zu tun hat.

[1]) Signatur: 1003. 1 Nov.

Der Titel der Hs. lautet: L a P u c e l l e D'O r l é a n s o u J e a n n e D'a r c P o ë m e h e r o ï - c o m i q u e e n C h a n t s P a r M. D. V. Die Dichtung hat in der Wolfenbüttler Hs. 14 Gesänge; vom letzten fehlt leider ein Stück. Der letzte vorhandene Vers ist der 263. desselben Gesanges im ersten Druck (Louvain A[2]) 1755):

quand on est deux, est-il quelque suplice

Die Vermutung, daß die Hs. 15 Gesänge wie die ersten Drucke gehabt habe, wird dadurch hinfällig, daß in dem eng gehefteten Bande wohl 2—3 Blätter, die den Schluß des 14. Gesanges enthielten, fehlen können, für soviel Blätter aber, als für den 15. Gesang nötig wären, kein Raum ist. Wir haben es also mit einer Hs. zu tun, die tatsächlich nur 14 Gesänge enthält, und das erleichtert einigermaßen die Feststellung der Abfassungszeit.

Nach B e u c h o t[3]) und M o l a n d begann Voltaire die Pucelle vor 1730 und war bis 1736 mit den ersten 10 Gesängen fertig. C o l i n i[4]) behauptet, daß der 14. Gesang 1752 in Potsdam vollendet und der 15. im Februar 1753 begonnen wurde. Er berichtet weiter, daß ihm Voltaire bei seiner Verhaftung in Frankfurt einige Papiere mit den Worten übergab: „Cachez cela sur vous". C o l i n i fand, daß das Paket den gesamten, bis dahin fertiggestellten Text der Pucelle enthielt. Danach stammte also die Wolfenbüttler Hs. f r ü h e s t e n s aus dem Jahre 1752 und wäre vor Voltaires Abreise in Berlin hergestellt. Daß schon damals Abschriften existierten, geht aus einem Briefe Voltaires an Mme Denis vom 3. Januar 1751 hervor. Voltaire hatte bereits 1750 eine Abschrift der fertigen Gesänge durch seinen Sekretär Tinois für Friedrich d. Gr. herstellen lassen. Dieser fertigte aber heimlich auch eine Kopie für den Prinzen Heinrich an und wurde für diesen Vertrauensbruch später entlassen.[5]) Es ist nun nicht unmöglich, daß auch 1752 heimlich Abschriften des Gedichtes gemacht worden sind und wir in der Wolfenbüttler Hs. eine solche vor uns haben. Jedenfalls schreibt B e u c h o t daß 1754 die Kopien „étaient multipliées tellement que Voltaire regardoit l'impression comme inévitable et comme ‚une bombe qui devait crever tôt ou tard pour l'écraser'."

Anderseits könnte die Wolfenbüttler Hs. vor Beendigung des 15. Gesanges hergestellt sein. Nach B e u c h o t[6]) hat Darget im Mai 1755 einigen Freunden aus einem Manuskript von 15 Gesängen vorgelesen. Unsere Hs. stammt also s p ä t e s t e n s aus dem Anfange dieses Jahres, und damit wäre die Zeit zwischen 1752 und Anfang 1755 als Abfassungszeit festgelegt.

---

[2]) Vgl. B e n g e s c o, S. 126.
[3]) Avertissement, S. 4.
[4]) *„Mon Séjour auprès de Voltaire"*, S. 31 u. 59 (Beuchot).
[5]) B e u c h o t, a. a. O. S. 4.
[6]) A. a. O. S. 5.

Daß die Wolfenbüttler nicht die einzige gewesen ist, war schon erwähnt. Nach Palissot[7]) hat Voltaire sogar selbst eine ganze Anzahl anfertigen lassen und Beuchot sagt noch 1832: „Je possède quatre ms. du poème de la „Pucelle“: j'en ai vu beaucoup d'autres.“[8]) Um so erstaunlicher ist es, daß nur noch eine einzige Hs. und wenige Bruchstücke vorhanden sein sollen.[9]) Es besitzt nämlich die Münchner Hof- und Staatsbibliothek einen schönen Lederband in Folio, welcher enthält: a) 14 Gesänge der Pucelle, b) in kleinerem Format, schlechterem Papier und andrer Handschrift angebunden einen 8. und c) einen 16. Gesang.[10]) Einige wenige Bruchstücke besitzt die Genfer Bibliothek, aber ihr Text stimmt mit dem von M. überein. Endlich haben die kgl. Bibliothek in Dresden und das Arsenal in Paris je ein Exemplar des Druckes Louvain B 1755 mit handschriftlichen Varianten. Diese wiederum stimmen beide mit denen in der Kehler Ausgabe von 1784 gegebenen Varianten überein, bieten demnach nichts neues. Es kommen zur Textvergleichung also nur in Betracht: W, M, M_1, M_2, 1755 und Mol.

Vergleicht man zunächst die Anordnung der Gesänge nach Überschrift und Inhalt, so ergibt sich, abgesehen von Varianten, folgendes Schema:

W.	M.	M_1	M_2	1755	Mol.	
1—7	= 1—7			= 1—7	= 1—7	
		8			= 8	
					9	
8	= 8			= 8	= 10	
9	= 9			= 9	= 11	
10	= 10			= 10	= 12	
11	= 11			= 11	= 13	von Vers 36 an
12	= 13			= 12	= 14	
13				= 13	= 15	von Vers 2 an
14				= 14	= 20	mit den Varianten von 1756
	12		= 16	= 15	= 21	mit der Variante (p. 341 f.) = 14 in d. Ausg. 1756

[7]) ibid. S. 5.

[8]) Die Bibliothek Beuchots ist Eigentum der Nat.-Bibl. geworden, wo aber sind seine Hs. der Pucelle? Prof. Lanson schickte auf meine diesbezügliche Anfrage seinen Sekretär nach der N. B,. dieser hat die Hs. aber nicht entdecken können.

[9]) Ich habe in 23 Bibliotheken des In- und Auslandes angefragt.

[10]) Die Herkunft und Bedeutung dieser Münchener Hs. hat Leo Jordan aufgedeckt. Vergl. *Herrigs Archiv* Band 127, S. 129 ff. Ich bezeichne im folgenden die Wolfenbüttler Hs. mit W; die Münchener mit M, M_1 und M_2, den ersten Druck, Louvain A 1755

Der 14. Gesang in M. ist zu finden im 21. Gesang bei Mol. (S. 347), im 15. und im 20. Gesang, enthält aber Varianten, die noch unveröffentlicht sind.

Aus dieser Aufstellung geht zweierlei hervor:

1. Bis zum 11. Gesang stimmt die Reihenfolge von W und M überein; No. 12 in W ist aber No. 13 in M und No. 12 in M kommt garnicht in W vor, ist also später als W entstanden; folglich muß W älter sein als M.

2. W stimmt in der Anordnung der Gesänge vollständig mit dem Druck von 1755 überein, nicht aber M. Also liegt dem Drucke 1755 ein nur in Varianten abweichendes, im ganzen aber mit W gleiches Manuskript zugrunde. Nur der 15. Gesang von 1755 ist aus einem M oder M_2 ähnlichen Manuskripte hinzugefügt.

Die Tatsache, daß W älter als M ist, geht aber auch aus der Textvergleichung im einzelnen hervor.

So lautet die erste Zeile des 5. Gesanges:

W. Mes bons amis, vivons en bons chretiens
M. O mes amis! vivons en bons Chrétiens
Mol. = M.

Die Abweichung rührt daher, daß ein doppeltes „*bons*" vermieden werden sollte.

Auch finden sich in M und den Drucken Verse, die in W noch nicht stehen, so 1. Gesang Vers 130:

W. du feu d'amour, ils vont droit à la table

Davor sind in M und allen Drucken zwei Verse eingeschoben:

Trois mois entiers nos deux jeunes amants
Furent livrés à des ravissements

(Mol. hat... à *ces* ravissements). Dann kommt

Du lit d'amour, ils vont droit à la table.

M ist überhaupt vollständiger und stimmt mitunter mit der Ausgabe von 1756 überein. So I. 26 ff.

W. je n'en veux point, c'est pour la motte houdart
où pour quelqu'vn de nôtre académie

1755 u. Mol.:

je n'en veux point, c'est pour la Motte Houdart
Quand l'Iliade est par lui travestie

An diese Verse fügt dann M und 1756:

Ou par quelqu'un de son académie.

Wie verschieden oft die Lesarten überhaupt sind, zeigt folgendes Beispiel: I. Gesang

W. 148 en chatoüillant les fibres des Cervaux
149 Portent un feu qui s'exhale en bons mots.
150 Le diner fait...

---

mit 1755, die Ausgabe von Moland 1877, 9. Bd., welche den Text von 1774 nach der Kehler Ausgabe mit allen Varianten der früheren gibt, mit Mol.

M. 148 Dans les cerveaux portent un feu brillant;
149 Mille bons mots en partent à l'instant.
150 Le dîner fait...

1755. = W mit der Variante
149 Y porte un feu

Mol. 148 En chatouillant les fibres des cerveaux (= W)
149 Y porte un feu qui s'exhale en bon mots (= 1755)
150 Aussi brillants que la liqueur légère
151 Qui monte et saute, et mousse au bord du verre:
152 L'ami Bonneau d'un gros rire applaudit
153 A son bon roi, qui montre de l'esprit
154 Le dîner fait...

Dazu gibt Kehl folgende Variante, die Ähnlichkeit mit M hat:

148 Dans le cerveau portait un feu brillant,
149 Mille bons mots en partent à l'instant.
150 Après dîner...

Die Beispiele ließen sich noch unendlich vermehren. Eine kritische Ausgabe der Pucelle ist also sehr nötig. Vielleicht gelingt es auch noch, mehr Hs. des Gedichtes zu finden; unterdessen dürfte das Wolfenbüttler Manuskript die älteste Handschrift genannt werden können.

Wolfenbüttel. CONSTANTIN BAUER.

Syntaktisches.

(Fortsetzung.)

II. Pas plus qu' un und Verwandtes.

Noch summarischer als bei *tous les deux* und *tous deux*, die wir im ersten Artikel behandelt haben, ist Löseths Verfahren bei der Erörterung der Frage, ob vor einem *un (une)* — als Zahlwort — *plus que* oder *plus de* zu stehen habe (*Notes de syntaxe française* p. 12, merkwürdigerweise in dem mit *Noms de nombre* überschriebenen Abschnitt!). Es heißt dort kurz und bündig: *On sait qu'il faut: «plus d'un, plus d'une fois». Chassang dit: «Si on mesure une quantité, on emploie plutôt d e après p l u s.» La langue familière peut se servir de q u e: «Allons..., une question encore, mais pas plus qu'une, car...» (diseuse de bonne aventure dans Xav. de Montépin «L'Aventurier»* V, 112), — *par analogie avec des expressions où «un» est article indéfini: «c'est plus qu'une faiblesse, c'est une faute« et avec d'autres où «plus« est temporel: «plus qu'une heure d'attente (= il n'y a plus que)». Selon Plattner* (IV, 72) *on dit: «il est plus que huit heures»; je crois qu'on préfère: «il est huit heures passées» (dans les livres: «il est plus de huit heures»).* Gewiß ist in den angeführten Bemerkungen das meiste von dem, was für die Beurteilung des in Rede stehenden Falles in Betracht kommt, kurz erwähnt, aber es fehlt eben überall das tiefere Eindringen, die präzise Feststellung des Wesens der Sache.

Das macht sich teilweise schon rein äußerlich — in der Formulierung — peinlich bemerkbar. Wie bedenklich muß z. B. der Satz: *«On sait qu'il faut: plus d'un, plus d'une fois»* erscheinen, wenn man sich daran erinnert, daß es — entsprechend dem bekannten *Quatre yeux voient plus que deux* — immer nur heißen könnte: *Deux yeux voient p l u s q u'u n* und niemals *plus d'un*, wenigstens heutzutage nicht.[10]) Da ist schon Chassangs *Si on*

---

[10]) Es ist bekannt, daß das Altfranzösische — ebenso wie noch heute manche andere romanische Sprache — im Gebrauche des *de* in Vergleichungen viel weiter ging, als die moderne. (Vgl. Meyer-Lübke III, § 283.) A. Tobler macht im 8. Artikel der fünften Reihe seiner *Vermischten Beiträge* — dem letzten, der seiner unermüdlichen

mesure une quantité, on emploie plutôt «de» après «plus» akzeptabler insofern, als hier *de* (nach *plus*) ausdrücklich auf quantitative Feststellungen beschränkt wird (wie auch Lücking mit kühner Knappheit sagt: „*plus de* addiert zu einem Quantum, *moins de* subtrahiert von einem Quantum" und damit den Fall qualitativer oder modaler Vergleichung, d. h. einer Vergleichung der Leistungen, Zustände, des Wertes usw. ausschließt, wie er bekanntlich immer dann vorliegt, wenn sich das Vergleichungsglied zu einem Satze ergänzen läßt, vgl. *Deux yeux voient plus qu'un* hingegen: *J'en vois plus d'un* . . .), während andrerseits freilich das Wort *mesurer* dem komparativischen Charakter der Aussage zu wenig gerecht wird.

Besonders befremdend aber wird die kategorische Behauptung erscheinen müssen: «*La langue familière peut se servir de que*» (nämlich statt *de* nach *plus*) — da doch die familiäre und die volkstümliche Ausdrucksweise sonst meist eine gewisse Vorliebe für Altertümliches zeigen, wohl gar Veraltetes bewahren und in den uns beschäftigenden Fällen *de* entschieden das Ältere, *que* das Modernere ist. Freilich spricht auch Plattners Aufstellung bezüglich der Zeitangaben zugunsten einer Vorherrschaft des *que* in familiärer Ausdrucksweise. Aber einmal könnte hier lediglich ein Übergreifen des bei den sehr häufigen Verbindungen mit *midi* und *minuit* ganz natürlichen *que* auf die anderen Fälle mit wirklichem Zahlwort vorliegen. Sodann dürfte in all diesen und ähnlichen Fällen die Wahl zwischen *que* und *de* denn doch nicht lediglich durch den Charakter der Ausdrucksweise — familiär oder schriftgemäß — sondern auch durch die Eigenart des jedesmaligen Gedankens, den Sinn, bedingt sein. Wer einfach auf die Frage, wieviel Uhr es sei, antwortet, oder ohne eine solche Frage, von sich selbst aus, die Zeit angibt, dürfte doch wohl *Il est plus de huit heures*, *plus de midi* bevorzugen. Wer hingegen auf ein vorausgegangenes *Il est huit heures*, *il est midi* berichtigend erklärt, daß es mehr, daß es später sei, wird voraussichtlich in den meisten Fällen zu *que* greifen, also: *Il est plus que huit heures*, *que midi* sagen. Mit anderen Worten: Bei *plus de* ruht der Nachdruck der Aussage auf der Stunden-

---

Feder entflossen — darauf aufmerksam (s. *Sitzungsber. d. Kgl. Preuß. Ac. d. Wiss.*, 1909, S. 1147), daß sich, von echten Komparativen abgesehen, ein solches „vergleichendes" *de* nicht bloß nach komparativartigen Wörtern, wie z. B. *autre* findet, was schon von Diez (III 3 400) erwähnt und mit Beispielen belegt ist, sondern auch nach Gleichheitsausdrücken wie *si*, *aussi*, *tant*, *autant*, *autel*, z. B. *Nuls si riches de lui ne vit.* — Man könnte dabei auch an die von Haase, *Franz. Synt. des XVII. Jahrh.* § 105 (*c*) erörterte Setzung von *de* im Anschluß an *même* erinnern, z. B. *Langlade a pensé mourir de la même maladie de Madame de C.*, wofür Meyer-Lübke a. a. O. auch je ein italienisches, portugiesisches und spanisches Beispiel (hier mit *egual*) bietet.

angabe, bei *plus que* auf *plus.*[11]) Und damit wäre dann eine Möglichkeit der Erklärung des auffälligen *que* gegeben, diese nämlich: Die Sprechende will nicht einfach sagen „nicht mehr als eine Frage", sondern: „(eine Frage noch, aber auch) nicht mehr als eine". Bei dieser Annahme ergäbe sich für das *pas plus qu'une* eine gewisse Sinnesnuance (gegenüber dem „zu erwartenden" *pas plus d'une*). Denn lediglich äußerlichen, formellen Einfluß des *plus que* in Uhrausgaben — mag es auch, wie Plattner behauptet, in der Umgangssprache das Häufigere sein — auf den uns beschäftigenden Fall *(..une question encore mais pas plus qu'une, car...)* anzunehmen, erscheint mir darum gewagt, weil hier, bei *un*, doch wohl das stereotype *plus d'un*, *plus d'une* (= „gar mancher") ein ausreichendes Gegengewicht geboten hätte. Und dasselbe Bedenken wäre gegen die Annahme der Beeinflussung durch Fälle mit dem unbestimmten Artikel (*c'est plus qu'une faiblesse, c'est une faute)*, ja, auch durch den vielleicht noch am ehesten in Betracht kommenden Fall eines „temporalen" *plus* (z. B. *plus qu'une heure d'attente = il n'y a plus qu'une heure d'attente)*[12]) geltend zu machen.

Wie denkt sich übrigens der Herr Verfasser die Sachlage in diesem letztgenannten Falle „*où plus est temporel*"? Ich kann mich nämlich, wenn ich ihn von der Möglichkeit eines Einflusses dieser Ausdrucksweise auf die unsrige reden höre, des Verdachts nicht erwehren, daß er auch hier das *que* in unmittelbare Verbindung zu *plus* setzt und — unter Annahme „temporaler" Bedeutung des *plus*, die ja keinenfalls in Abrede gestellt werden kann — dieses *plus qu'une heure d'attente* als „nicht länger denn eine Stunde Wartezeit" deutet. Diese Befürchtung war mit einer der Gründe, die mich ein gewisses Bedauern darüber aussprechen ließen, daß Verfasser vielfach die von ihm zur Sprache gebrachten Erscheinungen nur flüchtig gestreift und sich häufig auch da mit bloßen Vermutungen begnügt hat, wo gründliches, sorgsames Eingehen auf das eigenartige Wesen des Falles — wofür z. B. A. Tobler in seinen Ver-

---

[11]) Daß in allen solchen Fällen sprachlicher Duplizität Flüchtigkeit der Rede, mangelnde Schärfe des Sprachgefühls allmählich zu einem gewissen Promiskueverfahren bei der großen Masse des Volkes führt, ist bei früheren Anlässen schon wiederholt bemerkt worden. (Vgl. z. B. Bd. XXXVII, H. 5/7 dieser Zeitschr. S. 259.)

[12]) Übrigens könnte jemand hier in *qu'une heure* ebenfalls den unbestimmten Artikel zu sehen geneigt sein, wie er z. B. vorliegt in: *Il y a une heure dans les fêtes mondaines — parfois moins qu'une heure, quelques minutes, un instant — où leur caractère se transforme* M. Prévost, *Pierre et Thérèse 204.* Indes würde, wie hier weiter ausgeführt werden wird, auch bei zweifellosem Zahlwort z. B. *deux heures, trois heures*, nur *que* möglich sein. So heißt es z. B. ebenda 204: *Il n'y eut plus que quelques personnes... «plus que dix» (elle les compta)... «plus que quatre»* und schließlich konstatiert sie: *«plus qu'une dame affolée».*

mischten Beiträgen ein geradezu klassisches und schwerlich je zu übertreffendes Vorbild gegeben — ihn sei es zu sicheren Ergebnissen geführt oder, falls tatsächlich eine Mehrheit von Möglichkeiten vorlag, ihn instandgesetzt hätte, diese M e h r h e i t genau zu umgrenzen und die m ö g l i c h e n Auffassungen präzise zu formulieren.

Um es gleich hier zu sagen — diese «*plus qu'une heure*»-Konstruktion scheint mir in der Tat den Schlüssel zur Lösung des uns beschäftigenden Rätsels zu enthalten. Nicht freilich in dem Sinne, daß das ä u ß e r l i c h e, das r ä u m l i c h e Nebeneinander von *plus* und *que* zu einer Verbindung beider in dem Satze *pas plus qu'une* geführt, gewissermaßen auf unseren Fall „abgefärbt" hätte, sondern so, daß die Gedankenbildung, die K o n s t r u k t i o n in dem letzteren Satze sich als im Grunde gleichartig mit der jenes *plus que*-Ausdrucks erweisen lassen dürfte.

Eine genaue Untersuchung und Feststellung derselben ergibt sich danach als erste und dringendste Aufgabe. Dabei wird man dann erkennen, daß in *plus qu'une heure d'attente* das *que* — allem ä u ß e r e n Scheine zuwider — gar nichts mit *plus* zu tun hat, sondern lediglich das Schlußglied eines — nicht geäußerten — negativen Anfangsgedankens einführt, daß also der in Rede stehende „verkürzte" Statz genau genommen bedeutet: „mehr n u r eine Stunde Wartezeit."[13]) Die in dem „vervollständigten" Ausdruck: *Il n'y a plus qu'une heure d'attente* uns entgegentretende Verbindung *ne... plus que* führt übrigens schon Lücking in seiner von bewundernswürdiger Denkschärfe und Gründlichkeit, vor allem aber von einer geradezu erstaunlichen Systematisierungsgabe zeugenden Französischen Grammatik § 398, Anm. 6 unter denjenigen auf, in welchen „*ne ... que* durch Adverbien (hier also *plus*) modifiziert" ist, unmittelbar vor dem — eine Art Seitenstück zu ihm bildenden — *encore que.*[14])

---

[13]) Wen diese Behauptung befremden sollte, der sei daran erinnert, daß wie die „negativen Ergänzungswörter" *(personne, rien, aucun, nul, pas, point, plus, jamais)*, ohne Verb gebraucht, für sich allein, (d. h. ohne *ne*) vollen negativen Sinn haben, so auch *que* ohne Verb (bei dem natürlich ein *ne* stehen müßte), für sich allein „nur" heißt, z. B. *C'est facile à comprendre. — Que trop!* Scribe, *Le verre d'eau IV, 6.* Oder: *Déjà! Non , ce n'est que Frédérique et... — Que ça, Frédérique!* („Nur d a s, F.! = „Nur s i e F.!") Augier *Pierre de touche IV, 4.* Zwei weitere Beispiele hat A. Tobler, *Verm. Beitr. III, 98* (zur Rechtfertigung der Verwendung von *ne... pas que* im Sinne von „nicht nur") gegeben. Interesse dürften auch Sätze von der Art des nachstehenden beanspruchen: *L'Autriche n'a qu'une fenêtre sur l'Adriatique, l'Allemagne q u e des côtes basses, froides et grises.* Bazin, *La douce France 4.* Danach kann dann wohl auch ein völlig isoliertes *que* („nur") nichts Auffälliges mehr haben.

[14]) So könnten z. B. mit bezug auf ein kinderreiches Elternpaar die beiden Sätze geäußert werden: *A ce temps ils n'avaient e n c o r e q u e deux enfants.*. und (nachdem mehrere gestorben sind) *A présent ils n'ont p l u s q u e trois enfants*, wobei die Analogie der Funktionen

Dieser Sachverhalt nun (daß *que* unabhängig von *plus* ist) legt, wie mir scheint, eine andere Auffassung des uns beschäftigenden Satzes nahe als die von Löseth gegebene und als die an einer früheren Stelle (S. 262) von uns für möglich erklärte, die nämlich daß *pas plus* für sich allein „nicht mehr" heiße und *qu'une* dann (als nachdrückliche Fortführung, zugleich als Ergänzung zu dem voraufgehenden *une question encore*) „nur eine" bedeute, also eine Auffassung, wie sie sich ohne weiteres als selbstverständlich darstellen würde, wenn zwischen *pas plus* und *qu'une* ein Komma stände, der Satz sich in der Form darböte: *Allons... une question encore, mais pas plus, qu'une...*

Ich bin nun vollkommen darauf gefaßt, den Einwand zu hören[15]: „Gewiß! Aber ebenso gesichert wie diese Deutung

von *encore* und *plus* (als Modifikationen von *ne... que*) ohne weiteres in die Augen springt. — An einer anderen Stelle freilich, wo er von Negationswörtern spricht, geht der ausgezeichnete Grammatiker zu weit, nämlich § 397, Anm. 1, insofern er zu der richtigen Regel: „Die durch *ne* negierten Maßbestimmungen und indefiniten Pronomen oder Adverbien besitzen, wenn dem Satze das Verb fehlt und folglich auch *ne* fehlen muß, an sich einen negativen Sinn" unrichtigerweise (mit bezug auf Adverbien) den Zusatz macht: „Auch *plus*, aber nur vor partitivem *de*; z. B. *Plus de larmes*". Es fällt nicht schwer, Belege auch für anderweitiges Auftreten eines verblosen, negativen *plus* (selbst wenn wir die *plus que*-Fälle beiseite lassen) beizubringen. So mit dem „unbestimmten" Artikel: *Plus un mot là-dessus*, Augier und Sandeau, *Le gendre de M. Poirier II, 1.* — Oder ganz ohne Artikel: *Plus trace de cette ferveur tendre!* M. Prévost, *Pierre et Thérèse 151* (wonach man auch wohl unbedenklich von jemand, dem eine plötzliche große Freude Hunger und Durst vertreibt, würde sagen dürfen: *Plus faim ni soif...!*) — Oder mit adverbialer Bestimmung: (*«Je vous aime»*, worauf die schmerzliche Erwiderung der Geliebten:) *Plus comme autrefois!* M. Tinayre, *La maison du péché 213.* — Bezüglich des verblosen *plus de* sei noch darauf hingewiesen, daß, wenn auch *«Plus de marais, plus de cigognes»* bei R. Bazin, *La douce France 107* im Munde des mißvergnügten Elsässers negativen Sinn hat: „Keine Sümpfe mehr, (daher denn auch) keine Störche mehr, und nicht: „Je mehr Sümpfe, desto mehr Störche", andrerseits das *Plus de lumière, moins de chaleur, plus de chaleur, moins de lumière*, in Coulevain, *Sur la branche 224* positiv aufzufassen ist: „Je mehr Wärme, desto weniger Licht usw.", wie denn auch in R. Bazin a. a. O. 42 *Les anges sont venus... et ce ne sont pas des plumes blanches ou vermeilles qu'ils laissent en s'envolant, mais des pensées meilleures dans le cœur de ceux qui ont prié, plus de force, plus de tendresse, plus d'espérance*, trotz des fehlenden (allerdings auf Grund des *mais* leicht zu ergänzenden positiven) Verbs die *plus*-Ausdrücke positiv aufzufassen sind. Ob danach nicht für Goethes „Mehr Licht" (außer: *Un peu plus de j.* oder *Faites entrer plus de j.*) mit bestimmter Betonung auch bloßes *Plus de jour!* möglich wäre?

[15]) Vielleicht auch noch den anderen, daß beim Fehlen eines sich anschließenden Vergleichsgliedes nicht *plus*, sondern *davantage* zu setzen sei, wie merkwürdiger Weise sogar der *Dict. génér.* lehrt: «Davantage 2 = *plus, sans complément, par rapport à un terme précédemment énoncé*». Und doch findet man ebensowohl *davantage* mit *que* (z. B. *Qu'est-ce qui vieillit davantage que les ouvrages d'histoire*,

im Falle des Vorhandenseins eines Interpunktionszeichens vor *qu'une* erscheinen müßte, ebenso ausgeschlossen muß sie jetzt, bei dem tatsächlichen Fehlen desselben gelten.“ Ich will mich nun gar nicht erst hinter der Möglichkeit eines Druckversehens verschanzen, sondern — unter Annahme korrekter Wiedergabe der Interpunktion des Autors — jenem Einwand gleich die Erklärung entgegenstellen: Das Interpunktionsverfahren des Französischen ist — nicht nur in der Setzung, sondern noch mehr in der Weglassung der Kommata — derartig impulsiv, von bloßer Empfindung (statt von verstandesmäßigen Erwägungen) geleitet, es bietet so viele Fälle logisch unmotivierter Setzung einerseits, wie — durch abschleifenden Gebrauch und Schnelligkeit der Rede herbeigeführter — Weglassung der Kommata andererseits, daß ich der Berufung auf Interpunktionsverhältnisse in Fragen sprachlich-logischer Analyse nicht ohne weiteres entscheidende Kraft zuerkennen kann. Ist denn z. B. in den (gar nicht seltenen) Sätzen wie *Lui, refusait de mourir sans avoir couché à Rome* Zola, *Rome 131* oder *Lui, aurait préféré voyager à sa fantaisie* ebda 169 — das Pronomen *lui*, weil es durch Komma vom folgenden Verb getrennt ist, etwa weniger Subjekt seines Satzes als in *Lui était né au Palatin* ebda 181, wo ein solches (natürlich ein gewisses gegensätzliches Markieren, ein momentanes Innehalten ausdrückendes) Komma nicht gesetzt ist? Liegt etwa eine irgendwie anders geartete Beziehung von *que* zu *rien* vor als die gewöhnliche, wenn diese beiden Wörter durch Komma getrennt sind? Z. B. in: *Claude ne pouvait rien, que la suivre. M. Tinayre, La douceur de vivre 76* oder: *Je ne désire rien, que les choses qui ne s'achètent pas.* Zola, *Paris 381.* Oder: muß der Sachverhalt in logischer Beziehung, — denn nur von dieser, nicht von der psychologischen, spreche ich hier — in dem exakt interpungierten *En voilà, des idées*! bei G. Duruy, *Sans dieu ni maître 80* als verschiedenartig von dem in Richepin, *Cadet 248* (beide von A. Tobler, Verm. Beitr. III 22 zitiert) aufgefaßt werden, weil im letzteren Falle, flüchtiger Weise derselbe Ausruf (wie fast immer!) ohne Komma hinter *voilà* gedruckt ist? — Zu dem von A. Tobler a. a. O. 23 als „einzigen“ ihm begegneten Falle mit Komma aufgeführten *En voilà, une question*! (der eine Weiterentwicklung der eben erwähnten Konstruktion darstellt) habe ich mir *Zeitschr. f. rom. Phil. XXXIII, 716* noch vier andere beim Lesen gefundene Fälle eines derartigen Interpunktionsverfahrens beizubringen erlaubt, und auch weiterhin sind mir, wenngleich die kommalose Form

---

was Lücking S. 398 aus *R. d. d. m. 1878* zitiert) als *plus* ohne solches z. B. *Le vent qui souffle un peu plus, fait danser...* Loti, *Ramuntcho 255. — La cloche sonne, sonne, emplit toujours plus l'air de son appel* eb. 252. — *Peut-on demander plus à un métier?* Bazin, *La douce France 274.*

in dieser Ausdrucksweise bei weitem überwiegt, noch vereinzelte Beispiele mit Komma entgegengetreten, die ich zu notieren mir nicht mehr die Mühe genommen. — Was ferner das vergleichende *tel* ohne *que* betrifft (z. B. *Il sautillait tel un chien qui fait le beau*) so ist ebda XXXII, 681 gezeigt worden, daß sich solche Vergleiche teils dem Satzganzen organisch einverleiben, d. h. ohne jedes trennende Interpunktszeichen vorfinden (wie in dem eben angeführten Beispiel), teils aber durch Kommata, ja teils sogar durch Gedankenstriche von dem Reste der Aussage abgesondert sind. Auf eine Reihe analoger Fälle, wie sie *il y a* mit Zeitraumangabe, *piéça*, *naguère*, *peut-être*, *on ne peut plus* (in Verbindung mit Adjektiven oder Adverbien z. B. *il est on ne peut plus malheureux*) und andere mehr darbieten, ist an der genannten Stelle der *Zeitschr. f. rom. Phil.* hingewiesen worden, so daß ich mir hier ein näheres Eingehen darauf ersparen und bereits auf Grund der eben gemachten Ausführungen die oben getane Behauptung bezüglich der Unzuverlässigkeit der Interpunktion als eines Kriteriums für das logische Verhältnis der Bestandteile eines Satzes als erwiesen ansehen kann. Doch ist die Beanstandung jenes Interpunktionseinwandes selbstverständlich nur in dem Sinne gemeint, daß dem Fehlen des Kommas zwischen *pas plus* und *qu'une* zwingende Beweiskraft für die Unmittelbarkeit des Zusammenhanges der beiden Ausdrücke abgesprochen wird, so daß daraus also nur die Zulässigkeit der Auffassung derselben als zweier von einander unabhängiger, gewissermaßen koordinierter Bestandteile der Rede — namentlich bei lebhaftem Sprechen — hergeleitet wird, einer Auffassung, die das Ansprechende hat, daß bei ihr jede Anomalie in dem Vergleichungsverfahren noch *plus* in Wegfall käme. Sie als die zweifellos richtige, oder gar als die allein richtige hinzustellen, liegt mir durchaus fern. Ich werde sie gern und ohne Säumen aufgeben, falls es Herrn Löseth gelingt, durch eine ausreichende Zahl von einwandfreien Beispielen die von ihm, wie mir scheint, allzurasch aufgestellte Behauptung zu erhärten, daß da, wo es sich in Vergleichungen mittels *plus* (und *moins*) lediglich um numerische Aufstellungen handelt, die familiäre Sprache — auch außerhalb der Zeit-, d. h. der Uhrangaben — statt zu dem üblichen *de* zu *que* greift.

Schließlich bietet sich aber für diejenigen, die sich mit keiner der beiden bisher erörterten Möglichkeiten zu befreunden vermögen, und wiederum auch Bedenken tragen, mit H. Löseth, eine einfache Vertauschung von *de* und *que* infolge von Analogieeinflüssen anzunehmen, noch eine dritte Möglichkeit. Bekanntlich zeigt, wie im XVII. Jahrhundert sogar die klassische Sprache (vgl. Haase S. 164,) heute noch die Volkssprache, ja wohl auch die familiäre, gelegentlich Neigung, *pas* bezw. *point* auch da zu setzen, wo die gute Sprache sie heute ausschließt und zwar nicht

nur — in vollständigen Sätzen — zu einem anderen negativen Bestimmungs- oder Verstärkungswort, z. B. *A quoi pensez-vous, Tom? — Ben, que ce n'est point guère la place ici d'un jeune homme comme vous*, Lavedau, *Le bon temps 165*, oder *Quoiqu'elle ne connût pas les véritables besoins de son organisme détraqué et n'eût pas su dire d'aucun homme qu'il répondait à son idéal, elle avait....* *Frapié, Marcelin Gayard 280* (vielleicht wegen des voraufgegangenen *ne... pas*) — sondern auch in unvollständigen Sätzen, sogar in solchen, wo beim Vorhandensein eines Verbums zwar ein *ne* aber kein *pas* oder *point* stehen dürfte. Siede führt z. B. in seiner bekannten Dissertation „Syntaktische Eigentümlichkeiten der Umgangssprache weniger gebildeter Pariser" (Berlin 1895) S. 60 (aus Henri Monnier) an: *Et toi aussi... tu m'amusais mieux dans ce temps — là, que non pas à présent..* So bliebe dann — unter der Voraussetzung allerdings, daß die Sprechweise jener „Diseuse de bonne aventure" auf einem niedrigeren Sprachniveau als dem der Gebildeten steht, noch als letzte, die Möglichkeit, in dem *pas* vor *plus qu'une* eine volkstümliche, dem Verfahren der guten Sprache zuwiderlaufende Verstärkung, eine Art Ersatz für das infolge mangelnden Verbs unmögliche, in vollständigen Sätzen jedoch den üblichen Vorläufer von *que* („nur") bildende *ne* zu sehen — eine Auffassung, die ich hier abernur erwähnen will, um die Reihe der sich darbietende Möglichkeiten zu vervollständigen, und die ich mir nicht eher zu eigen machen möchte, als bis weitere zuverlässige Belege für ein derartiges pleonastisches *pas* vor *plus que* („nur noch") nachgewiesen worden wären.

(Fortsetzung folgt.)

Schlachtensee bei Berlin. TH. KALEPKY.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

begründet von

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel — weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XXXIX.
Referate und Rezensionen.

Chemnitz und Leipzig.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1912.

INHALT.

Referate und Rezensionen.

Seite

Barth s. *Lai du Conseil* 184
Baudissin s. *Molière*.
Belletristik, neuere (Martin Schian) 89, 224
Becker, Ph. Aug., s. *Molière*.
Berret, P. Le Moyen âge dans la Légende des Siècles et les sources de Victor Hugo (M. Rössler) 213
Bonnet, J. Œuvres inconnues de Jean Racine (Georges Doutrepont) 204
Bueve de Hantone, Der festländische, Fassung I, hrsgb. von A. Stimming (E. Brugger) 155
Castedello, W. Die Prosafassung der Bataille Loquifer und des Moniage Renouart (Ph. Aug. Becker) 188
Chateaubriand, Correspondance générale de, p. p. Louis Thomas (D. Behrens) 81
Chatenet, H. E. Le roman et les romans d'une femme de lettres au dix-septième siècle. Mme de Villedieu (Walther Küchler) 204
Crisci, A. Essai sur Louis XIV et les écrivains de son siècle (Walther Suchier) 197
Des Granges, Ch.-M. Histoire de la littèrature française (Walther Küchler) 153
Destrée, J. Les Arts anciens du Hainaut (Lucien-Paul Thomas) 220
Diehl s. *Inschriften*.
Effer, H. Beiträge zur Geschichte der französischen Literatur in Belgien (Lucien-Paul Thomas) 214
L'*Enfant sage* hrsgb. von Walther Suchier (Jean Acher) . 14
Faguet, E. Rousseau contre Molière (Ph. Aug. Becker) . . 207
Fort, P. L'aventure éternelle (Lucien-Paul Thomas) 229
Haas, J. Frankreich, Land und Staat (G. Roloff) 224
Hartmann, H. Die literarische Satire bei Molière (Heinrich Schneegans) 59
Hilka s. *Petrus Alfonsi* und *Sammlung mittellateinischer Texte*.
Inschriften, vulgärlateinische, hrsgb. von Ernst Diehl (K. Meister) 140
Lai du Conseil hrsgb. von A. Barth (Walther Suchier) 184
Lees, J. The Anacreontic poetry of Germany in the eighteenth century, its relation to French and classical poetry (W. Martini) 205
Lehrbücher, neue, der französischen Sprache (August Sturmfels) 98
Lektüre, französische, in neuen Schulausgaben (August Sturmfels) 93
Lescœur, Ch. La division et l'organisation du territoire français (G. Roloff) 224
Liebrecht, H. Histoire de la littérature belge d'expression française (Lucien-Paul Thomas) 214
Longnon, H. Pierre de Ronsard. Essai de biographie (Hugues Vaganay) 44
Magne, Émile. Voiture et les origines de l'Hôtel de Rambouillet (Josef Frank) 50

Seite

Marichal, J. J. Die Mundart von Gueuzaine-Weismes (P. Marchot) 144
Mélotte, P. Essai sur le théâtre futur (Lucien-Paul Thomas) 222
Meyer-Lübke, W. Romanisch-etymologisches Wörterbuch (D. Behrens) 81
Molières sämtliche Werke, übersetzt von Wolf, Grafen Baudissin, hrsgb. von Ph. Aug. Becker (H. Schneegans). . . 198
Mulomedicina Chironis, Proben aus der, hrsgb. von Max Niedermann (Hans Medert) 142
Niedermann s. *Mulomedicina.*
Die *Noblessen von Bretagne* hrsgb. von H. L. Zeller (Jean Acher) 16
Northup, Cl. S. The present bibliographical status of modern philology (P. Högberg) 133
Oulmont, Ch. Les débats du Clerc et du chevalier dans la litt. poétique du moyen âge (Karl Vossler) 16
— — La poésie morale, politique et dramatique à la veille de la Renaissance (Ph. Aug. Becker) 189
Petrus Alfonsi. Disciplina Clericalis hrsgb. von Alfons Hilka und Werner Söderhjelm (Friedrich Pfister) 1
Price, W. R. The symbolism of Voltaire's novels with special reference to Zadig (P. Toldo) 208
Racine s. *Bonnet.*
Remppis, W. Die Vorstellungen von Deutschland im altfranzösischen Heldenepos und Roman und ihre Quellen (Fritz Kern) 5
Rochette, Aug. L'Alexandrin chez Victor Hugo (H. Heiss) . . 71
Sammlung mittellateinischer Texte hrsgb. von Alfons Hilka (Friedrich Pfister) 1
Scherping, W. Die Prosafassung des „Aimeri de Narbonne" und der „Narbonnais" (Ph. Aug. Becker) 188
Söderhjelm s. *Petrus Alfonsi.*
Stimming s. *Bueve.*
Strohmeyer, Fritz. Französische Stilistik (Theodor Kalepky) 100
Suchier, Walther s. *Enfant sage.*
Thomas, Louis s. *Chateaubriand.*
Toldo, P. L'œuvre de Molière et sa fortune en Italie (H. Schneegans) 59
Vogel, E. Taschenwörterbuch der katalanischen und deutschen Sprache (Fritz Krüger) 88
Wechssler, E. Molière als Philosoph (Heinrich Schneegans) 59
Westerblad, C. A. Baro et ses dérivés dans les langues romanes (Elise Richter) 86
Zeller, H. L. s. *Noblessen von Bretagne.*
Zettl, J. Aucassin und Nicolette in Deutschland (Wolfram Suchier) 7

Miszellen.

Cohn, G. Nachtrag zu Zschr. XXXIX¹, 71 ff. 233
Kalepky, Th. „Kommentar überflüssig"?? 234
Lion, C. Th. Zu Racines Britannicus Vers 208 (I, 2, 80) . . . 233
Spitzer, L. und *Th. Kalepky.* Zu französisch *là* 107
Stenhagen, A. Ein analogisches Imperfekt des Konjunktivs . . 109
Vaganay, H. Le premier et les derniers sonnets imprimés de Philippe Des Portes 230

Novitätenverzeichnisse 110, 238

Referate und Rezensionen.

Petri Alfonsi *Disciplina Clericalis* von Alfons Hilka und Werner Söderhjelm. I. Lateinischer Text. Acta Societatis scientiarum Fennicae tom. XXXVIII No. 4. Helsingfors 1911. Druckerei der Finnischen Literaturgesellschaft. XXXVII und 78 S.

Sammlung mittellateinischer Texte herausgegeben von Alfons Hilka. Heft I: *Die Disciplina Clericalis des Petrus Alfonsi* (das älteste Novellenbuch des Mittelalters) nach allen bekannten Handschriften herausgegeben von Alfons Hilka und Werner Söderhjelm (Kleine Ausgabe) Heidelberg 1911. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. XV und 50 S. — Heft II: *Exempla aus Handschriften des Mittelalters* herausgegeben von Joseph Klapper. Ebenda 1911. X und 87 S.

Das Jahr 1911 ist für die mittellateinische Philologie von einer gewissen Bedeutung gewesen. Einmal schenkte es uns den ersten Band der *Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters* von M. Manitius, ein Werk, das zwar nicht den naheliegenden Vergleich mit dem entsprechenden Standardwork der Schwesterwissenschaft, mit Krumbachers monumentaler Leistung aushält, das aber gleichwohl schon jetzt sich unentbehrlich gemacht hat. Dann erschien der zweite Band der von Fr. Boll, G. Lehmann und Fr. Skutsch herausgegebenen *Vorlesungen und Abhandlungen* Traube's, der die Einleitung in die lateinische Philologie des Mittelalters enthält. Dazu kommen zwei wichtige Serienpublikationen, einmal das von Friedrich Wilhelm herausgegebene *Münchener Museum für Philologie des Mittelalters und der Renaissance*, eine Zeitschrift, die von der unsrigen aufs herzlichste willkommen geheißen werden muß, dann die im folgenden anzuzeigende, von Alfons Hilka herausgegebene *Sammlung mittellateinischer Texte*, von der jetzt zwei Hefte vorliegen. Daß sich der Verlag von C. Winter in Heidelberg entschlossen hat, diese Sammlung, ein Gegenstück zu der bereits gut eingeführten, im gleichen Verlag er-

scheinenden *Sammlung vulgärlateinischer Texte*, herauszubringen, ist nicht warm genug zu begrüßen, zumal wenn man weiß, wie schwierig es oft ist, für Arbeiten auf dem Gebiet der mittellateinischen (ebenso wie besonders früher auf dem der byzantinischen) Philologie einen Verleger zu finden.

Die neue Sammlung will „wichtigeres Material zur Kenntnis der mittellateinischen Sprache und Literatur, in erster Linie für die Zwecke literargeschichtlicher Untersuchungen die Denkmäler erzählender Art, die teils in schwer zugänglichen oder noch nicht streng kritisch bearbeiteten Drucken vorliegen, teils erst noch aus den Handschriften unserer Bibliotheken herausgezogen werden müssen, in handlichen und billigen Ausgaben weiteren Kreisen zugänglich machen. Sie will insbesondere als Grundlage für entsprechende Seminarübungen den Romanisten, Germanisten wie Latinisten dienen. ... Zum Abdruck gelangen die für die vergleichende Literarwissenschaft wichtigsten Werke, möglichst vollständig und unter Wahrung der Graphie einer bestimmten Handschrift, deren mittelalterlicher Charakter nicht verwischt werden soll, daneben auch Auszüge und Sammlungen aus solchen Literaturdenkmälern, die für die Kenntnis des Mittellateins besondere Bedeutung haben. Eine knappe literarhistorische Einleitung nebst Literaturangaben gibt Auskunft über die Bedeutung und Stellung des neu herausgegebenen Textes. Die Bändchen — im Umfang von ca. 5 Bogen, aber auch Doppelhefte werden nicht ausgeschlossen sein — werden in zwangloser Folge erscheinen und einzeln käuflich sein." So der Prospekt.

Gleich das erste Heft bringt ein für die vergleichende Literaturgeschichte sowohl wie speziell für die mittellateinische Philologie äußerst wichtiges Werk, die *Disciplina clericalis* des Petrus Alfonsi, zwar keine Editio princeps, aber die erste kritische Ausgabe des Textes. Die kleine handliche Ausgabe beruht auf der gleichzeitig erschienenen großen Ausgabe der Disciplina von Hilka und Söderhjelm, die zunächst im folgenden zu besprechen ist.

Weitaus das meiste, was an klassisch-antiken und orientalischen historischen wie sagenhaften Erzählungsstoffen dem abendländischen Mittelalter weitergegeben wurde, hat den direkten Weg der Überlieferung durch die lateinische Sprache, meist über und aus Italien, genommen. Zu diesen primären Quellen antiker Tradition treten, zwar im Vergleich zu diesen von viel geringerer Bedeutung, aber absolut betrachtet doch von großer Wichtigkeit, einige sekundäre Vermittler antiker und orientalischer Überlieferung, unter denen naturgemäß die orientalischer Sprachen kundigen Juden eine besondere Rolle spielen. Und das Land, welches als Durchgangsgebiet hier vor allem in Betracht kommt, ist Spanien, wo ja orientalischer, speziell ara-

bischer Einfluß vor allem wirksam war. Eines der berühmtesten und wichtigsten Werke dieser Art ist die *Disciplina clericalis* des spanischen Juden und späteren Christen Petrus Alfonsi, die, auf arabischen Quellen beruhend und zu Anfang des 12. Jahrhunderts verfaßt, in der Folgezeit vielfach weiter bearbeitet, excerpiert und in viele Sprachen übersetzt wurde.

Die beiden bisher vorhandenen Ausgaben dieses Werkes, die von Labouderie (resp. Méon) vom Jahre 1824, welche dann Migne abgedruckt hat, und die durch ihre Anmerkungen ausgezeichnete von Valentin Schmidt (1827) können keinen Anspruch auf textkritische Genauigkeit erheben. Hier setzen nun die beiden neuen Herausgeber ein, indem sie in gemeinsamer mühevoller Arbeit 63 Handschriften zusammenbrachten (Spanien 1, Holland 1, Schweden 1, Schweiz 2, Belgien 4, Italien 5, Österreich 6, Frankreich 13, England 14, Deutschland 16). Drei davon stammen mit Sicherheit noch aus dem 12. Jahrhundert; doch geben von diesen nur zwei einen vollständigen Text, von denen der eine wiederum einer jüngeren Rezension angehört, der andere aber verschiedener Fehler halber nicht einwandsfrei ist. Denn zunächst war zu konstatieren, daß nur ein Teil der Handschriften, nämlich 48, den Text vollständig bot, während die anderen, 15, sämtlich den Prolog wegließen; ferner geben aus der letztern Gruppe 10 Handschriften nur die Geschichten wieder und eine lediglich die Sentenzen. Gleichwohl kann natürlich eine unvollständige Handschrift im Einzelfall einen besseren Text geben wie eine vollständige. Daher war für die Textkritik die Unterscheidung einer älteren und einer jüngeren Rezension nötig, eine Scheidung zweier Rezensionen, die sich schon im 12. Jahrhundert vollzogen hat. Zu jener älteren Rezension, welche einen vollständigen Text geben, gehören 36 Hss. Von diesen wird nun eine (Oxford, Corp. Chr. Coll. 86) aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts der Ausgabe zugrunde gelegt und im Apparat eine Auswahl von Varianten mitgeteilt.

Die Berechtigung, daß gerade auf diese bestimmte Hs. die Wahl fiel, kann man aus den darüber gemachten Angaben nicht mit ganz zwingender Sicherheit ersehen. Vielmehr scheinen, soweit man ohne Einsicht in die Hss. selbst urteilen kann, von den 36 dafür in Betracht kommenden Hss. außer der genannten noch eine oder die andere gleichfalls als Grundlage erwägenswert zu sein. Es drängt sich die Ansicht auf, ob nicht etwa von den 7 oder 8 besten Hss. (etwa Bo, Bx^1, Corp, Cpt, M^1, T, U, dazu wegen ihres Alters D) sämtliche, d. h. die wesentlichen Varianten mitzuteilen waren, von allen andern aber nur das allerwichtigste. Hätte auf diese Weise nicht der Apparat entlastet werden können? Man würde nicht ungern manche der jetzt mitgeteilten Varianten missen, und ein festes Prinzip in der angegebenen Weise wäre m. E. vorzuziehen gewesen. Denn der S. XXXVII angegebene

Grundsatz: „Wir haben uns darauf beschränkt, eine Auswahl von wichtigeren Lesungen der bedeutenderen Hss. mitzuteilen. Freilich wird auch da stets der individuelle Geschmack eines jeden Herausgebers verschieden verfahren, aber wir sind doch überzeugt, daß das im Variantenapparat gebotene, verglichen mit dem, was wir über die einzelnen Hss. in der Einleitung gesagt haben, eine gute Vorstellung von der handschriftlichen Fortgestaltung unseres Werkes geben wird.“ scheint mir nicht scharf und bestimmt genug zu sein, wenn nach ihm auch ein genügender Einblick in die weitere Fortgestaltung des Textes durch die Abschreiber gewiß gewährt wird. Aber für den die Richtigkeit des Textes selbst nachprüfenden Kritiker geben gerade diese Varianten nicht viel aus, während ein zuverlässig alle Varianten der wichtigsten Hss. bietender Apparat eben doch die Möglichkeit für spätere Textkritik zuläßt: Diese aber wirklich fruchtbar und sicher zu betätigen ist bei dieser Anlage des Apparates sehr erschwert, da man nie gewiß weiß, ob alle wesentlichen Zeugen für eine bestimmte Stelle im Apparat zu Wort gekommen sind. Denn der Schluß ex silentio, daß die im Apparat für eine Variante nicht genannten wichtigen Hss. die im Texte stehende Lesart bieten, wie man erwarten sollte, darf hier, wie man aus bestimmten Anzeigen mit Gewißheit sehen kann, nicht gemacht werden. Mit andern Worten: Der Apparat müßte es ermöglichen, den Text der allerwichtigsten Hss. im Großen und Ganzen zu rekonstruieren.

Gleichwohl ist diese prinzipielle Beanstandung des Apparates, die ich nicht unterdrücken konnte, dem Texte selbst gegenüber nicht von zu großer Bedeutung. Denn dieser ist, und das ist die Hauptsache, durchaus befriedigend, da die Herausgeber der Methode der älteren Philologie gefolgt sind und, was bei derartigen Texten, wo die Handschriften so sehr voneinander abweichen, das richtige ist, eine einzige Handschrift zugrunde gelegt haben. Nur hätte mit einem Wort gesagt sein sollen, warum es in der kleinen Ausgabe eine andere Handschrift wie in der großen ist. Gewiß hat dies Verfahren für Seminarübungen, für die ja die kleine Ausgabe bestimmt ist, einen großen Wert und ist auch für den nachprüfenden Kritiker von Vorteil. Doch ergibt sich bei einem Vergleich des Apparates der großen Ausgabe mit dem Text der kleinen, daß der Text dieser letzteren von der ihr zugrunde gelegten Handschrift abweicht, ohne daß dies im Apparat der kleinen Ausgabe vermerkt ist. Dies hätte wohl vermieden werden sollen.

Nach der Besprechung der einzelnen Handschriften steuert H i l k a einen knappen, aber das Wesentliche zusammenfassenden und sehr dankenswerten Abschnitt über die Sprache und den Stil des Petrus Alfonsi bei, den er durch ein Glossar ergänzt. Als Anhang der großen Ausgabe wird noch eine Reihe von Text-

stücken gegeben, welche in einzelnen Handschriften in abweichender Form überliefert sind. — Der zweite Teil der großen Ausgabe soll den *französischen Prosatext* bringen, der dritte eine kritische Ausgabe der beiden *französischen Versbearbeitungen* und der vierte schließlich eine *Untersuchung über die literarhistorische Bedeutung* der Disciplina. — Über die kleine Ausgabe ist bereits das Nötige gesagt. Sie enthält außer dem Text mit ganz knappem kritischem Apparat eine über die Bedeutung der Disciplina gut und kurz orientierende Einleitung. — Ich kann diesen Bericht nicht schließen, ohne den Herausgebern für die große Mühe, mit der sie das weitzerstreute und umfangreiche handschriftliche Material gesammelt haben, zu danken. Möge ihr Prinzip, auch mittellateinische Texte nicht nur nach einer oder zwei Handschriften abzudrucken, weiteste Verbreitung und Nachahmung finden!

Nun noch ein Wort zu dem 2. Heft der Hilkaschen Sammlung, den von Joseph Klapper herausgegebenen *Exempla.* Klapper sammelt aus 31 jetzt in Breslau befindlichen Handschriften, die aus der Zeit vom Ende des 12. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts stammen, 115 Exempla, die nach der Schreibung der betr. Handschrift zum Abdruck gelangen. Dabei nahm er nur solche Stücke auf, die in den Handschriften entweder ohne Quellenangabe stehen, oder deren Quellen uns nicht mehr bekannt sind. Damit ist ein erfreulicher Anfang gemacht, die in zahllosen Handschriften zerstreuten mittelalterlichen Predigtbeispiele systematisch zu sammeln und zu edieren, eine Arbeit, die für den Folkloristen wie für den Literar- und Kulturhistoriker von außerordentlichem Werte ist. Denn diese Einzelbeispiele haben dasselbe Anrecht auf Beachtung, wie die bereits in mittelalterlichen Sammlungen etwa den Gesta Romanorum, vereinigten. Die im Vorwort von Klapper ausgesprochenen Gedanken verdienen volle Beherzigung; so wenn er sagt: „Fast jede größere Bibliothek enthält ja Predigthandschriften zu Hunderten, die solche Exempelstoffe bergen. Und jeder einzelne Kodex ist daraufhin zu prüfen.“ Im Anhang gibt Klapper eine Reihe von Nachweisen zu den einzelnen Stücken: Auch hieraus geht hervor, wie viel auf diesem Gebiet noch zu tun ist. Für diese Pionierarbeit hat Klapper den wärmsten Dank verdient. Es ist zu hoffen, daß er in doppelter Beziehung — in Sammlung und Bearbeitung des Materials — viele Nachfolger findet.

Heidelberg. FRIEDRICH PFISTER.

Remppis, W. *Die Vorstellungen von Deutschland im altfranzösischen Heldenepos und Roman und ihre Quellen.* (34. Beiheft zur Zeitschr. für Roman. Philol. Halle, Niemeyer, 1911. XVI, 169 S. Mk. 6. Abonn. Mk. 5.—)

Ein günstiger Zufall hat den beiden ungefähr gleichzeitig und unabhängig voneinander erschienenen Arbeiten Remppis' und K. Zimmermanns (*Die Beurteilung der Deutschen in der französischen Literatur des Mittelalters mit besonderer Berücksichtigung der chansons de geste*, Romanische Forschungen 29) trotz ähnlicher Absichten doch einen verschiedenen Aktionsradius gegeben. Indem sich Remppis eine physische und politische Geographie Deutschlands aus der altfranzösischen Literatur erschließen will, ist er, obwohl zweifellos der reifere Forscher, im Nachteil gegenüber von Zimmermann, der nach einer Anthropologie (im Kantischen Sinn mit Einschluß des moralischen Urteils) strebte. Denn wenn die Verschwommenheit der altfranzösischen Dichtung in Hinsicht auf individuelle und nationale Charakterzeichnung überhaupt übertroffen werden kann, so wird sie es durch die Nebelhaftigkeit der geographischen und ethnographischen Anschauungen. Natürlich bietet aber auch dieser Zustand dem Historiker ein interessantes Problem dar, und wenn der Befund vielfach negativ formuliert werden muß, so wird allerdings für die Kenntnis Deutschlands nichts, aber recht viel für das Studium des entstehenden französischen Volkscharakters und Nationalgefühls, wie der französischen Nationalbildung gewonnen. In dieser Hinsicht ist es dem Historiker sehr erfreulich zu sehen, mit welcher Gediegenheit quellenkritischer Methode Remppis zu so positiven Ergebnissen gekommen ist, daß er uns sogar (z. B. S. 31, 45, 61) Kartenskizzen vorlegen kann, die die geographischen Kenntnisse der afr. Epen veranschaulichen. Diese Karten sind freilich auch so schematisch, wie man sie sich ungefähr vorstellt; immerhin ist es ein Ergebnis, z. B. unter den Straßenzügen Deutschlands gerade die für Frankreich wichtigen, u. a. die Rheinstraße von Worms abwärts, die Linie von Bar-le-Duc (doch wohl nicht, wie Remppis zeichnet, der Stadt, sondern der Grafschaft ausgehend, d. h. die Maasstraße, wonach die Zeichnung zu berichtigen wäre) nach Lüttich, von Metz nach Aachen, von Burgund nach Regensburg einigermaßen bestimmt zu finden. Daß Remppis zu dem Schlusse kommt, den Epen keinerlei nachweisbare Benutzung chronikalischer Quellen zuzuschreiben, wird der Historiker ohne weiteres unterschreiben. Während aber der Roman, wie R. sagt, sich „mitten in die modernen Verhältnisse (der Stauferzeit) hineinversetzt", „sucht das Epos die Verhältnisse der Merowinger- und Karolingerzeit wiederzugeben." Nur an zwei Stellen (für Dortmund und St. Herbert in Deutz) hat R. den Einfluß kirchlicher Tradition wahrscheinlich gemacht.

Für die jetzt nicht mehr angängige Überschrift auf S. 89 ist K. Zeumer, *Heiliges Römisches Reich deutscher Nation* (1910) zu vergleichen.

Die Absicht des Verfassers, in seiner Abhandlung, die von der Tübinger Fakultät als Preisarbeit gekrönt wurde, „einige neue Gesichtspunkte für die Entstehungsgeschichte des afr. Epos (und Romans) zu geben", ist gelungen. Es wäre zu begrüßen, wenn die spätere mittelalterliche Literatur Frankreichs, wie endlich auch einmal die Italiens, in methodischer Weise nach ihren Ansichten über Deutschland durchforscht würden: die Befragung dieser Quellen würde eine beträchtlich ergiebigere Ausbeute von realen Kenntnissen und Beobachtungen versprechen.

Kiel. FRITZ KERN.

Zettl, Josef. *Aucassin und Nicolette in Deutschland.* (Jahresbericht der Oberrealschule Eger.) 1911. 18 S. 8⁰.

Hermann Suchier hat bereits in der Einleitung seiner Ausgabe eine kurze chronologische Liste von Ausgaben, Übersetzungen, prosaischen und dramatischen Nachbildungen der Cantefable gegeben.[1]) Es war von Zettl ein glücklicher Gedanke, sich aus diesem Material die deutschen Nachbildungen zum Gegenstand einer kleinen Studie auszuwählen. Eine tüchtige Vorarbeit für diese Aufgabe hatte schon früher Hugo Brunner[2]) geliefert. Zettl orientiert zuerst einleitungsweise über das Original und dessen Ausgaben und Neubearbeitungen in Frankreich, um dann die deutschen Nachdichtungen ausführlicher zu würdigen. Die Übersetzung von Le Grand's Fabliaux, die Aucassin und Nicolette in novellistischer Form enthalten, durch Lütkemüller[3]) wird nur kurz erwähnt und dann über die von Uhland geplante Bearbeitung des Stoffes berichtet. Daß es diesen Dichter reizte, seine Kräfte an A. u. N. zu erproben, war bisher wenig bekannt, und es ist daher verdienstvoll, daß Z. nachdrücklich darauf hingewiesen

---

[1]) Es wäre freudig zu begrüßen, wenn der Verleger dieser Ausgabe sich entschlösse, einer etwaigen neuen Auflage anstelle dieser kurzen Liste eine ausführliche, genaue und kritische Bibliographie zu Aucassin und Nicolette beizugeben, und wenn dann auch alle Schriften und Aufsätze über A. u. N. in ihren Bereich gezogen würden, sowie künstlerische Darstellungen, denen die Singemäre als Motif zugrunde liegt. Zu Suchiers Verzeichnis vermag ich außer den im Folgenden erwähnten Bearbeitungen von Halem, Zoozmann, Ernst und Hansmann, Oppeln-Bronikowski noch nachzutragen die französische von Gailly de Taurines (mit Musik von Loen, Paris 1910, daselbst auch aufgeführt) und die englischen von 1908 (bei Foulis) und von E. Mason 1910. Eine gekürzte neufranzösische Übersetzung des Méonschen Texts bringt Fauriel, *Hist. de la poésie provençale* III (1846) S. 186—218.

[2]) *Über Aucassin und Nicolette*, Diss. Halle 1880, 4⁰, auf S. 21—31: Zur Literaturgeschichte.

[3]) Über diesen vergl. u. a. Goedekes *Grundriß* VII S. 413 und IV 1 (1911) S. 621. Von Zettl, M. Koch und Schäfenacker wird er unrichtig Lütze(n)müller genannt.

hat. Seinen Ausführungen kann ich Folgendes hinzufügen. Uhlands Tagebuch 1810—20 (hrsg. von J. Hartmann 1898) läßt uns in die Werkstatt des Dichters während der produktivsten Periode seines Lebens blicken. Es zeigt uns auch, ob Z.'s Vermutung, U. habe die Idee zu seinem Aucassin aus Le Grand's Prosabearbeitung entnommen, berechtigt ist. U. erwähnt bereits am 3. November 1810 in Paris die *Fabliaux et Contes* par Barbazan et Méon, die den ersten Abdruck des Texts der Cantefable enthalten, und am 1. Juni 1811 erhielt er sie nach Tübingen von Schubart. Nach Z. hat U. gleich danach, nämlich in der Zeit vom 4. bis 19. Juni 1811, an seinem Aucassin gearbeitet und erst im folgenden Dezember und Januar berichtet, daß er im Le Grand gelesen habe. Da er kurz vor seiner Arbeit Barbazan-Méon, und Le Grand erst geraume Zeit später erwähnt, glaube ich, daß ihm des ersteren Text der Cantefable als Vorlage gedient hat, umsomehr da er in seiner Abhandlung Über das altfranzösische Epos, die 1812 in Fouqués *Musen* zuerst erschien,[4]) nicht nur Le Grand zitiert, sondern auch gerade da, wo er A. u. N. erwähnt, Barbazan-Méon. Le Grand hat er vermutlich zu dem Aufsatz vom Epos, an dem er besonders in der Zeit vom 8. März 1811 bis zum 11. April 1812 gearbeitet hat, studiert. U. hat sich 1810 in Paris auf der Bibliothek viel mit Manuskripten beschäftigt und nennt diesen Aufsatz in einem Briefe an Paulus (vom 18. Dezember 1818) geradezu „das Resultat meiner Nachforschungen in den altfranzösischen Handschriften der Pariser Bibliothek.“[5]) Es ist daher nicht unmöglich, daß er auch die Originalhandschrift von A. u. N. benutzt hat. — Nachdem er seinen Epos-Aufsatz im Manuskript abgeschlossen hatte, kam er erneut auf seine Aucassin-Idee zurück. Die am 9. Mai 1812 wieder angefangene Bearbeitung der Cantefable erwähnt er noch am 10., 12. und 16. Mai, am 15. weilte er bei Schloßküfer mit dem ihm befreundeten Gustav Schwab und erzählte diesem von seinem Projekt. Die von ihm unter dem 20. November 1812 ausgesprochene Idee eines altfranzösischen Dekamerone war nicht so neu, wie es nach Z.'s Worten scheint. Bereits am 29. Oktober 1810 hatte er in einem Briefe an Fouqué seine Gedanken über die geplante Sammlung altfranzösischer Poesien dargelegt und wollte, wie er am 19. Dezember 1810 an Fouqué schreibt, seine Übersetzung möglichst auf Entkleidung der Sage von entstellendem Gewande beschränken.[6]) In einem Briefe an K. Mayer vom 21. Januar 1812 sagt er von dieser Arbeit, daß er sie „ehemals im Sinne

---

[4]) Vgl. *Uhlands Werke*, hrsg. von Herm. Fischer, Stuttgart (Cotta) o. J., IV S. 49—126, besonders S. 51 Anm. 1, 67 Anm. 1 und 71 f.

[5]) Jahn, *L. Uhland* 1863 S. 156. — Auch die Legende, eins der in Kerners *Poetischem Almanach* für 1812 enthaltenen Altfranzösischen Gedichte U.'s, beruhte auf einer handschriftlichen Vorlage.

[6]) *L. Uhlands Leben*, von seiner Witwe, 1874 S. 69; Jahn S. 147.

hatte",[7]) und erst am 15. November 1812 verzeichnet er im Tagebuch die angefangene Ausarbeitung nach neuaufgefaßter Idee.

Der Verf. geht dann über zu Koreff's Oper,[8]) gibt hier eine Übersicht ihres Inhalts und eine kurze Kritik, in der besonders ihre Schönheit in Sprache und Technik betont wird. Die im Gesellschafter von 1822 (nicht 1828, wie Zettl S. 10 schreibt) enthaltene Beurteilung von Text und Musik hätte ihn aber zu einer Vertiefung seiner Ausführungen anregen sollen. Auch sind die Punkte, in denen K. mit dem Original nicht übereinstimmt, m. E. nicht genügend hervorgehoben. Brunner, der nur die Hälfte der Oper kannte, hatte letzteres nur schwach versucht und überdies K.'s Sprache zu Unrecht getadelt. Gegenüber dem Original scheinen mir folgende Eigentümlichkeiten bei K. bemerkenswert. Nicolette befreit sich aus ihrer Haft durch eine Feile und eilt zu Aucassins Gefängnis. Beim Nahen der Wache verbirgt sie sich hinter dem Schilde einer steinernen Ritterfigur. In der Unterredung mit den Hirten sendet sie einen von ihnen zu Aucassin, um diesen auf ihre Spur zu führen, und gibt ihm zur Beglaubigung seiner Mission eine ihrer Locken mit. Aucassin findet Nicolettes Kranz und sie selbst in der Waldgrotte, und, damit er nicht zu Pferd die Bühne zu betreten und sich beim Absteigen die Schulter auszurenken braucht, erzählt er ihr, daß sein Pferd beim Durchqueren des Gestrüpps tötlich verletzt zurückgeblieben sei. Die Piraten, die das Paar dann an der Küste überfallen, trennen es sogleich und führen beide auf verschiedene Schiffe. Die Reise nach Torelore fällt daher aus. Die auf der Überfallenen Hilferufe herbeigeeilten Hirten haben jedoch den Vorgang bemerkt und die Kunde davon verbreitet. Über die Hälfte des zweiten Akts wird von der Hirtenszene eingenommen; diese zeigt uns zwar ein allerliebstes Idyll, ist aber doch etwas zu lang geraten. In Karthago wird Nicolette von ihren Angehörigen an einem auf dem Arme eingebrannten Zeichen (einer Krone) erkannt; sie gibt ihrem Vater das Geheimnis ihrer Liebe preis, aber vergeblich, sie rettet sich dadurch nicht von der ihr bestimmten Heirat. Von ersterem Momente berichtet der Dichter der Cantefable nicht so ausführlich, und das zweite findet sich bei ihm überhaupt nicht. Wie später bei Platen so erbietet sich auch bei K. der Graf von Beaucaire als Freund Aucassins dazu, Nicoletten aufzusuchen und gibt sich diese noch in ihrer Verkleidung als Spielmann dem Geliebten zu erkennen. — Übrigens hatte Uhland 1810 in Paris K. kennen gelernt, der bis 1816 dort lebte. Letzterer ist aber vermutlich

---

[7]) K. Mayer, *L. Uhland* I 1867 S. 215.

[8]) Über Koreff vgl. Goedekes *Grundriß* VI 186 f. Über den Komponisten Georg Abraham Schneider vgl. Eitner, *biogr.-bibl. Quellenlexikon der Musiker* IX 1903 S. 51—53 und *N. Nekrolog der Deutschen.* Jg. 17, 1839, I S. 160 f.

nicht durch ihn, sondern durch Barbazan-Méon oder Le Grand selbst auf den anmutigen Stoff aufmerksam geworden.

Im folgenden Abschnitt wird Platen's „*Treue um Treue*" nach Entstehung und Stoffbehandlung gewürdigt. Von dieser Bearbeitung hat schon der Rezensent in der Jenaer Literatur-Zeitung (1829 Erg.-Bl. S. 669) richtig bemerkt, daß sie nicht nur in zwei ungleiche Teile zerfalle, sondern auch in einer mehr romantischen Form der Fabel besser entsprochen hätte. Ihre Vorzüge bestehen in der schnellen Folge der Ereignisse und den mit sicherer Hand kurz und deutlich markierten Situationen. Über P.'s Arbeit haben bereits verschiedene gehandelt.[9]) Die Entstehung des Schauspiels, die sich nach Platens Tagebüchern (hrsg. von Laubmann & Scheffler II 1900, vgl. S. 1003) und Briefen (Werke Bd. VI 1853) genauer verfolgen läßt, ist am gründlichsten von M. Koch dargestellt. Den Aufbau der Handlung hat Heinze besser analysiert, der auch die Mängel der dramatischen Umgestaltung, besonders die Störung der Einheit in Zeit und Handlung gezeigt hat. Zettl hat nun auch hier nicht genügend darauf hingewiesen, wo der Dichter mit dem Original nicht übereinstimmt. So z. B. daß Nicolette sich aus dem Arrest nicht durch Herablassen an zusammengeknüpften Tüchern befreit, sondern dadurch, daß sie bloß aus dem Fenster steigt und an den Spalieren des Hauses herabklettert. In der Unterredung mit dem gleichfalls in Arrest gesetzten Geliebten gibt sie bei Platen den Wald als ihr Ziel an und scheidet von ihm, ohne ihm ihre Locke zugeworfen zu haben, während er im Original dem Walde zureitet ohne zu wissen, daß sie sich hier befindet. P. mochte Nicoletten wohl nicht allein im Walde bleiben lassen, drum läßt er sie die Hirten bitten, zu einer ihrer Frauen oder Mütter gebracht zu werden. Das reizvolle Wiedersehen bei der Waldlaube läßt er daher fort. Nachdem Nicolette von Piraten ihrem Führer abgenommen worden ist, macht sich Aucassins Freund auf, deren Verfolgung aufzunehmen, und es gelingt ihm, sie sicher nach Beaucaire zu bringen. In der Cantefable flieht sie jedoch allein und aus eigener Initiative aus ihrer Heimat, während bei Platen ihr zweiter Bräutigam hochherzig die Flucht veranlaßt. Darin, daß Zettl (wie auch Brunner) sagt, Nureddins Edelmut überschreite hier die Grenzen des Erlaubten, kann ich ihm durchaus nicht beistimmen (ebenso Heinze). Auch in eines Heiden Brust kann ein Herz schlagen, das mehr an das Glück der Geliebten als an sich selbst denkt. — Es sei endlich, da für uns nicht ohne Interesse, noch mitgeteilt, daß, als Platen am 22. Oktober 1825 in Stuttgart

---

[9]) Brunner S. 27—29; Wagner, *Aucassin et Nicolette... comme modèle de Treue um Treue* (Progr. Arnstadt 1883) S. 15—18; Heinze, *Platens romantische Komödien* (Diss. Marburg 1897) S. 42—50, bes. S. 45 ff., und M. Koch, *Platens Werke* (Hessesche Ausg.) Bd. IX 1909 S. 28—32.

bei Schorn in kleinem Kreise „*Treue um Treue*“ vorlas, ein Dichter, der sich einst selbst mit der Fabel gründlich beschäftigt hatte, zugegen war: Ludwig Uhland.

Zettl orientiert endlich noch über die Aucassin-Übersetzungen von O. L. B. Wolff,[10]) Bülow, die vortreffliche von W. Hertz, die von Gundlach und Sallwürk.

Einige weitere deutsche Bearbeitungen der Singemäre sind Z. entgangen und sollen im folgenden betrachtet werden. Den ältesten aller Versuche, die Geschichte von Aucassin und Nicolette in Deutschland bekannt zu machen, hat Gerhard Anton von Halem (1752-1819) unternommen.[11]) Das von Boie herausgegebene *Deutsche Museum* brachte von ihm im Juniheft 1787 auf Seite 489—504 als Leitartikel „*Die Mähr von Aucassin und Colette*“. Halem war u. a. 1786 sowohl mit einem für die Bühnenaufführung ungeeigneten historischen Trauerspiel „*Wallenstein*“ als auch mit einem Trauerspiel nach Äschylus „*Agamemnon*“ hervorgetreten, zählte von 1779—1802 zu den Mitarbeitern des Göttinger Musenalmanachs und hat sich besonders als historischer Schriftsteller einen noch heute geachteten Namen erworben. Band I der *Fabliaux ou contes du 12e et du 13e siècle* von Le Grand d'Aussy (Paris 1779) hatte ihn zu einer Bearbeitung des „*Ritter Lanval*“ der Marie de France angeregt, die 1787 im Maiheft des *Deutschen Museums*, zu dem er bereits seit 1778 verschiedentlich Beiträge geliefert hatte, erschien. Durch den (auf S. 180—217) den Aucassin enthaltenden Band II der *Fabliaux* war er auf diesen Stoff aufmerksam geworden und begann alsbald eine durch poetische Einlagen unterbrochene Nacherzählung der Cantefable. Es ist vielleicht diese Arbeit gemeint und bereits vollendet gewesen, als Friedrich Leopold Graf zu Stolberg seinem Freunde Halem am 23. Februar 1787 aus Neuenburg brieflich seine Freude über die vollendete Nachbildung eines Stücks aus den *Fabliaux* aussprach. Auch Boie, der Herausgeber des Museums, hatte von diesem Versuch gehört und schrieb dem Verfasser aus Meldorf am 5. März 1787: „Ich muß ... gleich Sie bitten, uns doch ja Nicolette la douce amie que j'aime tant zu geben. Beyde Stücke hatte auch ich mir in den Fabliaux ausgezeichnet, und den Vorsatz, das Letztere selbst auszuarbeiten. Ich bin nun froh, daß ichs nicht gethan habe.“ Halem sandte seine Arbeit dann an Stolberg, der ihm unter dem 27. März 1787 aus Neuenburg folgendes darüber

[10]) Auch abgedruckt (aber ohne die Vorbemerkung und Noten) in Wolff's *Schriften*, Bd. I Jena 1841, S. 115—156. — Über W. vergl. Goedekes *Grundriß* III 1881 S. 1151 ff.

[11]) Über Halem vgl. Goedekes *Grundriß* V Abt. 2 (1893) S. 428; *v. H.'s Selbstbiographie nebst Briefen an ihn* (1840) S. 151, II 50, 52, 54, 56 f.

schrieb: „Hier haben sie den wackern Aucassin und die Milde so lieb. Ich habe ihn gestern Abend meinen Weibern vorgelesen. Wir danken Ihnen diesen schönen Ohrenschmaus. Aber die Weiblein zürnen, daß das Liedel der Schildwach ausgeblieben ist, und mir deucht, sie haben Recht. Sagen Sie mir nicht etwa, daß dafür die lieblichen Amoretten hinzugekommen; sie sind allerliebst, konnten aber gar wohl mit dem Liedel bestehen. Eine solche Schildwach ist Amoretten nicht im Wege. Die Lieder sind schön gerathen; nur hie und da scheinen mir einige Constructionen etwas hin und her geworfen, in den Liedern und in der Prosa. Das „steckt dir das verzweifelte Mädchen im Kopfe" scheint mir nicht in der edleren alten Naivetät, die im Ganzen herrscht. Auch die Betrachtung, daß Schwärmerey ansteckt, scheint mir hier nicht am rechten Ort. „Der Furchtgetriebene Lauf" ist dies einfach genug? „Versiegen" haben Sie als ein Verbum activum gebraucht. — Das sind quae censet amiculus, ut si coecus iter monstrare velit." Im April wanderte das Manuskript weiter an Boie, der am 16. April 1787 aus Meldorf antwortete: „Ihren Aucassin und Colette erhielt ich gestern, las ihn gerne, und habe ihn gleich heute in die Druckerey geschickt. Die Naivetät des Originals hat, wie mich dünkt, in Ihrer Einkleidung nicht verloren. Besser noch werden das die Damen beurtheilen."

Halem hat, wie bereits erwähnt, seiner Arbeit die Erzählung Le Grands zugrunde gelegt,[12]) die selbst nur eine gekürzte Prosawiedergabe der neufranzösischen Übersetzung Sainte-Palayes ist. Er ist jedoch von seiner Vorlage in verschiedener Beziehung (nach Form und Inhalt) abgewichen. Einmal hat er es an einigen Stellen (zur Einleitung, bei Mono- und Dialogen der Liebenden und für Nicolettes Spielmannslied vor Aucassin) vorgezogen, das, was er zu sagen hatte, lyrisch wiederzugeben, zweitens hat er das, was seine Vorlage ihm bot, gelegentlich erweitert. Wie G. Paris versetzt er die Handlung in das Ende des 12. Jahrhunderts. Als Nicolette sich durch Herablassen an einem Seil ihrer Haft entzieht, ist sie von Amoretten umgaukelt, was Stolberg nicht tadelte. Sie wirft dann bei ihm ihre Locke erst in Aucassins Gefängnis beim Herannahen der Scharwache und ergreift ohne Abschied sofort die Flucht, während auch Le Grand hierin mit dem Original übereinstimmt. Das fortgelassene Schildwachlied hat Halem trotz Stolbergs Monitum nicht eingeschaltet, obwohl er die übrigen von diesem gerügten Mängel verbessert hat. Er läßt den Vasallen Aucassins Vater durch falsche Briefe davon überzeugen, daß Nicolette in der Fremde gestorben sei. Daß Aucassin sie dann noch sucht, ist weniger motiviert als in der Cantefable, wo sie nur als verschwunden bezeichnet wird. An

[12]) Wie dieser nennt er z. B. den Grafen von Valence Bongars.

der von Nicolette errichteten Laube erblickt der ankommende Aucassin allenthalben die Namen Aucassin und Nicolette, aus Myrtenlaub geflochten, und an der Laube ein kleines Täfelchen, auf dem ein Vers stand. Nachdem das Paar aufgebrochen und in die Nähe des Meeres gelangt ist, läßt Halem sie bei Marseille auf des heiligen Ludwigs Flotte stoßen, mit ihr nach Palästina ziehen und Nicolette Helm und Panzer tragen. Auf einem Vorstoß, den König Ludwig von Damiate nach Kairo hin unternimmt, geraten sie in Gefangenschaft. Der mächtige Heidenkönig, dem Nicolette von ihrem Vater vermählt werden soll, wird bei Halem zu einem „Bassen Amadab". Nachdem Nicolette die Geschichte ihrer Liebe Aucassin vorgesungen hat, läßt Halem, den es wohl nicht befriedigen mochte, daß sie in der Cantefable den Geliebten verläßt, um erst ihr Gesicht wieder kenntlich zu machen und sich acht Tage zu pflegen, schon hier die Erzählung in folgender Weise schließen:

Er (A.) bebte die Marmorstufen hinab. „Colette! du Milde! du bists" — „Aucassin! du liebst mich noch". — Sie riefen es und sanken sich freudeweinend in die Arme.

Halems Nachbildung ist späterhin noch öfters gedruckt worden. Sie ist auch enthalten in:

1. v. Halem, *Poesie und Prosa*, Hamburg 1789, S. 158—178 und hier der Gräfin Agnes zu Stolberg gewidmet.

2. v. Halem, *Kleine prosaische Schriften*, Bd. I Erzählungen, Münster 1803, S. 28—62; das Titelkupfer, nach J. H. Ramberg von Meno Haas in Berlin, stellt den Moment des Wiederfindens der Liebenden dar.

3. O. L. B. Wolff, *Enzyklopädie der deutschen Nationalliteratur*, Bd. III. Leipzig 1838, 4⁰, Art. v. Halem, S. 355—358. Der von Wolff wiedergegebene Text ist entnommen dem Abdruck von 1803.

Der zweite Abdruck in der *Poesie und Prosa* erfuhr stellenweise kleine stilistische Veränderungen, auch wurden in Nicolettes Spielmannslied Vers 4 verbessert und nach Vers 8 zwei Verse eingeschaltet. In dem dritten, kaum veränderten Abdruck von 1803 sind besonders die Absätze markiert worden.

Entgangen sind Zettl noch drei neuere Aucassin-Übersetzungen, nämlich a) die von S c h ä f e n a c k e r (Halle 1903), die die Laissen erst assonierend und dann gereimt wiedergibt. Sie findet sich in Hermann Suchiers Ausgabe verzeichnet, von der Z. nur eine ältere Auflage vorgelegen zu haben scheint.

b) die von Richard Z o o z m a n n (Dresden 1905).[13])

c) die von Paul H a n s m a n n in: *Altfranzösische Novellen*, ausgewählt und eingeleitet von Paul Ernst, Bd. I (Leipzig 1909).

---

[13]) Mir nur aus dem Zitat in Goedekes *Grundriß* VIII S. 689 und bei M. Koch (a. a. O.) bekannt.

S. 144—211. Die Übersetzung, die den Helden Aucasin nennt und mit Noten versehen ist, bringt die Laissen ungereimt.

Als neueste Übersetzung der Cantefable ist endlich die von F. v. Oppeln-Bronikowski (Leipzig 1911) zu nennen. Sie ist mit einer guten Einleitung versehen, gibt die Laissen in flüssiger Sprache und gereimt wieder, ist billig und geschmackvoll ausgestattet. Nächst Hertz ist sie die beste und getreuste von allen deutschen Aucassin-Übersetzungen. Sie hat (im Gegensatz zu Hertz) bei den lyrischen Stücken die Zeilenzahl des Originals meist beibehalten, doch soll dieser Äußerlichkeit eine größere Bedeutung nicht beigelegt werden.

Wenn ich das Resultat der vorstehenden Ausführungen zusammenfasse, so komme ich zu folgendem Ergebnis. Zettl hat mit seiner Arbeit einen dankenswerten Beitrag zur vaterländischen Literaturgeschichte geliefert, und zwar schon (freilich keineswegs einzig und allein) aus dem Grunde, weil er ein bisher wenig bearbeitetes Gebiet selbständig und im Zusammenhange untersucht hat. Den Einfluß von Aucassin und Nicolette auf die deutsche Literatur hat er im wesentlichen dargelegt und gern bin ich seiner anziehenden Darstellung gefolgt. Der Freund der Cantefable und der Literaturgeschichte möge daher diese bescheidene Abhandlung nicht übersehen. Einige Stellen aus dem Gebotenen habe ich herausgegriffen und gezeigt, daß die Schrift in manchen Punkten der Ergänzung bedarf und der Verfasser von einigen Nachbildungen leider nicht Kenntnis gehabt hat. Dieser Mangel kann aber nur zum Teil den Schwierigkeiten zugeschrieben werden, die das Entferntsein vom Sitze einer größeren Bibliothek der wissenschaftlichen Forschung bereitet. Obwohl die Schrift eine weitere Gesichtspunkte heranziehende literarische Würdigung nicht bietet, so enthält sie doch manche Anregung und macht einen beachtenswerten Versuch. Es sei daher dem Verfasser für die für seine Arbeit aufgewandte Mühe gedankt.

Halle a. S. WOLFRAM SUCHIER.

L'Enfant sage. (Das Gespräch des Kaisers Hadrian mit dem klugen Kinde Epitus). Die erhaltenen Versionen herausgegeben und nach Quellen und Textgeschichte untersucht von Walther Suchier. (Gesellschaft für romanische Literatur, Band 24). Dresden 1910 [XIII + 612 pages in-8^0 raisin].

Pour apprécier ce livre en connaissance de cause il faudrait être versé dans huit philologies différentes. Les textes que M. W. Suchier publie ici appartiennent en effet à huit langues, à savoir le latin, le français, le provençal, le castillan, le catalan, le portugais, le breton et l'anglais. Je suis très loin de posséder cette culture polyglotte et je ne puis juger que les textes latins,

français et provençaux. Ils sont publiés et commentés avec un soin qui ne laisse rien à désirer. Aussi n'a-t-on guère d'observations à présenter à leur sujet. En voici une cependant. Au § 43 de „*Adrianus et Epictitus*", M. W. Suchier imprime: „*Quid est quot ad unum vadit et ad unum redit? — Pluvia.*" Dans le commentaire, il propose de corriger le premier *ad unum* en *ab uno*, et voit dans cet *unum* le ciel d'où l'eau tombe et où elle retourne en s'évaporant. Mais ainsi comprise, la phrase cesserait d'être latine. *Unus* s'oppose en latin à *duo*, *plures*, et la question posée ne comporte point une telle opposition. Il faut évidemment lire, sans rien changer au manuscrit, mais en en interprétant convenablement la graphie: *Quid est quot ad imum uadit et ad imum redit.* La pluie tombe *(uadit ad imum)*, et les eaux pluviales s'écoulent en suivant les pentes du sol.

Il n'y a pas non plus grand'chose à ajouter au commentaire de l'auteur. Seule, la note sur le § 52 de la version catalane appelle une remarque. On y fait observer que, dans les langues romanes, la forme (latinisée) usuelle du vocable *Architriclinus* est *Architiclinus*, mais on n'explique pas cette chute d'*r*. C'est un cas on ne peut plus intéressant de dissimilation d'un phonème sous l'action combinée de deux causes distinctes. L'*r* du groupe *-tr-* ne peut pas subsister à cause de l'*r* de *Ar-* (loi XV de M. Grammont), et il ne peut pas devenir *l* (traitement normal) à cause de l'*l* de *-clínus* (loi II de M. Grammont): il tombe donc.

L'étude publiée en tête du volume est aussi très soignée. Trop soignée même. M. W. Suchier ne nous fait grâce d'aucun détail, si insignifiant soit-il. Il ne lui suffit pas d'énumérer les dix-sept éditions imprimées qu'on a données de l'*Enfant sage* depuis le seizième siècle jusqu'à nos jours. Il les classe, et après les avoir classées, il nous donne encore une „*Textgeschichte*"!

A cette réserve près, je n'ai qu'à louer l'auteur de son Introduction. Elle est consacrée à l'étude des sources de l'*Enfant sage* et à l'histoire de son texte. L'étude des sources aboutit à une conclusion assez intéressante. Ce qu'on est convenu d'appeler la version brève de l'Enfant sage est, en réalité, un ouvrage tout à fait distinct de la version longue. Aussi l'auteur laisse-t-il de côté cette version brève qui n'est qu'une traduction d'un dialogue latin (*Adrianus et Epictitus* comme l'appelle M. W. Suchier) pour ne s'occuper que de la version longue qui est une compilation composée à l'aide du dialogue précité, d'un autre dialogue connu sous le nom de *Disputatio Adriani Augusti et Epicteti Philosophi* et de quelques autres écrits de moindre importance.

On ne possède pas moins de seize rédactions de cette compilation. Après les avoir classées, M. W. Suchier essaie de se représenter les états successifs de l'ouvrage. Malheureusement, son classement est sujet à caution. Pour nier la parenté de la

rédaction *Y* avec le groupe η, il se fonde, p. ex., sur le fait qu'*Y* ne contient pas une omission caractéristique d'η, en oubliant que cette version est ici interpolée à l'aide d'un texte qui permettait, suivant toutes les vraisemblances, de réparer l'omission dont il s'agit. — Au sujet de la rédaction *F*, M. W. Suchier a varié d'opinion. Dans sa *Habilitationsschrift*, il estimait que *F* formait groupe avec ε contre ES^1. Aujourd'hui, il est d'avis de grouper ES^1 et *F* contre ε. Les deux classements se valent, c'est à dire qu'ils se détruisent mutuellement. — Les rapports des trois manuscrits provençaux *A*, *B*, *C* ne sont pas mieux établis. M. W. Suchier veut qu' *A* et *B* forment groupe contre *C*. Mais il n'arrive à maintenir ce groupement qu'en recourant à une hypothèse désespérée, à savoir qu'*A* aussi bien que *B* utilisent des sources „secondaires" à l'aide desquelles ils corrigent les fautes de l'archétype de la famille, fautes attestées tantôt par l'accord de *B* et *C*, tantôt par celui d'*A* et *C*.

Si le classement de M. W. Suchier semble factice, je doute qu'on puisse en proposer un meilleur: le problème paraît bien être insoluble.

Paris. JEAN ACHER.

Die **Noblessen von Bretagne** nach den Handschriften Paris, Bibliothèque de l'Arsenal n^0 2570, Rennes n^0 74 und Haag O. 154. Diplomatische Abdrucke mit deutscher Übersetzung, ergänzender Einleitung und Glossaren von H. L. Zeller. (Sammlung älterer Seerechtsquellen, Heft 7), Berlin, in Kommission bei R. L. Prager, 1911. [22 pages in-8^0 raisin].

Travail d'amateur. De puériles artifices typographiques sont censés reproduire les particularités paléographiques de trois manuscrits (XV—XVI s.) d'un texte dont on possède depuis longtemps une édition convenable (dans Planiol, *La très ancienne coutume de Bretagne*, Rennes 1896).

Paris. JEAN ACHER.

Oulmont, Charles. *Les Débats du Clerc et du chevalier dans la litt. poét. du moyen âge.* Étude historique et littéraire suivie de l'édition critique des textes et ornée d'un fac-similé. Paris, Champion 1911. XVI u. 234 S. 8^0.

Das Hauptverdienst dieser Publikation liegt in der Zusammenstellung einiger mittellateinischer und altfranzösischer poetischer Texte, die alle dasselbe Motiv behandeln, nämlich den Streit, ob im Minnedienst dem Kleriker oder dem Ritter der Vorzug gebühre. Es sind die folgenden Stücke:

1. Das *Concilium in Monte Romarici*, zum erstenmal veröffentlicht von Waitz in der *Zeitschrift f. deutsches Altertum*, Bd. VII.

2. Die bekannte und oft edierte *Altercatio Phyllidis et Florae.*

3. *Le jugement d'Amours* oder *Florence et Blancheflor*, zum erstenmal herausgegeben von Barbazan und Méon im 4. Bd. der *Fabliaux et Contes*, sodann von Wolf, in den *Denkschriften der Wien. Akad.* 1864. Daneben erwähnt der Verf. S. XIII eine von Wolf besorgte Ausgabe mit dem Datum 1860, die vermutlich einem Druckfehler ihre Existenz verdankt. Überhaupt kann ich, angesichts der großen Fahrlässigkeit, mit der einige Teile des Buches gearbeitet sind, nicht für die Richtigkeit aller Zitate einstehen; denn ich habe sie nur teilweise verifiziert.

4. *Hueline et Aiglantine*, herausgegeben von Méon im *Nouveau recueil de fabl. et contes*, Bd. I, Paris 1823.

5. *La geste de Blancheflour et Florence*, herausgegeben von P. Meyer, *Romania*, Bd. 37, 1908, S. 224 ff.

6. *Melior et Ydoine*, ebenfalls von P. Meyer, *Romania* 1908, S. 237 ff. herausgegeben.

Es folgen zwei erotische allegorische Lehrgedichte, die das Motiv des Débat nur noch nebenher und als fernen Anklang verwenden:

7. *Li fablel dou Dieu d'Amors*, veröffentlicht von A. Jubinal, Paris 1834 und eine wenig davon abweichende Dichtung:

8. *Vénus, la déesse d'Amour*, herausgegeben von W. Foerster, Bonn 1880, von der uns der Verf. übrigens nur eine prosaische Inhaltsangabe mit poetischen Textproben gibt.

Oulmont hat sich nun aber nicht mit einfacher Reproduktion der gedruckten Texte begnügt; er hat sich, fast bei allen Stücken, die Mühe genommen, auf die Handschriften, soweit sie ihm erreichbar waren, zurückzugehen und durch Kollation mit den modernen Drucken seine Texte zu verbessern. Leider sind bei diesem höchst lobenswerten, tief gründlichen und allen textkritischen Vorgängern mißtrauenden Verfahren, die Texte, wenigstens diejenigen, die ich kontrolliert habe, nicht etwa sicherer und klarer, sondern sehr viel fehlerhafter und unverständlicher geworden. Der Herausgeber arbeitet im Prinzip mit der peinlichsten Schärfe und Genauigkeit, in Wirklichkeit aber mit unverzeihlicher Nachlässigkeit und Gedankenlosigkeit. Der philologische Apparat, der hier in Varianten und Anmerkungen sich ausbreitet, ist wohl nur dazu da, um dem arglosen Leser und dem oberflächlichen Kritiker ein gehöriges Vertrauen einzuflößen; womit denn freilich eine seiner wichtigsten Funktionen vom Verf. richtig erkannt und ebenso zweckmäßig gemißbraucht wäre. Es ist mir übrigens nicht gelungen, zu entscheiden, ob der Verf. mit seinen textkritischen Künsten nur uns oder am Ende auch sich selbst etwas vorgemacht hat; ob

er Spekulant oder Opfer ist, oder, da man in solchen Fällen immer beides zugleich zu sein pflegt, ob er eher das eine als das andere — oder umgekehrt — ist.

Der erste Text und namentlich dessen französische Prosaübersetzung, sprechen für die zweite Auffassung; denn hier gibt der Verf. sich die offenkundigsten Blößen. Nur einige wenige Beispiele! Die Verse, die nach der falschen Zählung Oulmonts als 133 und 134 bezeichnet werden müßten, lauten bei Waitz:

> Quotquot oblectamina viro debet femina,
> Idem proposuimus et voto firmavimus.

Die Hs. schreibt *virgo* für *viro*, was Oulmont nicht erwähnt; er übernimmt stillschweigend die Waitzische Korrektur. Vom folgenden Verse aber behauptet er, er enthalte in der Hs. *vero* (statt *voto*, was ich mit Rücksicht auf Waitz' Stillschweigen bezweifle) und Waitz schreibe dafür *voro* (!); er selbst setzt in seinem Text *vero*, überträgt aber: „telle est notre résolution, et nous l'avons confirmé *par un vœu.*" — Es dürfte schwer sein, mit einfacheren Mitteln und auf kleinerem Raum eine größere Verwirrung zu bewerkstelligen. Am Schluß des Bandes stehen über fünf engbedruckte Seiten *Addenda et errata*, wo man über diesen wie noch über viele andere Punkte vergeblich nach Aufklärung sucht. — Vers 171 lautet in der Hs.: *Nec si peccent amplius* usw., bei Waitz richtig korrigiert: *ne sic peccent amplius*, bei Oulmont aber *ne(c) sic*, nicht, wie man erwarten sollte: *ne(c) si[c].* Den unverständlichen, völlig verdorbenen Vers 219: *Luna dies celebris trahat vos de tenebris* reproduziert und übersetzt der Verf., ohne mit der Wimper zu zucken: „*Que la lune, que le jour brillant se changent pour vous en ténèbres.*" ! Die nächstliegende Korrektur wäre wohl, statt *Luna*, *nulla* zu schreiben. — Ein neckisches Spiel wird mit Punkten, Strichpunkten, Beistrichen und Anführungszeichen getrieben, wobei die französische Übersetzung meist einen andern Weg geht als der lateinische Text. Diese Übersetzung wäre besser unterblieben, wie man aus der folgenden Kraftprobe ersehen mag:

> Qui student milicie nobis sunt memoriae,
> eorum et milicia placet et lascivia.

Ceux qui s'exercent au métier des armes sont dans notre souvenir. Ils aiment la guerre et le plaisir.

Die folgenden Texte, obgleich nicht frei von offensichtlichen Druckfehlern und Versehen, scheinen etwas besser behandelt zu sein. Näher habe ich nur noch die Stücke 5 und 6 mit der Ausgabe P. Meyers verglichen. Dabei hat sich gezeigt, daß der Kommentar immer nur dort gut ist, wo er P. Meyer reproduziert und daß die Streichungen sowohl wie die Zusätze meist eine Verschlechterung bedeuten. — Mit welcher Eilfertigkeit der Druck der Texte besorgt wurde, mag man schließlich noch

aus der Unordnung in den Seitenüberschriften p. 107—121 und 157—222 ersehen.

Nicht viel günstiger ist der Eindruck, den die literarhistorische Untersuchung (S. 1—52) macht. Guter Wille, ausgebreitete Kenntnisse und ein gewisser geschäftiger Fleiß dürfen weder hier noch dort verkannt werden; aber es fehlt die Gründlichkeit und das Verständnis für literarhistorische Fragen. Anstatt die einzelnen Gedichte, Stück für Stück, und zunächst einmal jedes für sich in seiner geschichtlichen Besonderheit und Einzigartigkeit zu betrachten, zerlegt sie der Verf. gleich alle zusammen in einen Rahmen, in einen Inhalt (Débat) und in eine Reihe von Einzelmotiven. Diese zerschnittenen Glieder ordnet er dann in der Weise zusammen, daß die teilweisen Ähnlichkeiten der verschiedenen Gedichte auf gemeinsame Ursprünge zurückgeführt werden. Ähnliche Maschinenteile, scheint er sich gesagt zu haben, wenn sie auch in den einzelnen Mechanismen verschieden funktionieren, stammen aus gemeinsamer Fabrik. „*Le cadre est utile aux poètes, et devait plaire à leurs lecteurs: sans ce cadre, peut-être on n'eût pas goûté le débat. Celui-ci prend grâce à celui-là les allures d'un conte. Mais il importe de n'être pas dupe du procédé, et de faire avec netteté la part des deux éléments.*“ So wird denn nach dem Wahlspruch: Man darf sich vom Dichter nicht nasführen lassen, denn dieser ist ein Dieb! die Quellen-Forschung betrieben.

Dabei wird die Entdeckung gemacht, daß das Motiv des Rahmens, nämlich die Frühlingslandschaft als Szene für das Liebesgespräch, zum erstenmal im hohen Lied zur Verwendung kommt. „*Ainsi, dès l'origine, le printemps, la nature, le verger servent de cadre au poème de l'amour*“; — ferner, daß die Schilderung des goldenen Zeitalters der antiken Dichter mit der Darstellung des irdischen Paradieses der christlichen zusammengeflossen ist und was dergleichen gelehrte Trivialitäten mehr sind. Man darf sich gratulieren, daß der Verf. die religions- und literarhistorischen Beziehungen zwischen Ostern, Pfingsten und den heidnischen Frühlingsfesten zu verfolgen vergessen hat. Denn er liebt es, gerade den allgemeinsten, fernsten, abstraktesten und blassesten Beziehungen durch alle Länder und Jahrhunderte nachzugehen.

Unter dem Vorwand der weitgehendsten und gründlichsten Quellenforschung gelingt es ihm, unbehelligt und glatt an den wahren, besonderen und eigentlichen Fragen seines Gegenstandes vorbeizukommen.

Der Streit zwischen Ritter und Kleriker wird durch eine umständliche allgemeine Schilderung der Sitten des abendländischen Klerus im Mittelalter beleuchtet. Ein großes Aufgebot von Dokumenten, die der Verf., wenn er die bekanntesten kulturhistorischen Arbeiten zu Rate gezogen hätte, sich ersparen konnte.

Es kommt ihm aber darauf an, urkundlich fest zu legen, daß z. B. *en Allemagne, les clercs aiment les jeunes filles comme en France* (S. 33) u. dgl. Von dem ganzen Abschnitt „*le Clerc et le chevalier*" gehören nur etwa die $1^1/_2$ letzten Seiten (37 f.) zur Sache.

Nach all dem ist es nicht zu verwundern, wenn auch das dritte literarhistorische Kapitel *(le débat)* keine sonderlichen Ergebnisse bringt und nur äußerlich beschreibend und vergleichend um die Dinge herumgeht. Erst im 4. Kapitel entschließt sich der Verf. den einzelnen Gedichten auf den Leib zu rücken. Er bemüht sich um eine nähere Datierung des 1. Stückes. Daß dabei der päpstliche Erlaß vom 17. März 1151 gegen die Abtei von Remiremont als beweiskräftige Stütze dienen kann, muß ich bezweifeln. Vor allem aber sollte man sich hüten, das Datum des ersten Stückes mit dem des zweiten in Verbindung zu bringen. Das erste scheint, wie der Verf. das Verdienst hat, wahrscheinlich gemacht zu haben, auf lokale und persönliche Verhältnisse anzuspielen, und wir dürfen es mit einigem Recht vielleicht in die Mitte des 12. Jahrhunderts und in die Nähe von Remiremont legen; das zweite Stück aber, die entzückende *Altercatio Phyllidis et Florae* schwebt immer noch als ein duftiges poetisches Rätsel über Zeit und Raum. Die Bemühungen französischer Gelehrter, dieses Kleinod für sich zu gewinnen und als ein Erzeugnis ihrer höfischen Dichtung erscheinen zu lassen, überreden mich nur zur Hälfte. Mögen immerhin sich Berührungspunkte mit der höfischen Epik Frankreichs annehmen lassen, so ist darum das Gedicht noch lange nicht „*courtois à la façon des poèmes d'amour qui furent écrits en France dans la seconde moitié du XII^e^ siècle.*" Jakob Burckhardt, dessen künstlerischem Spürsinn ich mehr glaube als der alexandrinischen Zettelgelehrsamkeit von heute, schrieb im Jahre 1860 von der Phyllis: „Hier ist eine Renaissance der antiken Weltanschauung, die nur um so klarer in die Augen fällt neben der mittelalterlichen Reimform."

Das Kapitel über Sprache und Vers der französischen Texte bringt wenig Nennenswertes und hätte sich, angesichts seiner fragmentarischen, okkasionellen und sekundären Natur, etwas bescheidener und sehr viel bequemer in der Form von Anmerkungen unter den jeweiligen Texten ausgenommen.

München. KARL VOSSLER.

Heyl, Karl. *Die Theorie der Minne in den ältesten Minneromanen Frankreichs.* Marburger Beiträge zur romanischen Philologie, herausg. von Eduard Wechssler. Heft IV, Marburg a. d. Lahn, 1911. Verlag von A. Ebel. 8^0. XII + 209 S. 5.50 Mk.

Auf der Grundlage von Wechsslers Buch „*Das Kulturproblem des Minnesangs*“[1]) erhebt sich die Arbeit von Heyl „*Die Theorie der Minne in den ältesten Minneromanen Frankreichs*“. Mit einer Vertrauensseligkeit, die rührend zu nennen wäre, stände sie einem wissenschaftlichen Arbeiter nicht gar übel an, hat sich der seinem Thema ganz und gar nicht gewachsene Schüler in die zwar wohldurchdachten, aber z. T. sehr anfechtbaren und angefochtenen Meinungen seines Meisters hineingelebt, hat er rein äußerlich und unbeholfen auch die Methode des Lehrers nachzuahmen versucht und so das schlimme Zerr- und Trugbild einer wissenschaftlichen Untersuchung geliefert, das nunmehr als viertes Heft der Marburger Beiträge zur romanischen Philologie vorliegt.

Wechssler hatte in seinem Buche zu zeigen versucht, daß der höfische, zuerst in Südfrankreich entwickelte Frauendienst sich in innerem Widerstreit, ja in bewußter Opposition gegen die männlich-kriegerische Weltanschauung der Ritterschaft herausgebildet habe. Auch nachdem die Adeligen ihn einmal angenommen hätten, wäre er doch stets ein fremdes Reis auf dem Stamme ritterlicher Lebensart geblieben.

Die Vorstellung des Lehrers von einem Gegensatze zwischen frauenhaft-höfischer zu männlich-ritterlicher Weltanschauung setzt sich nun in der Anschauung des Schülers um zu der fixen, die ganze Untersuchung beherrschenden Idee von dem Gegensatze einer kriegerischen, ritterlichen, männlichen Kultur des französischen Nordens zu der friedlichen, höfischen, frauenhaften Kultur des Südens. Im Norden waren Tapferkeit und Ehre die Ideale der Ritter, im Süden Minne und Frauendienst die Ideale der dem Ritterstande fernerstehenden Troubadours. Den Provenzalen lag Abenteuerfahrt und Waffenfehde fern, während die Nordfranzosen sie liebten.

Daß diese Vorstellung hinfällig ist, braucht nicht erst dargetan zu werden. Sie widerspricht allen geschichtlichen Tatsachen, wie jedermann, der sich mit diesen Fragen beschäftigt, aus dem Studium der wirklichen Verhältnisse und auch aus der Dichtung der Troubadours wissen sollte.

Wenn man von Unterschieden in der Zivilisation des Nordens und des Südens sprechen will, so muß man sich zunächst einmal über die gemeinsame Basis der gesellschaftlichen Organisation und über die Gemeinschaftlichkeit in den allgemeinen Anschauungen von Welt und Leben, über die Gleichförmigkeit des seelischen Erlebens der in Frage kommenden Menschenschichten klar werden, ehe man es unternimmt, nun die besonderen kulturellen Verhältnisse zu ergründen, die wirklich den Menschen des Nordens von dem des Südens unterschieden und geeignet sein

---

[1]) Band I *Minnesang und Christentum.* Halle a. S. 1909.

konnten, hier oder dort eigenartige Lebens- und Kunstformen zu erzeugen.

Solche unerläßliche Vorfragen kennt der Verfasser nicht. Für ihn gibt es ohne weitere Beweisführung zwei wesensverschiedene Kulturen in Frankreich, die ritterliche des Nordens und die höfische-frauenhafte des Südens. Was den Süden angeht, so vergißt er ganz, daß, wenn es im Süden keine spezifisch-ritterliche Weltanschauung gab, es auch keinen Gegensatz der höfisch-frauenhaften Bildung zu ihr geben konnte.

Also, der Minnedienst kam nach dem Norden, und es ergab sich, da dort eben ganz andere Verhältnisse obwalteten, ein Zusammenstoß der südlichen Bildung mit der des Nordens. Es kam zu einem Konflikt, es kam zu einer Synthese. Der Zusammenstoß der beiden Kulturen zeigt sich im höfischen Epos. Der Verfasser gibt als seine Aufgabe an, zu zeigen, wie in dieser Synthese nord- und südfranzösische Auffassung teils unvermittelt aufeinander stießen, teils zu einem neuen Ganzen verschmolzen worden sind.[2])

Wie es mit der Lösung dieser Aufgabe bestellt ist, wird die kritische Betrachtung der Arbeit zeigen. Hier sei zunächst festgestellt, daß der Konflikt, wie ihn der Verfasser sich vorstellt, überhaupt nicht besteht. Es stießen gar nicht zwei verschiedene Kulturen aufeinander. Es hatte sich nur, zeitlich zuerst im Süden, aus dem Rittertum heraus, als eine ihm eigene, aus seiner Verfassung heraus verständliche Lebensäußerung der Frauendienst und als literarische Form die Minnedichtung, in gewissem Zusammenhang mit gelehrten Einflüssen vermutlich, entwickelt. Es war eine geistige Bewegung, eine Mode, Ernst und Spiel innerhalb des Standes, sie erzeugte keine anderen Konflikte als solche, die jede Entwicklung für jeden Organismus beständig mit sich bringt, Konflikte als Bedingung der Entwicklung. Dieser neue Erwerb des südlichen Rittertums traf auf das nördliche und fand sogleich, ohne die allergeringsten Schwierigkeiten bei ihm Eingang, als in ein ähnlichen Lebensbedingungen unterworfenes Milieu. Er traf auf vorbereiteten Boden; denn an der allgemeinen Herausbildung des feudalen Barons zum Ritter nahm der Norden so gut wie der Süden, höchstens etwas langsamer, Anteil.

Konflikte gab es nicht zwischen zwei Kulturen. Konflikte nicht zwischen Norden und Süden, nicht zwischen Ritterart und

---

[2]) S. 8. Als Anmerkung zu der Bestimmung seiner Aufgabe fügt Verf. hinzu: „Den Nachweis dieser Entwicklung wird E. Wechssler im 2. Band seines Kulturproblems zu bringen suchen.“ Wenn dem so ist, welchen Zweck hat dann noch seine eigene Arbeit? Oder liegt der Nachdruck auf dem Worte E n t w i c k l u n g ? Dann hätte er doch mit seiner Arbeit über die Synthese besser gewartet, bis die Darstellung über die Entwicklung bis zu der Synthese erschienen wäre.

Frauendienst. Wenn es Konflikte gab, so konnten sie im Süden so gut wie im Norden entstehen. Zu allen Zeiten und aller Orten haben sich Konflikte ergeben zwischen den Gefühlen der Liebe und der Pflicht, zwischen persönlicher Leidenschaft und allgemeiner Sitte. Stets und stets sind Handlungen der Menschen aus Liebe in Konflikt geraten mit bestehenden sozialen Einrichtungen, mit Anschauungen über Recht und Schicklichkeit. Nicht immer bleiben die Erregungen, die das Liebesgefühl im Innern des Menschen loslöst, in vollkommener Harmonie mit den übrigen Kräften seines Wesens, mit den Idealen, die ihm teuer sind.

Es ist also durchaus nichts Verwunderliches, daß gelegentlich das Gefühl der Ehre und Tapferkeit in Konflikte mit der Minne geriet; dann nämlich, wenn das eine dieser Gefühle nur auf Kosten des andern sich behaupten oder in Taten umsetzen konnte. Mit dem Zusammenstoß einander fremder Weltanschauungen hat ein solcher Konflikt nichts zu tun. Der Grund der Konflikte liegt in individueller Veranlagung, in der Verwickelung eigenartiger Umstände, in der Entstehung von Zwangslagen, die eine Entscheidung in der oder jener Richtung fordern, er liegt in der Möglichkeit, daß die Wünsche des Herzens den Geboten der Pflicht gegenübertreten, und was derartige Gründe mehr sein mögen im wechselvollen Spiel und Ernst des mit Konflikten geladenen Lebens.

Der Verfasser jedoch kennt nur Weltanschauungsgegensätze und stellt sich die Entscheidung so vor, als ob eine Zeit lang im Norden das Gefühl für Ritterehre noch lebendig blieb, daß dann aber allmählich die Liebe als Siegerin aus dem Ringen hervorging, um in kurzer Frist, stufenweise, mit dem immer mehr sich vertiefenden Seelenleben, zu höchster Macht sich zu erheben. Widerstrebend im Kampfe sei die ältere, ritterliche Weltanschauung erlegen. Das Rittertum ging schließlich im Frauendienst auf (p. 4). Eine ganz unmögliche Vorstellung, daß Ritterart und Liebe nicht nebeneinander hätten bestehen können. Wie wenig tief übrigens dem Verfasser diese seine Entwicklungskonstruktion im Bewußtsein sitzt, beweist der Umstand, daß er ein paar Seiten später einen ganz anderen Ausweg gefunden hat. Er sagt dort: Das Verhalten der Ritter zu Frauenliebe endete schließlich in zweierlei. Entweder siegt ritterliches Wesen in der Seele des minnenden Ritters oder der Ritter geht in der Liebe auf. Zwischen diesen zwei Idealen schwankte das Rittertum, wie es wirklich war, hin und her.

Wie es wirklich war! Wo hat der Verfasser sich über das Rittertum, wie es wirklich war, unterrichtet? Nur aus einigen wenigen höfischen Romanen hat er seine Kenntnis von der Wirklichkeit gezogen. Aus dem Verhalten von Romanhelden wie Erec und Lancelot, ausschließlich aus dem Phantasieleben von Geschöpfen der Dichtung will er Schlüsse ziehen auf die Welt-

anschauung und das Verhalten des Ritterstandes in bezug auf Liebe und Ehre. Oder, noch deutlicher, beständig gehen ihm im Verlaufe seiner Arbeit Wirklichkeit und Dichtung, Leben und Spiel durcheinander. Hier und da kommt ihm wohl einmal das Bewußtsein, daß er zwei Welten vor sich hat, deren Beziehungen zu einander sorgfältig untersucht werden müßten, um zu haltbaren Schlüssen zu gelangen, aber nie hat er die Konsequenzen aus dieser ihm gelegentlich dämmernden Ahnung für seine Forschung gezogen. Im allgemeinen hält er sich an die Dichtungen und stellt auf seine Weise fest, in welcher Art in ihnen die Synthese von ritterlicher Kultur des Nordens und höfisch-frauenhafter des Südens zum Ausdruck kommt. Und zwar gelangt er zu folgendem, auf S. 9 vorweggenommenen Resultat: Es haben überwogen südfranzösische Buhlschaft im Lancelot und in der Flamenca. Nordfranzösische Ehe in Erec, Cligès, Yvain und in den Romanen des Gautier von Arras. In der Mitte steht als Übergang zu nordfranzösischer Dichtung mit ritterlicher Auffassung, aber südfranzösischer Buhlschaft der Tristan.

Dieses höchst verblüffende Ergebnis schlägt nun allen Ausführungen auf den wenigen vorhergehenden Seiten wie den späteren Auseinandersetzungen glatt ins Gesicht. Wenn der Verfasser vorher von Minne sprach, so meinte er doch immer jene höhere Auffassung von Liebe, welche nach Wechssler hervorragende Fürstinnen Südfrankreichs im Bunde mit begabten, höfischen Sängern ihren ritterlichen, männlich-rohen Standesgenossen allmählich beigebracht hatten. Und diese Minne der „dem Rittertum ferner stehenden Troubadours“ mit all ihren unsinnlichen, dem Geiste des Christentums entlehnten Attributen ist nun auf einmal „südfranzösische Buhlschaft“ geworden. Und solche Buhlschaft hätte erst den nordfranzösischen Rittern gelehrt werden müssen? Da mußten sie sich erst widerstrebend einer neuen, importierten Weltanschauung fügen? Ihre Weltanschauung erlaubte ihnen keine Buhlschaft? Nach des Verfassers Ansicht nicht. Erec, Cligès, Yvain, Ille und andere kannten nur die Ehe. Aber Cligès trieb vor der Ehe doch auch ein wenig Buhlschaft.

Der Tristan ist ein Übergang. Zu nordfranzösischer Dichtung. Ein Übergang von woher? Warum zu nordfranzösischer Dichtung? Etwa weil Tristan Isolde Weisshand ehelicht? Ein Übergang mit ritterlicher Auffassung. Wovon? Ein Übergang, mit südfranzösischer Buhlschaft. Ist also der Kern der Tristansage südfranzösischen Ursprungs? Oder handelt es sich nur um den Tristan des Thomas? Oder des Béroul? Oder des Prosaromans? Oder des unbekannten Verfassers, ohne dessen Gedicht, nach Bédier, alle anderen uns bekannten Tristan-Dichtungen nicht zu denken sind? Genug der Fragen. Ein Narr fragt mehr, als zehn Weise beantworten können. Soviel geht aber sicher aus

den vielen Fragen hervor: Der Verfasser ist sich nicht klar über den Begriff, dessen Theorie im Minneroman er behandeln will. Und so kann die Verwirrung nicht ausbleiben, wie gleich ersichtlich wird.

Die Troubadour-Auffassung der Minne konnte, so heißt es, nicht unverändert von den Rittern übernommen werden. Das Verhältnis des Ritters zur Geliebten war natürlich, das des Troubadours unnatürlich. Der dem Troubadour etwa zuteil werdende Lohn freundlicher Blicke genügte dem Ritter nicht. Wenn sich im höfischen Epos der Ritter von so kargen Gunstbezeugungen befriedigt und entzückt zeigt, so wundert uns das; denn es paßte nicht in den Lebenskreis. Doch diese Verwunderung des Verfassers über die Genügsamkeit des Ritters legt sich schnell; denn er stellt fest, daß nur ein Teil der Ritter genügsam ist, nämlich allein in der südfranzösischen Dichtung. Lancelot und Flamenca sind die einzigen Romane, in denen anfangs dieser geistige Minnesold den Ritter befriedigen muß.

Bisher hat die Dichtung von Lancelot noch nicht als ein südfranzösisches Werk gegolten. Ebenso ist es unrichtig, daß Lancelot sich anfangs mit geistigem Minnesold begnügt. Lancelot ist aus Liebe zur Königin zu allem fähig, er würde sich auch mit dem kargsten Lohn begnügt haben. Aber in dem ersten Augenblicke, da er sich ihr nahen darf und von ihr freundlich aufgenommen wird, bittet er um eine geheime Zusammenkunft. Und ohne allzu große Schwierigkeiten gewährt ihm die Königin die realsten Liebesfreuden. Wer weiß, ob überhaupt zum erstenmal; denn über die Beziehungen der beiden Liebenden vor dem Beginn der eigentlichen Romanerzählung wissen wir nichts. Doch hindert uns nichts, sie uns so intim wie möglich zu denken. Da im Roman die Liebenden anfangs räumlich getrennt waren, so mußte sich Lancelot wohl oder übel anfangs mit Nichts oder mit seiner Sehnsucht und Verzückung begnügen. Weitere Bedeutung hat dieses „anfangs" nicht.

Ebenso ist es mit der Flamenca. Nichts Geistiges befriedigt Rittersmann wie Rittersfrau. Beide streben von Anfang an nach realer Befriedigung ihrer Liebe. Das wird ihnen durch die strenge Haft der Dame sehr erschwert. Wochen und Monate können sie sich nur während der Messe sehen, und nur einer von ihnen kann in schneller Heimlichkeit ein oder zwei Worte zum anderen sprechen. Und dieser Verkehr hat als Hauptzweck, die ungestörten Stunden ihres Beisammenseins, in denen dann der überlistete Gatte betrogen wird, vorzubereiten. Wenn sie sich so lange an Blicken und verstohlenen Berührungen genügen lassen, so geschieht das durch Zwang, beruht auf keiner hohen, spirituellen Liebesauffassung. Es ist ganz töricht, die Flamenca in Gegensatz zu Epen zu setzen, in denen das Endziel das Ausleben heißen

Verlangens ist. Das ist gerade in der Flamenca der Fall. Es ist überhaupt töricht, immer Flamenca und Lancelot als zusammengehörige Gruppe den anderen Epen gegenüberzustellen. Die Berührungspunkte zwischen diesen beiden Romanen sind nur solche, wie sie auch zwischen anderen höfischen Romanen vorhanden sind und in der Darstellung des neuen schwärmerischen Liebesideals ihren Grund haben. Das beiden Romanen gemeinsame Element des Ehebruchs spielt doch in ihnen eine ganz verschiedene Rolle. Der Gatte in Chrétiens Gedicht ist so gut wie nicht vorhanden, ähnlich wie später in der Chastelaine de Vergi. Es handelt sich nur um Guenièvre und Lancelot, um ihre Ansprüche an ihn und seine blinde Ergebenheit in ihren Willen. Das von der Frau gestellte Thema: Bis zu welchem Grade geht die Macht der geliebten Herrin über ihren liebenden Sklaven wird an einer Reihe von Beispielen erschöpft. Ihre Macht ist unbeschränkt, lautet die Lösung der Aufgabe. In der Flamenca haben wir das konventionelle Thema der Überlistung des zunächst ohne allen Grund eifersüchtigen Ehemanns, der gerade durch die sinnlose, strenge Abschließung der Frau von aller Welt zum Hahnrei wird. Ein Thema, das die Flamenca mit der Liebesgeschichte des Eracle von Gautier d'Arras deutlich verbindet. Was über dieses Thema hinaus im Flamenca-Roman an Theorien über die höfische Liebe steckt, das ist, gerade wie im Eracle, äußerlicher Zierrat, Verbrämung, Verschnörkelung, ein Schmuck, der den Roman weit über die vulgäre Schwank- und Fabliaux-Literatur heraushebt. Verglichen mit den Romanen des Chrétien de Troyes ist die Flamenca ein nachgeborener Outsider, das Werk eines höchst sprach- und weltgewandten Dichters, der aus den echten höfischen Romanen die Technik der Liebesergriffenheit gelernt, die Sentimentalität der vornehmen Kreise in Liebessachen begriffen hatte, mit seiner erlernten und erlauschten Kunst spekulierte und so diesen verführerischen, sentimentalen, frivolen, mit dem Heiligsten seinen Spott treibenden, wunderschönen Roman schrieb, das rechte Unterhaltungsbuch für mondäne Salons und Boudoirs. Man muß schon bis in das achtzehnte Jahrhundert gehen, um ein ähnliches Werk wieder zu finden.

Wie Reliquien und Heiligenbilder betet Lancelot die Haarbüschel der geliebten Frau an; als ob er in der Kirche vor dem allerheiligsten Altar sich befände, kniet er betend nieder vor dem Schlafgemach, in dem er soeben die Liebesnacht mit der Königin verbracht hat. In berauschendem Gefühl sinnlich-übersinnlicher Liebesverzückung zwar das Heiligste in tiefster Inbrunst vermischend mit den Gefühlen irdischer Lust, aber zugleich sie erhöhend in mystischer Glut. Schwärmerei, aber doch eine eines großen Dichters würdige Eingebung.

Demgegenüber die Flamenca. Der als Meßdiener verkleidete ritterliche Liebhaber macht sich die Meßzeremonien zu Nutze,

um mit ihrer Hülfe eines andern, ihm selbst bis dahin unbekanntes Weib zu verführen und ein heimliches Stelldichein vorzubereiten. Wo im Lancelot der Überschwang spontaner Gefühle Göttliches und Menschliches verschmolz, würdigt der Flamencadichter den Gottesdienst zu verliebtem Intriguenspiel herab. In diesem Unterschied liegt deutlich ausgesprochen die Kluft, welche die beiden Dichtungen voneinander trennt, ohne daß die schmale Brücke, die sie miteinander verbindet, ganz verborgen bliebe.

Wenn man nach Gedanken sucht, die Lancelot und Flamenca miteinander gemein haben, so trifft man auf einen höchst bedeutsamen. Beide Romane vertreten nämlich jene in ihren letzten Konsequenzen so gefährliche Liebeskasuistik, die sich leicht aus der Theorie der Minne ableiten läßt: Die Liebe entschuldigt und rechtfertigt alles und jedes. Die Liebe ist stärker als jede andere Macht, ihr Wille muß getan werden und indem man ihn tut, mag man auch gegen alle Vorstellungen der Menschen von Recht und Sitte handeln, lädt man keine Schuld auf sich, folgt man nur höherem Gebot. Diese raffinierte Kasuistik rechtfertigt den Ehebruch und umhüllt die Ehrlosigkeit mit einem Glorienschein. So ließe sich noch mancherlei sagen über die Theorie der Minne in Lancelot und im Flamenca-Roman, wenn man nur eine andere Methode anwendet als die gedankenlose Methode des Verfassers.

Wir erinnern uns, daß der Verfasser der südfranzösischen Buhlschaft die nordfranzösische Ehe entgegensetzte. Das macht er auf folgende Weise: Die Formen des höfischen Minnedienstes traten im Norden in Widerspruch mit dem feudal-ritterlichen Geiste und den sozialen Bedingungen, denen das Rittertum unterlag. So blieb die Ergebenheit unter den Willen der Herrin nicht in ihrer Reinheit bestehen, sondern wurde ein Mittel der Galanterie. Die Ritter stellten sich nur verliebt nach Art der Troubadours. Der Verfasser denkt mit dieser Behauptung, so müssen wir annehmen, an die Wirklichkeit. Die Menschen des Nordens denken in Liebessachen anders als die des Südens, übernehmen Formen und ändern ihre Bedeutung. Unmittelbar darauf befinden wir uns wieder im Reiche der Dichtung: den Helden im höfischen Epos war nicht gedient mit freundlichen Blicken, Worten und Handkuß. Forderung dieser Dichtung ist, daß einem edlen Ritter die Dame ihr Herz schenken und auch willfährig sein müsse. Darum enden auch alle unsere Epen (Lancelot und Flamenca ausgenommen) mit der Ehe.

Das ist nun wieder ein Rattenkönig einander sich kreuzender Begriffsverwirrungen. Die Auffassung des troubadourmäßigen Minnesanges, wie sie Wechssler und seine Schüler vertreten, zwingt zunächst dazu, in ihm nichts anderes als Galanterie und Schmeichelei zu sehen. Der Minnesang ist nach Wechssler eine

Lügendichtung. Daneben schließt er dann das Prinzip der Veredelung der Liebe in sich, und schließlich kann der Minnedienst, der dem Gesang zugrunde liegt, auch Buhlschaft sein. Die eine dieser Vorstellungen schließt, streng genommen, die andere aus. Die Hauptvorstellung ist jedenfalls die der Galanterie, der schmeichelnden Ergebenheit des dienenden Sängers, der kühlen Zurückhaltung der karg lohnenden Herrin. Notgedrungenes Sich-Begnügen des Sängers, der übrigens — wie man sich leicht überzeugen kann — beständig mit der nur dem nordischen Roman zugeschriebenen Forderung spielt, die Dame müsse ihm Herz und Gunst schenken.

Es ist doch nur ein Spiel mit Worten, dieser Art von Liebe die spezifisch ritterliche Galanterie des Nordens gegenüberzusetzen. Das kann eben nur geschehen, wenn man um des einmal angenommenen Kontrastes zweier Weltanschauungen willen vergißt, wie man eigentlich die Troubadourliebe auffaßt und sich nun für den Gebrauch des Augenblicks zurechtkonstruiert, was gerade notwendig erscheint. Das Merkwürdigste in dieser Konstruktion ist, daß die Ritterart, welche die Troubadouraufrichtigkeit in Heuchelei verwandelt und sich nur verliebt stellt, dem Minnespiel ein neues Ziel, ein neues Ideal setzt — die Ehe. Ein höchst verdächtiges Ideal, das, da es auf krummen Wegen sich verwirklichen muß, kein Ideal mehr ist. Durch Betrug und Heuchelei, in lügnerischer Galanterie wirbt der edle Ritter um das edle Ritterfräulein und führt die Ahnungslose zum erwünschten Ziel, ins Ehebett.

So beharrlich ich auch suche, ich finde nirgends etwas dergleichen. Ich finde da, wo es sich um spätere Ehe handelt durchaus anständige, ernsthafte Liebe ohne falsche, berechnende Galanterie. Ille liebt aufrichtig Galeron und täuscht ihr nichts vor. Alexander (im Cligès) ist der schmachtendste, ehrlichste Liebhaber, der sich kein Geständnis traut. Eneas, Achilles, Cligès, Erec, niemand verstellt sich. Woher mag sich nur der Verfasser die Vorstellung von der Verstellung geholt haben? Und wie will der Verfasser beweisen, daß die Eheschließungen, die in einigen nordfranzösischen Romanen vorkommen, auf ritterlichen Einfluß zurückzuführen sind? Zum Teil sind sicher die bürgerlichen Verfasser, Gautier v. Arras und Chrétien de Troyes daran schuld. Zum Teil ist seit urdenklichen Zeiten aller Orten die Ehe das natürliche Ziel, dem zwei bis dahin unverheiratete, verliebte Leute in Wirklichkeit und in der Dichtung zustreben.

Mit welchen Mitteln der Verfasser arbeitet, um die Bedeutung der Ehe für den nordfranzösischen Roman zu erweisen, mögen einige Beispiele zeigen. Die Notwendigkeit und der Zweck der Ehe wird schon in einer Stelle des Eneas anerkannt; denn in Vers 1374—76 heißt es:

Se de cestui faites seignor
molt en creistra votre barnage,
et essalciee en iert Cartage. (p. 44)

Also sagt zur liebeskranken, aber noch von Bedenken geplagten Dido die freundliche Schwester. Ist das ritterliche Lebensanschauung? Kann ein solches Beispiel erweisen, wie das Troubadourideal zu neuem Eheideal gewandelt wird? Dabei sind die Verse nichts anderes als eine Übertragung der Verse Virgils

quam tu urbem, soror, hanc cernes, quae surgere regna
coniugio tali. (Aeneis IV, 47 f.)

Es wird dann weiter erklärt, und mit Beispielen belegt, daß diese Liebe nur e i n e r gehören könne und zuerst im Eneas-Roman verherrlicht worden sei. Irrtümlicherweise; denn die Liebe zu nur e i n e m Wesen ist Grundzug und Voraussetzung aller Troubadourlyrik. Zwei weitere Zitate aus Gautier von Arras, zwei aus Cligès und eines aus der Flamenca, dem Roman der südfranzösischen Buhlschaft, können ebenso wenig Zeugnis von dem nordfranzösischen Eheideal ablegen.

Der Kern des Wechssler'schen Buches war der versuchte Nachweis des innigen Zusammenhangs zwischen Minne und Christentum gewesen. Heyl versucht den gleichen Nachweis für das höfische Epos zu liefern. Mit welchem Erfolge, wird kritisch zu beleuchten sein.

Der Ritter des Heldenepos „kannte nur die sinnliche Liebe des Augenblicks, nicht die immerwährende, dem Geist des Christentums entsprechende Macht, die sich Liebe nennt" (p. 11). Wenn wir nun mit dem Verfasser daran denken, daß die spirituelle Denkweise des Christentums den Grundsatz geprägt hatte, Liebe und Ehe gehören zusammen; und wenn wir uns ferner daran erinnern, daß im Gegensatz zur südfranzösischen Minne die nordfranzösischen Ritter die Ehe als neues Ideal einführten, so erkennen wir nunmehr deutlich, daß sie das unter dem Einfluß des Christentums getan haben. Aus dem Minnesang konnten die Ritter das Eheideal nicht haben; denn dessen Grundsatz, die Frau solle über ihre Liebe freie Entscheidung haben, lief ja dem Wesen der Ehe entgegen (p. 22).

Aus dem Wesen des Christentums ist also das ehefeindliche Minneideal der Troubadours und das ehefreundliche Liebesideal der Ritter hervorgegangen. Wie das möglich ist, setzt der Verfasser nicht auseinander, dagegen „beweist" er durch zahlreiche Zitate den engen Zusammenhang des Christentums mit der höfischen Minne. Im Banne der „mystisch-religiösen Richtung" des Mittelalters, welche die Gedanken des Menschen von der Welt abzieht und in sein Inneres oder zu Gott lenkt, begehrte auch der Liebende nicht nur den Besitz der Geliebten, fand er

auch Ruhe und Befriedigung in sehnendem Verlangen. Allerdings soll das besonders von den südfranzösischen Troubadours gelten. Nicht so ganz im höfischen Epos. Rauhes Rittertum und mystische Verzücktheit sind beinahe unvereinbare Begriffe. Es sind also, meint der Verfasser, gewisse Einschränkungen zu machen. Leider macht er sie aber nicht.

Schon der Eneasroman, was man bisher noch nicht gewußt hat, kennzeichnet bereits deutlich diese Stimmung der mystischen Hingabe, wie aus folgendem Beispiel hervorgeht:

Onkes ne li tint de mangier,
de halt vespre s'ala colchier,
molt li delitot a penser
et son corage a recorder
com la pucele l'esguardot,
ki les baisiers li enveiot. En. 8913—18 (p. 170).

Welcher Unbefangene vermag hier mystische, vom religiös-mystischen Geist des Christentums bedingte Hingabe zu erkennen? Eneas hat aus der Ferne Lavinie im Turm gesehen. Ihr Anblick hat solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er sogleich von Liebe zu ihr ergriffen wird, ohne Abendessen zu Bett geht und unablässig an die Dame denkt, die ihm Kußhände zugeworfen hat.

Von gleicher, zwingender Überzeugungskraft sind die Beispiele aus Trojaroman, Eracle, Ille et Galeron, Tristan, Cligès, Flamenca, Beispiele, zwischen denen die schöne Szene aus Chrétiens Graalroman, in der Perceval die Blutstropfen auf weißem Schnee betrachtet, kläglich eingeschlossen ist.

Wenn der Verfasser in einem Roman die Worte *pensar* und *recordar* findet, so bringt er sie mit mystischer Hingabe in Beziehung. Aus dem Eneasroman setzt er als Beispiel die Verse 1223 bis 1227 hin:

De lui comencë a penser,
en son corage a recorder
son vis, son cors et sa figure,
ses diz, ses faiz, sa parleüre,
les batailles que il li dist. (p. 173)

In diesen Versen wird die beginnende Liebesleidenschaft der Dido geschildert.

Die Sehnsucht, so führt der Verfasser in diesem Zusammenhange aus, spielt in den Epen eine wichtige Rolle, sie komme dort öfters und inniger zum Ausdruck als in den Liedern der Troubadours. Das sei sehr verständlich; denn „der Ritter durfte die Erfüllung seines Sehnens erwarten". Wenn Eneas kaum den Hochzeitstag erwarten kann, so ist das mystische Sehnsucht; ebenso wenn Galeron statt vier Tage nur zwei und einen halben Tag braucht, um, von Liebe getragen zu ihrem Gatten zu eilen. Und so ist es stets; Selbstvergessenheit, Ent-

rücktsein, Beraubung des Verstandes sind durch Mystik vertiefte Gefühle. Von Dido heißt es: *Amor l'a fait de sage fole.* Lavinie sagt von sich selbst *Ge sui une meschine fole!* Solche Beispiele stehen, wie die vorhergehenden, in dem Kapitel „Mystische Hingabe".

Das Charakteristische aller dieser Zitate ist, daß sie die natürlichsten und einfachsten Gefühle in grotesker Verzerrung erscheinen lassen oder ihnen eine besondere Bedeutung geben, die sie nicht haben. Es kann sicher das Denken an ein geliebtes Wesen, die Erinnerung, die Sehnsucht, das Aufgehen der eigenen Persönlichkeit in die des anderen zu einer mystischen Versunkenheit, zu einer Art Entzückung werden. Es handelt sich dann für den Seelen- oder Literaturforscher darum, diese Fälle in ihrer Besonderheit genau zu betrachten, den Charakter der Persönlichkeit, der sie etwa zu der besonderen Tiefe des Gefühls befähigt, die Eigenart der Verhältnisse oder der Situation, kurz alle die Faktoren zu ergründen, welche die mystische Stimmung in der Seele eines Menschen erregen. Nichts von solchen Versuchen ist in des Verfassers Zitatensammlung zu spüren. Roh aus dem Zusammenhang gerissen, steht ein Beispiel neben dem andern, eben soviel Sünden an dem Geiste der Dichtung.

Mit christlich-religiöser Lebensauffassung hängt auch die Askese, die den Minnedienst der nordfranzösischen Ritter kennzeichnet, zusammen. Aus bloßem gehorsamen Dienen wurde ein Dulden und Harren in knechtischer Ergebenheit. Als erstes Beispiel dieser Askese des nordfranzösischen Ritters wird die Flamenca, ausgerechnet die Flamenca zitiert. Mit keinem anderen Worte als Askese könne der Frauendienst in Flamenca gekennzeichnet werden. Die angeführten Verse

E qui ben ama lealmen
Ab se deu far cest jugamen
Que tot lo mon a son dan sia
Ab sol ques el puesca un dia
Entre sos bras, a som plaser
So quel plaz sentir e tener. (6313—18) p.149/150

zeugen gerade für das Gegenteil von Askese. Wer wirklich liebt, der muß es auf sich nehmen, daß die ganze Welt ihm zuwider ist, wenn er nur eines Tages die Geliebte zu seiner Lust in Armen halten kann.

Als Beispiel dafür, daß der Ritter in Selbstkasteiung der Herrin sein Leben weihte, auf jeden Lebensgenuß Verzicht tat, um in asketischem Minnedienst aufzugehen, werden die Verse aus dem Eneasroman zitiert, die so lauten:

Mielz voil morir, que ge li mente
ne qu'en altre mete m'entente;
guarder li voil et tenir fei. (1309—11) p. 149.

Dieses echt ritterlich-asketische Gelübde tut die von Liebe zu Eneas entbrannte Dido, Königin von Karthago.

Verwundert fragt man sich, was mit Askese die Treuschwüre zu tun haben sollen, die im Trojaroman Medea von Jason fordert, ehe sie ihm unmittelbar nach geleistetem Schwur ihre Liebe schenkt. In einer Arbeit über die Theorie der Minne im höfischen Roman wäre allerdings die betreffende Situation zu behandeln, aber in ganz anderem Zusammenhang, als es der Verfasser tut.

Es ist ganz offenbar, daß mit dem Worte und Begriffe Askese ein kaum entschuldbarer Mißbrauch getrieben wird, wobei die uns bei dem Verfasser nun schon längst geläufige Begriffsunklarheit wohl eine Rolle spielen mag.

Lancelot wird ein Asket der Minne genannt. Lancelot mag „der vollendete Typus eines Frauendieners" sein, aber er ist kein Asket. Oder heißt einer Frau treu bleiben, ein Asket sein? Heißt einer Frau ihren Willen tun, ein Asket sein? Heißt eine geliebte Frau um eine Liebesnacht bitten und in ihren Armen liegen, ein Asket sein? Mit demselben Recht, wie die unmittelbar nach einer Reihe von Lancelot-Zitaten angeführten Verse aus der Flamenca

Prent s'a son coll, estrez lo baisa
De nulla ren mais non n'esmaia
Mas que lo puesca pron servir
E de baisar e d'acuillir
E de far tot so qu'Amors vol. (5935—39.) p. 155

asketische Gesinnung widerspiegeln. Nach dem Willen des Verfassers soll in solchen Versen „die von christlichem Geist getragene höfisch-ritterliche Weltanschauung" vorherrschen, sollen diese und andere, ähnliche Gedanken „eine Kombination von ritterlichem Feudalismus und christlich-religiöser Lebensauffassung" sein.

In deutlicher Anlehnung an Wechssler'sche Ausführungen gibt weiterhin der Verfasser eine Reihe von Liebesmotiven an, die wie ein Lebenselement der Geist christlicher Lebensauffassung durchziehe.

Da ist zuerst das Traummotiv, im höfischen Epos im allgemeinen vereinzelt, häufig dagegen in der Flamenca anzutreffen, eine Tatsache, die der Verfasser einmal merkwürdig, auf der folgenden Seite aber durch eine ingeniöse Erklärung sehr begreiflich findet. Er führt aus diesem Roman zehn Beispiele an, in dem letzten spricht die Heldin selbst im Traum:

Bel segner,
Veus m'aici ben a vostra guisa
Tota nudeta en camisa. (6128—30) p. 159.

Natürlich hat der Verfasser keinen Versuch unternommen, den christlichen Gehalt dieses Traumes oder anderer Träume nachzu-

weisen. Es wäre ihm wohl auch kaum gelungen. Er redet nur gedankenlos — hier wie stets — Wechsslers Auffassung nach.

Ebenso soll Traurigkeit aus Liebe christlichen Geistes voll sein, wie z. B. aus dem Eneasroman hervorgeht:

> La dameisele por s'amor
> demena grant duel tote jor. (9189 f) p. 166.

Ähnliche Beispiele aus Trojaroman, Tristan, Eracle, Cligès, Lancelot, Flamenca. In einer Anmerkung: Das Schlagen der Brust ist ein bekanntes Zeichen der Trauer; es findet sich bereits bei Ovid: Ars I 535: *Jamque iterum tundens mollissima pectora palmis.* Also nicht christlich. Aber vielleicht eine Vorahnung christlicher Art?

Von Trauer um Liebe zu Tod aus Liebe ist kein weiter Weg. Die Anrufung des Todes als erlösendes Mittel war dem Ritter mehr als eine höfische Formel, wie „oberflächliche Betrachtung" meinen könnte. Die in die Tiefe steigende Betrachtungsweise des Verfassers weiß es besser:

> Quant ge nel puis mais retenir
> alt s'en, mei estovra morir.

So ruft die Heidin Dido aus, die sich töten wird, sollte Eneas sie verlassen. Über der Leiche des Paris, der sie einst dem Gatten entführte, klagt Helena:

> En duel, en lermes e en plor
> biaus sire amis, morrai.
> Quant jo ensi perdu vos ai. (Trojaroman 22920 ff.)

Ähnliche Beispiele aus Erec, Ille et Galeron, Tristan, Cligès, Lancelot, Yvain, Flamenca. In dem letzten Roman wird erzählt, wie durch die etwas aufdringliche Liebenswürdigkeit des Königs gegenüber Flamenca deren Gatte von Eifersucht geplagt wird. Um die Stärke dieses Gefühls zu kennzeichnen, bemerkt der Autor:

> Et a tal dol ins en son cor
> Qu'a pena si ten que non mor. p. 165.

Das soll ein Beispiel sein für asketischen Minnedienst des Ritters, Tod aus Liebe. Unmittelbar nach dem eben zitierten Beispiel erwähnt der Verfasser, daß an einer anderen Stelle der Flamenca-Dichter sich auf Eneas und Dido beruft, die ebenfalls Liebe in den Tod getrieben habe. Spottet seiner selbst und weiß nicht wie.

Auch die Tränen kommen herbeigeflossen. Ohne den Einfluß der christlichen Liebe auf das harte Gemüt des Ritters hätte wohl kaum die höfische Minne dieses Motiv in sich aufnehmen können. Die Tränen sind ein wichtiges Moment im asketischen Minnedienst des Ritters. Dido vergießt Tränen um Eneas. Briseida vergießt Tränen beim Abschied von Troilus,

den sie vergißt, kaum als sie ihn aus den Augen verloren hat. Achilles ist „ein Knecht der Liebe, der um die Geliebte sogar Tränen vergißt" (p. 166 ff.).

Wenn alle diese Beispiele für Zusammenhang des Liebesschmerzes mit Mystik und Askese sprechen, so tun es auch die ergreifenden Verse, die in einem weitverbreiteten parodistischen Volksliede ein liebeskranker Bauernknecht singt:

Es schmeckt mir kein Essen, es schmeckt mir kein Trinken,
Ich möchte am liebsten in Schwefel versinken.

Im Gegensatze zur Askese steht die Hingabe an die Welt, die Lebens- und Liebesfreude. Minne und Freude gehören zusammen auf Seite 141, wie Minne und Askese auf anderen Seiten. Lebensfreude wurde „als vornehmste Pflicht des gebildeten Mannes und der gebildeten Frau aufgestellt". „Gar mannigfach" äußert sich im höfischen Epos die joie, die Freude. „Dem einen stockt die Sprache (Wilh. v. England v. 3116), dem anderen gerät das Blut in Wallung (Cl. 6396), das Herz pocht (Erec 6256); Umarmen und Küssen beim Wiedersehen zweier Liebenden ist der häufigste Ausdruck der Freude" (p. 141). Gewiß, aber nicht nur im höfischen Epos, sondern auch bei den Hottentotten vermutlich. Und was haben solche banale Dinge mit der joie der Troubadours zu tun?

Ein Kapitel der mittelalterlichen Literaturgeschichte, das noch zu schreiben ist, ist die genauere Bestimmung des Einflusses von Ovid auf die Auffassung der Liebe, wie sie in unzähligen Gedichten, Erzählungen und theoretischen Werken edleren und unedleren Charakters uns entgegentritt. Was für die Lösung dieser Auffassung W. Schrötter mit seiner Dissertation „Ovid und die Troubadours"[3]) geleistet hat auf Grund der gleichen gedankenlosen Methode, mit der auch Heyl zu Werke geht, ist höchst dürftig, in den meisten Fällen falsch und hat daher zu Recht die scharfe Ablehnung Voßlers und anderer Kritiker verdient.

Schrötter hatte zu beweisen gesucht, daß die ars amandi und andere Schriften Ovids von entscheidendem Einfluß auf die ersten Troubadours gewesen seien, daß diese die wichtigsten Elemente des Frauenlobes, Frauendienstes, der Werbung unmittelbar der ars amandi des Ovid nachgeahmt hätten, als dem klassischen Muster für diese Dinge in Theorie und Praxis, daß Ovids Werke gewissermaßen als Vorlage, als Stoffsammlung betrachtet wurden, die man benutzte und ausplünderte, daß man in die ars amandi hinein zeitgenössische Vorstellungen verarbeitete. Es ließe sich leicht nachweisen, daß der Ovideinfluß auf die

[3]) Halle a. S. 1908. Ein Teildruck als Marburger Dissertation.

Troubadourdichtung, so wie ihn Schrötter sich vorstellt und mit seinen gänzlich unzureichenden Mitteln zu erhärten sucht, nicht besteht. Doch dieser Nachweis ist hier nicht meine Aufgabe.

Noch erheblich stärker als für die Südfranzosen ist nach Heyls Behauptung die Bedeutung Ovids für die Nordfranzosen. „Wir gehen wohl nicht fehl; wenn wir behaupten, daß bei den nordfranzösischen Epikern der römische Dichter bereitwilligere Aufnahme gefunden hat, als bei den Troubadours des Südens; denn die Anschauung in Ovids Werken entsprach genau dem Milieu und den Lebensbedingungen des Ritterstandes. Die Dichtung der Nordfranzosen hat Ovid in weit höherem Maße verarbeitet wie die Troubadours, weil ihre sozialen Umstände eher mit Ovids Ideen vereinbar waren (p. 30)."

Man erwartet, der Verfasser werde uns seine Studien über die „sozialen Umstände", über „Milieu und Lebensbedingungen des Ritterstandes" vorführen. Keineswegs tut er das. Soziale Umstände usw. sind ihm nur aus den höfischen Epen bekannt, und er gibt sich nicht eimal die Mühe zu erklären, welcher Art die sozialen Umstände, die er aus den Epen herausliest, denn nun eigentlich sind, worin sie etwa zum Unterschiede von den Südfranzosen beständen.

Er scheint anzunehmen, daß die freiere Art, mit der der nordfranzösische Ritter gleichberechtigt der ihm ranggleichen Frau gegenübertritt, dem Ovidischen Verhältnis von Mann und Frau mehr entspreche, als die Unterordnung des Troubadours unter die Herrin. Er scheint die „freie Liebe" des Ritters zu seiner „amie" als etwas Ovidisches aufzufassen. Seine mir in dieser Hinsicht unklar gebliebenen Vorstellungen stehen dabei in auffallendem Widerspruch zu der uns bekannten Ansicht, daß im Gegensatz zu der poetischen Liebe der Troubadours im nordfranzösischen Ritterstand wie in der nordfranzösischen Dichtung das Ideal der Ehe an Stelle der Buhlschaft getreten sei.

Die Minne der nordfranzösischen Ritter ließe sich nach den Heyl'schen Darlegungen also aus folgenden drei Hauptelementen zusammensetzen:

Herübernahme der Ovid nachgeahmten Formen des provenzalischen, troubadourmäßigen Minnedienstes.

Veränderter Gebrauch dieser Formen in noch stärkerem Zusammenhang mit Ovid wegen Gleichheit des Milieus in dem sich Ovid und die Ritter, d. h. die im Junggesellenstand sich befindlichen Ritter bewegen; denn ihre Minne führt zur

Ehe,

die im Süden mit der Minne nicht vereinbar war und auch mit Ovid's Lehre der Liebeskunst nicht zu vereinbaren ist.

In welcher Weise der Verfasser die Verarbeitung Ovids durch moderne Dichter beweist, mag zunächst sein am Eneasroman bewährtes Verfahren zeigen: Die in der Liebe ganz un-

erfahrene Lavinie erfährt von ihrer Mutter, daß Amor zwei Pfeile trage, einen liebeerregenden und einen liebeverscheuchenden, und daß er ferner eine Büchse mit Salbe zur Heilung der von ihm verursachten Wunden habe. Nun findet er in den Metamorphosen (I 468 f.) die Verse:

Eque sagittifera prompsit duo tela pharetra
Diversorum operum; fugat hoc, facit illud amorem.

p. 67.

Diese auffallende Übereinstimmung läßt ihn ohne weiteres vermuten, daß die l e i t e n d e n I d e e n u n d G e s i c h t s p u n k t e des Eneas nicht Virgil, sondern Ovid entnommen seien. Es sei sozusagen Ovid auf Virgil aufgepfropft worden. Nun frage ich, was haben die Pfeile Amors mit den leitenden Ideen des Eneasromans zu tun? Der Verfasser sagt es nicht. Er sagt an dieser Stelle auch nicht, welches denn die leitenden Ideen des Romans sind. Glücklicherweise sagt er es an anderer Stelle. Der Gedankeninhalt des Eneas sei: Liebe veredelt (p. 137). Nun ist das Prinzip ,,Liebe veredelt" keineswegs der Gedankeninhalt des Eneas. Nur im Monolog des liebenden Eneas finden sich einige Verse, in denen er neben seinem Liebesleid den Gedanken ausspricht, daß die Liebe die Kraft und den Wert des Mannes erhöhe. Leitende Ideen gibt es überhaupt im französischen Eneasroman nicht, der Verfasser erzählt auf seine Weise im Anschluß an sein lateinisches Vorbild und fügt eine halb im alten, halb im neuen Stil gehaltene Liebesgeschichte zwischen Lavinie und Eneas hinzu, ohne daß dadurch die leitenden Ideen des Virgil'schen Epos beeinflußt würden. Heyl aber sieht besondere leitende Ideen im Eneasroman und läßt sie den Dichter aus Ovid holen. Ovid kennt nun aber, wie der Verfasser selbst auf S. 136 angibt, n i c h t die veredelnde Macht der Liebe, welche den Gedankeninhalt des Eneasromans auf S. 137 ausmachen soll. Der ganze schöne Einfluß Ovids auf den Gedankeninhalt des Eneasromans fällt also in nichts zusammen.

Das Mißverständnis, dem der Verfasser zum Opfer gefallen ist, mag wohl darin seinen Grund haben, daß er den Begriffen ,,Gedankeninhalt", ,,leitende Ideen" eine unrichtige Bedeutung beimißt. Er scheint zu glauben, daß Vorstellungen, wie die von den Pfeilen des Liebesgottes, oder gewisse Symptome der Ergriffenheit von Liebe, wie Seufzen, Erzittern, Erbleichen, Ohnmacht u. a., aus Ovid übernommen, die nordfranzösischen, höfischen Romane in ihrem Kern beeinflußt hätten (cf. p. 77, 91 etc.) Die Übereinstimmungen, die er zwischen den höfischen Romanen und Ovid feststellt, beziehen sich nämlich ausschließlich auf solche äußerliche Dinge.

Eine ganz gleiche Verwechselung von Gedankeninhalt und gelehrt-mythologischem Aufputz begeht der Verfasser, wenn er

behauptet, der Tristan werde vor allem mit Ovidischen Mitteln zum Cligès verarbeitet. Solche Mittel sind: die Vorstellung, daß Amor mit seinem Pfeil ins Herz trifft und daß die Pfeile durchs Auge ins Herz gelangen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß Chrétien den Cligès als eine Art Antitristan gedacht hat. Wer erklären will, wie sich nun Tristan und Cligès zueinander verhalten, muß das Liebesproblem in seinem Kern anpacken, erklären, von welchen Gefühlen Cligès und Fenice beseelt sind, wie sie ihre Liebe auffassen. Nicht einen Augenblick wird er dann daran denken, Ovid in die Debatte zu ziehen.

Ovid soll auch deswegen leichter in Nordfrankreich Eingang gefunden haben, weil die durch ihn angeregten Äußerungen über den geringen Wert der Frau „speziell der ritterlichen Auffassung zugute" kamen (p. 114). Brauchte man Ovid, um geringschätzig von den Frauen zu sprechen? Gewiß nicht. Ist die geringe Wertschätzung der Frau speziell ritterliche Auffassung? Der Verfasser scheint keine Fabliaux zu kennen, ebensowenig wie die orientalische Frauenverachtung oder die mönchische Frauenfeindschaft.

In Nordfrankreich soll auch unter dem Einfluß Ovids die Gottheit Amors häufiger angesprochen worden sein als im Süden (p. 122). Um diese wichtige Frage endlich einmal einer endgültigen Lösung zuzuführen, müßten die sämtlichen Fälle im Süden und im Norden gezählt werden. Immerhin wäre Steineklopfen eine nützlichere Beschäftigung.

Von der Oberflächlichkeit der Frau heißt es im Trojaroman Vers 13471—74:

> Salemon a dit en son escrit,
> Cil qui tant ot sage esperit:
> „Qui fort femme porreit trover
> Li criator devreit loër."

„Derselbe Gedanke wie im Trojaroman findet sich im Yvain."

> ..C'est cele qui prist
> Celui qui son seignor ocist! v. 1809—10.

„Es wäre nicht ausgeschlossen, daß beiden Dichtern die folgenden Verse aus Ovid vorgelegen hätten: Ars III 431—32

> Funere saepe viri quaeritur: ire solutis
> Crinibus et fletus non tenuisse decet."

Der Verfasser bezeichnet einen allgemeinen Gedanken und eine konkrete Tatsache als zwei gleiche Gedanken und führt beide Zitate auf Ovid zurück, obwohl als Gewährsmann für das erste Zitat ausdrücklich Salomo genannt wird.[4])

[4]) In den angeführten Ovidversen soll, wie in einer Marburger Dissertation über Hartmann von Aue von W. Weise behauptet wird, die erste Episode des Yvain in nuce enthalten sein. Weise geht so weit, der Vermutung Ausdruck zu geben, „daß Chrestien im „Yvain"

Es würde zu weit führen, im einzelnen zu besprechen, wie alle möglichen, mit der höfischen Liebe verbundenen Erscheinungen, Schlaflosigkeit, Appetitlosigkeit, Gefühl der Angst und Qual, Liebesfieber, Pflicht des Gehorsams, Zurückhaltung, Furcht vor dem ersten Geständnis, die Vorschrift der Verschwiegenheit, die Wollust des Schmerzes, wie diese und andere Symptome immer wieder, ohne Unterschied, mit Emphase, aus Ovid abgeleitet werden. Es gibt Zusammenhänge mit Ovid, recht zahlreiche z. B. im Flamencaroman, auch in anderen Romanen hier und da, aber das innerste Wesen der Theorie der Minne berühren sie ebensowenig, wie die Auslese der angeführten und kritisierten Fälle.

Um allen etwaigen Einwänden gleich zu begegnen, sei bemerkt, daß Verfasser gelegentlich versucht, die Möglichkeit und Notwendigkeit des Ovideinflusses zu erweisen. Die mittelalterliche, scholastische Denkart, so meint er, faßte die höfische Minne in Regeln, suchte sich dabei für die Formulierung an Autoritäten anzulehnen und fand diese in Ovid, fand bei ihm eine Fülle von Sentenzen, die mit Nichtbeachtung der kulturellen und geschichtlichen Differenzen, unter großenteils falscher Interpretation ohne weiteres auf die Minne jener Zeit bezogen wurden. Die Dichter entlehnten für die Stilisierung ihrer persönlichen Beobachtungen und Meinungen Vieles aus Ovid.

Eine solche Erklärung könnte sich mit gewissen Einschränkungen hören lassen. Nur schade, daß sie in Widerspruch steht zu dem Verfahren und zu den Schlüssen, die Schröter und Heyl zur Bestimmung der Art des Ovidischen Einflusses angewendet und gezogen haben. Schröter und Heyl arbeiten beständig mit dem Einfluß Ovidischer Ideen als den primären, entscheidenden Elementen. Ohne Ovid keine Minne, das ist das Leitmotiv all ihrer Gegenüberstellungen. Der oben angeführte, ganz augenscheinlich durch die böse, unverständige Kritik veranlaßte Erklärungs- und Rechtfertigungsversuch schafft die Tatsachen nicht aus der Welt. Er drückt den in den Untersuchungen „bewiesenen", überwältigenden Einfluß Ovids auf ein Minimum herab; denn wenn der Einfluß Ovids sich nur auf Formulierung und Stilisierung eigenen, neuen Erwerbs beschränkt, so schrumpft er plötzlich kläglich zusammen.

---

ein Beispiel zu dieser Lehre habe geben wollen, denn auch die Rolle der Zofe scheint fast eine Nutzanwendung der ars, und Lunete begründet ihre hilfreiche Gesinnung damit, daß allein von den Rittern Yvain sie gegrüßt habe (Chr. Iv. 1001 ff., H., Jw. 1181 ff.), genau wie Ovid, Ars II 251—254 das Grüßen der ancillae und der servi von dem Liebhaber fordert" (Heyl p. 116). Diese Ableitung des Yvain in seinem ersten Teil von zwei Ovidversen ist den Untersuchungen und Schlüssen Schrötters und Heyls würdig an die Seite zu stellen. Bei solcher Art der Quellenforschung dürfte es bald kein Motiv mehr geben, daß sich nicht auf Ovid zurückführen ließe.

Die Lösung der Frage nach dem Verhältnis von Minne und Ovid dürfte vielleicht in folgender Richtung liegen: Die Troubadourminne hat mit Ovid nichts zu tun. Kein mißverstandenes Übertragen einer Gesamtauffassung — nur eine solche kommt in Betracht — auf andere Kulturverhältnisse hat stattgefunden. Es hat eine Veredelung des Liebesgefühls stattgefunden, als ein Ergebnis selbständiger kultureller Entwickelung. Eine Entwickelung, die sich auf moralischem Gebiet vollzog und von daher ihren Einzug in die Literatur hielt. D. h. gewisse, in der intellektuellen und allgemein moralischen Verfassung der Zeit sich regende Bewegungen fanden ihren Ausdruck in der Literatur, wurden zu einem künstlerischen Ideal und gewannen so ein neues, ästhetisches Leben. Von einer Liebeskunst war zunächst keine Rede, nicht von einer im Ovidischen Sinne raffinierten Verfeinerung des tierischen Triebes zu Genuß und Kunst. Diese Quintessenz der Ars amandi wurde nicht gefühlt und daher auch nicht übernommen. Und alles, was bei Ovid über äußere Symptome der Liebesempfindung, über die mythologisch-skeptische Auffassung des Liebesgottes mit Pfeil und Bogen sich findet, berührt das neue sich gestaltende Liebesideal nicht im Entferntesten.

Die Dichter haben zunächst kein Bedürfnis gehabt, ihre Minneauffassung durch Berufung auf Ovid zu autorisieren. Sie regelten nichts. So weit sie Ovid kannten, mochten sich gelegentlich Erinnerungen an ihn einstellen, wenn sie von Liebe dichteten. Bewußt und häufiger greifen auf Ovid zurück u. a. der späte Flamenca-dichter, sowie Systematiker und Didaktiker, Nichtdichter wie Matfre Ermengau und Andreas Capellanus, die immer wieder in einem Atemzuge mit den Dichtern zu nennen, grober Unfug ist.

Wie Ovid in Wirklichkeit auf jene Zeit wirkte, das ist aus direkten Bearbeitungen und Übersetzungen zu sehen, über die Gaston Paris einen anregenden Artikel geschrieben hat.[5])

Die trotz einer richtigen Bemerkung auf S. 136 augenfällige Verkennung des Verhältnisses von Ovid zu den Troubadours und den Ependichtern mag auch darin seinen Grund haben, daß Verfasser sich offenbar über das Wesen der ars amandi nicht im klaren ist. Er stellt sich vor, Ovid gebe nüchterne, verstandesmäßige Lehren, wie ein Liebender die Minne einer Jungfrau gewinnen könne; er spricht von frivolen Regeln, welche die Jungfrau betören sollen. Er sieht nicht, daß die ars amandi ein von sprühender Laune erfülltes Kunstwerk ist, daß von den Liebesaffairen zwischen eleganten, reichen Müßiggängern und leichten Lebedamen oder ebenso lockern verheirateten Frauen handelt. Von der zu betörenden Jungfrau ist keine Rede.

---

[5]) *Les anciennes versions françaises de l'art d'aimer et des remèdes d'amour d'Ovide.* In „*La Poésie du moyen-age.*" Paris 1885.

Mißverständnisse, Unklarheiten, Begriffsunsicherheiten, die wohl häufig beim Beginn einer Arbeit vorhanden sind, können durch geduldige, systematische, gründliche Forschung, durch ein vernünftiges, methodisches Vorgehen allmählich gehoben werden. Die Methode jedoch, die der Verfasser anwendet, vergröbert und verstärkt sie nur. Folgendermaßen arbeitet er: Er liest den Theben-Eneas-Trojaroman, den Eracle und Ille et Galeron des Gautier von Arras, den Tristan des Thomas und des Béroul, sowie die in Bédiers Ausgabe abgedruckten alten Teile des Prosatristan, sämtliche Romane Chrétiens und die Flamenca. Aus diesen Romanen und aus dem Buche des Andreas Capellanus „*De Amore*" schreibt er sich eine größere Anzahl von Stellen heraus, in denen von Liebe die Rede ist, ordnet seine Zettel unter verschiedene Rubriken ein, die ihm Wechsslers Buch über den Minnesang und Schrötters Dissertation über Ovid und die Troubadours liefern, druckt diese Stellen in den verschiedenen Kapiteln ab und beweist so, daß diese und jene Eigenschaften der Minne als Ergebnisse dieser oder jener Weltanschauung, dieses oder jenen antiken Einflusses in den benutzten Minneromanen sich finden.

Mit ebensoviel Zitatenmühlen könnte man die benutzten Romane vergleichen. Es dreht sich Blatt auf Blatt, und die Zitate fallen heraus.

Welch eine merkwürdige Vorstellung von einem Literaturwerk muß doch in dem Kopf eines so mechanischen Zettelarbeiters walten! Die Dichtung liegt da, mitten auf dem Schreibtisch, wehrlos, ein zusammengebundener Haufe bedruckten Papiers. Woher kommt die Dichtung, wer hat sie verfaßt, was für eine Persönlichkeit, aus welchen Kräften heraus, in welcher Absicht etwa, wann, wo? Solche und andere Vorfragen kümmern den Verfasser nicht. Es kümmert ihn nicht ihr Inhalt, nicht die Besonderheit der Liebesverhältnisse, auf welche die Theorie der Minne ihre Anwendung findet. Ob Theorie und Geschehen in Einklang miteinander stehen, oder ob etwa eine mechanisch aufgenommene Modetheorie ganz äußerlich auf einen ihr gar nicht zusagenden Stoff aufgeklebt worden ist, ob nicht etwa ein alter Stoff durch die Verquickung mit dieser Theorie verbildet worden ist, solche Erwägungen beschäftigen ihn nicht, ebensowenig wie er einen Unterschied macht zwischen einem Werk reiner, dichterischer Erfindung, einer alten Sage oder einer theoretischen Abhandlung.

Keinen Augenblick denkt er daran, daß verschiedene Menschen, verschieden begabte Erzähler, originelle Dichter mit selbständigen künstlerischen oder moralischen Überzeugungen oder unselbstständige Nachahmer am Werke gewesen sein können; daß in verschiedenen Werken Erzählungsstoffe aus mannigfachen, räumlich und zeitlich voneinander getrennten Sagenkreisen in mehr

oder weniger inniger Weise verschmolzen sind, daß in ihnen das Element der Liebe häufig eine ganz verschiedene Rolle spielt, eine verschiedene Wertung erfährt, hier den eigentlichen Inhalt bildet, dort nur eine Episode ist.

Vollends ist er weit davon entfernt, etwa durch Analysen der betreffenden Liebesgeschichten, des Verhaltens der beteiligten Personen von Anfang bis zu Ende, der Entwicklung ihrer Liebesgefühle, der Art und Weise der sentimentalen Konflikte Einblick zu gewinnen in die Auffassung jener Zeit von Minne. Nicht ein einziges Mal versenkt er sich in ein einziges Werk, als ein Kunstwerk für sich, voller Besonderheiten innerhalb der für alle Kunstwerke einer Zeit gleichen Lebensbedingungen. Beständig spricht er von Synthese, ohne daß sie je organisch und mit zwingender Notwendigkeit aus vorher geübter Analyse herausgewachsen wäre.

Da mir viel daran liegt, deutlich und unwiderleglich zu zeigen, daß die vom Verfasser eingeschlagene Arbeitsweise im großen und kleinen beständig zu Fehlern und Unzuträglichkeiten führt, mögen hier zum Schluß noch mehrere Beispiele folgen.

Der Verfasser spricht von der Bedeutung des Kusses für Troubadour und Ritter; wie der eine sich im besten Falle voller Entzücken mit ihm begnüge und der andere das nicht tue; wie dem Kuß die hohe Bedeutung, die ihm die Troubadours zuerkannt hätten, nur von dem einzigen Verfasser der Flamenca beigelegt werde. Zur Erhärtung führt er den Vers 300 an:

Per ric si tenc quan l'ac baisada.

Es handelt sich hier um den ersten Kuß, den nach der Trauung der junge Gatte seiner Gattin gibt. Eine Bemerkung, die natürlich mit der Wertschätzung des Kusses der Herrin durch die Troubadours oder mit der Ungenügsamkeit der Ritter nichts zu tun hat.

Mit einem Überfluß an Beispielen wird erörtert, daß ein Gemeinplatz der höfischen Dichtung von der Unwiderstehlichkeit der Liebe spreche, von der Unmöglichkeit gegen sie anzukämpfen. Zitiert wird u. a. Ovid, Ars I, 9:

Ille quidem ferus est et qui mihi saepe repugnet. (p 129)

Dieser Vers bedeutet gerade das Gegenteil von dem, was er nach Heyls Ansicht bedeuten soll. Ovid will sagen, Amor ist ungeberdig und widerstrebt oft mir, der ich ihn halten möchte. Er sagt nicht, der Liebende kann Amors Willen nicht widerstehen. Ebenso kann ich nicht sehen, was das Beispiel aus Andreas Capellanus: *Improba nemque satis intentio mulieris indicatur, quae amari quaerit et ipsa recusat amare* (p. 130) in diesem Zusammenhange zu suchen hat.

Das Flamenca-Zitat auf S. 133/4 ist nicht so sehr charakteristisch für die Macht der Liebe, sondern in viel tieferem Sinne für die Kasuistik, mit der die verbotene Liebe als Gebot der Vernunft und Selbsterhaltung bezeichnet wird.

In dem Kapitel über geistige Auffassung des Ursprungs der Minne — in demselben Kapitel, in dem die eben angeführten Beispiele auch stehen — wird darüber gehandelt, daß die Minne die höchste Tugend sei, so aufgefaßt unter der Einwirkung des christlichen Spiritualismus. Es wird gesagt, daß mit dem Liebesgefühl Furcht und Scham verbunden sei und daß z. B. Flamenca fürchte, ihr Gemahl werde ihre verbotene Liebe nicht dulden und sie bestrafen:

Paors mi castia em menassa
E dis mi que ja ren non fassa
Que monsegnor nos teng'a joc,
Car s'o fas, metra m'en un fuec (5557—60) p. 144

Furcht vor Strafe wegen Ehebruchs zitiert als unter Einwirkung christlichen Spiritualismus stehend!

Kurz darauf heißt es, daß die Minne als Kardinaltugend alle anderen Tugenden beherrsche. In diesem Sinne sei der immer wiederkehrende Gedanke von der Macht des Minnegottes zu verstehen, ein Gedanke, der seinen schönsten Ausdruck im Flamencaromane finde:

Amors non a seinor ni par,
E per so pot far a sa guisa;
Aissi cos vol home deguisa. (3716—18) p. 146 f.

Minne = Kardinaltugend = Macht des Liebesgottes ist natürlich keine Gleichung. Die unvollständig zitierte Stelle im Flamencaromane will folgendes besagen: Der Ritter verkleidet sich als Meßdiener, aus Liebe. Man könnte Amor tadeln, daß er einen Menschen veranlaßt, sich zu verstellen. Aber Amor ist Herr, er kann machen, was er will. Der Sinn ist also ein ganz anderer als der, den der Verfasser vermutet.

Alle diese Fehler und Mißverständnisse stammen aus derselben Quelle. Man betrachtet die Dichtungen nicht um ihrer selbst willen, sondern man reißt Verse willkürlich aus dem Zusammenhang los, liest in oberflächlicher Betrachtung nur Worte, immer nur Worte. Dichtungen sind Zitatensammlungen. Charakteristisch ist eine Äußerung des Verfassers über Plan und Anlage der Flamenca: „die äußere Handlung dient gleichsam nur der Verbindung der einzelnen Motive". Auf Grund einer solchen Illusion kann man die Handlung vernachlässigen und nur die einzelnen Motive zitieren. Aber mit welchem Erfolg!

Das mechanische Herausschreiben von Zitaten, das sich um Handlung, Personen, Bedeutung nicht kümmert, führt noch zu einer letzten Reihe von anscheinend kleinen, aber doch höchst bezeichnenden Versehen.

Der Verfasser spricht von der Zurückhaltung der Frau und gibt an, daß Dido im Eneasroman diese Zurückhaltung nicht kenne. Die zitierten Verse beziehen sich auf Lavinie.

Auf S. 125 sagt er „Soredamors lobt es, daß Fenice und Cligès nicht mit Gewalt die Liebe suchen". In Wirklichkeit lobt die Gattin des König Artus das Verhalten von Soredamors und Alexandre. Wer einen Satz, wie den angeführten, niederschreiben kann, zeigt, daß er den Inhalt des „Cligès" nicht kennt.

Um die knechtische Ergebenheit d e s M a n n e s unter den Willen der Geliebten zu schildern, werden S. 149 folgende Verse aus dem Eneasroman zitiert:

mielz voil morir, que ge li mente
ne qu'en altre mete m'entente;
guarder li voil et tenir fei.

Diese Verse spricht ein von Liebe ergriffenes W e i b , Dido, zu ihrer Schwester.

S. 167 werden zwei Verse aus dem Trojaroman als auf M e d e a bezüglich angeführt, während schon nach der Verszahl ohne weiteres ersichtlich ist, daß es sich nicht um Medea handeln kann. Tatsächlich handelt es sich um B r i s e i d a.

S. 177: „Von einem Liebenden wird behauptet, daß er töricht handle: En. 1408:

Amors l'a fait de sage fole."

Wie schon aus der Femininform hervorgeht, ist eine Liebende, nämlich Dido, gemeint.

S. 191: „Parthenopeus preist im Trojaroman seine Geliebte mit folgenden Worten", (folgt Zitat). Partheonopeus tritt nicht im Trojaroman, sondern im Thebenroman auf; nicht er preist, sondern Achilles.

S. 200. Im Zusammenhange mit Äußerungen, welche beweisen sollen, daß der Liebende der Herrin göttliche Verehrung erweise, steht folgendes Zitat aus dem Eneasroman, in dem der R i t t e r um das Mitleid seiner Dame flehe.

Preier vos voil por toz les deus,
ki envers mei sont trop crueus,
par l'amistié, par l'aliance,
ki est entre nos par fiance,
que vos aiez de mei pitié.

Nicht ein Ritter fleht, sondern Dido beschwört den Eneas, doch nicht von ihr zu gehen.

S. 201: „Im Dienste der Minne wurden Mut und Entschlossenheit, die einst als Haupttugenden des Ritters gegolten hatten, in das direkte Gegenteil verwandelt," denn im Eneasroman ist von Vers 1662—64 zu lesen:

car ki aime toz tens mescreit;
en dotance est et en peor,
ja n'ert seürs ne nuit ne jor.

So schreibt der Dichter von D i d o, die trotz der beruhigenden Versicherungen des Eneas mit Recht nicht an seine Versprechungen glaubt.

Und so könnten noch viele Beispiele angeführt werden als Zeugnis für jene unglaubliche Fahrlässigkeit, um nicht zu sagen Gewissenlosigkeit, mit der blindlings, ins Blaue hinein, zitiert und bewiesen wird.

Man soll einer Anfängerarbeit gegenüber im allgemeinen, so weit es geht, Nachsicht üben. So weit es geht. Aber wenn in einem Falle, wie dem vorliegenden, eine solche Unfähigkeit, ein so bodenloser Leichtsinn zutage treten, so hat die Kritik die Pflicht rücksichtslos einzuschreiten. Aus mehreren Gründen.

1. Dem Buch ist die Auszeichnung zuteil geworden in eine Sammlung von Universitätsschriften aufgenommen zu werden. Es hat die Aussicht, leichter und zu einem nicht unerheblichen Preise gekauft zu werden. Es kostet ungebunden 5.50 Mk. Käufer und Leser dürfen mit gewissen Erwartungen an die Lektüre herangehen. Aber was sie erhalten, ist gleich Null.

2. Das Buch gehört zu einer Reihe von Veröffentlichungen die auf Grund einer völlig unzureichenden Methode sehr wichtige Fragen der Literatur- und Geistesgeschichte behandeln. Diese Methode hat sich als die Arbeitsweise eines groben, unwissenschaftlichen Dilettantismus herausgestellt. Desungeachtet arbeitet sie mit hochtrabenden Worten: Weltanschauung, Christentum, Askese, Mystik, Spiritualismus usw., ohne sich über die Bedeutung dieser Begriffe hinreichend klar zu sein und ohne ihre Bedeutungsinhalte da nachweisen zu können, wo sie als vorhanden bezeichnet werden.

3. Auf Grund dieser nichtssagenden Arbeit ist dem Verfasser der höchste akademische Ehrentitel, der Doktorgrad, verliehen worden. Gewiß sind von unseren jungen Doktoranden nicht immer Musterleistungen zu erwarten. Häufig genug muß mittelmäßiges Gut durchgehen und wird wohl immer durchgehen. Aber eine Arbeit, die tief unter dem allerbescheidendsten Mittelmaß steht, die ein Hohn auf alle wissenschaftliche Forschung ist, die sollte doch unter allen Umständen für zu leicht befunden werden.

In der Hoffnung, daß solcher Arbeiten in Zukunft immer weniger werden, habe ich mich das undankbare Geschäft peinlichen Nachprüfens und freimütiger, ungeschminkter Kritik und Warnung nicht verdrießen lassen.

W ü r z b u r g. WALTHER KÜCHLER.

Longnon, Henri. *Pierre de Ronsard. Essai de biographie. Les ancêtres — la jeunesse.* Avec un portrait hors texte. Paris, Librairie Honoré Champion, éditeur. 1912. — In-8 [185

× 120 mm] de XII—512 pp. Prix: 8 francs. Bibliothèque littéraire du XVI[e] siècle.

La publication du présent livre, écrit déjà depuis tantôt huit ans, est due en notable partie à la soutenance des thèses de Monsieur Laumonier, thèses que nous avons déjà présentées aux lecteurs de cette Revue.[1]) Les dites thèses nous paraissaient un travail hâtif: nous déplorons aujourd'hui que M. Henri Longnon ait refusé à son très regretté père le plaisir de voir imprimé le volume qu'il écrivit en 1904. A cette date, ses renseignements eussent eu le mérite de la nouveauté: en 1912, ils ne présentent plus que celui d'une rédaction plus claire et d'une typographie moins broussailleuse que celle du Ronsard poète lyrique.

Monsieur Longnon a deux autres mérites vrais: il a su limiter ses recherches et il a reconnu loyalement ce qu'il devait à ceux qui l'avaient précédé ou qui, de 1904 à 1911, ont écrit sur ou autour de son sujet. Il n'en est que plus fâcheux — aux lecteurs de juger s'il ne faut pas ajouter: regrettable — qu'il n'ait pas cru devoir ouvrir le volume qui parut chez son libraire, à la fin de 1909, et qu'il mentionne, au bas de la page 458, comme, «venant d'être publié»!, alors que deux fois douze mois se sont écoulés depuis sa mise en vente. Il ne s'agit pas, en effet, d'enterrer un auteur en qualifiant telle ou telle de ses œuvres, en l'espèce le premier volume de l'édition de Ronsard suivant le texte de 1578, — le seul à suivre — de «monumentale», il est plus juste de mettre en œuvre les matériaux qu'il fournit et d'user des facilités qu'il procure.

De divers côtés l'on a reproché au provincial impénitent qu'est l'éditeur du Ronsard de 1910, de n'avoir pas usé des ressources des bibliothèques parisiennes en collationnant les textes de 1560 et de 1584, qu'il estime avoir été de pures spéculations de librairie: comment faut-il juger le Parisien qui, en 1912, étudiant la Jeunesse de Ronsard, ose encore nous renvoyer au texte qu'a donné Blanchemain, poète estimable, mais éditeur trop fantaisiste pour que ses affirmations puissent encore être suivies? Doit-on croire que les bibliothèques sont fermées ou que les travailleurs demeurant à Paris n'ont pas le temps d'y aller? Depuis au moins deux ans le texte primitif des Amours de Cassandre, 1552, se lit dans les variantes de la nouvelle édition de Ronsard; depuis la même époque, le commentaire de Muret — véridique ou inexact, peu importe ici, — est accessible à tous et rendu lisible aux yeux les plus myopes! Et M. L. se réfère à Blanchemain! Voyons donc d'un peu près ce que nous a donné Blanchemain et essayons de faire le travail par lequel M. L. aurait dû commencer.

---

[1]) Voir t. XXXVII[2], p. 215.

Entre un auteur et son lecteur, il ne doit se placer aucun intermédiaire: la vraie tâche de l'éditeur est de présenter les textes tels qu'ils furent composés, en signalant avec soin les variantes — s'il y en a, et les dates auxquelles elles apparaissent. Blanchemain a-t-il suivi ce programme? Au lecteur de répondre quand il aura lu un sonnet et une Ode pris au hasard comme spécimens. Le sonnet est le premier du second livre des Amours, ou Amours de Marie: le texte de 1578 est suivi de l'indication de quelques éditions feuilletées et des Variantes de 1555, 1557, 1560, 1567, 1571, 1584 et 1587.

Tyard, on me blasmoit à mon commencement,
Que j'estois trop obscur au simple populaire:
Mais on dit aujourd'huy que je suis au contraire,
Et que je me démens, parlant trop bassement.
Toy, de qui le labeur enfante doctement
Des livres immortels, dy-moy, que doy-je faire?
Dy-moy (car tu sçais tout) comme doy-je complaire
A ce monstre testu, divers en jugement?
Quand je brave en mes vers, il a peur de me lire:
Quand ma voix se desenfle, il ne fait que mesdire.
Dy moy de quels liens, et de quel rang de clous
Tiendray-je ce Prothé, qui se change à tous coups?
Tyard, je t'enten bien, il le faut laisser dire,
Et nous rire de luy, comme il se rit de nous.

BIBLIOGRAPHIE. *Continuation des Amours* (1555), 3; Rouen (1557), 2. *Amours* (1560), 11, 9; (1567), 11, 86; (1571), 1572, 314; (1578), 290; (1587), 251; 1592, 255; 1604, 1610, 1629, 265. *Œuvres.* (1584), 120; 1609, 128. Blanchemain. I, 147. Marty-Laveaux. I, 131.

VARIANTES. Sonnets en vers heroïques. 1555. 1557. 1560. 1567. 1571. — 1. Thiard, chacun disoit à m. c. 1555. 1557. — 1. Mon Tyard, on disoit à m. c. 1560. 1567. 1571. Blanchemain. — 1. Ma muse estoit blasmée à m. c. 1587. — 2. Dequoy j'estois o. au s. p. 1584. — 2. D'apparoistre trop haulte au s. p. 1587. — 3. Aujourd'hui, chacun dit q. je s. au c. 1555. 1557. — 3. M. aujourd'huy l'on dit q. je s. au c. 1560. 1567. 1571. Blanchemain. — 3. Maintenant des-enflée on la blasme au c. 1587. — 4. Et qu'elle se desment p. t. b. 1587. — 5. —7. T., q. as enduré presqu'un pareil torment Di moi, je je suppli, di m. q. d.-je f. Di m., si tu le sçais, c. d.-je c. 1555. 1557. — 9. Q. j'escry hautement il ne veut pas me l. 1555. 1557. 1560. 1567. 1571. Blanchemain. — 9. Q. je tonne en m. v. il a. p. de me l. 1584. 1587. — 10. Q. j'escry bassement il ne f. qu'en m. 1555. 1557. 1560. 1567. 1571. Blanchemain a le premier hémistiche de 1555—1571 et le second de 1578! — 10. Q. ma v. se d. il ne f. qu'en m. 1584. — 10. Q. ma v. se rabaisse il ne f. qu'en m. 1587. — 11. De quels liens serrez ou de q. r. de c. 1560. 1567. 1571. Blanchemain. — 11. Dy m. de quel lien, force, tenaille ou c. 1584. 1587. — 13. Paix paix, je t'e. b., il le f. l. d. 1555. 1557. 1560. 1567. 1571.

Essayons de dégager quelques faits précis de cette longue liste de variantes. Trois vers seulement: 8, 12 et 14 n'ont subi aucun changement. Six vers: 1, 3, 9, 10, 11 et 13 présentent en 1560 un texte différent de celui de 1578; mais pour 9, 10 et

13 le texte de 1560 est aussi celui de 1555 et 1557, de 1567 et 1571. Blanchemain qui nous dit (T. I, p. X i j) «C'est cette édition type de 1560 que j'ai prise pour point de départ et au texte de laquelle je me suis conformé», nous donne bien pour quatre vers: 1, 3, 9 et 11 le texte de 1560, mais pour 10 il mélange 1555—1571 avec 1578 et pour 13 il donne le texte de 1578 qui fut reproduit en 1584 et 1587! Le style composite peut être acceptable en architecture: il est hors de mise dans une édition de textes. Et M. L. eût été bien inspiré s'il avait vérifié: la besogne lui était facile pour les Amours de Cassandre: l'exemple ci-dessus montre qu'il en est de même pour les Amours de Marie.

Employons le même procédé avec l'Ode V du deuxième livre: après le texte de 1578, viendront les indications bibliographiques pour permettre le contrôle, et les variantes de 1550, 1555, 1560, 1567, 1571, 1584 et 1587.

A CASSANDRE.
ODE V.

La Lune est coustumiere
De naistre tous les mois,
Mais quand nostre lumiere
Est esteinte une fois,
Longuement sans veiller
Il nous faut sommeiller.

Tandis que vivons ores,
Un baiser donnez-moy,
Donnez-m'en mille encores,
Amour n'a point de loy:
A sa Divinité
Convient l'infinité.

En vous baisant Maistresse,
Vous m'avez entamé
La langue chanteresse,
De vostre nom aimé.
Quoy? est-ce là le pris
Du labeur qu'elle a pris?

Elle par qui vous estes
Déesse entre les Dieux,
Qui voz beautez parfaites
Celebroit jusqu'aux cieux,
Ne faisant l'air sinon
Bruire de vostre nom?

De vostre belle face
Le beau logis d'Amour,
Où Venus et la Grace
Ont choisi leur sejour,
Et de vostre œil qui fait
Le Soleil moins parfait.

De vostre sein d'yvoire
Par deux ondes secous
Elle chantoit la gloire,
Ne chantant rien que vous:
Maintenant en saignant,
De vous se va plaignant.

Las! de petite chose
Je me deuls sans raison:
La fléche au cœur enclose
Me tu' sans guerison,
Que l'Archer ocieux
M'y tira de voz yeux.

BIBLIOGRAPHIE. *Odes.* (1550), 46b; 1553, 44; (1555), 38; (1560), 64; (1567), 71; (1571), 1573, 145; (1578), 128; (1587), 121; 1592, 139; 1604, 1617, 248; 1630, 300. *Œuvres.* (1584), 307; 1609, 1623, 402. Blanchemain. II, 141. Marty-Laveaux. II, 192.

VARIANTES. Titre. A sa Maistresse 1584. 1587. — 2. Renaistre t. l. m. 1555. 1560. 1567. 1571. Blanchemain. — 4. Sera morte u. f. 1555. 1560. 1567. 1571. Blanchemain. — 5. Long tens s. s'eveiller 1550. — 5. Long tans s. reveiller 1555. 1560. 1567. 1571. Blanchemain. — 5. Sans nos yeux resveiller 1587. — 6. Nous faudra s. 1550. 1555. 1560. 1567. 1571. Blanchemain. — 6. Faut long temps s. 1587. — 7. 8. D'un baiser humide, o. Les levres pressez m. 1550. — 8. 9. ... donne ... donne 1555. 1560. 1571. Blanchemain. — 11. A sa grand' deité 1550. 1555. 1560. 1567. 1571. Blanchemain. — 13. 14. A, vous m'avés m. De la dent e. 1550. 1555. 1560. 1567. 1571. Blanchemain. — 18. Du travail qu'e. a p. 1584. 1587. — 19. E. qui vos louanges 1550.

1555. 1560. 1567. 1571. Blanchemain. — 20. Mignonnement vantoit 1550. — 20. De sur le luc vantoit 1555. 1560. 1567. 1571. Blanchemain. — 21. 22. Et aus peuples estranges Vos merites chantoit 1550. 1555. 1560. 1567. 1571. Blanchemain. — (25—30 n'existent pas en 1550. 1555. 1560. 1567. 1571.) — 31. De vos tetins d'i. 1550. 1555. 1560. 1567. 1571. Blanchemain. — 32. Reliques d'Orient 1550. — 32. (Joyaus de l'O.) 1555. 1560. 1567. 1571. Blanchemain. — 33. Eternisoit la g. 1550. 1555. 1560. 1567. 1571. — 34. Et de vostre œil rient 1550. Blanchemain. — 34. Et de vostre œil friant 1555. 1560. 1567. 1571. — 35. Pour la recompenser 1550. 1555. 1560. 1567. 1571. Blanchemain. — 36. On la vient offenser? 1550. — 36. La faut-il offenser? 1555. 1560. 1567. 1571. Blanchemain. — 38. Je me plain durement 1550. 1555. 1560. 1567. 1571. Blanchemain. — 38. Je me plains s. r. 1587. — 39. La plaie au c. e. 1550. 1584. — 39. La plaie en l'ame e. 1555. 1560. 1567. 1571. Blanchemain. — 39. Non de la playe e. 1587. — 40. Me cuist bien autrement 1550. 1555. 1560. 1567. 1571. Blanchemain. — 40. Me cuist s. g. 1584. — 40. Au cœur s. g. 1587. — 41. 42. Qu'en traison il receut Quand vostre œil le deceut 1550. — 41. 42. Que ton œil m'y laissa Le jour qu'il me blaissa. 1555. 1560. 1567. 1571. Blanchemain.

Sur ces 42 vers, six, 25 à 30, donnés en note par Blanchemain comme variantes de 1587, se lisent sans changement en 1578, 1584 et 1587.

Sur les 36 autres, 24 : 2, 4, 5, 6, 8, 9, 11, 13, 14, 19, 20, 21, 22, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 38, 39, 40, 41, 42 présentent en 1560 un texte différent de 1578, mais *toutes* ces variantes se lisaient déjà en 1550 ou 1555 et sont conservées en 1567 et 1571. Blanchemain en reproduit 22; au vers 33, il donne le texte de 1578, au vers 34, celui de 1550!!!

Ne faut-il pas conclure que Blanchemain est un guide peu sûr? que l'édition de 1560 est en l'occurrence sans intérêt? et que le seul texte dans lequel on doive lire cette Ode est celui de 1578? qui nous donne une Ode de 42 vers dont 10 : 1, 3, 10, 12, 15, 16, 17, 23, 24, 31 n'ont subi aucun changement de 1550 à 1587, dont 2 autres: 7 et 27 sont demeurés de 1555 à 1587; Seul le vers 18 a été modifié en 1584. L'édition de 1587 reste hors du débat, car nous ne savons avec quelle fidélité Galland a reproduit les corrections que Ronsard apporta au texte de 1584.

Notons ici, au passage, que sur les 56 vers de l'Ode II du premier livre, 25 se lisent de 1550 à 1587 sans changement, qu'aucune variante n'est particulière à 1560 ou 1584 mais que 1587 en offre 5. — Sur les 104 vers de l'Ode VI du même livre, 50 sont restés tels que Ronsard les écrivit en 1550, 1560 nous présente une seule variante particulière, 1584 nous en offre 11 et 1587, neuf autres; cette dernière édition est la seule où la première Epode ait 12 vers, comme les deux autres épodes, &c.

Mais nous entendons le lecteur s'écrier: A quoi bon cette profusion de chiffres et que nous voilà loin de M. Longnon et de son livre! Point du tout: ayant fréquenté les éditions originales, M. L. se fût souvenu qu'il y a dix ans, il nous avait révélé Cassandre et il n'eût point — à la suite de tant d'auteurs après

Blanchemain, répété la légende de Marie Dupin. Cette trop ingénieuse trouvaille eut une merveilleuse fortune: M. Pierre Louys ne l'a-t-il pas consacrée en publiant les Amours de Marie Dupin? Il serait trop long de donner ici la liste des poètes du XVI^e siècle qui font figurer le pin à tort et à travers dans leurs vers, sans qu'un Blanchemain se soit avisé que leur belle dissimulait son nom sous ce monosyllabe commode à introduire dans un hémistiche, et qui s'offre dans l'art des jardins comme un bel arbre d'ornementation. Ouvrons plutôt les Amours de Marie et relisons le Voyage de Tours, nous nous arrêterons aux vers 303—306:

> Là parmy tes sablons Angevin devenu,
> Je veux vivre sans nom comme un pauvre incognu,
> Et dés l'aube du jour avecq'toy mener paistre
> Aupres du port Guiet nostre tropeau champestre.

Blanchemain a cru bon de faire suivre «port Guyet» d'un renvoi (1) à une note au bas de la page «1. C'est une maison qui appartient à Marie» et Marty-Laveaux (t. I., p. 417) á pieusement reproduit la dite note.

Où Blanchemain, qui ne cite point sa source, a-t-il puisé? Au commentaire de Belleau? Mais Belleau fut enterré le 6 mars 1577, et ce n'est que dans des éditions posthumes de son commentaire, éditions révisées par des anonymes, en 1584, 1587, 1604, 1609, etc. que nous lisons le texte donné par Blanchemain. En 1578, la note est ainsi rédigée: «C'est une maison qui appartient à s'amie, ainsi nommée». Notons la présence de la virgule, absente du texte de 1571 (t. I, p. 406) publié du vivant de Belleau et venons en au tout premier texte, celui de 1560: nous y lirons au v^o du f. 56 «*C'est une maison qui appartient à sa mie ainsi nommée*» Pourquoi Marie ne se serait-elle pas appelée *Marie Guiet*?

Ce compte-rendu n'est pas un simple plaidoyer *pro domo mea* mais un exposé des principes qui ont guidé l'éditeur de 1910: .. terminons le par un aperçu de la Table des matières du livre de M. L. Deux parties: les Ancêtres, la Jeunesse, se partagent inégalement le gros du volume, soit 410 pages. Dans la première, deux chapitres nous présentent les ancêtres de Ronsard avec les diverses hypothèses sur leurs origines, le père et la mère de Ronsard. Dans la seconde, cinq chapitres: les «enfances», premières études et premiers vers, les humanités, la Brigade, les Amours de jeunesse, ne nous laissent rien ignorer de ce qui a été écrit *ex professo* sur cette période de la vie de Ronsard. M. L. n'accepte pas toujours les opinions émises avant lui, et souvent, le lecteur qui l'aura suivi attentivement, se rendra à ses raisons toujours clairement exposées et soutenues avec une attrayante modération. Les cent dernières pages sont à peu près également partagées entre XIII Appendices: documents littéraires et XXX Pièces justificatives: documents d'archives.

Nous ne doutons point qu'un franc succès accueille le livre placé par un fils respectueux et reconnaissant sous les auspices d'un père dont la mémoire reste en vénération parmi les travailleurs de la pensée et nous espérons que ce succès encouragera l'auteur à l'améliorer et à le rendre plus digne et du nom paternel et du nom de Ronsard.

Lyon. HUGUES VAGANAY.

Magne, Emile. *Voiture et les origines de l'Hôtel de Rambouillet. 1597—1635.* Portraits et documents inédits. Paris. Mercure de France. 1911. 320 S. 8⁰.

Das 17. Jahrhundert in Frankreich mit seiner satten, ellendicken Selbstzufriedenheit jagt nicht rastlos nach neuen, hohen Idealen, sondern sucht auch in der Kunst nur nach neuen Mitteln zur äußeren Verfeinerung und Erhöhung der Lebensreize. So fehlen auch in seiner Dichtung große, von der Sehnsucht nach fernen Zielen erfüllte Gedanken, es fehlen die hochfliegenden Träume vom Menschenglück kommender besserer Tage und man späht bloß nach neuen Formen, die oft nur die Leerheit des Inhalts verdecken und eine tötlich gelangweilte Gesellschaft, die ihren Müßiggang so delikat in ihrem Zeitvertreib macht, in Atem halten sollen. Vincent Voiture ist der König der „Alkovisten", die an Stelle einer poetischen Naturkraft oder einer erhabenen Leidenschaft den flüchtigen und farblosen Affekt setzen und anstatt allen Tiefsinns nur die Spielereien eines beweglichen Esprit zu bieten haben; er ist der unbestrittene Führer, nach dem die andren Mode- und Salondichter (Benserade, Malleville, Sarasin, Gombauld, Cotin und andere) gravitieren, die später der boshaften Spottsucht eines Boileau einen so ergiebigen Stoff lieferten. Nie ist Voiture ein großer Wurf gelungen; er hat einen solchen allerdings auch nie ernstlich versucht. V. besaß nämlich Selbsterkenntnis genug, zu wissen, daß sein kurzatmiges Talent und seine geringe Arbeitskraft zur Bewältigung ernster, größerer poetischer Aufgaben nicht ausreiche, daß es ihm hierzu am Gestaltungsvermögen, an der Kraft der Intuition und der lodernden Glut der Begeisterung gebreche. Als ihm Julie d'Angennes einmal den von ihr im Geschmack der Zeit erfundenen Stoff der *Histoire d'Alcidalis et de Zélide* zur Bearbeitung übergab, konnte er diese Dichtung, trotzdem die „Prinzessin Julie" seinen Ehrgeiz immer von neuem aufpeitschte, nicht vollenden, so daß sie erst 1677 ein gewisser Des Barres zu Ende führen mußte. V.s kleines Talent zerflattert in leichten Chansons, Stanzen und Rondeaux, deren ausschließliches Thema, die Liebe, immer wieder variiert wird. Aber nicht jene Liebe, die den ganzen Menschen in Gährung bringt, die in ihm ungeahnte Quellen aufspringen läßt, und ihn mit elementarer Gewalt in seinen innersten

Tiefen aufwühlt, die ihn die seligsten Wonnen und qualvollsten Schmerzen auskosten läßt; sondern jene winzigen Gefühlchen, die in einigen zierlich gedrechselten galanten, oder übermütig ausgelassenen Gelegenheitsversen verpuffen und nur bezwecken, seinen eigenen Geist leuchten zu lassen und das Gemüt einiger Schönen, deren Herz eine Bude auf dem Eitelkeitsmarkte ist, zu verwirren und zu verführen. Wie die männlichen Paradiesvögel zur Zeit der Paarung ihre Schönheit vor den Weibchen wetteifernd zur Schau tragen und wie selbst das des bunten Gefieders entbehrende Nachtigallenweibchen durch die rührende Klage seines schmelzenden Gesangs um Liebe wirbt, so will auch Voiture durch geistvolle Schmeicheleien oder durch herzbewegendes Wimmern und Winseln sein Ziel erreichen. Er ist aber nicht ernst und vielleicht auch nicht heuchlerisch genug, um nicht zuweilen seine Seufzer und Klagen plötzlich durch eine schrille Selbstpersiflage abzudrehen. So sagte er einmal in einem seiner Liebesbriefe, nachdem er sich wegen der Abwesenheit einer seiner Geliebten von Paris als namenlos verlassen und von Seelenschmerzen ganz zermürbt hingestellt hat, schließlich, er wisse nicht recht, ob seine tiefe seelische Depression von seiner unglücklichen Liebe oder von — seinem Schnupfen herrühre? Es entschuldigt ihn und er unterscheidet sich darin sehr vorteilhaft von vielen seiner dichtenden Zeitgenossen, daß er nicht nur kein bettlerischer Parasit ist, sondern den Druck seiner Werke mehr fürchtete, als ihn suchte. „Sie werden sehen", sagte er eines Tages zu Frau von Rambouillet, „es wird genug dumme Leute geben, die sich dieses und jenes holen lassen, das ich verfaßt habe, um es in Druck zu geben; diese Voraussetzung könnte mich veranlassen, meine Arbeiten zu korrigieren." „Er war ein Mann der Geselligkeit, liebte das Spiel und die Frauen. Seine Werke zu veröffentlichen, wäre ihm nie in den Sinn gekommen." (G. Rahstede: *Vincent Voiture*, Oppeln 1891 S. 171). Er ist ein wesentlich stilistisches Talent, das sich zu leicht in die Arabeske verliert, besonders in seinen Briefen, wo ihn kein einheitlicher Stoff sich zu bescheiden zwingt. Seinem Dichten fehlt die echte Naivität und die duftige, absichtslose Unmittelbarkeit hat sich durch das Kokettieren mit schöner Seelenhaftigkeit in ein aufdringliches Parfüm verwandelt. In dem Bestreben, das Gemeine und Gewöhnliche zu vermeiden, wird er leicht unnatürlich, in der Absicht, den feinen Ton zu bewahren, büßt er oft das Gefühl für die wahre Schönheit ein. Seine ganze Dichtkunst jagt nur nach den Drohnenerfolgen in den Salons der Zeitgenossen und St. Beuve sagt von ihm, er habe alles auf eine Leibrente gesetzt, er wollte gefallen und erreichte sein Ziel, aber er hat sich damit ganz verzehrt. Zweifellos ist seine ganze literarische Persönlichkeit tief und fest im Hôtel de Rambouillet verankert. Aber gerade über diesen Zusammenhang hat das vorliegende Buch E. Magnes

neues Licht verbreitet und manche herrschende Auffassung wesentlich berichtigt. Wir werden darauf noch zurückkommen.

Die Art E. Magnes literar- und kulturhistorische Stoffe zu behandeln haben wir in diesen Blättern bereits bei einer anderen Gelegenheit charakterisiert und seine Gewandtheit der Form, seine souveräne Beherrschung des Materials und seine überlegene Beurteilung des Helden hervorgehoben. Er versteht es vorzüglich, die Quellen zum Reden zu bringen und selbst aus spärlichen Berichten eine Zeit und ihre Gestalten zu rekonstruieren. Es sprüht alles von Leben und Zeitkolorit. Hinter diese sehr schätzenswerte Gabe tritt die von ihm geübte Quellenkritik beträchtlich zurück. Seine besondere Vorliebe für die historische Anekdote erregt oft Bedenken und man erinnert sich an die Worte Voltaires: *Je doute de tout et surtout des anecdotes.* Magne standen zahlreiche bisher unbekannte oder unbenutzte Dokumente zur Benutzung, denen er eine recht ergiebige Ausbeute an neuen Ergebnissen verdankt. Es wird wohl nicht unerwünscht sein, wenn wir einige derselben in aller Kürze an dieser Stelle wiedergeben.

Über die von Magne benutzten neuen Quellen sei hier nur erwähnt, daß ihm Ch. Samaran verschiedene bisher unedierte, V. betreffende Akten zur Verfügung stellte, darunter besonders das Inventar von V.s Hinterlassenschaft. Dagegen hat er, wie er mit Bedauern konstatiert, ein mit allen Randglossen Tallemants versehenes Exemplar von V.s Werken sich nicht verschaffen können. Dieses Buch, dessen Verschwinden schon Ubicini beklagt, wurde von der Buchhandlung Emile-Paul versteigert und befindet sich jetzt im Besitz eines Notars von Aix. Die französischen Vorarbeiten über V. beurteilt Magne recht abfällig und räumt nur der Biographie des Deutschen Georg Rahstede ein hervorragendes Verdienst ein, wenn dieselbe auch sehr lückenhaft sei. Er führt auch die syntaktischen Studien über Voiture von W. List und Max Dembski an. — Die von A. Dubois publizierten Dokumente über die Familienverhältnisse von V.s Vater haben erst durch die bis jetzt nicht veröffentlichten Akten Samarans eine Vervollständigung erfahren. Aus diesen geht hervor, daß V. vier Schwestern hatte (Barbe, Jeanne, Marguerite und Marie) und einen am 8. Dezember 1591 geborenen und jung verstorbenen Bruder, Namens Vincent. Über den letztgeborenen, Namens Fleurant, berichtet Pellisson, daß ihn sein Vater besonders zärtlich liebte, weil er nach ihm geraten war und daß er, nachdem er in die Dienste des Königs von Schweden getreten war, sich durch kriegerische Taten auszeichnete. Er dürfte im Jahre 1648 gestorben sein, da er unter den Erbberechtigten unseres Dichters nicht erwähnt ist. — Unter den Männern, die die Schwestern V.s ehelichten und deren Namen uns ebenfalls überliefert sind, verdient besonders der Gemahl Barbes, Raoul Martin, Erwähnung, da aus dieser Ehe der Dichter Martin de Pinchesne entstammte.

der unter dem Beistande von Conrart und Chapelain alle Manuskripte seines verstorbenen Onkels sammelte und herausgab, wobei er aber eine solche Ausmusterung und Kürzung derselben veranlaßte, daß die Briefe stellenweise ganz unverständlich geworden sind. — Der Vater V.s, Wirt und Weinhändler, war, wie man aus einem im Anhang bei Magne abgedruckten Notariatsakte vom 18. Jan. 1615 ersieht, der Lieferant der Königin-Mutter Maria v. Medici, der sie mit Wein versorgen sollte *en quelque cironstances et lieu qu'elle se trouvât.* — Das Duell V.s mit Hameaux wegen eines Liebeshandels, bei dem V. einige Finger einbüßte, soll nach einer Angabe Tallemants während des Aufenthaltes V.s im Collège von Boncourt stattgefunden haben. Magne hält aber den Bericht des sehr gut informierten Sarasin für glaubwürdiger, demzufolge dieser Zweikampf erst vor sich ging, als V. bereits die Universität in Orléans bezogen hatte. — Hier sei gleich eine bezeichnende Stelle aus Tallemants *Historiettes* Bd. II S. 286 eingeschaltet, die M. nicht anführt und die den Argwohn, er sei feige gewesen, völlig ausschließt: „*Il y a tel brave qui ne s'est pas battu tant de fois que lui, car il s'est battu jusqu'à quatre fois de jour et de nuit, à la lune et aux flambeaux.*" — V. hat wirklich in Orléans ernstliche, juridische Studien betrieben, denn er schreibt nicht nur einmal an die Sainctot: *Tout grand jurisconsulte que je sois* (was man als Selbstironie auffassen könnte), sondern auch Tallemant sagt von ihm: *Il avoit estudié pour estre avocat.* V. kam übrigens auch später noch nach Orléans und hat sogar einem dortigen Krämer seine Kundschaft treu bewahrt. — V. unternahm schon früh eine Reise nach Spanien vor seinem späteren längeren Aufenthalte in diesem Lande; Pinchesne, der diese Mitteilung macht, läßt es ganz unklar, wann diese erste Reise stattgefunden habe? Magne will in einem Briefe V.s an den Marquis von Rambouillet (Œuvres, 1650 p. 10) hierüber eine aufklärende Anspielung gefunden haben. — Die Erstlingsdichtung V.s *Hymnus Virginis seu Astraeae* an den Pariser Parlamentspräsidenten Nicolas de Verdun, die 1612 in Paris erschien, konnte Magne nicht auffinden. Sie ist nicht (wie Ubicini angibt) in der Ausgabe der Werke Voitures von 1734, sondern in der von 1729 abgedruckt. Magne meint ferner, daß das nach den Angaben eines Herausgebers des 18. Jahrh. angegebene Datum verfrüht sein dürfte. — Die 1615 erfolgte Ernennung eines sieur Voiture zum *contrôleur général de la maison de Monsieur*, die in den *Mémoires du feu M. le duc d'Orléans 1685* mitgeteilt ist, wollte Magne zuerst auf den Vater unseres Dichters beziehen. Er fand aber in der Bibl. nat. ein Beamtenverzeichnis des *Monsieur* (ms. n^0 20614 f^0 95), in dem als *contrôleur général* ein *Noël Voicture* genannt ist. Es dürfte also ein entfernterer Verwandter unseres Dichters gemeint sein. Der Großvater V.s hieß allerdings Noël; da er aber schon 1571 starb, kann sich die Notiz nicht auf

ihn beziehen. Ubicini bezieht die Ernennung ohne Bedenken auf unseren Dichter, der aber damals erst 18 Jahre alt war. Auch Rahstede tut dasselbe skrupellos (Vgl. l. c. S. 307). — Das berühmte Sonnet V.s. auf Urania stammt, wie man aus einer Stelle bei Balzac ersieht, aus der Jugendzeit des Dichters. Der bekannte Streit zwischen den Uranisten und Jobisten begann Ende 1648, gleich nach dem Tode V.s. Magne sagt in anzuerkennender Unbefangenheit, daß man, wenn man sich über diesen Gegenstand gründlich unterrichten wolle, die deutsche Gelehrsamkeit in Kontribution setzen müsse und zitiert einen Aufsatz von Albert Mennung: *Der Sonnettenstreit und seine Quellen* in der *Zeitschrift f. franz. Spr. u. Lit.* 1902 p. 275 ff. Er bemerkt allerdings, daß Mennung nicht alle Quellenschriften benutzt habe und vervollständigt das Verzeichnis derselben. Seltsam ist, daß Victor Cousin meint, daß V. das Sonnet über „Job" gedichtet habe, wie aus seiner *Société française* Bd. II S. 31 hervorgeht. (Wir entnehmen dieses Zitat G. Rahstedes erwähntem Werke S. 342.) — Die natürliche Tochter V.s, Madeleine La Touche, die der Dichter in einem ganz improvisierten Stegreifverhältnisse erzeugt hatte, oder wenigstens als sein Kind anerkennen mußte, trat zunächst in die Dienste der Sablé und der Saint-Loup und wurde dann eine Nonne. Sie hatte in ihrer Zelle ein Bild ihres als der heilige Ludwig gekleideten Vaters hängen und dieses Bild soll es gewesen sein, das Pinchesne seiner Ausgabe der Werke V.s vorandrucken ließ. Magne glaubt dieser Angabe Tallemants nicht, da das den Werken V.s vorgedruckte Bild 1649 von Nanteuil graviert wurde, zu einer Zeit, da Madeleine (wie man aus der schon öfter angeführten Nachlaßabhandlung ersieht) sich erst anschickte, ins Kloster zu gehen. Wir sehen aber nicht ein, warum das junge Mädchen nicht schon früher das Bild ihres Vaters besessen und Pinchesne geliehen haben könnte? — Auffallend ist es, daß Magne[1]) das Gedicht V.s auf das Hinterteil der Fr. von Sainctot und den gemeinsam erlebten Wagenunfall, der es hervorgerufen, ganz unerwähnt läßt. Gerade dieses Gedicht zeigt drastisch, was von dem angeblich strengen Anstand und den feinen Umgangsformen der Frequentanten des Hôtel de Rambouilles zu halten ist. Ubicini meint allerdings, das Gedicht sei an ein gewisses Frl. von Marolles gerichtet, doch erweist sich dies als nicht richtig. Wir zitieren aus diesem bei Ubicini, Œuvres de Voiture Bd. II S. 303—306 abgedruckten Gedichte nur eine Strophe:

La rose la reine des fleurs,
Perdit ses plus vives couleurs;

---

[1]) Wie ich aus dem inzwischen erschienenen zweiten Teile von E. Magnes „*Voiture*" ersehe, befaßt er sich in diesem mit dem in Rede stehenden Gedichte und ich werde bei der Besprechung dieses zweiten Teils darauf zurückkommen.

De crainte l'oeillet devint blême,
Et Narcisse, alors convaincu,
Oublia l'amour de soi-même
Pour se mirer en votre cu.

Das Gedicht ist übrigens eine matte Nachahmung der *Stances* P. Scarrons *Pour Mad. de Hautefort* (in der Ausgabe A. Séchés, Paris, Seite 58 f.) Diese Verse Vs. klingen übrigens noch sehr dezent, wenn man sie mit den folgenden vergleicht, in denen V. die Sainctot ansingt (Magne I. S. 97):

Mais laissez-moy vous toucher seulement
Où vous scavez

oder wenn er, nachdem sie sich ihm hingegeben hat, ihre geheimen Reize schildert (Magne, ibid):

Parmi tout ce qui plus m'engage
Est un certain petit passage
Qui vermeil et délicieux....
Mais ce secret est pour les dieux,
Ma plume, changeons de langage,
Tout beau!...

V. schickt der Sainctot die von Fr. Rosset übersetzte Ausgabe von Ariosts *Orlando furioso* und läßt anstatt Rossets Widmung einen von ihm verfaßten Brief vordrucken, der einen ungeheuren Erfolg hatte. Dieser Brief verschafft ihm auch die Bekanntschaft mit Chaudebonne, der ihm zuredet, sich in das nahe dem Louvre in der rue Saint-Thomas gelegene Hôtel de Rambouillet einführen zu lassen. — Aus dem Ms. No. 662 in der Bibliothek La Rochelle ersieht man, daß die Rambouillets fortwährend mit Geldnot zu kämpfen hatten und daß der Marquis sogar von einem Guarini (dem Dichter des *Pastor Fido?*) Geld entlehnt hatte. Der Tradition zufolge soll die Marquise von Rambouillet, von den Orgien am Hofe Heinrichs IV. angeekelt, sich zurückgezogen haben. Tatsächlich hatte sie zu jener Zeit schon siebenmal Mutterfreuden erlebt und war sie infolgedessen recht kränklich und ruhebedürftig. Sie imponierte tatsächlich durch ihr maß- und würdevolles und doch von Prüderie entferntes Wesen, das selbst einen Schwerenöter wie Malherbe in angemessener Distanz zu halten verstand, ohne ihn zu beleidigen. Hier müssen wir einige allgemeine Bemerkungen über das Hôtel de Rambouillet einflechten. Man sieht in demselben gewöhnlich den Sitz eines subtilen, alle edlen Herzensregungen auf die Liebe zurückführenden Idealismus, aber auf eine entsinnlichte Liebe, auf einen raffinierten Platonismus, der nur anspruchslos seufzt und schmachtet und wenigstens metaphorisch am gebrochenen Herzen stirbt.

Es ist aber ganz zweifellos, daß das Hôtel de Rambouillet nicht zu allen Zeiten eine Stätte zur ausschließlichen Pflege literarischer Interessen gewesen ist, oder auch nur jenen Zug

strenger Zucht und frommer Sitte trug, den es später (aber auch dann nicht in dem Maße, wie man gewöhnlich meint) angenommen hat. Anfänglich herrschte vielmehr daselbst noch harmlose Heiterkeit oder gar übermütige Ausgelassenheit. Die zu jener Zeit noch jungen weiblichen Berühmtheiten desselben spielen mit Puppen, die ihnen der Kardinal La Valette geschenkt hat und jagen ihn so herum, daß man ihn oft in seiner roten Sutane unter den Betten verschwinden sieht. V. der Tonangeber und Abgott des Hôtel de Rambouillet, ist nichts weniger als ein himmelnder, „wie der Regenpfeifer nur von Glaube und Hoffnung lebender" Schwärmer, sondern ein gemeiner Schürzenjäger, ein „Sponsierer, von Haus aus ein Verführer", der sich rühmt, fünf oder sechs Liebesverhältnisse gleichzeitig abtun zu können, der sich an die Frauen heimtückisch heranpürscht, sie durch Verleumdung und Intriguen in eine schiefe Lage zu bringen und derart zu kompromittieren sucht, daß sie ihm nicht entrinnen können und der dann, öfter auch fälschlich, mit der Gunst der einen renommiert, um dadurch wieder andere zu krebsen. In diesem Sinne mißbraucht er besonders die Liebe der ihm freilich willenlos ergebenen Sainctot in schnödester Weise, nachdem er einmal von ihren Brüdern bei einem nächtlichen Rendezvous in dem Zimmer der Schwester überrascht und zum Fenster hinausgeworfen wurde. Die Marquise de Rambouillet will und kann ihn aber in ihrem Salon nicht entbehren, denn er versieht daselbst zunächst den Courier- und Neuigkeitsdienst, indem er nicht nur die Skandalchronik in mundgerecht appretierter Form sehr wirksam, scheinbar ohne jede häusliche Vorbereitung, auftischt, sondern er ist auch ihr lustiger Rat und der unentbehrliche Arrangeur allen möglichen Ulks, den sie so wenig wie ihre Gäste missen kann und will. Darum gewährt sie ihm einen weiten Spielraum und ist nicht nur sehr duldsam gegen seine Spielwut, sondern auch gegen seine sehr bedenklichen Liebesverhältnisse. Sie gewährt nicht nur seinem Vater, sondern auch der Sainctot Einlaß in das „blaue Zimmer". Sie läßt alles passieren, was zum Lachen Stoff bieten könnte und so begegnet man daselbst oft gar sonderbaren Schlafgesellen. Schon das Bedientenzimmer ist (wir müssen hier auf die sehr ergötzlichen Details in dem Buche Magnes, Seite 100 ff. verweisen) ein wahrer Narrenturm und nicht minder exzentrisch sind die Sekretäre, unter denen besonders wieder „der Narr des Äußeren", Neufgermain hervorsticht. Wir begegnen aber unter den Besuchern auch einige italienische, sexuell sehr anrüchige Gäste, und die in dieser Reunion Vereinigten sind durchaus keine gesellschaftliche Auslese. Hier fühlt sich V. heimisch, nach diesen Kreisen sehnt er sich, wenn er fern von Paris im Dienste Gastons von Orléans so weite Kreuz- und Querzüge unternimmt, daß sich seine Muse auf diesen diplomatischen Reisen so erkältet, daß sie gar nicht mehr singt.

Nach dieser kleinen Diversion nehmen wir wieder den fortlaufenden Faden unseres Referats auf: Das blaue Zimmer war nicht, wie man gewöhnlich annimmt, das Privatzimmer der Marquise, sondern ein Empfangssalon. Ihr Zimmer mündete ebenso wie der Empfangssalon in das Vorzimmer. — Im Laufe eines Gesprächs mit Racan gab Malherbe der Marquise von Rambouillet den Namen *Arthénice* (bekanntlich das Anagramm aus Catherine). Als sich aber Racan dieses Anagramms bemächtigt und es auf seine eigene Mätresse Catherine Chabot, anwendet, verschmäht es Malherbe, davon weiteren Gebrauch zu machen und besang fortan die Marquise unter dem Namen *Rodante.* Wenn also in den Werken Racans und Malherbes der Name *Arthénice* vorkommt, so ist damit die Chabot gemeint. Auch Cotin hat eine *Arthénice* besungen; aber auch er meinte nicht die Marquise, sondern Catherine de Champagne. — Im Gegensatz zu der verbreiteten Meinung, daß die Marquise den Spottgedichten der Vaudevillisten entging, berichtet Magne, zwei solche Couplets in der Bibl. Nat. ms. n⁰ 12491 gefunden zu haben. — Über das Äußere der Marquise haben wir eigentlich gar keinen anderen authentischen Bericht als den Tallemants, der mitteilt, daß sie ihre Anmut und Schönheit bis ins Greisenalter erhalten habe und daß sie noch im Alter von 70 Jahren nichts Abstoßendes hatte, als daß sie etwas mit dem Kopfe wackelte und sich die von einer Krankheit häßlich gewordenen Lippen karminrot färbte. — V. war von ausnehmend kleinem Wuchse, hielt dies aber in seiner Selbstgefälligkeit für einen neuen Grund seiner Unwiderstehlichkeit und vergleicht sich mit den kleinen Gefäßen die den köstlichsten Inhalt bergen. — Über V.s oft recht läppische Briefe sagt M., sie seien *écrites pour la galerie.* Dieser Vorwurf aber könnte nicht schwer auf ihm lasten, denn im 17. Jahrhundert empfing man die Briefe, wie man heute die Zeitung entgegennimmt, fast als Gemeingut, sie ersetzten gewissermaßen die Feuilletons und Plaudereien der modernen Zeiten. — Sehr scharf zeichnet Magne den Gegensatz zwischen dem Charakter Julie d'Angennes und ihrer Mutter (S. 106 ff.). Er sagt von der ersteren, auf Grund eingehender Quellenstudien: *Frivolité, cupidité, tels sont les deux pôles de son caractère.* Sie liefert sogar (und dies ist wieder ein seltsamer Beweis für die Tugendfestigkeit des Hôtel de Rambouillet!) Ludwig XIV. als gewöhnliche Kupplerin die Menschenware für seinen Harem, wie dies aus einem (in der B. N. ms. n⁰ 12816 p. 105; Bibl. de la Rochelle ms. n⁰ 673 f⁰ 153 vorhandenen) Couplet hervorgeht:

La Montausier est, dit on, maquerelle
De nostre Roy legrand Louis de Bourbon
Elle voudroit luy fournir des pucelles
Mais en ce siècle où diable en trouve-t-on?

Magne widerspricht in dezidiertester Weise der Angabe Tallemants, daß V. jemals wegen „unglücklicher Liebe“ in seinem Gemüte verstimmt oder gar verdüstert gewesen sei und meint, sein teils geckenhaft affektiertes, teils zynisches und perfides Wesen schließe das völlig aus und alles an ihm sei nur Pose gewesen. Nur Julie d'Angennes, die ihm in der Taktik des Liebesgeplänkels noch überlegen war, scheint ihm zuweilen wirklich den Kopf heiß gemacht zu haben. Er haßte seinen Nebenbuhler Chavaroche, den Lehrer von Juliens buckligem Bruder Pisani. Die Vaudevillisten dichten ihr noch einen dritten Verehrer an, Chaudebonne; doch scheint dies reine Verleumdung. Wie brutal Julie mit V. umging, ersieht man daraus, daß sie ihm einmal im Winter das Kaminfeuer zu „richten“ auftrug. Er hat sich aber doch zu solcher Domestikenleistung nicht hergegeben. Magne hält es auch für pure Geckerei, wenn V. in einem seiner Briefe der Mlle. de Bourbon mit der ihm eigenen, geleckten Grazie erzählt, wie an ihm auf das Geheiß Juliens und der Paulet die Strafe des „Fuchsprellens“ vollzogen worden sei und welche Empfindungen ihn dabei erfüllt haben, denn er sei höchstens *in effigie* geprellt worden. — Den Aufenthalt der Rambouillets in ihrem Stammschlosse während des Jahres 1626 scheint Lorin nicht gekannt zu haben. — Die Anekdote, daß auch der Kardinal Richelieu im *Hôtel de Rambouillet* empfangen worden sei und daselbst einen Vortrag über die Liebe gehalten habe, bezeichnet Magne aus guten Gründen (S. 149 A. 1) als ganz unglaubwürdig. — Die der ungewöhnlichen Trägheit V.s so angepaßte Stelle eines *introducteur des ambassadeurs* im Hause Gastons von Orléans erhielt V. Ende 1627 oder anfangs 1628. Er verdankte dies besonders dem Einflusse des Kardinal La Vallette (d'Epernon nennt ihn wegen seines servilen Wesens gegenüber Richelieu den *Cardinal Valet*); daß auch Chaudebonne dabei mitgewirkt habe, hält Magne für unwahrscheinlich, da gerade damals der Einfluß Chaudebonnes im Hause Orléans im Sinken war. — Sehr erwähnenswert ist das Verhalten V.s, als ihn sein Vater einmal mit ganz verstörter Miene besucht und ihm mitteilt, seine Tochter habe einen Liebhaber, der überdies ihn und sein Metier in einem Spottgedichte arg verhöhnt habe. V. rät ihm, am besten zur Vermeidung allen Skandals stillschweigend darüber zur Tagesordnung überzugehen. — Das Fräulein Paulet, daß trotz ihrer sehr bemakelten Vergangenheit nach einer kurzen Bußezeit von der Marquise gnädig in ihren Zirkel aufgenommen wurde, zeigte sich für V.s Liebesbewerbungen ganz unzugänglich, obzwar die Vaudevillisten dichteten:

La Polette se révolte,
Elle n'est a présent dévote,
Car le tavernier Voiture
Luy fait de bonne couverture.

Sie verletzte tief seine maßlose Eitelkeit, indem sie einem Wäschehändler, der ihr eine kostspielige Galanterie erwiesen hatte, Aufmerksamkeit bezeugte und sogar seiner Einladung zu einem Gastmahle Folge leistete, nachdem es die Marquise gutgeheißen hatte. Magne sagt, in den Werken V.s gebe es fast keine Seite, auf der die Paulet nicht erwähnt sei. — Wir schließen diese Notizen mit dem Inhalte einer Stelle aus V.s Briefen, die schlagend beweist, daß dieser Virtuos der gesuchten und angestrichenen Schminke der Worte zuweilen in seinem Verkehr mit Damen auch recht schmutzig und gemein sein konnte. Er ist nämlich so liebenswürdig, während seines Aufenthaltes in Spanien allen näheren Bekannten des Hôtel de Rambouillet bei seiner Rückkehr schöne Geschenke zu versprechen, so der M^{me} d'Aubry eine Partie kastilianischer Läuse, die eben so hochmütig seien, wie die von ihnen besetzten Hidalgos und die sich wieder mit jenen Läusen gut vertragen werden, die man eines Tages auf ihr, trotz ihrer Reinlichkeit, gefunden habe. Was will es dagegen bedeuten, daß V. sich als afrikanischer Löwenjäger proklamierte und der Paulet versprach, ihr ein paar junge lebendige Löwen mitzubringen, während sie sich schließlich mit solchen aus grünem Wachs begnügen mußte?

Wien. JOSEF FRANK.

Hartmann, Hermann. *Die literarische Satire bei Molière.* Tübingen, Dissertation 1910. 73 Seiten. 8^0.

Wechssler, Eduard. *Molière als Philosoph.* Marburg. 1910. 86 Seiten. 8^0.

Toldo, Pietro. *L'œuvre de Molière et sa fortune en Italie.* Turin. Ermanno Loescher éditeur, 1910. 578 S. 8^0.

Es ist eigentlich zu verwundern, daß, obgleich in den letzten Jahren nicht weniger als vier Molièrebiographien erschienen sind (neben der meinigen vom Jahre 1902, Rigal 1908, Lafenestre 1909, Max J. Wolff 1910) doch fortwährend Molièremonographien erscheinen, die dem Dichter und seinem Werke neue Seiten abzugewinnen vermögen. Die Vielseitigkeit und Tiefe des französischen Komikers ist eben nicht zu erschöpfen. Die drei oben angeführten Monographien betrachten unsern Dichter einerseits als Satiriker der zeitgenössischen Literatur und Philosophen, anderseits in seinen Beziehungen zu Italien. Drei recht verschiedene Gesichtspunkte, die gewiß der Beachtung sehr wohl wert sind.

Auf Molières Bedeutung als Satiriker überhaupt hatte ich selbst — wie Hartmann auch hervorhebt — sowohl in meinen Abhandlungen Groteske Satire bei Molière? 1899, Molière als Satiriker, Beilage zur allgemeinen Zeitung 1899, als in meinem

Molière 1902 hingewiesen. Doch war bisher die Rolle, die Molière speziell als Satiriker der Literatur gespielt hat, noch nicht näher berücksichtigt worden. Diese Lücke hat Hartmann in seiner verdienstvollen Tübinger Dissertation ausgefüllt.

Mit Recht macht er zunächst auf die vielen Stellen aufmerksam, in denen Molière selbst von seiner Komödie als von einer Satire spricht (*Préf. d. pr. rid.*, *Crit. de l'école des femmes sc. 5.* an 3 Stellen, *Impromptu de Versailles sc. 5* an 3 Stellen, *Préf. du Tartuffe*) und auf die bekannte Stelle aus dem Vorwort zur ersten Molière Gesamtausgabe von 1682 (von *La Grange* und *Vinot*): „*Lorsqu'il (Molière) a raillé les hommes sur leurs défauts, il leur a appris à s'en corriger... Sa raillerie étoit délicate, et il la tournoit d'une manière si fine, que quelque satire qu'il fît, les intéressés, bien loin de s'en offenser, rioient eux-mêmes du ridicule qu'il leur faisoit remarquer en eux.*" Er zeigt, wie in dem Kreise, in dem Molière verkehrte, in Gesellschaft von Boileau, Racine und Lafontaine ein angriffslustiger Geist herrschte, der sich gegen die zeitgenössische Literatur richtete; er hebt schließlich mit Recht hervor, daß die Satire stets nationales Erbgut der Franzosen gewesen ist und infolgedessen ganz natürlicherweise auch der Dichter, der den französischen Charakter am besten wiederspiegelt, sich nach der Seite hervorzutun berufen war. In einem ersten Abschnitt untersucht er dann die Objekte der satirischen Polemik. In erster Linie ist die literarische Produktion im Allgemeinen insofern oft die Zielscheibe von Molières Witz gewesen, als er sich lustig macht über die Vielschreiberei der Dichter, über ihre Sucht, ihre Werke stets jedermann vorlesen zu wollen, über ihre Pedanterie und ihr affektiertes Wesen, sowie ihre eitle Empfindlichkeit. Dann hat aber Molière namentlich das Preziösentum in allen seinen Formen an den Pranger gestellt, sowohl in literarischer wie auch in sozialer Hinsicht. Ich teile durchaus die Ansicht des Verfassers, daß Molière in den *Précieuses ridicules* nicht bloß die extremen Auswüchse des Preziösentums hat treffen wollen. Der Unterschied zwischen den „*fausses précieuses*" und den „*véritables précieuses*" ist nicht ernst zu nehmen. Molières Satire ging auch höher. Das Preziösentum als solches war ihm verhaßt; denn allem Unnatürlichem und Übertriebenem war er abhold. In seinem literarischen Kampfe wird aber Molière auch leicht persönlich. Wenn auch Anspielungen auf den Dichter Benserade in den *Amants magnifiques* und im *Misanthrope* und auf den preziösen abbé d'Aubignac in der *Critique* sc. VI und im *Malade imaginaire* II 5 nicht erweisbar sind, so sind versteckte Nadelstiche auf den großen Corneille und Parodien seiner Verse im *Impromptu* 5, im *Misanthrope* IV 1, im *Tartuffe* v. 966, in der *Ecole des femmes* II 5, im *Médecin volant* sc. 4, in den *Fâcheux* I 1, in der *Critique* VI unverkennbar. Noch deutlicher ist die Satire

auf Thomas Corneille (*Ecole des femmes* 175, *Critique* sc. 6) und namentlich auf Mme de Scudéry in den bekannten gegen ihre Romane gerichteten Stellen der *Précieuses ridicules*. Am persönlichsten ist aber bekanntlich Molière in den *Femmes savantes* geworden, wo er den Abbé Cotin und den Gelehrten Ménage unter der Gestalt Trissotin's und Vadius' dem Gelächter preisgab, und ein *Impromptu*, wo er den Dichter Boursault schonungslos angriff. — So finden wir denn in den Komödien Molières die literarische Satire fast immer mit der persönlichen verquickt. Und zwar gehören die Stücke, in denen sich seine Angriffslust zeigt, meist seiner Kampfperiode an; es sind vor allem die *Précieuses ridicules*, die *Ecole des femmes*, die *Critique*, der *Impromptu*, der *Misanthrope* und das Stück, das man eine Erweiterung und Vertiefung der *Précieuses* nennen kann, die *Femmes savantes*.

In einem zweiten Abschnitt untersucht V. den allgemeinen Charakter der literarischen Satire Molières. Er führt aus, daß bei Molière im allgemeinen die Satire nicht Selbstzweck ist, sondern zur Verstärkung des Komischen in den meisten Fällen beiträgt. Ganz besonders ist dies der Fall in den allgemein gehaltenen satirischen Bemerkungen über Literatur und das Verhalten der Literaten. Manchmal gebraucht aber Molière die Satire aus didaktischen Gründen, um ein nach seiner Ansicht Nichtseinsollendes — wenn ich mich so allgemein ausdrücken kann — ad absurdum zu führen. Endlich verwendet er die Satire als Angriffs- oder Verteidigungswaffe gegen persönliche Feinde. Die Mittel und Äußerungsformen seiner literarischen Polemik sind verschieden. Am ausgiebigsten ist die Ironie. Besonders gelungen sind ja solche Stellen, wo Personen gerade das tun, was sie eben getadelt haben, so wenn Vadius im Momente, wo er über die Thorheit mancher Schriftsteller ihre Verse bewundern lassen zu wollen, herfällt, selbst sein Gedicht Trissotin vorzulesen sich anschickt. Neben der Selbstironie wirken auch die Stellen außerordentlich komisch, in denen Molière Dummköpfe als Verfechter des von ihm bekämpften Standpunktes auftreten läßt, so etwa die Lakeien in den *Précieuses ridicules*. Häufig ist auch die Parodie die Trägerin seiner Satire; wir brauchen nur an das Gedicht *Mascarilles* in den *Précieuses*, an das Sonett *Orontes* im *Misanthrope* zu erinnern, und gleich werden sich eine Menge ähnlicher Stellen unserer Erinnerung aufdrängen. Weniger häufig ist die persönliche Invektive, am schärfsten im *Impromptu* in den gegen *Boursault* gerichteten Stellen und in der Satire des abbé Cotin in den *Femmes savantes*. Freilich sollte man sich hüten in letzterem Stücke jedes Wort, das auf *Trissotin* zielt, auch als dem Abbé Cotin geltend anzusehen. Der abbé bedeutet doch nur den Ausgangspunkt der Satire, Trissotin ist aber eine dichterische Gestalt, die an und für sich ihre Daseinsberechtigung

hat. Verf., der sonst ein sehr gesundes Urteil hat, ist meines Erachtens p. 58/9 auch hier zu weit gegangen. Um nur ein Beispiel anzuführen: Wenn Chrysale von Trissotin sagt: „*Et je lui crois, pour moi, le timbre un peu fêlé*“, so ist damit doch noch nicht gesagt, daß Molière den abbé Cotin als verrückt hat hinstellen wollen. Diese Meinung bei V. ausgesprochen zu finden, ist um so erstaunlicher als wir ihn doch p. 62 sagen hören: „Darum dürfen wir doch nicht alle und jede gelegentliche satirische Bemerkung in seinen Stücken als unbedingten, vollbewußten und immer sorgfältig überlegten Ausdruck der wirklichen Überzeugung des Dichters ansehen.“ Auch würde eine solche Auffassung die im letzten Teile der Abhandlung V's. — die den Motiven der Satire Molières gewidmet ist — ausgesprochene Meinung, Molière's Satire des abbé sei nicht so sehr zu verwerfen, wie Abel Lefranc es in seinem „*Un procès littéraire à reviser. Molière et l'abbé Cotin*“ gesagt hat — unterstützt haben. Sonst stimme ich V. durchaus bei, daß er den Motiven, die Molière gegenüber dem Abbé Cotin reizen mußten, seinen Äußerungen in der *Critique désintéressée sur les satires du temps*“ gebührenden Platz verliehen hat. Ich begreife nicht, daß Lefranc darauf nicht einging. Für das Verhalten Molières ist das doch außerordentlich wichtig. Die Frage, warum Molière Trissotin philosophische und naturwissenschaftliche Anschauungen unterschiebt, die denen des Abbé Cotin diametral entgegengesetzt sind, wird schwer zu entscheiden sein. Bekanntlich meint Lefranc, Molière sei schlecht unterrichtet gewesen, vielleicht durch Feinde des Abbé. V. scheint eher anzunehmen, daß Molière dadurch seine Satire habe abschwächen wollen, damit dem Abbé „ein wirksames Mittel gegen die Zulässigkeit der durchgängigen Gleichsetzung Trissotin's mit seiner Person zu remonstrieren“ gegeben sei. Das würde zu dem stimmen, was ich oben ausführte. Molière gab keine Photographie Cotin's, sondern zeichnete einen albernen Dichterling, dem er diese oder jene Züge beilegte. Mochte man sie auf Cotin beziehen, weil er sich über ähnliche Dinge — wenn auch anders — ausgesprochen hatte, nun gut. Molière hatte nichts dagegen, wenn auch mala fides bei ihm ausgeschlossen war. Molière ließ seine Zuschauer denken, was sie wollten. Trissotin war eben eine dichterische Gestalt, wie Madelon und Cathos dichterische Gestalten und nicht etwa Personifikationen der Madeleine de Scudéry und Catherine de Rambouillet. Wenn gewisse Leute sie darunter vermuteten — Molières Sache war es weder sie in dem Glauben zu bestärken noch sie eines Besseren zu belehren.

Daß die Satire Molières zu ihrer Zeit nicht so sehr kränkend wirkte, sehen wir daraus, daß die allermeisten der von ihm angegriffenen Dichter ihm die betreffenden Stellen nicht nachtrugen. V. führt das in seinem 4. Abschnitt aus, der der „Wirkung der

literarischen Satire Molières" gewidmet ist. Er zeigt auch, wie in sachlicher Hinsicht Molières Satire die weitere Entwickelung der Preziosität gehemmt und der neuen Schule die Wege geebnet hat. Die Natürlichkeit und der gesunde Menschenverstand, die sich in der Blüteperiode der französischen Literatur im 17. Jahrhundert kundgaben, sind auch die charakteristischen Merkmale von Molière's literarischen Ansichten.

Sie bilden ebenso den Grundstock seiner Weltanschauung. In der an zweiter Stelle angegebenen Abhandlung spricht W e c h s s l e r die Meinung aus, drei Wertbegriffe konstituierten die Weltanschauung Molières, persönliche Freiheit, Natürlichkeit und vernünftig sittliches Handeln. Ihnen ständen drei Negative oder Unwerte gegenüber, Zwang, Unnatur, Unvernunft. Das erste Paar gegensätzlicher Lebensprinzipien betreffe bei Molière vorzugsweise das Erziehungsproblem, das zweite das Kulturproblem, das dritte das ethische Problem. Aus diesen Ausführungen geht schon hervor, was W. unter dem Titel „M o l i è r e a l s P h i l o s o p h" versteht. Er faßt den Begriff Philosophie so auf, wie ihn im Wesentlichen die Antike und die Renaissance auffaßte, „als Lebensweisheit, Anleitung zu zweckvoller Lebensführung". Natürlich hat Molière diese seine Anschauungen nicht im Zusammenhang, als System vorgetragen. Sie finden sich in den verschiedensten Stücken verstreut und im allgemeinen mehr negativ wie positiv. Was Molière als Unnatur, als Zwang oder Unvernunft auffaßte, wird einem sofort klar; dagegen ist es oft sehr schwer, „die positiven Wertbegriffe zu erschließen, an denen er jene falschen Werte gemessen hat." Schon Gerrens hatte in seinem Buche über die *Libertins* p. 352 auf die zwei Mittel aufmerksam gemacht, deren Molière sich bediene, um die Sprache der Vernunft zur Geltung kommen zu lassen. Entweder lasse er seine „*raisonneurs*" auftreten, dann ist seine positive Meinung klarer, oder „*il le fait ressortir des exagérations contradictoires de deux personnages, là Philinte et Alceste, ici Sganarelle et Don Juan. La vérité apparait alors comme une résultante...*" Freilich muß auch hier, wie W. p. 11 richtig bemerkt, stets Vorsicht obwalten, denn Molière spricht nicht ohne weiteres immer selbst durch den Mund der „*raisonneurs*" und ob Molières Meinung z. B. im Misanthrope mehr auf Seiten Philinte's oder auf Seiten Alceste's zu suchen sein wird, hängt immer bis zu einem gewissen Grade vom subjektiven Ermessen des Lesers ab.

Besondere Beachtung verdient meiner Meinung nach die Ansicht W.'s, im *Mariage forcé*, im *Misanthrope* und im *George Dandin* lasse sich eine Änderung der Lebensauffassung des Dichters erkennen. Die Schwenkung besteht darin, daß in diesen Stücken diejenigen Personen, denen volle Freiheit gelassen wird, wie Dorimène, Célimène und Angélique diese Freiheit schlecht gebrauchen. Es sieht demnach so aus, als ob Molières

heiterer Optimismus, den er in der *Ecole des maris* und in der *Ecole des femmes* ausgesprochen hatte, hier geschwunden sei. Die Freiheit kann auch zum Verderben führen, scheint der Dichter anzunehmen. Und es geschieht das zu einer Zeit, wo er überhaupt mißgestimmt, durch allerlei Unglück tief betrübt war. Auch das dürfte für den Subjektivismus Molières sprechen. Freilich, den *Avare* möchte ich nicht, wie W. p. 38 ff., mit hineinziehen. Denn hier zeigt es sich ja gerade wieder, daß unter dem Drucke des Zwanges die Kinder Harpagon's schlecht werden. Es ist also im Grunde wieder dieselbe Ansicht wie in den beiden „Schulen."

Woher stammen aber Molières Ansichten über die Auffassung des Lebens? Ist er ganz originell oder von wem ist er beeinflußt? Diese Frage hat W. sehr eingehend untersucht. Er zeigt, wie unser Dichter in eine Zeit hineingeboren wurde, in welcher man besonders den Menschen als solchen studierte. Seit dem 16. Jhdt. war die Literatur über den menschlichen Charakter, die Leidenschaften und die Temperamente eine außerordentlich rege. Bekanntlich war Pierre Gassendi sein Lehrer. Doch ist W. der Ansicht, er habe ihn mehr durch seine Persönlichkeit wie durch seine Werke beeinflußt. Seine Schriften hätte Molière wohl schwerlich gelesen; durch ihre seltsam schwülstige Rhetorik hätten sie wohl eher abschreckend auf ihn gewirkt. Nichtsdestoweniger führt W. einige sehr interessante Berührungspunkte zwischen Dichter und Philosoph an (p. 20, 21). Namentlich ist seine Ansicht über das Wesen der Sünde, die vor allem in der Unvernunft bestehe, und über den Wert der Erfahrung, die man stets befragen müsse, von Wichtigkeit. Gassendi selbst stand nun unter dem Einfluß Charron's, des Verfassers des Buches „*de la Sagesse*", welches das eigentliche Lehr- und Erbauungsbuch der französischen Freidenker in den Jahren 1615—1635 war. Und Charron seinerseits war von Montaigne stark beeinflußt, mit dem Molière eine unleugbare Geistesverwandtschaft besitzt. „Bei Montaigne" sagt W. p. 24, „konnte der Komiker dieselbe Begeisterung für die Natur finden, für den stoïschen ebensowohl wie für den epikuräischen Naturbegriff, bei ihm denselben ernst gemeinten Spott über „*le siècle corrompu et ignorant*" und über das Schauspielertum der meisten Menschen". Auch zu La Mothe le Vayer, mit dessen Sohn er sehr befreundet war, und zu François Bernier, mit dem er zusammen bei Gassendi philosophischen Unterricht erhielt, hatte Molière Beziehungen, die von Einfluß für seine philosophischen Anschauungen gewesen sein mögen. Im Laufe seiner Untersuchung vermag aber W. vor allen Dingen den Nachweis zu führen, daß zwischen Charron's und Molières Ansichten ein enger Zusammenhang besteht. Wie bei Charron „*faute et folie, vice et folie*" Synonyme sind, so stehen bei Molière einander gegenüber als Gegensätze *sagesse—folie*, *lumière—aveuglement*,

raison—opinion. Wie bei ihm — und nicht minder bei Gassendi und Bernier das höchste Ziel des menschlichen Lebens die Seelenruhe ist, so auch bei Molière. Die Lehre Epicurs hatte Gassendi durch die aristotelische Lehre des μέσον ergänzt, und auch La Mothe le Vayer hatte auf dieses Maßhalten großes Gewicht gelegt. Nicht minder Molière, der stets seine Weisen die goldene Mitte empfehlen läßt und vor der Maßlosigkeit in jeder Hinsicht warnt. Und wer maßvoll lebt, der lebt nach den Geboten der Natur. Die Berührungspunkte, die W. hier aufdeckte, sind alle außerordentlich interessant. Wenn man das Meiste auch schon längst ahnte, so wird es hier doch zur Gewißheit. Schließlich kommt W. zu folgendem Resultat. Die drei Lebenswerte Molières vereinigen sich im Begriff der Persönlichkeit. Die Freiheit bedeutet ihm, daß jeder sich selbst sein will, unbehindert von äußerem Zwang, den man sich mit oder wider Willen selber auferlegt, und das vernünftig sittliche Denken und Handeln läuft auf die Forderung hinaus sich selber nachzuleben. Molières Weltanschauung ist nicht die des Christentums; sein zentrales Lebensprinzip, die Natur bedeutet ihm eine Metaphysik, Ethik und Religion, die in ihrer Verbindung den christlichen Glauben entbehrlich, ja unannehmbar machen. Die Philosophen, auf die er zurückgeht, Charron und Gassendi, hatten das Christentum damit verbinden wollen. Sie waren ja beide Priester. Molière war ein zu scharfer Denker oder auch ein zu ehrlicher Charakter, um diese unmögliche Verbindung gewaltsam herstellen zu wollen. Er ist und bleibt ein Philosoph. Daher wohl auch im letzten Grunde die Abneigung, die die positive Religion stets gegen ihn empfunden hat.

Wenn in den beiden vorhergehenden Abhandlungen Molière nur nach der einen oder andern Seite — als Satiriker oder Philosoph — Gegenstand der Behandlung gewesen ist, wird dagegen in dem Buche Toldo's das ganze Werk Molières einer neuen Untersuchung unterzogen. Und zwar trennt sich das Buch in zwei ganz voneinander verschiedene Teile. Verschieden sowohl dem Inhalte als auch dem Werte nach. Der erste Teil „*L'œuvre* p. 3—159“ bietet eigentlich kaum etwas neues. Der Stoff ist auch merkwürdig ungleich disponiert. Im ersten Kapitel s. t. „*Les débuts de Molière et le développement progressif de son esprit comique*“ wird von den ersten Versuchen des Dichters gesprochen, die z. T. zu andern Komödien umgestaltet worden sind, wie z. B. die *Jalousie du Barbouillé* zu *George Dandin*. Diese ersten Stegreifkomödien stehen gewiß unter dem Einfluß der *Commedia dell'arte*. Dann hat aber der Titel des folgenden Kapitels „*Imitations de la Comédie italienne*“ in dem vom *Etourdi* und *Dépit amoureux* die Rede ist, nur einen unvollständigen Sinn. Ebenso wundert man sich, daß in dem Kapitel „*Sur la bonne voie*“ von den Preziösen und den „Gelehrten Frauen“ die Rede ist, dagegen

in dem folgenden „*Le génie dans son épanouissement*" von der *Ecole des femmes.* Unwillkürlich frägt man sich, ob einerseits nicht die *Femmes savantes* zum *épanouissement* gehören und anderseits, ob der Weg von den *Précieuses* zu den *Femmes savantes* nicht über die *Ecole des femmes* führt. Unter dem Kapitel „*Le rire*" wird von *Monsieur de Pourceaugnac*, *Mariage forcé*, *Médecin malgré lui*, *Bourgeois gentilhomme*, *Fourberies de Scapin*, *Malade imaginaire* gesprochen. Also handelt es sich eher um die Possen Molière's, der Titel „*le rire*" ist viel zu weit gefaßt, denn auch die vorhergehenden Stücke rufen Lachen hervor. Der *Etourdi* z. B. ein ganz ähnliches Lachen wie die *Fourberies.* Das nächste Kapitel trägt den Titel „*Emprunts à la comédie classique*". Hier ist also die Herkunft plötzlich Einteilungsprinzip, während vorher ein ästhetisches Moment maßgebend war. Die *Fourberies* gehören aber dann ebensogut zu diesem Kapitel, da sie Terenz nachgeahmt sind. Im letzten Kapitel „*Levia et minima*" wird der *Impromptu* neben der *Princesse d'Elide* behandelt, ein Kampfstück, das in die Zeit des Streites um die Frauenschule hinein paßt, also auf dem Wege „*des précieuses aux femmes savantes*" zu suchen wäre, neben einem zur Unterhaltung des Hofes geschaffenen Stück. So hinterläßt denn dieser Teil von Toldos Buch einen ganz schillernden unsicheren Eindruck. In seinen Ansichten wechselt V. auch sehr häufig. So sagt er einerseits: „*On a tort de supposer un Molière à l'humeur morose*" p. 118 und p. 119 „*Molière rit parfois d'un rire amer .... Le poète retombe alors dans cet état de tristesse qui augmente à mesure que la connaissance des hommes s'approfondit en lui*".[1]) Ist da ein Unterschied? Ebenso sagt er p. 104: „*Je vois Molière, dans le Misanthrope, bien audessus de ses personnages, regardant d'un air de compassion cet Alceste qui prétend vivre parmi les hommes sans mentir*" ... usw. und p. 109: „*C'est qu'Alceste, dans ce cas, devient l'interprète de Molière et c'est avec ses sentiments qu'il blâme les gens de bien*". Einerseits wendet sich V. gegen die in der *Ecole des femmes* gesuchten Anspielungen auf Molières und Armandes Verhältnis p. 56, 57, anderseits nimmt er p. 60 an „*dans la jalousie et le caractère mélancolique du seigneur de la Souche, nous pouvons étudier jusqu'à un certain point la psycologie de l'artiste.*"

Hinsichtlich des *Tartuffe* polemisiert V. gegen V o l l h a r d t, der die Fabel des Stückes bekanntlich auf ein *scenario* der *Commedia dell' arte* zurückführte und sucht eher ein Vorbild in *Ser Ciappelletto*, aber die Beschreibung, die er p. 80 selbst von ihm

---

[1]) V. schiebt mir an dieser Stelle unter, ich hätte in meiner Abhandlung „Groteske Satire bei Molière? Ein Beitrag zur Komik Molières. Halle, Niemeyer, 1899," Mol. „*à l'humeur morose*" geschildert. In der ganzen Abhandlung ist aber davon nicht die Rede, wie der Titel übrigens schon andeutet. Es handelt sich im Gegenteil vor allem um die tollen Possen Molières.

gibt, zeigt deutlich, wie sehr dieser Heuchler von Molières Tartuffe entfernt ist. Merkwürdig schillernd ist auch die Ansicht V.s über *Henriette* in den *Femmes savantes.* Einerseits kritisiert er Faguet (p. 48), der sie als „*un peu hardie de langage et d'allures*" bezeichnet, anderseits sagt er p. 51 selbst von Henriette: „*elle lui (Trissotin) fait voir les conséquences possibles de la violence usée à une femme*; *ce sont des conséquences qu'une demoiselle qui sortirait d'un pensionnat ne devrait pas connaître, mais....*" Also?

Spuren eiliger Arbeit weist, wie wir sehen werden, auch der zweite Teil von Toldo's Buch auf. Aber daneben bietet er doch viel Neues und Schätzenswertes. Bis jetzt wußte man nur wenig vom Einfluß Molières auf Italien. Toldo's Verdienst ist es mit großem Fleiß und anerkennenswertem Spürsinn unsere Kenntnisse darüber außerordentlich erweitert zu haben. Der bei weitem größte Teil seines Werkes (p. 169—563) ist der Erforschung der Rolle gewidmet, die Molière auf der apenninischen Halbinsel vom 17. Jahrhundert bis heutzutage gespielt hat. Zuerst weist er auf Grund der städtischen Archive und zeitgenössischer Korrespondenzen nach, daß Molières Stücke seit dem Ende des 17. Jahrhunderts in Turin, in Genua, in mehreren Städten der Toscana, in Bologna, Modena und Neapel sehr oft aufgeführt wurden. Während der Revolution und der ersten Jahre des 19. Jahrhunderts wuchs sogar noch die Beliebtheit unseres Schriftstellers. Ja, selbst während der Reaktionsjahre wurde Tartuffe aufgeführt. Interessant ist es zu sehen, wie sich die italienischen Literarhistoriker von Anfang an Molière gegenüber verhalten. Zuerst ist die Stimmung ihm gegenüber nicht günstig. Crescimbeni, Muratori, Scipione Maffei, Becelli, Quadrio, der abbé Chiari, Carlo Gozzi beurteilen ihn sehr scharf. Entweder wird ihm vorgeworfen, er habe die Italiener plagiirt oder es wird über seine Unmoral geklagt. So findet Muratori z. B. in ihm dieselbe „Pest" wie im Decameron. Die ersten, welche ihm gegenüber einen andern Ton einschlagen, sind Francesco Algarotti 1750 in seinem *Saggio sopra la lingua francese* und Giuseppe Baretti in der *Frusta.* Letzterer spricht seinen Unmut darüber aus, daß seinem Vaterland „*una testa simile a quella di Molière*" fehle; mehr als irgend ein anderer Schriftsteller hätte Molière der Kultur seines Landes genützt. Ebenso lobt ihn Napoli-Signorelli in seiner *Storia critica de' teatri antichi e moderni*, Neapel 1774 p. 306 ff., Niemand hätte bisher die komische Poesie auf eine solche Höhe gebracht wie er im *Misanthrope*, in den *Femmes savantes*, im *Tartuffe.* Und der Jesuit Abbate Andres nimmt sogar Molières Moral in Schutz gegen die Angriffe Fénelons und Rousseaus (*Dell' origine, progressi e stato attuale d'ogni letteratura, Parma* 1795, II vol. p. 317 ff.). Auch Stefano Arteaga aus Madrid (*Le rivo-*

luzioni del teatro musicale italiano dalle sue origini fino al presente, Bologna, Trenti 1783), zieht Molière allen Komikern jeder Zeit und jedes Volkes vor. Dagegen ist Tiraboschi in seiner *Storia della letteratura italiana*, Modena 1780 VIII l. 3 p 329, Molière eher wieder ungünstig, während Francesco Maria Zanotti (*Dell'arte poetica, ragionamenti cinque*, Bologna 1768) sich ziemlicher Objektivität befleißigt, Molières Vorzüge anerkennt, aber seine Fehler auch nicht übergeht.

Sehr wertvoll ist die Liste und Besprechung der Übersetzungen Molières ins Italienische, die V. p. 200—230 folgen läßt. Manche dieser Übersetzungen sind nur handschriftlich vorhanden, die meisten betreffen nur das eine oder andere Stück, einige sind im Dialekt. Leider drückt sich V. nicht immer klar aus, so daß man über das, was er sagt, im Zweifel sein kann. Wie verhält es sich z. B. um den *Truffaldino medico volante*, den Lacroix in das Jahr 1669 versetzt, V. in das Jahr 1673 (p. 200 p. 259)? Unverständlich ist mir namentlich, was V. p. 215 von einem dem *Avare* nachgebildeten Stück sagt. Nachdem er ausgeführt hat, daß in diesem *Avaro* Ms. n. 3783 der Bologneser Bibliothek nur eine Änderung vorkommt „*celui du menu du dîner du grippesou, consistant en une soupe à la lombarde, de la laitue, du parmesan* etc.", fährt er unmittelbar fort: „*Au deuxième acte, Giordano prend une leçon du maître de philosophie et la scène est tirée tout entière du texte français: mais notre anonyme a apporté quelques modifications dans les rapports entre le Bourgeois gentilhomme et sa femme, devenus si mauvais que le mari veut s'en délivrer coûte que coûte. La scène finale où Mme Giordano fait un tapage endiablé pour chasser Mme Dorimène aboutit à un chœur se plaignant de tant de désordre .. La turquerie* ...usw." Es handelt sich im weitern also nur um den *Bourgeois gentilhomme!* Sollte Toldo hier seine Zettel durcheinander geworfen haben oder wie reimt sich das zusammen?[2])

Es folgt dann ein neues Kapitel über „*Premières imitations italiennes*" p. 240—285. V. geht von der italienischen Komödie in Frankreich aus, macht aber mit Recht darauf aufmerksam, daß es bei dieser älteren Komödie schwer ist zu entscheiden, was sie Molière verdanke, da Molière selbst seinerseits viel den Italienern entnommen hat. Dann geht er auf die ersten Nachahmungen Molières in Italien über. Während dieses Kapitel auf solider bibliographischer Basis beruht und viel Interessantes bietet, ist dagegen das folgende Kapitel: *Les Toscans* p. 285—346 feuilletonartig gehalten. So gibt er z. B. nicht einmal an, welche Ausgabe Fagiuolis er benutzt, sondern setzt sich nur mit Bencini: *Il vero Giovan Battista Fagiuoli e il Teatro in Toscana*

[2]) Eine ähnliche Verwechslung kommt p. 268 vor. Da spricht V. vom *monologue Cléantès* im *Malade imaginaire* „*Trois et deux font cinq* . . . ." Und doch heißt bekanntlich der *Malade imaginaire Argan*.

a' suoi Tempi, Turin, Bocca 1884 hinsichtlich der ästhetischen Vorzüge und Nachteile des Dichters im Vergleich zu Molière auseinander. Wie ungleich V. in dieser Hinsicht arbeitet, sehen wir daraus, daß er z. B. im folgenden Kapitel „*Autres précurseurs de Goldoni*", p. 346—371 die Ausgabe von Carlo Maria Maggis Werken sehr genau anführt, obgleich von ihm sonst fast gar nicht die Rede ist. Fagiuoli war dagegen fast ein ganzer Abschnitt (p. 280—297) gewidmet.

In seinen Ausführungen über Goldoni (p. 372—400) befleißigt sich im allgemeinen V. lobenswerter Zurückhaltung. Er sucht nicht um jeden Preis Übereinstimmungen mit Molière, sondern kommt zu folgendem Resultat, das wir ganz billigen werden: „*Le Goldoni, qui est passé à la postérité, n'est redevable à Molière que d'une vision plus large de l'art comique, de la verve du dialogue, de l'engouement des scènes et sourtout de cette grande leçon de vérité humaine qui ressort des pages du grand maître.*"

Ein weiteres Kapitel handelt vom Abbé Chiari (p. 400—416), der eingestandenermaßen Molière als Muster benutzt. Wie sehr der ästhetische Standpunkt beim V. maßgebend ist, sehen wir aus den Eingangsworten des Kapitels, in denen er sagt: „*Ce n'est pas sans regret que je dédie quelques pages au théâtre de Chiari; ses martelliani sont fatigants et ennuyeux, et ce n'est pas une grande consolation pour nous d'en lire plusieurs milliers*". Darum handelt es sich doch nicht in der Literaturgeschichte. Es ist gleichgültig, ob er Herrn Toldo sympathisch ist oder nicht. Er gehört eben hierher, weil er Molière „*a imité, copié et pillé*". Übrigens vermissen wir auch hier bibliographische Angaben. In welcher Ausgabe sind z. B. die *Fanatici* erschienen?

Nach einem kurzen Kapitel über die beiden Gozzi (p. 416 bis 418) geht V. zum *Mélodrame* über, das er sehr ausführlich (p. 419—493) behandelt. Hier finden wir wieder reiches bibliographisches Material, das um so willkommener ist, als die Geschichte des Einflusses Molières auf die Oper sonst wenig bekannt ist. Aus der historischen Darlegung sehen wir, daß die Entlehnungen aus Molière gegen Ende des 18. Jahrhunderts noch zunehmen. Eigentümlich ist es übrigens, daß V. hier seine Darstellung bis auf unsere Tage weiter führt, während er bei der Geschichte der Komödie schon früher abgebrochen hat und erst im letzten Kapitel darauf zurückkommt. Hier dagegen hören wir am Schluß, wie „*Il borghese gentiluomo in 3 atti di Eugenio Esposito*," das im Febr. 1905 in Moskau mit großem Erfolg aufgeführt wurde, in Turin dagegen später durchfiel.

In neuester Zeit steht die Komödie, wie Toldo in seinen letzten Kapiteln „*Derniers échos* p. 494—526" und „*Les contemporains* p. 526—545" ausführt, weniger unter dem Einfluß Molières als unter demjenigen Augier's, Dumas', Scribe's, Sardou's, freilich finden sich hier und da doch einige Reminiszenzen

an den großen Komiker. Viel lebenskräftiger erwies sich Molière am Anfang des 19. Jahrhunderts, wo Alberto Nota vor allem seine Reform der italienischen Komödie im Hinblick auf Molière durchzuführen suchte, was ihm freilich nicht gelang. Toldo vergleicht ihn treffend mit dem „*dindon de la fable, admirant le vol de l'aigle, et agitant piteusement ses pauvres ailes pour l'atteindre*". Gegen Ende des 19. Jahrhunderts sind die Übersetzungen und Bearbeitungen Molières häufiger als die Nachahmungen. Ein letztes Kapitel wirft einen Blick auf „*Le Personnage de Molière sur la scène italienne*" und bespricht alle Komödien, welche den Dichter selbst auf die Bühne gebracht haben. Zum letztenmal ist es 1909 in dem Stücke Rovetta's über Molière und seine Frau der Fall gewesen.

Aus unserer Darlegung dürfte wohl hervorgehen, daß Toldo's Buch sehr viel Material vorbringt. Zum Teil ist es auch gut bearbeitet. Aber leider ungleich. Wenn Toldo größere Strenge sich selbst gegenüber hätte obwalten lassen, hätte er uns Besseres geboten. Er hätte Boileau's Wort beachten sollen:

„*Vingt fois sur le métier remettez votre ouvrage,*
Polissez-le sans cesse et le repolissez,
Ajoutez quelquefois, et souvent effacez".

Bonn. HEINRICH SCHNEEGANS.

Duhain, Georges. *Jacques de Tourreil, traducteur de Demosthène (1656—1714).* Thèse Lyon, Paris, 1910. H. Champion. 1—274 S. 8°.

Eine inhaltsreiche Einleitung ist vorausgeschickt, aus der wir den elegischen Satz herausheben wollen: „*La modernisation de l'enseignement qui répond assurément à des besoins urgents, détrône irrémédiablement ces vieilles études grecques et latines qui ont fait pendant trois siècles la base solide et brillante de notre éducation nationale*" (p. 7). Da die Abnahme der griechischen und lateinischen Studien unbedingt ein Sinken der Übersetzertätigkeit nach sich zieht (p. 9), will der Vf. das Ideal eines Übersetzers in J. de Tourreil zeigen.

Weit ausgreifend werden das Leben, die Schicksale, die literarische Tätigkeit und der Charakter des J. de T. erörtert (1—59). Der 2. (spezielle) Teil behandelt die Demosthenesübersetzung. Auch hier werden zunächst die franz. Versionen des 16. und 17. Jahrhunderts durchbesprochen, dann die Vorlagen des Übersetzers behandelt und schließlich die 3 Übersetzungen miteinander und die letzte mit der Philippikaversion des Fr. de Maucroix (1685) verglichen. Das 5. Kapitel bespricht die französischen Demosthenesübersetzer des 18. und 19. Jahrhunderts im Vergleich mit Tourreil. Schließlich finden der Kommentar und die historische Einleitung von Tourreil noch

eingehende Würdigung. Eine reichhaltige Bibliographie schließt die Arbeit ab.

Mit großem Fleiße hat sich der Verf. seiner Aufgabe unterzogen und es ist ihm gelungen die Tätigkeit seines Helden nach allen Seiten hin erschöpfend zu beleuchten und ihm den gebührenden Platz in der Literatur zuzuweisen. Manches hätte ja knapper gefaßt werden können; indes ist das Geschmackssache.

München. E. Stemplinger.

Rochette, Auguste. *L'Alexandrin chez Victor Hugo.* Paris. Hachette et Cie., 1911. 8⁰. 605 SS.

Rochette hat schon vor Jahren (1899) eine kleine Studie über Hugos Alexandriner veröffentlicht. Nun gibt er dieses umfangs- und inhaltsreiche Buch, das in 6 Abschnitten — die Strophenbildung ausgenommen — wohl alle Fragen anschneidet, die in Betracht kommen. Ja, das Buch bringt sogar mehr als der Titel verheißt. Denn es mußte natürlich auch Prinzipielles erörtert werden. Und was z. B. über die Klangwirkungen gesagt wird, gilt ebenso wie z. T. das über den Reim ausgeführte für Hugos Verskunst überhaupt. Man müßte diese Doktordissertation also um so freudiger begrüßen, als seltsamerweise die Untersuchungen über Hugos Vers noch so überaus dünn gesät sind. Leider kann man sie aber nicht ohne Vorbehalt begrüßen. Denn manches darin gibt zu schweren Bedenken Anlaß.

Im I. Abschnitt *(Le rythme dans l'alexandrin de V. H.)* bewundere ich vor allem die Kühnheit, mit der Roch. uns mit Dogmen über den Rythmus beglückt, die er willkürlich aufstellt oder höchstens im Vorübergehen durch vage ästhetische Werturteile zu begründen versucht. Die Zeiten für solche rein spekulative Metrik sind doch wahrlich vorüber, man darf doch heute nicht mehr aus der Tiefe des Gemüts heraus lustig ins Blaue hinein fabulieren, während andere Leute (und gerade in Frankreich) sich im Schweiß ihres Angesichts mit mühsamer, positiver, exakter Arbeit über denselben Gegenstand abplagen. An einigem wird, fürchte ich, Saran seine helle Freude haben. Denn wenn Roch. Lafontaines «*La cigale ayant chanté . . .*» ein «theoretisches» Schema *támta-támta* unterlegt, mit dem sich die Verteilung der Akzente teils deckt, teils nicht deckt und den Alexandriner definiert als «*une période de deux membres égaux* [6 + 6] — *dans chaque membre six temps de mesure binaire* [OI OI OI = XX́ XX́ XX́] *avec trois temps forts dont l'un, tombant rigoureusement en finale, peut servir de point de repère*», so bedeutet das doch nichts anderes als eine verkappte und mit Abschwächungen versehene Neuauflage der Alternations-Theorie, die man (wenigstens für Frankreich) glücklich auf ewig in der Versenkung ver-

schwunden glauben durfte. Man könnte ja dies ganze einleitende Kapitel überschlagen, da es überhaupt nicht notwendig war. Aber natürlich zieht die schiefe Grundlage, auf der Roch. seine Arbeit aufgebaut hat, noch weitere Irrtümer und willkürliche Umdeutungen nach sich. —

Sehr viel Interessantes bringen dagegen der II. und III. Teil: *Rapports de la syntaxe et du rythme. Les schémas. — Rapp. de la syntaxe et du rythme considérés comme moyens d'expression.* Es war ein glücklicher Gedanke, daß Roch. in den Mittelpunkt seiner Untersuchungen die Frage nach dem stabilen oder labilen Verhältnis zwischen rythmischer und syntaktischer Gliederung gestellt und ihr den größten Platz eingeräumt hat. Das ist in der Tat ein außerordentlich wichtiger, fruchtbarer, aber gewöhnlich viel zu wenig beachteter Gesichtspunkt. Er gibt das erste und entscheidende Merkmal, das die verschiedenen Stadien der französischen Verstechnik und (m. A. sogar schärfer als die Frage nach dem silbenmessenden oder silbenzählenden Prinzip) die Verstechnik verschiedener Völker gegeneinander abhebt. So zeichnen sich in Frankreich deutlich 3 große Epochen ab: 1. Die altfranzösische, die noch bis ins XVII. Jahrh. reicht. Das Gleichgewicht zwischen rythmischer und syntaktischer Gliederung wird noch nicht gefordert, aber nicht aus Abneigung gegen solche Symmetrie, sondern aus dem Mangel an einer autoritativ-normativen Metrik. Denn die Tendenz zur Stabilisierung ist seit den frühesten Texten unverkennbar und höchstens in der chaotischen Unordnung des XVI. Jahrh. etwas verschleiert. (Ich spreche natürlich nur vom Zehn- und Zwölfsilbner. In kurzatmigen Metren, die keine Entfaltung von Sätzen und selbständigen Satzteilen gestatten, liegen die Verhältnisse ja bekanntlich anders.) — 2. Die klassische Zeit, in der absolutes Gleichgewicht gefordert wird — und 3. die moderne seit der Romantik, die das Gleichgewicht nicht mehr fordert und die im Gegensatz zur altfranzösischen zweifellos mehr Vorliebe für Asymmetrie als für Symmetrie der beiden Gliederungen offenbart.

Wenn ein festes Schema gegeben ist, z. B. das binäre Alexandriner-Schema 6 + 6, so muß jede Störung des Gleichgewichts zwischen Syntax und Rythmus ihren besonderen Grund haben, der sie erklärt und rechtfertigt. Oder wie es Roch. (p. 219) treffend ausdrückt: «*Dans la superposition asymétrique de la syntaxe sur le rythme, il se produit comme une sorte de conflit entre deux dynamismes: le mouvement de l'idée et celui de la mesure. C'est une dissonnance pour l'oreille qui, exigeant impérieusement un parallélisme entre les deux cadences, n'est satisfaite que si l'intervention d'un troisième élément ramène la discordance à l'accord parfait. Cet élément nouveau est l'intention artistique du poète.*» Es ist klar, daß die Bedeutung dieser Frage weit über den Rahmen der Verstechnik hinausgreift, daß sich

in der Symmetrie bezw. Asymmetrie der Gliederungen zwei anders geartete ästhetische Ideale spiegeln und daß ihre Spiegelung hier im Versbau nicht weniger vielsagend und charakteristisch ist als etwa der Unterschied zwischen dem dramatischen Stil der *Andromaque* und dem von *Hernani*, zwischen den Gedanken der *Art Poétique* und denen der *Préface de Cromwell*. Dem ganzen Problem nachzuspüren, wird gerade bei V. Hugo reizvoll und ergiebig sein. Denn durch ihn ist die Umwälzung ermöglicht worden und sein jedem Klassiker ebenbürtiges Werk kann am besten und erschöpfendsten zeigen, welche ästhetischen Wirkungen, die der klassischen Dichtung unbekannt blieben, sich mit der neuen Technik der Gleichgewichtsstörungen erzielen lassen und welchem neuen Ideal diese Wirkungen entsprechen.

Im II. Teil beschränkt sich Roch. in der Hauptsache darauf, sein überaus reiches, mit größtem Fleiß gesammeltes Material vorzulegen und zu sichten, in langen Listen Beispiele für die Verwertung der Symmetrie und natürlich besonders für die einzelnen Arten von Asymmetrie *(par anticipation, par retard, par anticipation et retard)* zu geben. Vielleicht hätte seine Darstellung gewonnen, wenn er dabei weniger geordnet, weniger Vergnügen am Einteilen und Rubrizieren empfunden hätte. War es z. B. wirklich notwendig, die Prolepsis-Fälle so subtil nach den Wortarten auseinander zu halten und nicht bloß zwischen Präposition und attributivem Adjektiv, sondern auch zwischen attributivem Adjektiv und Partizip, also zwischen ganz wesensgleichen Erscheinungen im *Contre-Rejet* einen Unterschied zu machen? War es nicht überflüssig, so viel Beispiele für Fälle ganz leichter Asymmetrie anzuführen, wie sie auch in klassischer Zeit erlaubt und gang und gäbe waren? Es wird dadurch der Eindruck einer verwirrenden Vielfältigkeit erweckt, der über der Fülle der Details die Zusammenhänge verkennen läßt und die Kapitel schwellen zu solcher Seitenzahl an, daß ähnlich wie in Roch.'s älterer, viel knapperer Studie die Übersichtlichkeit gefährdet ist. Freilich sind die meisten seiner Listen, besonders auch die im letzten Kapitel *(Les schémas syntaxiques)* gegebenen sehr lehrreich. Sie gewähren, wenn nicht immer neue, so doch vollständigere und präzisere Einsichten in Hugos Stil und zwar in seinem Stil überhaupt (denn vieles von dem, was R. bringt, ist für die Prosa ebenso bezeichnend wie für den Vers), sie bestätigen die Eindrücke, die wir alle von unserer Lektüre hatten, und sie offenbaren vor allem mit auffallender Schärfe, wie einförmig Hugos Stil bei aller Buntheit und Geschmeidigkeit ist, da gewisse Stileigentümlichkeiten, z. B. in der Wortstellung, immer und immer wiederkehren, bis sie zur Gewohnheit werden und im Lauf der Jahre ganz zur Schablone erstarren.

Der III. Teil bringt die Deutung des Materials und ergänzt es zugleich durch Beispiele von breiterem Umfang, wie man sie

im vorhergehenden Abschnitt ungern vermißte. Denn die aus dem Zusammenhang gerissenen, mit ihren Anhängseln isoliert abgedruckten Alexandriner können nicht immer ein richtiges Bild von der Wirkung des Enjambements, von seiner Stärke und Fühlbarkeit vermitteln. Ja, ich hätte solche umfangreiche Beispiele in viel höherer Anzahl gewünscht und dafür lieber auf die Anhäufung von unendlich vielen Einzelbelegen für ein und denselben Typus verzichtet. Durchaus anzuerkennen ist die Sorgfalt, mit der die Beispiele untersucht sind. Gemeinsam ist allen Gleichgewichtsstörungen natürlich der Charakter des unerwarteten, überraschenden, momentan verwirrenden und außerdem dies, daß der abgeschnittene Redeteil mit ungewöhnlicher Energie hervorgehoben wird. Aber wie vielerlei ganz verschiedene Effekte sich den Störungen abgewinnen lassen, das rückt Roch. ebenso hell ins Licht wie die unvergleichliche Kunst, mit der V. Hugo sich ihrer als eines künstlerischen Mittels bedient, eine sehr raffinierte Kunst, die allerdings später zur Routine und Fingerfertigkeit wird. Ästhetische Versexegesen in solchem Umfang und von solcher Gründlichkeit sind bisher noch nicht durchgeführt worden und da Roch. mit gutgeschultem Geschmack und feinsinnigem Verständnis, ferner mit der nötigen liebevollen, geduldigen, vor keiner Schwierigkeit zurückschreckenden Vertiefung analysiert und urteilt, da er endlich, was besonders zu loben ist, überall auf die Entwicklung hinweist und sie von den Jugendversuchen an verfolgt und skizziert, so bedeutet dieser Abschnitt den wertvollsten Teil seines ganzen Buches und zweifellos eine neue und außerordentlich wichtige Bereicherung unseres Wissens von V. Hugo.

Ein paar Bedenken drängen sich leider auch hier auf. Von den zahlreichen, irrtümlich unter die Syllepsis-Beispiele geschmuggelten Trimetern will ich nicht reden. Auf den Trimeter muß ich gleich nachher eigens zurückkommen. Aber ich finde es gefährlich und schief, daß Roch. konsequent die Gleichgewichtsstörungen am Halbzeilenende und am Zeilenende zusammenwirft und als gleichwertig behandelt. So selbständig wie die ganze Zeile war die Halbzeile seit dem Altfranzösischen nie mehr und auch wenn man geneigt ist, ihre Selbständigkeit für die klassische Dichtung so hoch als irgend möglich anzuschlagen, so spielt doch am Zeilenende ein neues Element mit herein, das die Verhältnisse ändert und kompliziert: nämlich der Reim, der mit dem Enjambement in enger Wechselbeziehung steht, der durch das Enjambement je nachdem unterstrichen oder abgeschwächt und fast verwischt werden kann. Enjambement im Inneren und Enjambement von Vers zu Vers sind offenbar schon ihrem Wesen nach von verschiedener Stärke und Fühlbarkeit, gleichviel wie ihre Stärke auch im besonderen Fall durch den besonderen Bau, die syntaktische Funktion, den

Gedankeninhalt etc. abgestuft sein mag. Zwischen zwei solchen Enjambements von sonst ganz gleicher Wirkung besteht immer noch der grundlegende Unterschied, daß das eine nur die innere Struktur eines Verses berührt, den Vers selber als Ganzes, als Einheit aber unangetastet läßt, während das andere gerade die Ganzheit und Einheit des Verses zerstört, indem es ihn gewaltsam abkürzt oder über seinen Rahmen hinaus noch in den nächsten Vers hinein verlängert.

Darin liegt aber gerade das, was modernen Versen im Gegensatz zu klassischen ihr eigenartiges Gepräge verleiht. Im klassischen ist immer der einzelne Alexandriner Einheit und auch da sofort erkennbar, wo er zu Gruppen von 2, 4 etc. Zeilen zusammengebunden wurde. Die moderne Technik des Enjambierens dagegen löst seine Einheit auf, läßt ihn in der höheren Einheit einer Versreihe untergehen. Durch *Rejet* und *Contre-rejet* verzahnen sich die einzelnen Verse gleichsam ineinander und verwachsen zu einem Ganzen. Wenn diese Verzahnung mehr als zwei Verse zusammenfügt, was bei V. Hugo noch seltener ist als bei neueren Dichtern, so entstehen als neue Einheiten strophische Gebilde, freie Strophen (im weitesten Sinn des Wortes), deren Anfang und Schluß deutlich genug markiert ist, deren einzelne Teile sich aber als Alexandriner nur mehr optisch durch die typographische Anordnung erkennen lassen, während sie sich für unser Gehör nur aus *vers libres* von schwankender Ausdehnung, manchmal reimlos, manchmal gereimt, manchmal mit Endreimen, manchmal mit Binnenreimen zusammensetzen. Welche Umwälzung da vor sich gegangen ist, läßt sich ahnen, sobald man den *Récit du Cid* oder den *Récit de Théramène* etwa neben Hugos *Expiation* oder noch besser neben ein Gedicht in plattgereimten Alexandrinern eines jüngeren Dichters hält. Die Einheit des Alexandriners wie der anderen durch die feste Silbenzahl definierten Versmasse, die ohnehin nur mehr künstlich durch eine archaïsche Aussprache des stummen ə aufrecht erhalten werden kann, ist durch die Möglichkeit des Enjambierens noch tiefer bedroht und auf die durchsichtige Architektonik klassischer Versreihen folgt als das moderne Ideal die freie Strophe, in der kürzere und längere, impressionistisch aus dem Inhalt heraus geborene, jeder Bewegung der Gedanken sich anschmiegende Verse ineinander überfließen. —

Im II. Teil beschäftigt sich Roch. in ebenso ausführlichen wie anfechtbaren Erörterungen auch mit dem «*alexandrin ternaire*». Es freut mich, das wir uns in einem Gedanken begegnen, den ich meinem Vortrag über den Ursprung des romantischen Trimeters auf dem Posener Philologentag[1]) zugrunde gelegt habe. Dieses

---

[1]) Der Vortrag wird im *Archiv für das Studium d. neueren Sprachen u. Literaturen* erscheinen.

Zusammentreffen bietet mir eine willkommene Bestätigung meiner Ansicht. Auch Roch. war überrascht davon, welch ungemein wichtige Rolle in Hugos Stil neben der Zweigliedrigkeit die triadische Form, die Dreigliedrigkeit spielt. Davon gehe ich aus, um im Gegensatz zu den Erklärungen von Becq de Fouquière und Maurice Grammont den Trimeter als Schöpfung Hugos zu betrachten, entstanden aus innerer Notwendigkeit, aus den Bedürfnissen seiner Rhetorik, da dreigliedrige Struktur im binären Alexandriner (6 + 6) nicht immer einen passenden Rahmen findet. Roch. aber macht plötzlich, nachdem er diese Stileigentümlichkeit konstatiert hat, an der entscheidenden Stelle Kehrt und behauptet, gestützt auf seinen Glaubensartikel vom unwandelbar binären Charakter des Alexandriners: Es gibt bei V. Hugo überhaupt keine Trimeter. Was man dafür hält, sind binäre Verse mit Asymmetrie zwischen der syntaktischen und der rythmischen Gliederung.

Daß durch solche Asymmetrie Alexandriner von nur scheinbar ternärem Gepräge entstehen können, leugne ich nicht. Wenn z. B. Lafontaine schreibt:

Maudit château! Maudit amour! Maudit voyage!

so kann das kein Trimeter sein, einfach deshalb, weil Lafontaine sich ebensowenig als Racine oder Boileau je hätte einfallen lassen, einen Alexandriner anders als binär zu bauen. Ich muß daher nicht bloß die extra-vaganten Trimeter-Beispiele ablehnen, die sich Souriau seinerzeit aus den Klassikern holte, sondern kann mich auch mit dem vorsichtiger abwägenden und ungleich verständigeren Aufsatz von M. Grammont über den Komödien-Trimeter des XVII. Jahrhunderts nicht befreunden.[2]) Solange, wie im XVII. und XVIII. Jahrhundert von einer autoritativen Metrik ein fest normiertes binäres Schema vorgeschrieben und von den Dichtern ohne Widerspruch angenommen wird, gibt es keinen Trimeter und Verse wie der eben zitierte müssen binär und nicht ternär (4 + 4 + 4) gelesen werden, also als asymmetrische klassische Verse.

Das wird aber im XIX. Jahrhundert mit der Romantik anders. Freilich gibt es auch dann noch genug unechte Trimeter und ich stimme Roch. vollkommen bei, wenn er gegen Renouvier's Skandierungen polemisiert. Denn wer die Verse nur nach der syntaktischen Gliederung lesen will, läuft in der Tat Gefahr, die Absichten des Dichters ganz zu verwischen und alle die feinen, durch Asymmetrie erzielten Wirkungen zu ignorieren Aber Roch. selbst verfällt in das andere Extrem, wenn er allen Alexandrinern in Bausch und Bogen die Gliederung aufzwingt, die er sich in seiner Phantasie als die einzig mögliche einbildet.[3])

---

[2]) *Revue des langues romanes.* 1903. Bd. XLVI.

[3]) Roch. spricht so gerne von dem innerlichen Metronom, das in V. Hugo zu ticktacken anfing, sobald er sich ans Dichten machte.

Ob Trimeter oder nicht — darüber hat von Fall zu Fall eine eingehende Analyse zu entscheiden, die den Vers im Zusammenhang betrachtet. Schöne vorbildliche Beispiele solcher Analyse bietet M. Grammont in seinem Buch «*Le vers français*».

V. Hugo hat Trimeter gebaut, zuerst wohl unbewußt und (wie ich vermute) angeregt durch die Zerstückelung des Dialogs im *Cromvell*, dann aber bewußt und absichtlich, als er fühlte, wie sehr ihm diese neue Struktur lag. Was Roch. dagegen vorbringt, kann nicht überzeugen. Denn: 1. Ganze Gedichte in Trimetern müßten wir nur dann haben, wenn sein Dogma von der notwendigen Gleichförmigkeit der rhythmischen Bewegung in einem Versganzen etwas anderes als eine willkürliche, unbewiesene Behauptung wäre. Ganze Gedichte in Trimetern sind auch bei den jüngeren Dichtern außerordentlich selten, wenn es überhaupt einige gibt. Mir wenigstens ist nur das eine bekannt, das Clair Tisseur in seinen «*Modestes observations sur l'art de versifier*» (p. 86) von sich selbst zitiert. — 2. Die bekannte Tatsache, daß V. Hugo es vermied, als 6. Silbe ein tonloses Wort (z. B. Artikel) aufzuführen oder an die 6. und 7. Stelle im Vers Silben ein und desselben Wortes zu rücken und daß er sofort korrigierte, wenn ihm je einmal ein solcher Vers entschlüpfte, beweist nichts gegen die Existenz von Trimetern. Sie zeigt nur von neuem, daß seine revolutionäre Kühnheit in metrischen Dingen ja nicht überschätzt werden darf. Gewisse klassizistische Gewohnheiten bleiben in ihm immer lebendig. Den abergläubischen Respekt vor gewissen Regeln hat er nie verlernt und sich lieber zu Kompromissen verstanden, als mit ihnen offen gebrochen. Genau, wie er Zeit seines Lebens die sinnlose Hiatusregel beobachtete und sich ebenso peinlich gewissen sinnlosen Reimregeln unterwarf, so macht er auch hier dem an den klassischen Alexandriner gewöhnten Ohr des Publikums und wohl auch seinem eigenen Ohr eine Konzession, gibt oder täuscht wenigstens die Möglichkeit vor, die 6. Silbe zu betonen. Man kann es etwa so fassen: der Trimeter steht bei ihm noch im Anfang seiner Entwicklung, ist noch nicht ganz aus dem klassischen Typus herausgeschält. Die unmittelbar um die Mittelachse gelegenen Silbengruppen des Tetrameters sind noch nicht wie in der Verstechnik nach V. Hugo zur totalen Einheit verwachsen. Noch sind die Spuren der alten Naht sichtbar. — 3. So erscheint auch die von R. Lesclide überlieferte Äußerung des Dichters, auf die

---

Ich halte dieses Bild nicht für glücklich. Es ist zwar anschaulich und cum grano salis verstanden auch nicht unzutreffend. Aber es kann zu leicht dazu verführen, sich den ganzen Prozeß des Rhytmisirens als etwas rein Mechanisch-Automatisches vorzustellen. Und das will doch R. nicht, ebenso wie er sich p. 319 mit Recht gegen falsche Deutungen seines Ausdrucks «*superposition*» wendet.

Roch. so großen Nachdruck legt,[4]) in anderem Licht. Der Trimeter: *Dans les palais, dans les* [6] *châteaux, dans les chaumières* flößte V. Hugo nur deshalb solches Entsetzen ein, weil in der 6. Silbe «*les*» steht. Aber nicht wegen seiner ternären Struktur an sich. Sonst hätte V. Hugo noch eine Menge anderer Verse umgießen müssen. — Und endlich 4. überrascht es mich, daß Roch. eine andere wichtige Äußerung V. Hugos übersehen hat, obwohl sie sich auf den Trimeter bezieht. 1844 veröffentlichte W. Tenint seine «*Prosodie de l'école moderne*», in der (meines Wissens) zum erstenmal vom Trimeter die Rede ist. Tenint unterscheidet zwei Arten von Alexandrinern, den klassischen, den er «*vers intact, vers chanté*» nennt, und den modernen «*vers brisé, vers parlé*», unter dem er auch den Trimeter begreift. Charakteristisch für den «*vers brisé*» ist die Verlegung der Hauptcäsur, z. B. 5 + 7 oder 4 + 4 + 4. Tenint zitiert eine Reihe von Beispielen für 4 + 4 + 4 aus V. Hugo, dem er ausdrücklich die Ehre der Entdeckung zuschreibt, und aus anderen Romantikern. Man findet bei ihm einen interessanten Hinweis auf die «privilegierte» Stellung, die V. Hugo auch im Trimeter der 6. Silbe einräumt. Denn Tenint gibt zweifellos Hugos Anschauung wieder, wenn er vom «*vers brisé*» behauptet: «On tient encore compte de sa césure primitive, on l'indique imperceptiblement, et c'est là une règle qu'il n'est pas loisible de violer.» Das charakterisiert treffend die Praxis, der V. Hugo immer treu geblieben ist. Interessanter ist aber, was Hugo selbst über die neue Versform denkt. Er schreibt in einem Brief, der Tenints Buch einleitet, neben den üblichen Schmeicheleien, folgendes: «*Le vers brisé est un peu plus difficile à faire que l'autre vers; vous démontrez qu'il y a une foule de règles dans cette prétendue violation de la règle . . . Le vers brisé est en particulier un besoin du drame; du moment où le naturel s'est fait jour dans le langage théâtral, il lui a fallu un vers qui pût se parler. Le vers brisé est admirablement fait pour recevoir la dose de prose que la poésie dramatique doit admettre.*» Das ist doch ein unzweideutiges Zeugnis, an dem Roch. nicht vorübergehen durfte, um so schwerwiegender, als V. Hugo, der sonst so gerne theoretisiert, sich gerade über verstechnische Fragen nur selten äußert.

Roch.'s Unterscheidung zwischen dem echten «*vers ternaire*» und dem «*vers tripartite*», der nur syntaktisch in 3 Gruppen zerfällt und dem Rythmus nach binär ist, trifft für zahlreiche Fälle zu. Daß aber bei V. Hugo nur solche «*alexandrins tripartites*» und keine echten Trimeter vorkommen, das läßt sich nicht aufrecht erhalten. —

---

[4]) Das Zitat aus dem Buch der Brüder Glachant beweist gar nichts. Denn ihre Behauptung stützt sich nur auf den Bericht von Lesclide, auf den sie verweisen.

Der IV. Abschnitt *(Rôle des éléments acoustiques dans le vers)* enthält zwei Teile, einen über die Silben, *ə muet*, Synärese und Diärese, der natürlich nichts neues bringen kann und nur durch neue Beispiele die Willkür illustriert, mit der schließlich jeder Dichter seine Silben zählt, dann einen Teil über die Akzente, gegen den sich wiederum schwere Bedenken erheben. Roch. zitiert hier (p. 334), was A. Thomas über die Meinung von G. Paris berichtet: «*G. Paris lui-même avait fini par s'interdire toute spéculation sur ce sujet* [die Akzente], *attendant avec quelque scepticisme que la phonétique expérimentale eût prononcé en dernier ressort.*» Hätte nur Roch. ebenfalls so weise Zurückhaltung geübt und auf jede Spekulation verzichtet! Ich kann mich nicht dabei aufhalten, auch dieses Kapitel eingehend zu diskutieren. Ich kann auch nur ganz flüchtig auf den V. Abschnitt *(Rôle des éléments acoustiques dans le vers. Les phonèmes)* hinweisen, der in 3 Teilen *(L'euphonie — Valeur expressive des phonèmes — Harmonie)* geschmackvoll und sehr geschickt die Klangwirkungen untersucht und eine Fülle feiner Beobachtungen und Bemerkungen bringt, überall mit Recht in enger Anlehnung an M. Grammont, der auf keinem Gebiet der Versanalyse wertvollere und fruchtbarere Anregungen gegeben hat als auf diesem.

Nur noch ein Wort über den letzten VI. Abschnitt, der den Reim behandelt. Auch hier ist alles Wichtige bis herab zu den kleinsten Besonderheiten und Freiheiten wenigstens gestreift, überall sind zahlreiche Beispiele herangezogen und vor allem wird mit Recht betont und durch Belegen aus den Mss. illustriert, welch große Suggestion das Schriftbild auf V. Hugo ausübt, mächtiger als bei irgend einem anderen Dichter, wie diese Suggestion mit dem wachsenden Alter zunimmt und wie stark sich in ihr das Vorwiegen der visuellen Eindrücke in Hugos künstlerischem Temperament spiegelt. Die graphische Identität zwischen zwei Wörtern fasziniert ihn geradezu, so daß er, der unerreichte Reimschmied aller Literaturen, dem Reim fürs Auge zulieb ruhig unvollständige und sogar unreine Reime duldet. Ein Kapitel *(La rime élément de piquant et de virtuosité)* legt den unendlichen Reichtum an Reimkombinationen bloß, der in seinem poetischen Werk aufgestapelt ist und dessen Mannigfaltigkeit bei der Lektüre ebenso in Erstaunen versetzt wie die häufige Wiederkehr bestimmter Reimpaare, die V. Hugo offenbar wegen ihrer lautmalerischen Eigenschaften oder wegen der in ihnen schlummernden Ideenassoziation bevorzugt. Eine kritische Äußerung im *Conservateur littéraire* beweist, daß er schon in frühester Jugend die Wichtigkei des Reims erkannt hat, als er noch völlig im Bann klassischer Muster stand und sich kaum viel von seiner späteren Ästhetik träumen ließ. Und von den *Odes et Ballades* an, wo ihm noch das Können fehlt, um sein Ideal zu verwirklichen, läßt sich verfolgen, wie er in langsamem

Fortschritt mehr und mehr die trostlose Banalität des ausgeleierten klassischen Reims zu vermeiden und seinen Reim sowohl durch Klangfülle als Inhalt möglichst reich, selten und glänzend zu gestalten lernt, bis er mit den *Châtiments* und der *Légende* die höchste Verfeinerung und Vervollkommnung erreicht.

Noch interessanter ist Kap. IV: *Genèse de la rime; son influence sur la pensée.* Denn was darin berührt wird, ist eins der wichtigsten Probleme, die die Versästhetik überhaupt stellt, ein Problem, dessen Erforschung vielleicht einmal mehr Licht auf den geheimnisvollen Prozeß des dichterischen Schaffens werfen kann. Freilich gehört die Frage auch zu den schwierigsten. Denn wo der Einfluß des Reims auf den Gedanken offen zutage liegt und mit bloßem Auge erkennbar ist, wie das auch bei V. Hugo oft genug geschieht, verliert die Feststellung ihren Reiz, da es sich um Flickwörter und meist um mittelmäßige oder schlechte Verse handelt. In Strophen und Gedichten aber, die zu organischen Einheiten verwachsen sind, läßt sich der Einfluß heikel oder unmöglich konstatieren, wenn nicht irgend ein Zufall den Dichter bei der Arbeit zu belauschen und in seine Werkstatt zu blicken gestattet. Am ergiebigsten sind noch Übersetzungen oder Gedichte, die treu einer bekannten Vorlage folgen, wie z. B. die «*Trois Cents*». Wertvolle Aufschlüsse bieten natürlich auch die Manuskripte und zwar um so wertvollere, je mehr sukzessive Fassungen sie von einem Text überliefern. Wieviel aus ihnen herauszulesen ist, wie sehr bei V. Hugo der Reim dominiert, fruchtbar und herrisch zugleich Einfälle erzeugt, zu Erweiterungen veranlaßt, Gedanken abbiegt, wie reiche Anregungen ihm immer entquellen — davon gibt Roch. eine Anzahl fesselnder Proben, die ihn seine Vertrautheit mit den Mss. gewiß aus den bezeichnendsten wählen ließ. Nur schade, daß er hier so sparsam ist. Gerade diese Frage hätte ebenso wie die nach dem Verhältnis zwischen Syntax und Rythmus eine eingehende und erschöpfende Darstellung verdient. —

Alles in allem: Roch.'s These ist ein Buch, dessen einzelne Teile sehr ungleichwertig sind, in dem das wertvolle aber entschieden überwiegt, mit dem sich deshalb in Zukunft jeder auseinander setzen muß und von dem jeder lernen kann, der V. Hugos Vers studieren will. Seine Stärke ruht in der verständigen Ausbeutung des handschriftlichen Materials und in der tiefschürfenden Versanalyse, die außerordentlich viel anregende und manche ganz neue Einsichten und Erkenntnisse an den Tag fördern. Ein Buch, das häufig zu lebhaftem Widerspruch reizt, manchmal sogar durch seinen willkürlichen Dogmatismus verstimmt, das man aber schließlich doch mit einem Gefühl der Dankbarkeit für den Verfasser und der Achtung vor seiner ansehnlichen und intelligenten Arbeitsleistung aus der Hand legt.

Bonn. H. Heiss.

Correspondance général de Chateaubriand publiée avec introduction, indication des sources, notes et tables doubles par Louis Thomas. Avec un portrait inédit. Tome premier. Paris, Honoré et Édouard Champion, 1912. 10 frcs.

Von der mit großem Eifer und bemerkenswerter Umsicht seit einer Reihe von Jahren vorbereiteten Ausgabe des *Correspondance Général* Chateaubriands, liegt hier in würdiger Ausstattung der erste Band vor, dem vier weitere Bände folgen sollen. Ein von A. Cassagne vorbereitetes Verzeichnis der Korrespondenten des Dichters mit Angabe ihrer Antworten wird den Abschluß der für die Geschichte der Literatur und der Politik außerordentlich wertvollen Veröffentlichung bilden, von der der Herausgeber mit Recht bemerkt „on y connaître vite un des chefs-d'œuvre de notre littérature, et certainement l'une des *Correspondances* les plus belles qui soient dans notre langue digne d'être classé tout de suite parmi les plus célèbres".

D. Behrens.

Meyer-Lübke, W, *Romanisch etymologisches Wörterbuch.* Lieferung 1—3. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.[1]) [Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher. Herausgegeben von Wilhelm Meyer-Lübke. III. Reihe: Wörterbücher].

„Das vorliegende Werk setzt sich zum Ziele, die ungemein zahlreichen und vielfach weit zerstreuten etymologischen Untersuchungen auf dem Gebiete der romanischen Sprachen zu sammeln, kritisch zu sichten, das nach dem heutigen Standpunkte unserer Erkenntnisse Unhaltbare als solches zu kennzeichnen oder ganz der Vergessenheit zu überliefern, einzelne Probleme zu lösen und durch richtige Fragestellung der Lösung näher zu bringen." Schon die drei bis jetzt erschienenen Lieferungen lassen zur Genüge erkennen, daß es dem Verf. gelungen ist, der weitschichtigen und schwierigen Aufgabe, wie er sie in vorstehenden Sätzen selbst formuliert hat, und an deren Lösung er in umsichtiger Weise, nach wohldurchdachtem Plan herangetreten ist, in hohem Maße gerecht zu werden, „damit weiterer etymologischer Forschung als solcher und all den anderen Studien, die die Etymologie als Voraussetzung haben, eine verläßliche Grundlage bietend." Ich glaube dem Verf. für reiche Belehrung und Anregung, die ich aus seinem Buche geschöpft habe, nicht besser danken zu

[1]) Nach einer Ankündigung des Verlegers wird das Werk in etwa 11 Lieferungen im Umfang von je 5 Bogen zum Subskriptionspreis von 2 Mark für die Lieferung erscheinen und innerhalb 2 Jahren etwa zum Abschluß gelangen.

können, als indem ich einige Notizen, die ich mir bei der Durchsicht desselben machte, hier folgen lasse, dieselben seiner Beachtung für eine gewiß bald nötig werdende zweite Auflage empfehlend: 110 a c ĭ n u s „Traubenbeere": Vgl. Rolland *Flore* III, 218. Hierher gehört auch altfrz. *asneret* (On ne tient compte des raisins cendrez, ni de ceux qu'on appelle *asnerets* et rabuscules, pour ce qu'ils desplaisent à l'oeil), das Godefroy von *asinus* ableiten möchte. Wegen *aize* s. A. Thomas Romania XL, S. 105. — 128. Beachte altfrz. *agun* (Godefroy). — 170. a d j e c t u m: Füge hinzu afrz. *agect*, *agit* (Godefr.) und aus modernen Mundarten u. a. vendôm. *agis* (Martellière *Gloss.*) „argent donné en sus du pris fixe etc., arrhes, denier à Dieu" und norm. *ajé*, das nach Joret (*Pat. du Bessin* p. 43 und 183) außer in der Bedeutung „Türfalz" in verschiedenen anderen Bedeutungen begegnet. — 944: Statt „verschiedene Tannenarten" l. „verschiedene Arten Taue". — 958. b a r c a: Die Zugehörigkeit von b.-manc. *barž* etc. wird mit Recht als zweifelhaft bezeichnet. Vgl. wegen des gall.-romanischen Wortes auch dtsch. *Barge* in Grimm's *Wörterb.* und, was die Verbreitung betrifft, Bl. 550 (*fénil*) im Atl. Ling. — 1013. b e c c u s: Hinzuzufügen ist die Ableitung *bécard*, wozu Schuchardt *Z. f. rom. Phil.* XXX, 718 zu vergleichen. Beachte noch u. a. *bacquar* und *becquatre* bei Godefroy. — 1051. Unter **bersium* „Wiege" stellt Vf. afrz. *bers*, lothr. *bye*, prov. katal. *bres*, aspan. *brizo*, portg. *breço* nebst Ableitungen zusammen und bemerkt dazu „die Grundform kann auch *bertium* oder *bercium* sein, als Grundbedeutung wird durch nprov. *bres*, *breso* Atl. Ling. 965 „Korb" nahe gelegt". Ich vermisse einen Hinweis auf Scheler *Dict. d'étymol. franç.* und auf A. Jeanroy, der *Rev. des Universités du Midi* I, No. 1 (Janv.-Mars 1895), S. 103 f. altfrz. *berser* (tirer de l'arc) und nfrz. *bercer* zum Gegenstand einer besonderen Untersuchung gemacht hat und im besonderen auch darauf hinweist, daß das altfrz. Wort *bercer* (nicht *bercier*) lautet. Meinerseits möchte ich hier auf ältere Versuche, das schwierige Wort zu deuten, nicht eingehen, wohl aber mir gestatten einen Einfall wiederzugeben, der mir vor langer Zeit gekommen ist und vielleicht der Berücksichtigung nicht ganz unwert scheint. Es gibt ein ndd. Subst. *bridse*, *brids* „ein Brett, welches in der Mitte auf einer Unterlage liegt und womit man etwas in die Höhe schnellt" und dazu das Verbum *bridsen* „e nen Gegenstand hart an od. auf etwas schlagen stoßen, schmettern etc.; ihn in die Höhe schnellen oder werfen und niederfallen lassen..." In der Form lassen sich d ese Wörter mit den genannten romanischen wohl vereini en. Was die Bedeutung angeht, so äßt sich daran erinnern, daß ndl *brids* (vgl. nhd. *Pritsche*) ein „Feldbett, bz. Brettergerüst, worauf die Soldaten liegen" bezeichnet. Nahe berührt sich frz. *berceau* in der Bedeutung „Bogenlaube" mit dtsch. *brids* (s. Grimm

Wtb. unter *Britsche*) „scherm, underslach, absconsorium, interstitium, unbraculum; lang britz of want, dair winstock of anders langs her gepait is, maceria". — 1078. Statt „Versuchsloch" l. „Versenkloch", genauer „Versenkloch zum Aufsaugen des Regenwassers" (Sachs). — 1089. bier (mhd. nhd.) „Bier": Beachte schon altfrz. *bancquebiere* „sedile potorium" bei Godefroy. — 1096. *bigarus (fränk.) „Bienenwärter": Herr Kollege Horn macht mich darauf aufmerksam, daß *biker* „Bienenzüchter" mundartlich im Niederländischen nachgewiesen ist. Vgl. J. Franck. *Etym. Nederlandsch Woordenboek* 2. Aufl., unter *imker.* — 1144. blaar: Bemerkt sei, daß frz. *blaire* „Bläßhuhn" nur einmal von Godefroy aus G. de la Bigne belegt wird und der heutigen Sprache zu fehlen scheint. Rolland *Faune* II, 366 f. kennt ausschließlich mundartl. *blarie*, *blairie*, *blery*. — Daß *blęr* in boul. *vak blęr* „Kuh mit weißem Fleck auf der Stirn" auf niederl. *blaar* beruht, halte ich nicht für ausgemacht. Wie verhält sich dazu *blär*, „weißer Fleck, oder ein weißes Abzeichen am Rindvieh oder sonstigen Tieren", das heute im Ostfriesischen nach Doornkaat-Koolman *Wörterbuch d. ostfries. Spr.* neben *blâr* begegnet? Beachte ebenda *blär-henne* „Bläss- oder Wasserhuhn (Fulica atra), sonst auch Blässe, Plärre, Pfaff etc. genannt". Es scheint hiernach, daß *ę* in mundartl. frz. *blęr* bereits der abgebenden Sprache angehörte und nicht erst im Französ. aus älterem *ā* sich entwickelt hat. — 1197. bolwerk: Wegen frz. *boulevard* vgl. meine Bemerkung in dieser *Zeitschr.* XXXV², S. 21. — 1225. bos: Vf. fragt, ob dazu auch norm. *bö* „Hagebutte" gehöre und fügt in Klammern hinzu „nach der Farbe". Aus Rolland *Flore populaire* V, S. 237 läßt sich ersehen, daß norm. *bö* in der angegebenen Bedeutung zweifellos zu *bos* gehört. Aus dem ebenda und Sprachatlas Bl. 452 mitgeteiltem Material ergibt sich weiter, daß die vorliegende Bedeutungsverschiebung nicht ausschließlich im Normannischen anzutreffen ist, sondern auf weiterem Gebiet begegnet. Über den Grund der Bedeutungsübertragung kann man verschiedener Ansicht sein. Rolland bemerkt l. c. zu *cochon*, das ebenfalls die Hagebutte bezeichnet: „Les enfants rangent ces fruits sur des tables et disent que ce sont leurs cochons, leurs vaches etc." — 1225. bos: Zu *bouvreuil* „Dompfaff" sei auch auf Rolland *Faune populaire* II, 165 f. verwiesen, wo unter anderen Benennungen dieses Vogels *bœuf* aufgeführt und *bouvreuil* entgegen der Auffassung von G. Paris und anderen nicht als „gardeur de bœuf", sondern (in Übereinstimmung mit Littré) als „petit bœuf" (à cause de sa grosse tête et de ses formes ramassés) gedeutet wird. — 1249. bowsprit: Frz. *beaupré* steht lautlich me. *bouspret* (s. *New. Engl. Dict.* s. v. *bowsprit*) oder auch ndd. *bôgsprêt* (s. Doornkaat Koolman *Wörterb. d. ostfries. Sprache*) näher als ne. *bowsprit.* — 1276. Beachte auch von Levinus Hulsius

im *Dict. franç. allem.* erwähntes *bresil* „gereuchert roth Ochsenfleisch". Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß das vom Vf. unter No. 1277 erwähnte und als etymologisch unaufgeklärt bezeichnete *brésil* „Rotholz, Fernambukholz" damit identisch ist. Die umgekehrte Namengebung liegt vor, wenn im Ostfriesischen geräuchertes Rindskeulenfleisch als Nagel-*holt* bezeichnet wird. Vgl. Doornkaat-Koolman *Wtb. d. ostfr. Spr. nagel-holt* und auch *Deutsches Wörterbuch*: *Nagelholz.* — 1382. b u l g a : Auf *bulga* führt Moisy *Dict. du pat. norm.* auch norm. *bougie*, Harnblase, zurück, während Zauner *Rom. Forsch.* XIV, 521 die Herkunft des norm. Wortes als nicht bekannt bezeichnet. — 1429. Als Ableitung zu *beurre* konnte *beurette* (Littré Supplément) erwähnt werden. Vgl. dtsch. *Butterchen* in Grimm's *Wörterb.* — 1583. *c a n e o l u s : Beachte auch *cagnotte* „Corbeille où les joueurs déposent l'argent qu'ils doivent payer à certains coups et qu'on laisse s'amasser", dann auch zur Bezeichnung des Spieleinsatzes selbst. Nach dem *Dict. génér.* ist die Herkunft des Wortes unbekannt. Wie der von mir hier vorausgesetzte Bedeutungsübergang zu Schachtel, Behälter für den Spieleinsatz zu erklären ist, bedarf eingehender Untersuchung an der Hand eines umfangreicheren Materials als mir im Augenblick zur Verfügung steht. Bemerkt sei, daß nach Sachs *cagnotte* mundartlich in Südfrankreich auch in der Bedeutung „kleine Weinkiepe" begegnet und daß man im Französischen im Bergbau einen zweirädrigen Laufkarren als *chien* bezeichnet, dem in der deutschen Bergmannssprache „Hund, Grubenhund, Förderhund" entsprechen. Zu erinnern ist auch daran, daß im Bayerischen *hunt* den „verborgenen Schatz" bedeutet, wo dann nach dem *Deutschen Wtb.* IV, 2 Sp. 1919 metonymisch der Hüter für das Gehütete gesetzt wäre „mit bezug auf den Glauben, daß Hunde auf unterirdischen Schätzen, sie bewachend, liegen." Über im Deutschen seit dem 18. Jahrhundert gebräuchliches (Geld-)*Katze* vgl. *Deutsch. Wtb.* V, Sp. 290 f. — Ich möchte dazu auch frz. *cagnard* „großes Segeltuch (zum Schutz der Wache auf der Windseite)", früher auch „coin où l'on peut se retirer" und im besonderen „arche de pont servant d'abri à des gens sans aveu, mauvais lieu" stellen, das nach dem Dict. général vielleicht für *coignard* (älter *caignard*) eingetreten und somit von *coin* abzuleiten wäre. Dazu ist zu bemerken, daß der für *cagnard* hier angenommene Lautwandel als sehr unwahrscheinlich bezeichnet werden muß. Hinzukommt, daß nach Schmidlin's *Catholicon* u. a. *cagnard* früher auch in der Bedeutung „Hundestall" im Gebrauch war, das verächtlich für eine geringe Wohnung ebenso im Deutschen begegnet. Vgl. *Deutsches Wörterb.* IV, 2 Sp. 1930: wohn in stolzer pracht des schlosses und verlass den *hundestall!* (Voss. 2,141). — Beachte schließlich noch abgeleitetes *queignas* in: avoir les *queignas* = avoir les courbatures (Tarbé *Recherches*

II, S. 111), woneben nach A. Perrault-Dabot *Le patois bourguignon* p. 46 mundartl. *câgnias* (Morv.), *câgnats* (Yonne), *càgnârs écagnârs* (Chal.), *écagnârds* (Dijon) vorkommen. Unter den hier aufgeführten Formen sind die mit *é* anlautenden durch Verschmelzung des Artikels mit dem Substantiv entstanden: *l[es cagnârs* für *les cagnârs*. Die Zugehörigkeit zu *canis* ergibt sich daraus, daß, worauf Perrault-Dabot hinweist, im Departement Yonne *chien* im Sinne von *cagnats* begegnet: *avoir les chiens pour avoir les cagnats*. Was den Bedeutungswandel angeht, so sei deutsches „*Hundskramph*" (spasmus cynicus, da einem der Mund gekrümmt und verzogen wird. S. *Deutsches Wtb.* s. v.) verglichen. — 1621. c a n u s „grau": Vf. stellt dazu auvergn., dauph., forez. *kano*, *šano* „Kahm auf dem Weine" und bemerkt „das prov. Wort stimmt in Form und Bedeutung zu nhd. *kahn*, mhd. *kān*, Nebenform des älteren *kam*, doch scheint das Zusammentreffen ein zufälliges zu sein, da bei alter Entlehnung das *-n-*, bei junger das *š* nicht verständlich wäre und zudem die beiden Wörter im Geschlecht nicht übereinstimmen." Demgegenüber wäre hinzuweisen auf gleich bedeutendes *chame* im Vendômois (Martellière *Glossaire* p. 70), das sich auf *canus* lautlich nicht zurückführen läßt, wohl aber zu dem deutschen Worte stimmt. Auch wäre über die Herleitung von mundartlich weit verbreiteten *chamosi* (s. Grandgagnage *Dict.*), *chamusi* (Puitspelu *Dict.*) etc. hier oder zu No. 1585 eine Bemerkung erwünscht gewesen. — 1774. c o d a : Eine beachtenswerte Ableitung ist auch das mundartl. frz. Subst. *coué* „casserole de terre", nach Hécart (*Dict. rouchi-franç.* p. 128 f.) sogenannt „de son manche qui ressemble à une queue". Littré verzeichnet im Supplement *couet* „Nom d'une sorte de vase, dans le département du Nord" und bei Jouancoux *Études* I, 131 liest man *couel* „vase en terre cuite qui sert à faire le pot au feu" mit der Bemerkung, daß es *coué* gesprochen werde. Auch sonst begegnet man dem Wort, das doch wohl lat. *codatus* entspricht, in Mundartwörterbüchern in der Wiedergabe *couet*, *cuet*, *coué*, *kewé* nicht selten. — 1807. c e n a c u l u m : Erwähnt seien noch pic. *chenaire* und *chenardieu* bei Corblet im *Gloss. étymol. et compar. du pat. picard*... und altfrz. *chenail* „grenier" aus dem 14. Jahrhundert. Über die heutige Verbreitung orientiert auch *Atlas ling.* Bl. 550 (fénil). — 1900. c i c e r Neutr. „Kichererbse": Wegen afrz. *çoire* vgl. *Zs. f. frz. Spr.* XXXV², S. 23 f. Gehört hierher auch abgeleitetes pic. *cherolle* „vesce sauvage" bei Jouancoux *Études* p. 112? Bezeichnungen für Wicke und Erbse gehen öfter ineinander über. — 1909. c i c u t a ; c u c u t a : Über die Verbreitung der gallo-romanischen Entsprechungen dieser Wörter hätten sich mit Hülfe von Rolland, *Flore populaire* VI, 199 ff. genauere Angaben machen lassen. Wenn Vf. ein durch Vokalassimilation aus *cicuta* entstandenes *cucuta* als Grundwort von rumän. *cucuta*, saintong. *kukü*,

nprov. *kukūdo* ansetzt, so sei dazu bemerkt, daß das neuprovenzalische Wort außer Schierling auch Primel, Narzisse und Bärenklau bedeutet und von Mistral in allen diesen Bedeutungen auf den Namen des Kuckuks (nprov. *coucu*) zurückgeführt wird. Ohne nun, was *coucudo* „Schierling" angeht, der Auffassung M.-L.'s entgegentreten zu wollen, möchte ich doch nicht unbemerkt lassen, daß die von Rolland *l. c.* pg. 203 verzeichnete Benennung derselben Pflanze als „*herbe à cocu*" in Sougé (Indre) darauf hinzuweisen scheint, daß der Kuckuk nicht ohne Einfluß auf die Namengebung auch des Schierlings im Galloroman. gewesen ist. Wieweit dabei volksetymologische Zurechtlegung im Spiel gewesen, bliebe zu untersuchen. Nach Rolland *l. c.* pg. 143 wurden eine Anzahl Umbelliferen nach dem Kuckuk deshalb benannt, weil auf ihnen die Schaumcicade ihr als vom Kuckuk herrührend angenommenes Sekret, den Kuckucksspeichel, entwickelt. — 2216. c o q u u s: Nach M.-L. ist die Herleitung von frz. *coquin* „Spitzbube" aus *coquus* „Koch" von Seiten des Lautes wie des Begriffes abzulehnen. Ohne für die Zusammengehörigkeit beider Wörter hier eintreten zu wollen, möchte ich doch darauf hinweisen, daß nach dem deutschen Wtb. œsterr. Koch einen „Pfifficus" bedeuten kann, was von „Spitzbube" begrifflich nicht allzuweit abliegt. — 2218. c o r a c i n u s (Umberfisch): Beachte auch franz. entlehntes *coracin.* — 2395. c u n e o l u s „kleiner Keil": Einige ältere Belege für die Gebildbrode bezeichnenden Wörter s. bei Godefroy unter *coignel*, *cuignot*, *cuignole.* Daß Sainéan *Mémoires de la Soc. de Linguist.* XIV, 3 p. 240 *quignon* von *canis* ableitet, sei beiläufig erwähnt. Wegen deutsch *Keil* mit der Bedeutung „keilförmiges Brod" s. *Deutsches Wörterb.* V, Sp. 447. — Gehört hierher nicht auch frz. *quignon*, „mit Stroh bedeckter Flachshaufen", das die Verf. des *Dict. Général* auf *quinionem* zurückführen möchten und das Sainéan l. c. p. 246 zu *canis* stellt?

D. Behrens.

Westerblad, Carl, August. *Baro et ses dérivés dans les langues romanes.* Thèse pour le doctorat. Upsala 1910. 146 S.

Vor einem Menschenalter hätte man sich gewundert, ein recht umfangreiches Buch über ein einzelnes Wort erscheinen zu sehen. Heutzutage ist die gründliche Erforschung eines Wortes nicht nur eine selbstverständliche, sondern eine notwendige Arbeit. Ist es doch auch kein einzelnes Wort; wie viele wirklich einzelne Wörter gibt es tatsächlich? Die Geschichte der Wortsippe und ihrer Bedeutungsverzweigungen gehört jetzt zu den elementaren Erfordernissen für linguistische Einblicke. Aus vielen solchen Wortgeschichten erwächst uns erst die Fähigkeit,

Sprachgeschichte zu erfassen. Kommt daher jede Wortgeschichte heute als eine erwünschte Gabe, wird das umsomehr der Fall sein, wenn die Arbeit so sauber und gründlich durchgeführt ist wie in dem vorliegenden Buche.

In der Geschichte von b a r o handelt es sich übrigens — und das zu beweisen war die Hauptaufgabe des Buches — gar nicht um e i n Wort, sondern um zwei. Neben dem lateinischen b ā r o in der Bedeutung „Tölpel, Dummkopf" steht ein germanisches b ă r o in der Bedeutung „Mann", das in sehr früher Zeit in die lateinische Volkssprache drang und dort *vir* verdrängte Das vulgärlateinische *baro* = Mann wird in der Bedeutung „Soldat" verwendet (vgl. unser deutsches „1000 Mann Besatzung"); so daß alle weiteren Bedeutungen, die wir bei *baro* finden (Mann im allgemeinen, Dienstmann, Diener [> Sklave], Mann im Gegensatz zum Weibe [> Gatte], tapferer Mann [> Edelmann]) nicht aus dem lateinischen Wort für Tölpel, sondern aus dem germanischen Wort für streitbarer Mann hervorgegangen sind. Westerblad hat diese Tatsache zwar nicht ganz selbständig aufgedeckt (er zitiert alle Phasen der gelehrten Auseinandersetzungen über das Thema), er hat aber das Verdienst, alle Zusammenhänge klar nachgewiesen und an der Hand von reichlichem Beispielmaterial überzeugend vorgeführt zu haben. So zeigt er uns neben *baro* die nur im Singular belegte Form *barus*, die zu dem im ältesten Französischen vorhandenen Subjektivus *bers* die Erklärung gibt. Eigentümlich ist, daß der eine der vorhandenen Deklinationstypen *barons* — *baron* nach W.s Beobachtung ausschließlich für die Bedeutung ‚Ehemann' vorliegt. Auf eine im VI. Jahrhundert gebrauchte Form *borone* stützt W. afranz. *beur* usw.

Gegen die Anordnung ließe sich manches einwenden. Eine gemeinromanische Untersuchung sollte nicht in Einzeldarstellungen gegeben werden. Der Verfasser beraubt dadurch nicht nur den Leser, sondern auch sich selbst des wesentlichen Vorteils, eine Übersicht der gesamten Entwicklung zu gewinnen. Bei allgemeinromanischer Darstellung des Entwicklungsganges wäre viel unmittelbarer zutage getreten, daß nur ein ganz kleiner Teil der Ableitungen wirklich vorromanisch, also in lateinischer Form, anzusetzen ist. Die große Mehrzahl ist einzelsprachlich, französisch, und stammt aus viel späterer Zeit, als Verf. anzunehmen scheint. Soll wirklich ein Typus **baronalimente baronaliu* angenommen werden für *barnail*! Gar nicht zu reden von **baronalia* für das durch die Bewahrung des *o* als gelehrte Bildung gekennzeichnete *baronaille.* Oder gar **baronitiare* für *baronisier*, dessen Bedeutung „transformer un fief en baronnie" doch einen lateinischen Ansatz ganz ausschließt. Daß *barner*, *berner* (S. 69) auf *-ariu* zurückgeführt werden, ist gewiss nur ein lapsus calami; aber auch *-are* braucht und soll man nicht ansetzen. Sicher

alt ist seiner Form und Bedeutung nach *embarnir* erstarken, in mannbares Alter kommen; und auch *barnage* dürfte eine vorfranzösische Bildung sein. Waren nun zwei alte Bildungstypen vorhanden, so konnten alle anderen Ableitungen nach der Proportion *ber — baron — barnage (bernage) — embarnir* gebildet werden. Sie sind wohl sämtlich französische analogische Bildungen. Auch die Wanderung der französischen Wörter in die übrigen romanischen Sprachen wäre bei anderer Gruppierung schärfer hervorgetreten. So sp. *baronaje* (S. 119).

Der in semantischer Hinsicht sehr ansprechenden Deutung des picard. *corombaron* aus *curamus baronem* steht meines Erachtens zweierlei entgegen, das *o* aus *ū* und das Fehlen des Artikels, der in einer solchen Bildung doch zu erwarten wäre; denn für die Zeit, die in so einem Falle den Artikel noch nicht setzte, kann die Bedeutung *baron* = „Herr" kaum angenommen werden.

Wien. ELISE RICHTER.

Vogel, E. *Taschenwörterbuch der katalanischen und deutschen Sprache.* Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. *I. Katalanisch-Deutsch.* Berlin-Schöneberg, Langenscheidt. 1911.

Wenn der deutsche Interessent für das moderne katalanische Idiom bisher bei dem Versuche, über dessen Wortschatz Aufschluß zu erhalten, zu katalanisch-kastilischen Wörterbüchern greifen mußte, so wird er es entschieden als Erleichterung und Förderung seiner Studien empfinden, in einem praktisch angelegten und der Methode nach wohl erprobten Wörterbuch, das die Bedeutung der Fremdworte in unsrer Muttersprache ausdrückt, Rat holen zu können. Der Wissenschaftler wie der Praktiker wird freudigst Vogels mühsame, aber erfolgreiche Arbeitsleistung anerkennen. Jahrelange Studien hat der Verf. verwandt, um eine möglichst allen zweckdienliche Auslese des modernen (z. T. auch veralteten) katalanischen Wortschatzes dem deutschen Publikum vorzulegen. Geschöpft ist das Wortmaterial aus den bekanntesten katalan. Autoren jeder Gattung. Dabei war der Verf. beflissen, das notwendigste an technischen Ausdrücken dem Ratholenden nicht vorzuenthalten. Besonderen Wert erhält das Werkchen durch die gewissenhafte, in den Hauptzügen an Schädel, *Manual de fonètica catalana* angelehnte phonetische Transkription zahlreicher Wörter. Zur allgemeinen Orientierung wird ein knapp gehaltener Bericht über den — vielleicht doch nicht ganz so einfachen — Lautstand des Katalanischen in im allgemeinen einwandfreier Form gegeben. Darauf folgt eine längere Reihe transkribierter Musterwörter, die zur Erkenntnis der Eigentümlichkeiten der katalanischen Phonetik anleiten sollen. Es

ist zu beachten, daß der Verf. die Aussprache der Zentrale Barcelona darstellt, indessen in durch die Anlage des Werkes wohl begreiflicher Weise darauf verzichtet, die Charakteristika der anderer Verkehrszentren (Valencia, Perpignan) mitzuteilen. Durch eine knappe systematische Darstellung der orthographischen Eigentümlichkeiten und Schwankungen des Idioms und insbesondere der im Wörterbuche selbst befolgten Schreibweise hätte der Verf. entschieden den Benutzer verpflichtet. Vorausgeschickt ist dem Wörterverzeichnis endlich eine Übersicht des Wichtigsten aus der verbalen Flexionslehre.

Jedenfalls wird philologischer Fachmann wie Laie dem Verfasser herzlichen Dank für seine tüchtige Arbeit wissen und ihn mit besten Wünschen bei der Bearbeitung des zweiten (deutsch-katalanischen) Bandes begleiten.

Hamburg. FRITZ KRÜGER.

Neuere Belletristik.

Gaubert, Léo. *Héloise Bion.* Roman. 266 S. Paris. Bernard Grasset. 1911. 3,50 frs.

D'Ellivegor, Pierre. *Un Cri dans l'Infini.* Roman. 2. Ed. 340 S. Ebenda. 1911. 3,50 frs.

Auby, Octave. *Soeur Anne.* 315 S. Paris. Libr. Plon Nourrit et Cie. Ohne Jahreszahl. 3,50 frs.

Géniaux, Charles. *Les Deux Châtelaines.* Roman. 3. Ed. 294 S. Paris. Bernard Grasset. 1911.

Béarn, Andrée. *Jean Darette.* 149 S. Paris. Eugène Figuière et Cie. 1912. 3,50 frs.

Brydon, Joseph. *Dans l'Ombre du Coeur.* Roman. 242 S. Paris, Eugène Figuière et Cie. 1912. 3,50 frs.

Willy. *Lélie.* Fumeuse d'Opium. Roman. 316 S. Paris. Albin Michel.

Ein paar Proben moderner französischer Erzählungsliteratur. Längst nicht zahlreich genug und viel zu sehr zufällig zusammengestellt, um ein Bild der in ihr lebendigen Stimmung zu geben. Aber doch geeignet, ein paar Schlaglichter zu werfen, ein paar Richtlinien zu zeigen. Ich sage gleich: wir finden hier weder das Beste, was sich heutzutage im französischen Roman bietet, noch auch das Schlechteste. Wir bleiben zwischen den Extremen. Ob sehr weit von dem einen oder dem anderen? Eine kurze Einzelcharakteristik möge antworten.

Rangiere ich nach dem inneren Gehalt, so steht Gauberts *Heloise Bion* obenan. Auf engem Raum ein Kulturbild von nicht unbedeutendem Wert. Thema: Wie eine moderne Heilige

wird. Oder vielleicht besser: wie sie gemacht wird. Eine Bauernfamilie, die durch allerhand Umstände degeneriert ist, pflegt die Überlieferung, daß aus ihr eine Heilige hervorgehen wird. Das untrügliche Zeichen, an dem sie zu erkennen sein wird, glaubt Sagette Bion an ihrer Tochter entdeckt zu haben. Die Tochter erfährt davon; kein Wunder, daß sie bald die heilige Jungfrau sieht. Fille, soeur, cousine d'alcooliques, d'épileptiques, de démoniaques, d'hydrocéphales, de culs-de-jatte et de cretins, Héloise Bion était forcée de voir la Sainte Vierge. Man erwartet von ihr alsbald ein Wunder: die Heilung eines kranken Brüderchens. Aber der Kleine stirbt, und Héloise wird verrückt. Wie die Verwandten, die Eltern, der ältere Bruder, der Arzt geworden ist, wie der Pfarrer, der Ortsarzt, der Kammerdeputierte, das Volk sich zu diesem Phänomen stellen, das alles ist in knappen Zügen, mehr in der Art von einzelnen Bildern, jedoch in höchst anschaulicher Weise ohne unzeitig sich aufdrängende Kritik, aber in richtiger Beleuchtung gezeichnet. Die Darstellung trägt das düstere Gepräge, das zum Inhalt stimmt; sie weiß, ohne besondere Kunstmittel, wirksam die Spannung zu steigern. Also ein Kultur- oder Unkulturbild, das zu denken gibt und das in seiner schlichten Sachlichkeit erschütternd wirkt.

Fehlt in Heloise Bion die übliche Liebesgeschichte zwar nicht ganz, aber doch nahezu ganz, so beansprucht sie in D'Ellivegor's *Un cri dans l'Infini* die führende Rolle. Ein Arzt aus guter Familie wird durch eine Allumeuse in Glut versetzt und ruiniert, um sie zu besitzen, sein Glück, seine Frau, sich selbst. Der völlig Verrannte wird durch einen verständigen Freund vergeblich gewarnt. Also durchaus nicht eine Fabel von besonderer Tiefe. Das Besondere liegt in der Psychologie der Allumeuse, die mit großer Genauigkeit ausgearbeitet ist, und in der des von ihr faszinierten Mannes. Man liest nicht ohne Teilnahme und kann doch den Mann, der gar so sinnlos in sein Verderben rennt, nicht ohne Kopfschütteln betrachten. Wertvoller als dieser Erzählungsgang ist die vielfach sehr gelungene Schilderung von Land und Leuten, von Gegend und Stimmung. Von Interesse ist, daß eine ganze Reihe interessanter und aktueller Momente verwandt werden: das Geschick eines exkommunizierten Modernisten, allerhand Motive der Politik. Dem ganzen Buch ist Verve der Darstellung und psychologische Energie nicht abzusprechen.

Noch besser innerlich begründet ist der Gang der Dinge in *Soeur Anne* von Aubry. Eine junge Witwe unterhält ein zartes Verhältnis mit einem gleichfalls jungen Advokaten. Während er unbeständig und oberflächlich ist, liebt sie ihn mit einer alles andere vergessenden Liebe. Seine Untreue führt endlich zur Katastrophe. Was dieser Entwicklung etwas Besonderes gibt, das ist zunächst die gute Psychologisierung einiger der

handelnden Personen, besonders der liebenden Frau. Immerhin ragt auch sie nicht über einen guten Durchschnitt hinaus. Wohl aber wird das Buch durch einen anderen Umstand zu einer Lektüre, die sich lohnt: durch die Schilderung der Gesellschaft, namentlich durch den starken Einschlag von Beziehungen zwischen Gesellschaft und Politik. Mit Rücksicht darauf darf man, wenn auch ohne dem Wort umfassende Bedeutung zu geben, von einem Zeitbild reden, das für Pariser Verhältnisse recht instruktiv ist.

Sehr hübsch, wenn auch im Verhältnis zu dem Gewicht des Inhalts reichlich breit, erzählt Géniaux in *Les deux Châtelaines* die Erlebnisse eines berühmt werdenden genialen humoristischen Zeichners, der sich von seinen Einkünften ein kleines Landschloß kauft. Er verliebt sich in die junge, verwitwete Vorbesitzerin, die ihr Heim ganz in der Nähe hat, und vertieft sich gleichzeitig in den geistigen Verkehr mit einer Ahnfrau dieser Gräfin, deren Bild in seinem mit Inventar neugekauften Haus hängt und deren Korrespondenz er in einem Schubfach entdeckt. Aus dem Gegensatz zwischen dem 18. Jahrhundert, dem diese Ahnfrau angehört, und der außerordentlich modernen lebenden Geliebten, aus dem Gegensatz zwischen dem an Paris gewöhnten Künstler und dem Landschloß, endlich aus dem Tun und Treiben der vielseitigen, für Sport und Landleben, für Kunst und Praxis interessierten Gräfin ergeben sich eine ganze Reihe abwechslungsreicher und amüsanter Szenen, die Géniaux recht flott zu schildern weiß.

In *Jean Darette* erzählt Béarn gleichfalls die Geschichte einer Liebe. Einer höchst eigentümlichen. Der Stiefsohn, der die Stiefmutter erst als Erwachsener kennen lernt, faßt tiefe Zuneigung zu ihr, die an der Seite des ganz der Wissenschaft lebenden Gatten eine große Sehnsucht nach dem Glück in sich trägt. Über die Entdeckung des Geheimnisses wird die junge Tochter der Stiefmutter zur Wissenden; zugleich endet damit die äußere Entwicklung. Das Ganze ist, so wenig anmutend der Gegenstand ist, mit großer Feinheit erzählt, mit einem reichlichen Aufwand von Gefühl und mit einer Art von tragischem Grundton. Und Béarn hat es verstanden, in die Erzählung allerlei zu verweben, was ihr größeren Reiz verleiht als diese selbst. Ich hebe ganz besonders die Schilderung des Eindrucks hervor, den Paris auf den in der Provinz erzogenen jungen Mann macht. Jean fait la découverte de Paris. Il part chaque jour droit devant lui, les yeux et le coeur en fête... Namentlich in diesen Partien erhebt sich der Erzähler gar nicht selten zu poetischem Schwung, zu dichterischer Kraft; wir sehen, wir erleben unter seiner Führung Paris: Mais regardez donc! Que ceux qui ont des yeux les ouvrent! l'histoire, la science, la poésie, l'art... tout un passé de gloire, tout un présent de fièvre et d'élan vers le mieux.... Um dieser Kapitel willen habe ich das Buch gern gelesen.

Eine gewisse Ähnlichkeit mit der Fabel dieses Romans hat die des Brydonschen Werks *Dans l'Ombre du Coeur*. Auch hier handelt es sich um eine höchst seltsame Neigung: nämlich um die eines jungen Mädchens zu seinem Onkel, der in Wirklichkeit sein Vater ist. Die Sache ist aber so delikat behandelt, wie bei diesem Stoff nur möglich ist; Charakteristik und insbesondere Psychologie sind mit Feinheit durchgeführt; die Handlung gewinnt erst ganz zuletzt etwas Sensationelles. Der Ausgang ist der unter solchen Umständen zu erwartende: Das Mädchen geht ins Kloster. Von allgemeiner Bedeutung ist manches, was in ziemlich ausgeführten Gesprächen über Kunst, Theater, Schriftstellerei gesagt ist.

Willy's *Lelie* grenzt an eine Art Literatur, die man ungern zur Hand nimmt. Auch in Un cri dans l'infini, auch in Soeur Anne finden sich einige zweifelhaft-unzweifelhafte Situationen. Aber Lelie ist ganz auf solchen aufgebaut. Die Handlung hat eben deshalb keine irgend tiefere Bedeutung. Für den, der die belletristische Literatur nicht liest, um zu lesen, sondern um zu lernen, der also die französischen Romane benutzt, um das französische Volk zu studieren, hat natürlich auch dieser Roman seinen Wert, weil er die Halbwelt ohne allzu große Breite in sehr charakteristischen Typen auftreten läßt und die Pariser Opiumhöhlen detailliert beschreibt. Wem an solcher Kenntnis liegt, der mag die schwülen Szenen vielleicht in Kauf nehmen. Zum Ganzen des französischen Volks gehört ohne jeden Zweifel auch der Teil, der in diesem Roman vor uns erscheint.

Das scheint mir ja überhaupt der Gesichtspunkt zu sein, unter dem wir Deutschen (nicht nur, aber doch sehr stark) den französischen Roman zu betrachten haben: er lehrt uns Volk und Land kennen, er hilft französisches Empfinden und Handeln verstehen. Weil und insofern ein Roman das tut, ist er dem nützlich, der ihn recht zu lesen versteht.

Gießen. M. Schian.

Französische Lektüre in neuen Schulausgaben.

1. Voltaire, *Siècle de Louis XIV*. Im Auszuge. Erklärt von Dr. H. Gade. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1910. — XXXI + 251 S. Preis 2,40 Mk.

2. Michaud, *Influence et Résultats des Croisades*. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Dr. Jäde. Leipzig und Wien, G. Freytag und F. Tempsky, 1911. — 76 S. Preis 1 Mk. Wörterbuch 17 S. Preis 0,30 Mk.

3. *Les Mémoires français du XIXme siècle*. Morceaux choisis, recueillis et annotés à l'usage des classes par M. Gratacap, prof. à l'académie consulaire imp. et roy., chargé de cours à l'université de Vienne. I. *L'Histoire*. Wien und Leipzig, F. Tempsky und G. Freytag, 1911. — 180 S. Preis 1,70 Mk.

4. Alphonse Daudet, *Aventures prodigieuses de Tartarin de Tarascon.* Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. O. H. Brandt. Leipzig und Wien, G. Freytag und F. Tempsky, 1911. — 125 S. Preis 1,20 Mk.

5. Cyprien Francillon, *Un mois en France.* Hannover-Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior), 1910. — VII + 210 S. Preis brosch. 2,00 Mk., kart. 2,25 Mk.

6. *Recueil de Poésies françaises du 19me siècle*, précédé d'un choix de fables de Lafontaine. Für den Schulgebrauch herausgegeben von B. Röttgers. Mit 19 Abbildungen. Leipzig und Wien, G. Freytag und F. Tempsky, 1910. — 309 S. Preis geb. 2,50 Mk.

1. Dem *Siècle de Louis XIV* von Voltaire gebührt trotz all dem, was hie und da dagegen gesagt worden ist, ein Ehrenplatz im Kanon unsrer französischen Schullektüre; ist es doch eine in klassischer Sprache geschriebene, überaus anschauliche und zugleich kritische Darstellung der glänzendsten Epoche der französischen Geschichte aus der Feder eines der scharfsinnigsten und anregendsten Geister aller Zeiten. Über die Behandlung dieses Werkes habe ich mich an andrer Stelle (Fries und Menge, *Lehrproben und Lehrgänge*, Heft 65, Oktober 1900, S. 52—79: Die französische Lektüre in Obersekunda und Prima des Realgymnasiums) eingehender ausgesprochen. Die Schwierigkeit der Einführung liegt besonders in der Verlegenheit der Auswahl aus dem umfangreichen Werke, die sich auch in den verschiedenen Schulausgaben widerspiegelt. Die ältere, von Pfundheller besorgte Weidmannsche Ausgabe, sowie die von Schmager besorgte Ausgabe bei Velhagen & Klasing, verteilten den Stoff auf zwei Bändchen, von denen doch immer nur das eine oder das andere zur Semesterlektüre gewählt werden kann. Die Ausgabe von O. Kähler (Leipzig, G. Freytag) umfaßt die Geschichte Frankreichs und Europas während des spanischen Erbfolgekrieges und die Schilderung der Lage der französischen Monarchie während ihrer größten Machtentfaltung, enthält also nicht die schönen Kapitel über Ludwigs erste Feldzüge in Flandern, Franche-Comté und Holland. Die vorliegende neue einbändige Bearbeitung von Gade gibt von den 39 Kapiteln des Originaltextes 23 in mehr oder minder starker Kürzung, indem sie auf Voltaires Auseinandersetzung mit seinen Quellen und auf alles dem Gange der großen Ereignisse Fernstehende und den Schüler nicht Interessierende verzichtet hat. Es sind dies folgende Abschnitte: die Einleitung, 18 Kapitel Kriegsgeschichte (Flandern, Franche-Comté, Holland, Kämpfe von 1672—1678, Raub Straßburgs, Pfälzischer Erbschaftskrieg, Spanischer Erbfolgekrieg), 2 Kapitel über Handel und Finanzen, das Kapitel über Schöne Literatur und Künste und die Geschichte der Aufhebung des Edikts von Nantes. Gade schmeichelt sich, so einen Auszug geschaffen zu haben, der bei teils statarischer, teils kursorischer Lektüre dem Schüler einen Gesamtüberblick über die Zeit Ludwigs XIV. in einem Semester vorführen könne. Ich kann seinen Optimismus nicht teilen; denn das Bändchen ist so umfangreich, daß es bei statarischer Lektüre nicht in einem Jahre, bei kursorischer Lektüre nicht in einem Semester bewältigt werden kann; auch spricht der hohe Preis gegen die Wahl zur Semesterlektüre. Warum hat Gade sich nicht einfach entschlossen, auf die langweiligen Kapitel über die vielen Schlachten des spanischen Erbfolgekrieges zu verzichten, dessen Verlauf der Lehrer ja in kurzem Résumé geben kann? Die Streichung dieser Abschnitte ist in jeder Hinsicht gerechtfertigt: die Verfolgung dieses Kriegs wirkt nach Behandlung der vorhergehenden, uns Deutsche näher berührenden Kämpfe höchst ermüdend; die sprachliche Seite und die Art der Betrachtung und

Kritik bieten nichts neues mehr. Das Bändchen wäre dann um ca. 60 Seiten kürzer und entsprechend billiger geworden und hätte entschieden empfohlen werden können, zumal alle übrigen Abschnitte gut gewählt und gekürzt sind und der Kommentar im allgemeinen die richtige Mitte zwischen Zuviel und Zuwenig einhält. — Da die bei Renger und Teubner erschienenen und von Foß, bezw. Ellinger kommentierten Auszüge aus Voltaires *Siècle de Louis XIV* nur den spanischen Erbfolgekrieg behandeln, der wohl ziemlich allgemein als Schullektüre zurückgewiesen wird, so ist unter den obwaltenden Verhältnissen die Verbindung des ersten Bändchens der Velhagenschen Ausgabe mit der Ausgabe von Seidl (*les Arts et les Sciences dans le siècle de Louis XIV*, Leipzig, B. G. Teubner, 1878; 0,30 Mk. — neu erschienen?) immer noch am meisten zu empfehlen.

An Einzelheiten ist für die Ausgabe von Gade folgendes zu bemerken: Druckfehler: S. 3, 22 *grand* statt *grands*, S. 16, 2 *le* statt *de*, S. 18, 28 *evec* statt *avec*, S. 27, 2 *nourissait* statt *nourrissait*, S. 32, 1 *destait* statt *restait*, S. 44, 5 *digérées* statt *dirigées*, S. 167, 18 *contraièrent* statt *contrarièrent*. — Warum ist S. 47, 14 statt der falschen Form Saltzbach nicht gleich das richtige Sassbach in den Text gesetzt worden? Wollte doch Voltaire selbst für die authentische Form fremder Eigennamen keine Gewähr geben; man vergleiche nur *Consarbruck* 47, 23; *Donavert* 117, 5; *Franckendal* 71, 16; *Kins* 52, 15; *Pleintheim* 123, 5. — Die Lage der Plätze *Philipsbourg* 42, 30, *Sinsheim* 42, 31, *Tanu* 43, 18 u. a. durfte genauer bestimmt werden. —

2. Dies Bändchen, eine geschickt getroffene Auswahl aus dem 22. Buche der *Histoire des Croisades* par Michaud, verdient wegen der klaren Sprache und des kulturgeschichtlichen Inhalts, in der Prima unsrer Vollanstalten gelesen zu werden. Es gewährt dem jugendlichen Leser nicht nur einen Blick in die Lebensverhältnisse des Mittelalters, sondern weckt in ihm auch das Interesse und Verständnis für geschichtliche Vorgänge überhaupt, indem die wechselseitigen Beziehungen und Zusammenhänge der politischen Ereignisse in Westeuropa klar dargelegt werden. Es würde also dieselbe Beachtung verdienen, wie das entsprechende Bändchen von Hummel (Renger, Leipzig), wenn der Text nicht durch auffallend viele Druckfehler entstellt wäre. An solchen habe ich mir angemerkt: S. 17, 6 *leur* statt *leurs*, 27, 26 *àge* statt *âge*, 31, 6 *a* statt *la*, 33, 24 *chauque* statt *chaque*, 40, 5 *coté* statt *côté*, 41, 26 *des* statt *de*, 72, 8 *Karl V.* statt *VII.*, 73 Mitte *travesèrent* ohne *r*, *le lignes* statt *les lignes*, 74, 10 *Tatares* statt *Tartares*, 76, 9 *Amorique* statt *Armorique*; im Wörterbuch S. 3 *aieul* ohne Trema, S. 15 *saintété* statt *sainteté*, S. 16 *sepulture* statt *sépulture*. — Im Kommentar mußten französische Wörter und Wendungen durchaus durch kursiven Druck von dem deutschen Text unterschieden werden. Die Anmerkungen sind im allgemeinen treffend und an richtiger Stelle gegeben; nur die Erklärung zu 7, 25 *(la langue des Francs)* ist weniger gelungen, indem der Kern der Sache erst am Ende des langatmigen und unnötigen Überblicks über die französische Geschichte folgt. — Das Wörterbuch (bei seinem geringen Umfang unverhältnismäßig teuer und übrigens unnötig, da der Text doch nur für Primaner in Betracht kommt, die ein größeres Wörterbuch besitzen müssen) mußte das Prinzip durchführen, wonach die Bedeutungen in der Reihenfolge ihrer Entwicklung aus der Grundbedeutung zu geben sind: also *le sexe* Geschlecht, das schöne Geschlecht, die Weiber. Das Wort *vilain* (38, 19) fehlt im Kommentar und Wörterbuch.

3. Nachdem Auszüge aus den fesselnden Memoiren des Generals Marbot rasch nacheinander in verschiedenen Schulausgaben (die Velhagensche Ausgabe, von Hanauer besorgt, gibt die Erlebnisse des Jahres 1809, ebenso die von Steinbach besorgte Perthessche Ausgabe;

die bei Renger erschienene Ausgabe von Stange enthält die Abschnitte über den Rückzug aus Rußland und die Schlacht bei Leipzig; außerdem gibt es einen Auszug von Roeth in der Sammlung von Klapperich, C. Flemming-Glogau) unseren Schulen zugänglich gemacht worden waren, lag es nahe, die französische Memoirenliteratur des 19. Jahrhunderts überhaupt auf ihre Verwendbarkeit für unsere Oberklassen zu prüfen und für den Unterricht heranzuziehen. Der erste mir bekannt gewordene Versuch in dieser Richtung, das vorliegende Bändchen von M. Gratacap, ist, wenn auch nicht durchaus gelungen, jedenfalls sehr beachtenswert, indem der Herausgeber mit Ernst und nicht ohne Erfolg sich bemüht hat, in chronologisch geordneten Auszügen aus Memoiren einen Einblick in und Überblick über die wichtigsten Ereignisse der französischen Geschichte des 19. Jahrhunderts zu geben. Das Bändchen kann somit als Parallele zu den „*Memoiren der Revolutionszeit*", herausgegeben von W. Hanauer, Velhagen & Klasing, 1904 (besprochen von mir in Behrens' *Zeitschr. f. frz. Sprache u. Lit.* Band 29) angesehen werden. — Die Auszüge aus den Memoiren der Mme de Rémusat besprechen die Person Napoleons, seine allgemeine Bildung, sein persönliches Auftreten und seinen literarischen Geschmack. Aus den *Mémoires d'un Aide-de-Camp de Napoléon* von Ségur, dem Verfasser der bekannten *Histoire de Napoléon et de la Grande Armée en 1812*, ist eine Episode aus der Schilderung des Kampfes bei Somo-Sierra in Spanien gewählt. Marbot ist leider nur durch einen kurzen Bericht über seine Erlebnisse bei Eylau vertreten. Nach St. Helena führt uns ein Abschnitt aus Las Cases, *Mémorial de Sainte-Hélène.* Die Zeit der Restauration ist in Auszügen aus den *Mémoires de la Comtesse de Boigne* (1. *Entrée à Paris de Louis XVIII*, 2. *Assassinat du Duc de Berry*, 3. *Mort et funérailles de Louis XVIII*, 4. *Sacre de Charles X*) vertreten. Die Revolutionen der Jahre 1830 und 1848 sind gut gekennzeichnet durch Abschnitte aus den *Mémoires du Chancelier Pasquier*, bezw. aus Guizot, *Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps.* Die Zeit des zweiten Kaiserreichs ist durch zwei Abschnitte aus du Barail, *Mes Souvenirs* vertreten, den minderwertigen „*A la table de l'Empereur*" und den vorzüglichen „*les Responsabilités de la guerre de 1870—71*". Die kolonialen Kämpfe, Arbeiten und Hoffnungen der französischen Expansion in Nordafrika endlich schildern sehr anschaulich *la prise de Zaatcha*, aus Canrobert, *Souvenirs d'un siècle*, par G. Bapst, ausgewählt, und *la vie exotique au Sahara* aus „*le Commandant Lamy*, par le colonel Reibell". — Der Kommentar, in französischer Sprache verfaßt mit vereinzelten deutschen Übersetzungen, gibt des Guten zu viel, zumal das Bändchen ja doch nur für Prima und für Studenten bestimmt ist. Im besonderen konnten alle diejenigen Stellen wegfallen, wo trotz der französischen Erklärung ohne die beigefügte Verdeutschung für den Lernenden keine Klarheit geschaffen worden wäre. Noch weniger als im Kommentar konnte der Herausgeber in den den Texten selbst vorausgeschickten Einleitungen seiner Erklärungssucht Zügel anlegen. Wozu die langatmigen, mehr oder weniger geistreichen und abstrakten Plaudereien über den Stil und Charakter der verschiedenen Memoiren? Sie nehmen etwa 15 Seiten ein, und dieser Platz wäre besser einer konkreten Stelle aus diesem oder jenem Memoirenwerk, etwa aus d'Hérisson, *Journal d'un officier d'ordonnance*, eingeräumt worden. — Unverzeihlich groß ist die Zahl der Druckfehler: S. 6, 11 *fut* statt *fût*, S. 16, 19 fehlt *ne* vor *me*, S. 29, 11 *fracé* statt *tracé*, 30, 28 *coûte* statt *coûté*, 30, 32 *quatres* statt *quatre*, 31, 4 *mauvaise* statt *mauvais*, 32, 14 *maréchall* statt *maréchal*, 36, 21 *me* statt *mes*, 36, 36 *fis* statt *fis*, 39, 23 *dût* statt *dut*, 39, 29 *rouvenirr* statt *souvenirs*, 39, 30 *magments* statt *fragments*, 29, 31 *sêle* statt *mêle*, 39, 32 *fmphatique* statt *emphatique*, 40, 31 *il* statt *ils*, 42, 7 *liès* statt *liés*, 43, 27 *voulait* statt *voulais*, 55, 26 *avénement*

statt *è*, 58, 11 *a* statt *à*, 60, 20 *il* statt *ils*, 61, 18 *connaissance* statt mit *i* und *dit* statt *dît*, 61, 25 *faissait* statt *faisais*, 71, 30 *le* statt *la*, 71, 33 *le* statt *la*, 72, 23 *isosés* statt *isolés*, 72, 24 *fusill* statt *fusils*, 72, 27 *ler* statt *les*, 74, 15 *fussillade* statt *fusillade*, 89, 12 *aperçut* statt *aperçût*, 89, 22 *la* statt *l'*, 96, 29 *fut* statt *fût*, 99, 18 *quelqes* statt *quelques*, 99, 27 *Rés* statt *Ré-*, 99, 28 *plu-* statt *plus*, 103, 36 *circonstantes* statt *circonstances*, 105, 25 *bonhomie* statt mit *mm*, 111, 35 *le* statt *les*, 116, 11 *dates* statt *dattes*, 131 Mitte *de la* statt *de là*, 132 zu 22 *leur* statt *leurs*, 147, 14 *de* statt *du*, 149, 14 *pres* statt *près*, 152, 2 *faissait* statt *faisait*, 166, 5 *étre* statt *être*, 166, 17 *à* statt *a*, 170, 10 von unten *an* statt *au*, 175 *france* statt *franco*, 178, 4 *par* statt *pour*, 179, 2 von unten *montagueuse* statt *montagneuse*, 181, VI *le* statt *la*. —

4. In dieser mit Geschick und Folgerichtigkeit gekürzten Ausgabe des *Tartarin de Tarascon* ist die Baïa-Episode mit Recht vollständig gestrichen worden — wie Aymeric es in seiner Ausgabe (Rengersche Sammlung) getan. Was die Behandlung dieses Romans in deutschen Schulausgaben überhaupt anlangt, so verweise ich hier auf meine eingehenden Ausführungen in Band 24, S. 92 und Band 27, S. 193 dieser Zeitschrift. — In der etwas lang geratenen Einführung (Daudets Leben und Hauptwerke behandelnd) ist der Ausdruck „Studienmeister" (S. 9) für *maître d'études* sehr nichtssagend. Die Beigabe des Kapitels über die Geschichte des Romans aus Daudets *Trente Ans de Paris (Histoire de mes livres)* ist dankbar zu begrüßen. Der Kommentar gibt zu keinen Ausstellungen Anlaß; bei der Anmerkung zu S. 38, 18—19 ist außer acht gelassen, daß auch *charger* doppelsinnig gebraucht ist; Genaueres darüber in dieser *Ztschr.* Bd. 27. S. 194. — Unverzeihlich groß ist die Zahl der Druckfehler: S. 4, 6 *Beaulten* statt *Beaulieu*, *Tunésie* statt *Tunisie*, 18, 5 *le plain-pied* statt *de plain-pied*, 21, 22 *joine* statt *joint*, 25, 3 *lourdes après-midi* statt *lourds après-midis*, 41, 20 *des* statt *les*, 41, 35 *petit* statt *petite*, 43, 29 *des* statt *de*, 57, 31 *ils* statt *il*, 69, 30 *prês* statt *près*, 79, 23 *seulements* statt *seulement*, 90, 16 *fraïche* statt *fraîche*, 98, 10 *comme* statt *connue*, 102, 6 *Part* statt *Port*.

5. Statt, wie z. B. R. Kron dies in *le Petit Parisien* und in „*französische Sprechübungen*" getan, den Wortschatz und Tatbestand der Vorgänge und Verhältnisse des alltäglichen Lebens in trockenen Zusammenstellungen nach bestimmten Gesichtspunkten (Besuch, Läden, Gasthäuser, Mahlzeiten, menschlicher Körper, Wohnung, Wetter. Zeiteinteilung, Reise, Unterricht, Handel, Verwaltung, Heer usw.) zu geben, führt uns *Un mois en France* dies alles in einer Erzählung vor. Sie ist zwar nicht reich an Handlung — ein junger Deutscher reist nach Grenoble und macht mit der Familie des Professors, bei der er in Pension lebt, Ausflüge in die nähere und weitere Umgegend der Stadt, um zum Schluß über Paris nach Deutschland zurückzukehren —, auch ist die in Gesprächsform erfolgende Belehrung über die verschiedenen französischen Realien oft sehr unvermittelt und gezwungen; doch dürfte die Form der Einkleidung unsere Schüler immerhin mehr ansprechen als die oben charakterisierte Art. Bei all dieser Anerkennung müssen wir jedoch eine Reihe von Ausstellungen machen. Der Verfasser bringt — gewöhnlich in kursivem Druck und damit um so aufdringlicher und unangenehmer — eine Fülle von seltenen und derberen Wendungen der Umgangssprache, die man unseren Schülern neben dem vielen Wichtigen und Unentbehrlichen gern erspart. Hier einige Beispiele: *être dans sa mauvaise lune*, *courbaturer*, *tourner en eau de boudin*, *ingurgiter*, *avoir du bagon*, *à mine de fouine*, *sentir l'estomac dans les talons*, *jouer des mâchoires*, *un bavardage à bâtons rompus*, *mettre les bouchées doubles*. Besonders auf derbere Ausdrücke für die Arten des Essens scheint es der Verfasser abgesehen zu haben, ohne zu fühlen, daß er damit dem Geschmack seiner französischen Lands-

leute kein gutes Zeugnis ausstellt. Noch drolliger wirkt oft die im beigefügten *Vocabulaire* gegebene Verdeutschung: S. 164 *coller* geben (ohne die Grundbedeutung „kleben" und den Übergang „ankreiden"), S. 177 *faire son deuil de qc.* etwas in den Schornstein schreiben (an der betreffenden Stelle unpassend; ohne Angabe von *le deuil* Trauer), S. 210 *faire relâche* geschlossen! (statt schließen und ohne Angabe von *la relâche*), S. 181 *sentir son estomac dans les talons* sehr hungrig sein (ohne Angabe der Grundbedeutungen!), S. 150 *mettre les bouchées doubles* große Bissen in den Hals stecken, S. 182 *sauté* aufschwitzen (statt Ragout!). Die Charakteristik des Pariser Lebens (S. 151) mit ihren vagen Redensarten und ihren Anzüglichkeiten wäre besser aus diesem doch für Schüler bestimmten Buche weggeblieben. Unverzeihlich ist auch die große Zahl der Druckfehler: S. 4 *trainquille* statt *tranquille*, S. 10 *promanade* statt *promenade* und *jojeux* statt *joyeux*, S. 20, 5 v. u. *failli* statt *faillit*, S. 24, 4 v. o. *portrait* statt *portait*, S. 40 *inlerlocuteur*, S. 41 *aprocher* statt mit *pp*, S. 62 *portrait* statt *portait*, S. 64 *remplissati* statt *remplissait*, S. 65 *côuter* statt *coûter*, S. 76, 1 v. u. *eu* statt *eut*, S. 115 *j'aillais* statt *j'allais*, S. 137, 9 v. o. *nouveaux* statt *nouveau*, S. 140, 9 v. u. *le* statt *la*, S. 165 gut-edel statt Gutedel, S. 181 Herde statt Herd, S. 182 *sauté* statt *sauter*. — Die Zeilenzählung am Rande durfte nicht unterbleiben.

6. Zu den älteren Sammlungen französischer Gedichte, als da sind „*Sammlung französischer Gedichte für deutsche Schulen*" mit Biographien, Anmerkungen und Wörterbuch von E. Wasserzieher (Leipzig, R. Gerhard, 1902), *Choix de Poésies* par E. Burtin (Berlin, F. A. Herbig, 1903) und besonders *Choix de Poésies françaises*, Sammlung französischer Gedichte von Th. Engwer (Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1906), sowie *Poésies françaises* von F. J. Wershoven (Berlin, Weidmann, 1908) tritt jetzt diese neue Sammlung von Röttgers. Abgesehen von Lafontaine, dem 17 Seiten eingeräumt sind, und von A. Chénier, der durch drei Gedichte vertreten ist, beschränkte sich der Herausgeber so wie Engwer und Wershoven auf Dichtungen des 19. Jahrhunderts. Alle nennenswerten Dichter sind durch eine oder mehrere Proben vertreten. Doch sind dabei zwei Momente außer Acht gelassen, auf die es bei solchen Sammlungen ankommt: das epische Element ist zugunsten des lyrischen zu kurz gekommen, und die Rücksicht auf den Wunsch, möglichst viele Dichter zu Wort kommen zu lassen, hat unwillkürlich zur Vernachlässigung der größten Dichter geführt. Unsres Erachtens konnten z. B. Sainte-Beuve, Bouilhet, Grenier, Mérat, Rollinat, Guyau und Mme Rostand vollständig unberücksichtigt bleiben, um Größen wie Béranger, Victor Hugo und Coppée größeren Platz zu überlassen. Der jugendliche Leser hätte dann ein vielseitigeres Bild von ihrer Kunst erlangt. Von Béranger fehlen z. B. die charakteristischen Gedichte *Ma Vocation*, *le vieux Ménétrier*, *les Oiseaux*; von V. Hugo fehlen *le siècle avait deux ans*, *Lorsque l'Enfant paraît*, *l'Expiation* II. und III., *Napoléon* II., und von Coppée fehlen die ergreifenden Gedichte *la Grève des Forgerons* und *la Veillée*.

In der Ausstattung ist das Bändchen bescheidener als die Sammlung von Engwer, deren Porträts größer und schärfer sind. — Der Kommentar, in deutscher Sprache verfaßt, zeugt durchaus von dem pädagogischen Geschick des Herausgebers. — Die wichtigsten Regeln der Metrik sind in französischer Sprache gegeben, wie auch die alphabetisch geordneten biographischen Notizen.

Neue Lehrbücher der französischen Sprache.

1. J. E. Pichon (officier d'académie, chargé de cours à l'université tchèque de Prague), *Premières Leçons de Vocabulaire et d'Elocution.* Edition ornée de nombreuses illustrations. J. Bielefelds Verlag, Freiburg in Baden. 1911. — 143 S. Preis 2 Mk.

2. C. Pilz, Seminaroberlehrer in Zschopau, E. Mollenhauer, Mittelschullehrer in Cöpenick, und Mlle Math. Ph. de Beaupré, prof. à Montpellier, *Lehr- und Übungsbuch der französischen Sprache*, Ausgabe für Mittelschulen. Nach den ministeriellen Bestimmungen vom 3. Febr. 1910.
   Erster Teil (1. u. 2. Jahr). Julius Klinkhardt, Leipzig, 1911. 224 S. Preis 2 Mk.
   Zweiter Teil (3., 4., 5. Jahr). Mit Illustrationen und einer Karte von Frankreich. 215 S. Preis 2 Mk.

3. Adolf Mager und H. Bornecque, *Lehrbuch der französischen Sprache für Realschulen, Realgymnasien und verwandte höhere Lehranstalten, Unterstufe* (für die ersten zwei Jahrgänge), mit 8 Abbildungen und 1 farbigen Münztafel. Wien, F. Tempsky, 1911. 169 S. Preis 2,20 Mk.

1. Die praktischen Ausführungen dieses Buches zeigen mit großem Geschick, wie man dem Anfänger den konkreten Wortschatz des alltäglichen Lebens und die Elemente der Grammatik ohne Zuhilfenahme seiner Muttersprache vermitteln kann und wie er im regen Spiel von Frage und Antwort zur ausschließlichen Verwendung der fremden Sprache geführt wird. Methodisch bietet das Buch nichts Neues; doch sei es allen denen, die die Praxis der direkten Methode in konkreten Beispielen studieren wollen, warm empfohlen.

2. Dieses in erster Linie für Mädchenschulen bestimmte Lehr- und Übungsbuch zeichnet sich vor allen anderen, mir bekannt gewordenen Werken dieses Gebietes durch eine eingehende, peinlich, ja pedantisch genaue Gliederung des zu behandelnden Stoffes aus. Da ist bei jeder Lektion die Aussprache-, Schreib-, Lese-, Konversations- und häusliche Übung in kleineren und größeren, wohldurchdachten Portionen vorgeschrieben. Nirgends fehlt es an allseitiger Behandlung und Wiederholung des Stoffes. Das Buch wird daher wohl all den Lehrern willkommen sein, die sich den Gang gern vorschreiben lassen und am Gängelband eines bestimmten Verfahrens wandeln. Dieses Verfahren ist das der neuen Methode. Im ersten Teil folgt auf einen phonetischen Kursus die Behandlung und Übung des wichtigsten Wortschatzes und grammatischen Stoffes im Anschluß an kurze Lesestücke über die Familie, die Schule, den menschlichen Körper, die Tiere und die Jahreszeiten nach Hölzels Bildern. Die Grammatik ist deutsch abgefaßt. Auch fehlt es zur Beruhigung für Anhänger der alten oder vermittelnden Methode nicht an deutschen Stücken zur Übung des Übersetzens ins Französische. — An Ausstellungen möchte ich nur folgende machen: Die Darstellung im Druck ist oft recht unübersichtlich; z. B. mußte S. 30 und 145 nicht *Les fruits (les prunes) sont-ils (-elles) verts (vertes) ?* und *c'est moi qui (moi, je) me suis rendu(e) à toi* gedruckt werden, sondern

les fruits sont-ils verts ?
les prunes sont-elles vertes ?
Moi, je me suis rendu à toi
C'est moi qui me suis rendu à toi.

Seite 53 konnte zur Veranschaulichung des Dativs das lange und verhältnismäßig seltene Wort *indispensable* vermieden werden bei der Fassung: *les vêtements sont au garçon.*

Der zweite Teil des Buches ist als Lesebuch gehalten. Doch treten in jeder Lektion neben die eigentlichen Lesestücke erzählenden Charakters Lesestücke, welche, nach ministerieller Bestimmung einen besonderen Weg einhaltend, das Wichtigste über Hauswirtschaft und Nahrungsmittel, Frankreichs Handel und Gewerbe, Handwerk, Verkehrswege, Häfen, Post, Kunst, Verfassung vermitteln. Leider sind diese Stücke alle klein gedruckt. Auch hier ist die Grammatik deutsch abgefaßt; auch hier fehlt es nicht an deutschen Übersetzungsstücken. Überall ist Gelegenheit zu allseitiger Verarbeitung und Wiederholung gegeben. — Zu beanstanden ist die Unübersichtlichkeit des Druckes der sachlich geordneten Wörterverzeichnisse.

Den Verfassern gebührt die Anerkennung, daß sie mit Fleiß, Geschick und Umsicht einen reichen Stoff geordnet und allseitig verarbeitet haben. Wie die Bücher sich in der Schule bewähren, diese Frage kann erst von der Praxis beantwortet werden.

3. Auch dieses neue Lehrbuch ist streng methodisch geordnet. Auf eine Einführung in die Lautlehre folgen die verschiedenen Lehreinheiten in folgender Gruppierung: Lesestück, *Conversation*, *Exercice*. *grammaire.* Die Lesestücke sind gut gewählt und in frischem Tone abgefaßt. Unter *conversation* stehen Fragen über den eben gebotenen Stoff; sie werden in der Schule mündlich, zu Hause schriftlich beantwortet. Die *exercices* geben Hinweise für grammatische oder stilistische Verarbeitung. Die grammatische Errungenschaft gibt Musterbeispiele und Regeln in französischer und deutscher Fassung, während die systematische Zusammenfassung der Grammatik auf S. 123—145 nur die französische Fassung gibt. — Den Anhängern der alten Methode ist die Konzession gemacht, daß drei Seiten deutscher Übersetzungsstücke gegeben sind. — Da auch die Freunde der Vermittlung „auf Grundlage der Anschauung“ zu Wort kommen sollten, hat man eine kurze Behandlung der Bilder *le printemps*, *l'été*, *l'automne*, *l'hiver*, *la ferme*, *la ville* hinzugefügt.

Schenk, Albert. *Kleine französische Sprechschule für Deutschschweizer.* Bern, Stämpfli & Cie., 1911. — 24 S.

Eine gediegene Charakteristik aller französischen Laute und Lautverbindungen mit vielen Beispielen zur Einübung und besonderen Hinweisen auf die Schwierigkeiten, die dem Schweizer bei Erlernung der phonetischen Einzelheiten im Wege stehen.

Meyer, F., Prof. am Johanneum in Lübeck, *Grammatisches Wörterbuch der französischen Sprache.* Hannover, List und Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior) 1910. — 334 S. Preis 2,50 Mk.

Dies Buch erinnert sofort an Plattners *Grammatisches Lexikon der französ. Sprache* (Freiburg in Baden, J. Bielefeld, 1908), das in dieser *Ztschr.* Band 33, S. 105 fg. besprochen worden ist. Nach häufigem Gebrauch desselben und vielen Stichproben kann ich dem Verfasser bestätigen, daß er damit „ein Nachschlagewerk geschaffen hat, das nicht allein für die Schule ausreicht, sondern auch weitergehenden Ansprüchen genügt. Angaben über die Aussprache fehlen. Besonders berücksichtigt wurden die Konstruktion von Verb und Adjektiv, der Gebrauch der Modi, der Gebrauch des Artikels bei Eigennamen und Zusammensetzungen, die Pluralbildung, ohne daß jedoch die übrigen Gebiete der Grammatik vernachlässigt sind. — An Einzelheiten will ich bemerken: *expliquer* (das von Schülern leicht mit *déclarer* verwechselt wird) mußte durch „erklären = eingehender auseinandersetzen“, *déclarer* durch „erklären = sagen, mitteilen“ übersetzt werden. *Faute* und *défaut* mußten schärfer verdeutscht werden: *défaut* Fehler, den man hat, *faute* Fehler, den man macht. — Bei „*franc* frei“ mußte

„freimütig, offenherzig" hinzugefügt werden. — Die Stellung der zusammengesetzten Präpositionen bei *l'un l'autre* (S. 26) muß klarer veranschaulicht werden, etwa durch das Beispiel: *ils étaient assis l'un à côté de l'autre = à côté l'un de l'autre.* — Bei *insister* fehlt die sehr beliebte Konstruktion *à ce que* + Subj. bei ungleichem Subjekt. — Bei *égard* fehlt neben *à cet égard* das häufige *à tous égards.* — Zu *Japon*, *Maroc*, *Mexique* durften die Formen *au Japon* etc. hinzugefügt werden, wie es z. B. bei *Tonkin* geschehen ist. — Bei *connaître* fehlt *il connaît*, bei *savoir sachant* die Bemerkung *savant* adj. gelehrt, bei *pouvoir*, *devoir*, *vouloir* mußten wegen des deutschen Infinitivs als Entsprechung des franz. Partizips Formen wie *il a dû venir*, *il a pu me voir*, *il n'a pas voulu le regarder* gegeben werden. Doch sei ausdrücklich bemerkt, daß diese Einzelheiten unser oben abgegebenes günstiges Gesamturteil in keiner Weise abschwächen sollen.

Darmstadt. August Sturmfels.

Strohmeyer, Fritz. *Französische Stilistik für die oberen Klassen höherer Lehranstalten mit Übungen.* Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1911. 8⁰. VII, 119 SS. Preis: 1,50 Mk.

Das Büchlein, dessen Erscheinen schon in dem größeren, hier (Bd. XXXVIII, H. 2/4, SS. 64—101) ausführlich besprochenen Werk desselben Verfassers *Der Stil der französischen Sprache*, für das Jahr 1911 in Aussicht gestellt war, ist, wie schon der Titel angibt, lediglich Unterrichtszwecken gewidmet und läßt sich kurz als einen praktischen Extrakt aus jenem umfangreicheren, rein wissenschaftlichen Werke charakterisieren. Da es sich diesem nicht nur in der Auffassung und Deutung der sprachlichen Tatsachen, sondern auch in der Anordnung des Stoffes und in dem Gange der Darstellung aufs engste anschließt,[1]) so erübrigt sich hier eine nochmalige Erörterung und Würdigung der den stilistischen „Regeln" zugrunde liegenden oder in den erläuternden Ausführungen zutage tretenden Ansichten: Das uneingeschränkte Lob, das Rezensent bei der Anzeige jenes Werkes sowohl dem Fleiße hinsichtlich der Materialiensammlung und der Berücksichtigung der wissenschaftlichen Fachliteratur, als auch der Gründlichkeit und Schärfe der Beurteilung zu zollen in der Lage war, behält für diese praktische Stilistik nicht minder Gültigkeit als die bezüglich verschiedener Punkte damals geäußerten Zweifel und Bedenken. Hinzuzufügen wäre höchstens, daß die schon an jenem rein theoretischen Werke gerühmte „pädagogische" Kunst des Verfassers, sein Geschick, die Dinge frisch, anziehend und zugleich klar zu sagen, in diesem, rein praktischen Unterrichtszwecken dienenden Büchlein natürlich noch deutlicher hervortritt und ihm bei seinem Bemühen, etwas Brauchbares für die Schule zu schaffen, vortreffliche Dienste geleistet hat.

Über Ziel und Bestimmung dieser „Stilistik" sagt Verfasser im Vorwort (S. II) des näheren, daß sie, als Hilfsmittel für die drei obersten Klassen höherer Lehranstalten gedacht, dem Schüler nicht nur eine Unterstützung bei der Abfassung französischer Aufsätze sein, sondern ihm auch zu einem umfassenderen Verständnis für die Eigenarten

[1]) Sogar einzelne der bei der Besprechung des ersterschienenen Buches erwähnten Druckfehler finden sich wieder; S. 46 Z. 14 z. B. ist *disgracié* von neuem mit ^ gedruckt, woraus bei der sonstigen Sorgfalt des Verfassers zu schließen ist, daß der Druck des Büchleins bereits im wesentlichen vollendet war, als unsere Besprechung im 38. Bd. dieser Ztschr. erschien.

französischer Ausdrucksweise verhelfen, und schließlich, wie Verfasser es etwas befremdend ausdrückt, „ihm Gelegenheit geben soll, s o w e i t d a s d e r R a h m e n d e r S c h u l e g e s t a t t e t, über einige Erscheinungen der französischen Sprache in reiferer Weise nachzudenken."[2]) Daher ist sie denn auch nicht eine nach grammatischen oder lexikalischen Gesichtspunkten angeordnete Gallizismensammlung — deren Wert Verfasser unter gewissen Bedingungen hinsichtlich der Art der Herstellung und der Benutzung gern anerkennt — sondern eine anschauliche Vorführung, eine „Herausarbeitung der großen Charakterzüge der französischen Sprache". Wie in dem Hauptwerke ist der Stoff in neun Kapiteln gruppiert: I Armut oder Reichtum in bezug auf Wortbildung und Flexion, II Satzton und Wortstellung, III Genauigkeit und Klarheit der französischen Ausdrucksweise, IV ihre Knappheit und Gedrungenheit, V ihre Schlichtheit und Natürlichkeit, VI ihre Lebhaftigkeit, VII Neigung zu konkreter Ausdrucksweise, VIII der Fluß der französischen Rede, IX Wohlklang. Bei der Durchführung dieser Gesichtspunkte geht Verfasser so zu werke, daß er — der heute beliebten Schulmethode folgend — wenigstens, wo das möglich, ein oder mehrere Beispiele an die Spitze stellt und im Anschluß daran, sei es mit, sei es ohne weitere Erläuterung den Sachverhalt in knappen, präzisen Regeln formuliert, denen jedesmal noch einige weitere Beispiele — links das Deutsche, rechts das Französische — folgen und von denen er die allerwichtigsten (16 an der Zahl) durch fetten Druck hervorgehoben hat, „damit sie, jederzeit leicht auffindbar, den Schüler bei der Abfassung eines Aufsatzes gewissermaßen wie ein ständiger Führer und Warner begleiten." Dem Übelstande, daß die systematische Darstellung nach sachlichen Gesichtspunkten die in einem für mehrjährige Benutzung bestimmten Schulbuche wünschenswerte Gruppierung der „Regeln" nach dem Grade der Schwierigkeit und der praktischen Wichtigkeit unmöglich machte, hat Verfasser dadurch abzuhelfen gesucht, daß er (auf Grund eigener Erfahrung) die für Unterprima geeigneten Partien mit e i n e m Sternchen und die der Oberprima zu überlassenden mit zwei Sternchen markiert hat, so daß alles „Ungestirnte" den Lehrstoff der Obersekunda zu bilden bestimmt wäre.

An den bisher besprochenen größeren Teil (SS. 1—87), der die eigentliche Stilistik umfaßt, schließt sich dann (SS. 88—119) ein zweiter, der zusammenhängende Übungsstücke zu den im ersten Teile vorgeführten Regeln — und zwar mit gelegentlichen Hinweisen auf diese — bringt. Es sind 15 durch Übersetzung aus dem Fran-

---

[2]) Ich habe diese Formulierung als befremdend bezeichnen zu sollen geglaubt, nicht nur weil der zum Nachdenken überhaupt geneigte und befähigte Schüler „Gelegenheit" dazu auch ohne ein solches Hilfsbüchlein, schon bei der Beschäftigung mit der Sprache selbst, beim Betrieb der Lektüre oder der Grammatik findet, sondern vor allem, weil das „Nachdenken", das Forschen nach dem tieferen und tiefsten Sinne sprachlicher — und auch anderer Dinge, das nach meinen persönlichen Erfahrungen eine nimmer versiegende Quelle reinster und edelster Freude ist, glücklicherweise völlig unabhängig von dem Rahmen der Schule ist und von ihm nicht eingeengt werden kann. Wenn man an alles das denkt, was man beim Abiturientenexamen, namentlich in der Religionsprüfung, die Schüler des ihnen behördlich Eingepaukten gedankenlos nachschwatzen hört, dann überläuft einen ein leiser Schauer bei der bloßen Vorstellung, daß der Staat durch das Organ der Schule außer der äußeren, auch noch die innere Freiheit der Jugend, diejenige des eigenen und völlig selbständigen Nachdenkens, in Fesseln schlagen könnte.

zösischen gewonnene Texte (SS. 88—105), denen ganz am Schlusse (SS. 106—119) die französischen Originale (als „Lösungen" zu den in den deutschen Stücken gestellten „Aufgaben") angefügt sind. Deutlicher konnte dem Schüler nicht zur Empfindung gebracht werden, daß das Büchlein ihm nicht ein neuer Quälgeist — zu vielen anderen, die ihm in der Schullaufbahn mit mehr oder minder unerbittlichen Forderungen entgegentreten — sondern ein Freund, ein Helfer und Berater sein will. Die Jugend pflegt für diesen Unterschied Verständnis zu haben, und so darf gehofft werden, daß — abgesehen von denen, deren unzureichende Kraft unter der Last der Schulforderungen zusammenbricht — die Schüler sich das ihnen Gebotene mit verdoppeltem Eifer und Interesse zunutze zu machen suchen werden. Besondere Anerkennung verdient die Sorgfalt, mit der der Verfasser bei der Formung der deutschen Texte zu Werke gegangen ist. Was er sich dabei zugemutet, sich zum Ziele gesetzt hat, scheint mir bei Ü b u n g s stücken fast über das Maß des Möglichen hinauszugehen, eine Art philologischer Quadratur des Zirkels zu sein: „Kein Lehndeutsch und zugleich in möglichst großer Zahl Wendungen und Konstruktionen, die deutsch besonders beliebt, französisch aber unmöglich oder ungebräuchlich sind!" Fremdsprachliche Texte in wirklich echtem Deutsch wiederzugeben, erscheint mir an sich schon als eine schwierige, als eine die ganze Kraft, das ganze Denken und Fühlen so sehr in Anspruch nehmende Aufgabe, daß dabei für das Suchen nach besonderen, den Übungszwecken förderlichen Wendungen kein Raum mehr bleibt. So wird man denn, wo das letztere Bemühen erfolgreich gewesen, manchmal im Zweifel sein dürfen, ob wirklich der ersten Forderung, der eines ganz echten „Deutsch", völlig Genüge geschehen sei. Um z. B. den Anfang des letzten, „Legende und Wissenschaft" betitelten Stückes zu wählen — kann man wohl sagen, daß „Nicht ohne Rührung wird der Flug der Legenden aufgehalten", eine von Lehndeutsch freie Wiedergabe des französischen *Ce n'est pas sans émotion qu'on arrête le vol des légendes* ist? Müßte es in gutem, echtem Deutsch nicht etwa heißen: „Wer möchte wohl kalten Blutes der leichtbeschwingten Legende ein rauhes Halt entgegenrufen?" — oder doch so ähnlich.[3]) Nicht nur scheint mir „ohne Rührung" hier eine zu „wörtliche" Übersetzung von *sans émotion*, sondern es wirkt auch befremdend, wenn gar keine Person, die die Rührung empfinden könnte, angedeutet wird (wie dies doch im französischen Originaltext durch *on* geschieht). Aber dafür hat die von dem Verfasser gewählte Form den nicht zu unterschätzenden p r a k t i s c h e n Vorteil, daß sie dem Schüler zur Verwendung des „umschreibenden" *ce n'est pas que* und der aktiven Satzform an Stelle der deutschen passivischen Gelegenheit gibt. Und darin liegt denn auch ihre Rechtfertigung. Deutsche Texte ohne ein gewisses Maß von Lehndeutsch hören eben auf schulmäßige Übungsstücke zu sein; dann könnte man an ihrer Stelle gleich fertige Prosastücke moderner deutscher Autoren setzen. Und zwischen Lehndeutsch und Undeutsch ist ja immer noch eine gewisse Grenze.[4])

---

[3]) Wörtlicher: „Niemand wird es ohne inneren Kampf über sich gewinnen, sich d. l. L. (*vol* heißt übrigens auch Schwarm) also: der l. Legendenschar in den Weg zu stellen."

[4]) Da ich einmal von Stück 15 zu sprechen angefangen habe, so seien noch die weiteren Fragen gestattet: Hat *Nous aussi nous en connûmes la douceur* wirklich den Sinn: „Auch wir lernten einst ihre h o l d e W e i s e kennen" und nicht vielmehr den: „Auch wir empfanden einst ihren h o l d e n Z a u b e r (ihren süßen Reiz)"? — Ist für *cette heure enchantée qui marque la limite de la veille et du rêve* a b s i c h t l i c h „zu jener Zauberstunde auf der Grenze zwischen S c h l a f und Wachen" (statt „zwischen Wachen und T r ä u m e n")

— Ist es übrigens nicht auch „Lehnfranzösisch“ (nämlich Schulfranzösisch, Schulsprechweise), auf die Frage *Qui as-tu rencontré au théâtre?* mit *J'ai rencontré au théâtre ton ami Robert* (statt einfach mit „*Ton ami Robert*“) zu antworten? Mir scheint, daß die echte, d. h. nicht durch schulmeisterliche Pedanterie verfälschte Ausdrucksweise in solchem Falle als Antwort einfach „*Ton ami Robert*“ sagt. Ist doch durch das „Fragewort“ *qui* klipp und klar zum Ausdruck gebracht, daß der Fragende nichts anderes zu vernehmen wünscht, als die Bezeichnung der Person, die der Angeredete im Theater getroffen.[5]) — Der „reflektierenden“ Ausdrucksweise (zum Unterschiede von der „affektvollen“, die *Aïe! Imbécile!* sagt) die Worte in den Mund zu legen: *Vous m'avez marché sur le pied ce qui me fait mal. Prenez donc garde!* heißt m. E. sie absichtlich diskreditieren, sie unverdient dem Vorwurf der *imbécillité* aussetzen. Mindestens der hier durch den Druck hervorgehobene Teil wird fortzulassen sein.

Darf ich sonst noch Einzelheiten, die mir aufgefallen sind, erwähnen, so würde ich S. 4 als Übersetzung von *Son mérite le fit distinguer*

---

gesetzt? — Warum steht für *O vieilles légendes harmonieuses et parfumées* nur „Ihr alten harmonischen Legenden“ (statt „Oh, ihr alten Märchen voller Duft und Klang“)? — Bei *Nous ne cherchons pas à vous détruire; nous ne voulons que vous écarter de notre chemin* scheint mir „wir wollen euch nicht zerstören, wir wollen euch nur beiseite schieben“ zu vage, ich würde setzen: „. . . ihr sollt nur unsre Bahn (nämlich die der Wissenschaft) nicht kreuzen.“ — Für *Quel poète de génie imagina jamais ce qu'elle réalise* ist „Was sind die kühnsten Phantasien eines genialen Dichters gegen das, was sie (d. h. die Wissenschaft) zur Wirklichkeit macht?“ doch wohl des Guten etwas zu viel. Mir scheint, „Ob wohl die Phantasie eines genialen Dichters das zu ersinnen vermag, was sie usw.“ würde genügen. — Bei der Übersetzung von *Mieux que les sorciers et les thaumaturges, elle guérit d'un geste les maladies sacrées* vermisse ich im deutschen Text die Wiedergabe von *sacrées* („ . . heilt sie mit einer Handbewegung die Krankheiten“). Gemeint sind mit *maladies sacrées* wohl „Krankheiten, auf die das Volk mit abergläubischer Scheu blickt, in denen es Schickungen, namentlich Strafen des Himmels, ein göttliches Strafgericht sieht“. — Von sonstigen Übersetzungen ist mir aufgefallen: S. 32 „Die Nachricht traf uns am 4. August“ (statt „traf bei uns . . . ein“); S. 36 „Er machte aus seiner Absicht . . . nicht Hehl“ (statt „kein Hehl“); S. 58 „Einspruch erheben“ für *se récrier* (statt „laut, energisch Einspruch erheben“).

[5]) Die gleiche Ausstellung wäre an *(Où as-tu rencontré mon ami Robert? —) J'ai rencontré ton ami Robert au théâtre* und *(Qui a découvert l'Ambrique? —) C'est Christophe Colomb qui a découvert l'Amérique* oder *L'Amérique a été découverte par Christophe Colomb* (S. 14) zu machen. Nun könnte man ein solches Verfahren im fremdsprachlichen Unterricht mit der Notwendigkeit der Übung im zusammenhangenden Sprechen einigermaßen entschuldigen, obgleich ich zu der Meinung hinneige, daß sich auch hierfür sinngemäßeres und natürlicheres Material finden ließe. Unbegreiflich aber darf es erscheinen, daß — trotz Goethes Mahnung in betreff des „schellenlauten Toren“ — auch in der Muttersprache diese Art des Antwortens (nämlich „in vollständigen Sätzen“) im Schulgebrauche vielfach gefordert wird. In der ganz ungerechtfertigten Ansicht, daß nur ein „vollständiger“ Satz (mit Subjekt, Prädikat usw.) als korrekte Ausdrucksweise geduldet werden dürfe, hat denn auch die berüchtigte Ellipsentheorie ihren Ursprung.

partout (statt des mir etwas zu matt erscheinenden „Durch seine Tüchtigkeit zeichnete er sich überall aus") das etwas stärkere „tat er sich überall hervor", sowie (a. a. O.) für *Cet événement fit cesser toutes les hésitations du roi* (statt „V o r diesem Ereignisse mußten alle Bedenken des Königs schwinden"): „B e i diesem Ereignisse . . .", ferner (S. 6) für *On capitula* (statt des, wie mir scheint, unüblichen „Es wurde kapituliert" etwa: „Die Stadt (die Festung, das Heer usw.) kapitulierte." vorschlagen. — Inmitten der meist wohlgelungenen, teilweise sogar vortrefflichen Verdeutlichungen von franz. Imparfait und Passé défini durch adverbiale Zusätze oder Umschreibungen usw. lassen mich folgende drei unbefriedigt: Für *Cette voix la pressa à plusieurs reprises, mais elle hésitait* steht als Übersetzung auf der linken Seite: „Diese Stimme drängte sie (= Johanna) wiederholt, aber sie zögerte i m m e r w i e d e r." Das müßte m. E. französisch durchaus: *mais elle h é s i t a* heißen. In dem Imparfait *hésitait* empfinde ich ein „aber i m m e r n o c h zögerte sie". — Das Passé défini in *Voilà ce que vit et sentit le jeune poète* ist nach der Meinung unseres Verfassers durch „damals" („Das war es, was der junge Dichter damals sah und fühlte") deutlich zum Ausdruck gebracht. Ich kann ihm hierin nicht beipflichten. Ein „damals" würde für *Voilà ce que voyait et sentait le jeune poète* genau ebensogut passen. (= „Z u j e n e r Z e i t sah und fühlte er . . .") Ich würde vorschlagen: „Das war es, was dem jungen Dichter (damals) zur Erkenntnis und zur Empfindung k a m" oder — je nach dem Zusammenhange, den ich nicht kenne —: „Das waren (bei jener Gelegenheit) die Wahrnehmungen und Empfindungen des jungen Dichters." Schließlich vermag ich nicht recht einzusehen, inwiefern in . . . *les institutions nouvelles que la France se donnait* (S. 11) das Imperfektum *donnait* durch „die Frankreich sich zu geben i m B e g r i f f e w a r" (und nicht vielmehr durch „sich zu geben i m Z u g e w a r" oder „mit deren Einführung (Herstellung) Frankreich b e s c h ä f t i g t w a r") verdeutlicht sein soll. Ein *donnait* besagt doch, daß Frankreich damit schon am Werke, daß es schon „dabei" war, während „im Begriff war" *(allait se donner)* doch erst die Absicht oder die Nähe der Verwirklichung ausdrückt.

Hinsichtlich der f r a n z ö s i s c h e n Wiedergaben deutscher Wendungen möchte ich mir folgende kleine Zusätze zu machen gestatten: Zu *Ça manque d'animation ici* für „Es fehlt hier an Stimmung" (S. 50) das vielfach selbstgehörte: *Il n'y a pas d'entrain, de verve aujourd'hui* (*ce soir* etc.); und ebenda bei „Heimweh" (zu *regret de la patrie, mal du pays*) *nostalgie* — neben *heimweh* (auch *heimwé* und *heimvé*), das der Franzose, wie alle spezifischen Wörter fremder Sprachen (vgl. englisch *leader, home, cake* etc.) gern verwendet.

Zum Wegbleiben des reflexiven Pronomens im Französischen, z. B. „s i c h ein Beispiel nehmen" — wo vielleicht noch „a n jemand" *s u r qn.* zuzufügen wäre — S, 54) auch „s i c h die Freiheit nehmen": *prendre la liberté*, das ja als häufige Briefeingangsformel — neben *avoir l'honneur . . .* — eine gewisse, nicht zu bestreitende praktische Wichtigkeit hat. — Für „Sie stand am Fenster" *(Elle était, se trouvait, se tenait à la fenêtre)* hört und liest man wohl auch manchmal: *elle s'appuyait contre la fenêtre* (eigentlich „lehnte am Fenster"). — Bezüglich des Wortes *assister* (S. 25 „Man hilft bei einer Arbeit *On aide, a s s i s t e dans un travail*") scheint Vorsicht geboten. Ich erinnere mich, daß mir vor einigen Jahren ein höfliches *Permettriez-vous, mesdames, que je vous y assiste?*, womit ich einigen älteren Pensionsgenossinnen bei einer etwas mühsamen Arbeit meine Hilfe anbot, Lächeln erregte und mir die Belehrung eintrug, daß man *assister* nur im Sinne einer Aushilfe mit Geld usw. (also von der Armenunterstützung) oder

höchstens noch von der Unterstützung mit Rat gebraucht.[6]) — Zum Schluß möchte ich noch zur Aussprache von *Belfort*, die der Verfasser in Übereinstimmung mit sämtlichen mir bekannten orthoëpistischen Büchern S. 67 in Parenthese als „*Beffort*" angibt, erwähnen, daß ich merkwürdigerweise in jener Stadt sowohl wie in ihrer näheren und ferneren Umgegend — durch die ich seit ca. 6 Jahren in jedem Sommer gekommen bin — sowohl von den unteren Eisenbahnbeamten als auch von Gebildeten nie eine andere als die genau der Schreibung entsprechende Aussprache (also mit l) gehört habe. Hat sich nicht im Laufe der Jahre eine phonetische Umwandlung bezüglich dieses Wortes vollzogen, dann hätte ich für diesen seltsamen Widerspruch nur die eine Erklärung, daß, was ich gehört, eine „Fremdenaussprache", eine Sprechweise „in usum extraneorum" ist. So habe ich in Berlin bei literarischen Vorträgen aus dem Munde von Franzosen immer nur *Claretie* mit *t*-Laut gehört. Der eine der „Conférenciers", den ich darüber zu interpellieren Gelegenheit hatte, gestand — mit fast verlegenem Lächeln —, daß er in Frankreich, sowie seinen Landsleuten gegenüber immer nur „klarßi" sage, daß aber hier, in Berlin, vor Fremden, ihm die orthographisierende Aussprache mit *t* — er wisse selbst nicht, wie — in den Mund gekommen sei. So wäre denn ja auch die *l*-Aussprache von Belfort seitens der Eisenbahnbeamten durch die — bewußte oder unwillkürliche — Rücksicht auf die vielen durchreisenden Fremden begreiflich, aber in der Unterhaltung glaube ich diese Aussprache nicht nur m i r gegenüber, sondern auch wenn F r a n z o s e n miteinander sprachen, gehört zu haben.[7])

Der Druck des Büchleins ist ebenso sorgsam und korrekt, wie es von dem des Hauptwerks gerühmt werden konnte. Abgesehen von dem schon erwähnten *disgracié* (S. 46 Z. 14), dem unter dem Einfluß etymologischer Erwägungen ein irriger ^ (das *a* ist kurz!) gegeben worden, bestehen alle mir aufgestoßenen Druckversehen entweder in

[6]) Eine ähnliche Berichtigung ward mir einmal seitens eines freundlichen Pensionswirtes zuteil, der, als ich vor einem Spaziergange sagte: *J'espère y rencontrer quelques-unes de mes connaissances*, mit vielsagenden Augenzwinkern fragte: *Oh, oh! monsieur K., vous avez des «connaissances»!* und mir dann dafür die Zusammensetzung *personnes de connaissance, gens de connaissance* empfahl. Natürlich liegt in solchen Beanstandungen viel Subjektives, Vergängliches, Modisches, aber immerhin wird es ganz nützlich sein zu wissen, d a ß bei diesem oder jenem Wort Vorsicht geboten ist.

[7]) Eine weitere Möglichkeit wäre die, daß sich (t r o t z der Sprechweise der B e w o h n e r der Stadt selbst) in den übrigen Teilen Frankreichs (auf Grund der Nebenform *Béfort*) die dieser Orthographie entsprechende Aussprache so festgesetzt hätte, daß sie auf die Schreibung *Belfort* übertragen und in den Lehrbüchern als einzig richtige angegeben worden wäre. Ähnlich ist es ja mit dem deutschen „Stralsund" gegangen, das im Reiche überall mit dem Ton auf der zweiten Silbe (vielleicht auf Grund des Schillerschen: „Er müsse haben die Stadt Stralsúnd"), von den Einwohnern und Umwohnern dagegen stets Strálsund gesprochen wird. — Nicht ohne eine gewisse Komik ist die ängstliche Gewissenhaftigkeit, mit der in Berlin und Vororten die mehrfach auftretende Belfort(er) Straße von den „Gebildeten" „Beffort(er) Straße" gesprochen wird. Freilich ist in Deutschland „ein bißchen Französisch" ja die Hauptbedingung für die Anerkennung als Gebildeter, daher heißt es, die Anwartschaft auf diese hohe Ehrenstellung nur ja nicht durch eine eventuelle Aussprache-Ungenauigkeit verscherzen!

Letternverschiebung (S. 23 Z. 1: *qu els* statt *quels*, S. 104 Z. 6 v. u.: „unsmit" statt „uns mit") oder in Letternausfall (S. 6 Z. 11 „der elbe" statt „derselbe", S. 53 Z. 21 „ ie" statt sie), oder, was ja fast dasselbe ist, in Akzentausfall, wie bei *déja* (S. 13 Z. 12 v. u. statt *déjà*) und *perils* (S. 61, 15 statt *périls*). — S. 36 Z. 7 v. u. „**Ersatz**"? Nicht vielmehr „**Entsatz**"?

Schlachtensee bei Berlin. THEODOR KALEPKY.

Miszellen.

Zu französisch là.

Meine Auffassung des *là* in *je m'endors, mais là je dors*... (Heft 5/7, S. 276 ff. dieser Ztschr.) weicht von der Tobler's (Verm. Beitr. III, 154 ff.) ab, auf die mich Herr Th. Kalepky zu verweisen die Güte hat. Tobler geht von dem *là* aus, das am Schlusse von Behauptungssätzen steht und einem deutschen „Punktum!" „So, jetzt hab ich's gesagt!" gleichkommt: aus der Bedeutung des Entfernten hätte sich die des endgültig Abgeschlossenen entwickelt.[1]) Er fährt nun fort: „Bemerkenswert ist hier besonders noch, daß dieses *là* auch in Fragen (Bestätigungsfragen) hineingezogen wird; der Fragende wünscht eine abschließende, endgültige Antwort zu bekommen und bringt darum das *là*, das er gerne hören möchte, schon in der Frage an; in der Antwort braucht es dann nicht wiederholt zu werden (vgl. ‚auf Ehre', ‚gewiß' in der Frage)" — eine Erklärung, welche an Toblers Deutung des *déjà* in Fragesätzen erinnert. Für mich bedeutet nun 1. das *là* nicht ‚kurz und gut', ‚endgültig', also den Abschluß eines längeren Raisonnements, sondern ‚siehe!', also die Vorbereitung auf das, was kommt; bildlich gesprochen, keinen Schluß-, sondern einen Doppelpunkt. 2. ist für mich das *là* in Fragesätzen keine sekundäre Übertragung, keine Vorausnahme eines „endgültig", das der Fragende in der Antwort hören möchte, sondern, ebenso wie im Behauptungssatz und wirksamer im Fragesatz als im Behauptungssatz, eine die Aufmerksamkeit des Partners weckende Ausrufspartikel.

Rom. L. SPITZER.

Da Herr L. Spitzer, den ich gelegentlich auf A. Toblers kurze Erörterung des *là* aufmerksam machen konnte, mir seine Ergänzungsäußerung noch vor ihrer Drucklegung freundlichst zugesandt hat, so bin ich in der Lage, meine etwas abweichende Auffassung hier gleichzeitig mit der seinigen zum Ausdruck zu bringen.

In zwei Punkten bieten seine ursprünglichen Ausführungen (H. 5/7, S. 276 ff. dieser Ztschr.) eine willkommene Ergänzung zu Toblers Darlegungen: einmal in der S. 277 f. von ihm gegebenen Veranschaulichung der größeren „rhythmischen Tragkraft und Eindrucksintensität" des frz. *là* gegenüber deutschem „da", die, mit feinsinnigen psychologischen — hier und da vielleicht allzu subtilen — Seitenblicken durchsetzt, für unseren Gegenstand um so wertvoller ist, als A. Tobler den uns beschäftigenden Fall — zusammen mit mehreren anderen — nur ziemlich kurz und ohne alle weiteren Ausblicke oder Erläuterungen behandelt hat; zweitens darin, daß er die Aufmerksamkeit seiner

[1]) Ob nicht auch Wendungen wie *tranchons là, brisons là, planter là* (‚in diesem Punkte abbrechen' etc., dann durch Verlegung des Schwergewichts auf das Verb einfach = ‚abbrechen' etc.) auf die Bedeutungsentwicklung von *là* ‚da' > ‚Punktum!' ‚Schluß!' ‚endgültig' eingewirkt haben?

Leser vor allem auf diejenige Verwendung unseres *là* lenkt, die — dem Typus *c'est bon, mais très bon* entsprechend — sich als Intensitätsverstärkung gegenüber einer vorangehenden Behauptung charakterisieren läßt und die mir eine weitere Stufe in dem von A. Tobler angesetzten Entwickelungsgange zu repräsentieren scheint. Nicht als ob dieser eine solche Verwendung noch gar nicht gekannt hätte. Unter seinen Beispielen finden sich (V. B. III, 155) schon zwei mit dem modifizierenden — hier in der Richtung einer Verstärkung modifizierenden — *mais*, aber beide Male nur in der Frage, nur als Beleg für den (in den vorstehenden Zeilen von Spitzer erwähnten) Fall, daß der Fragende das ,,abschließende, endgültige" *là*, das er in der Antwort zu hören wünscht (wie wir gelegentlich ,,auf Ehre", ,,gewiß" brauchen, z. B. ,,hast du es auf Ehre nicht getan?") schon antizipierend in der Frage anbringt. Es sind: *Le prince d'Oppenheim est-il prince souverain? — Absolument, monsieur! — M a i s l à , ayant des états? — Sans doute* (Feuillet, *Un bourgeois de Rome*, Sc. 3). Sodann: *Sais-tu ton livret* (Einmaleins) *et les quatre règles, m a i s l à , solidement?* (Huguenin, *Le Solitaire* 263).

Der Fortschritt von Spitzers Darlegungen besteht nun darin, daß er uns dieses *mais là* auch a u ß e r h a l b d e r F r a g e als ganz geläufige Berichtigungsformel im Sinne einer Verstärkung zeigt: *Et puis, pouf, je m'endors, m a i s l à*[2]*) je dors à n'pas entendre gueuler l'ange du jugement dernier* (Aus Maupassant *Mlle Fifi*) usw. (s. S. 276). Was aber die Frage nach dem eigentlichen Sinne dieses *là*, nach der G r u n d b e d e u t u n g betrifft, aus welcher eine solche Verwendung des Wortes sich herausgebildet hat (und für deren Feststellung die Heranziehung der im gleichen Falle im Deutschen üblichen Ausdrucksweise — ich würde zu ,,na, weißt du" usw. auch noch ,,na, ich sag dir!" fügen — immer eine gefährliche, weil leicht irreführende Sache ist) so scheint mir die Erklärung Toblers, oder genauer: die sich aus seinen Darlegungen e r g e b e n d e Erklärung doch einfacher und ansprechender, als die Auffassung des *là* im Sinne von: ,,da, paß mal auf", ,,na weißt du [= ich kann es dir nicht schildern]". Ein solcher Appell an die Aufmerksamkeit oder vielmehr an eine gesteigerte Aufnahmetätigkeit des Hörers, der dadurch zur genaueren Ausmalung der Sachlage ermuntert werden soll, könnte eines *mais* vollkommen entraten. In dem Satze: ,,Und dann, plumps, schlafe ich ein, da! (= mal's dir mal aus) ich schlafe so, daß" läßt sich doch ein ,,aber" vor ,,da", auch nach dem von dem Herrn Verfasser angezogenen Typus *c'est bon, mais très bon*, kaum unterbringen. Hingegen erscheint es völlig am Platze, wenn man, an Toblers Feststellung eines *là* im Sinne von ,,so, da hast du's, fertig, Punktum, nun ist die Sache endgültig abgetan" und ähnliche, anknüpfend, dies Wörtchen in der nur einen Schritt weitergehenden Bedeutung faßt: ,,s o , d a ß m a n s a g e n k a n n : *l à*" oder ,,so, daß ein *là!* am Platze ist", d. h. also in der Bedeutung ,,endgültig, gründlich, gehörig, ordentlich" u. ähnl. Tobler führt in dem ersten seiner Beispiele den Fall vor, daß der die Stube ausfegende Junge am Ende seiner Arbeit ,,mit dem Tone der Befriedigung" ausruft: ,,*Là*!" Von diesem — isolierten — *Là*!, mittels

---

[2]) Fehlt das — dem Sinne nach unentbehrliche — Komma hinter *là* schon im Original oder liegt nur ein Druckversehen bei der Wiedergabe vor? — Es sei aus diesem Anlaß gestattet, an den Herrn Verfasser die Bitte zu richten, bei zukünftigen Stellenaufzeichnungen die Seitenzahl mit zu notieren. Das ist — auch bei neufranzösischen Zitaten — keine müßige Verbrämung, kein bloßer Zierrat, wie es auf den ersten Blick scheinen kann. Ich habe in Toblers *Verm. Beitr.* mindestens ein Dutzend Mal die betreffende Stelle nachgeschlagen.

dessen er die gründliche, endgültige Erledigung der ihm obliegenden Arbeit ausdrückt (sie gleichsam anderen zur bestätigenden Gutachtung präsentierend, vorweisend) ist es nur ein kleiner Schritt zu unserem *mais là*, wenn wir dies dem Jungen in den Mund legen, während er sich zu andern der vollbrachten Arbeit rühmt: *Oh, ce que j'ai pioché ce matin! j'ai nettoyé toute la maison*, *m a i s l à* , *j'ai balayé, lavé les planchers* etc. (= „aber gründlich!", nämlich „so, daß man *là!* sagen könnte" — jenes *là!*, das er in dem Toblerschen Satze mit Genugtuung zu sich selber spricht). Wie leicht solche, eigentlich nur einem anderen, einem Beurteiler, Begutachter, Zuhörer zukommenden Wörtchen, schon dem Sprechenden selbst in den Mund kommen, von ihm — natürlich nur in lebhafter Ausdrucksweise — seiner Rede einverleibt werden, das zeigt A. Tobler im weiteren Verlaufe seiner Darlegungen noch an *peut-être (Mais je ne pouvais pas leur refuser, peut-être, . . .* im *Grève des Forgerons)*, an *déjà*, nicht in Fragesätzen, wie es in der vorstehenden Ergänzung Spitzers aus Versehen heißt, sondern in negativen Sätzen, z. B. *Je ne suis pas déjà si faible*),[3]) sowie auch noch in manchem anderen Artikel seiner *Vermischten Beiträge.*

Schlachtensee bei Berlin. THEODOR KALEPKY.

Ein analogisches Imperfekt des Konjunktivs.

Die französischen Grammatiken behaupten, das Verb *traire* und seine Zusammensetzungen hätten kein Passé défini und somit kein Imperfekt des Konjunktivs. Littré sagt, daß diese Formen früher vorhanden gewesen seien, und bedauert ihr Verschwinden, fügt aber hinzu, man könnte sie wieder aufnehmen: *je distrayis, que je distrayisse.* Indessen hat man hier und da versucht, analogische Formen zu bilden. So hat Rousseau ein Præsens *distraisent* und ein Partizip *distraisant* in Anologie mit *plaire* geschaffen. Das sind große Fehler, sagt Littré: sie sollten *distraient* und *distrayant* lauten. Wenn nun der Infinitiv *traire* den Gedanken an *plaire* leicht hervorruft, so darf man nicht erstaunt sein, wenn sich das Partizip *trayant* dem Partizip *payant* ebenso leicht anpaßt. Die Form, die aus dieser Anologie hervorgeht, muß im Imperfekt des Konjunktivs *trayasse* lauten. — So schreibt auch Frédéric Masson in *Napoléon et les femmes*, S. 112: *elle avait, dans sa nature de créole, un singulier besoin de s'entourer de complaisantes qui ne fussent ni tout à fait du monde ni tout à fait de la domesticité, qui lui plussent par leur jolie figure, l'amusassent par leurs reparties, la distrayassent par leurs talents, peuplassent enfin gentiment ce palais „triste comme la grandeur" dont elle ne sortait jamais.* Es war ihm um so natürlicher das Verb *distraire* in die erste Konjugation hinübergleiten zu lassen, als die das Imperfekt des Konjunktivs umgebenden Verben in die erste Konjugation gehörten.

Norrköping. ALFRED STENHAGEN.

[3]) Die übliche deutsche Ausdrucksweise für diesen Gedanken „So schwach bin ich d e n n d o c h n o c h nicht" verhilft uns bei ihrer gänzlichen Verschiedenheit auch hier nicht zum richtigen Verständnis des französischen Ausdrucks, der, wie Tobler S. 159 erklärt, „Da denken nun manche s c h o n , ich sei so schwach; aber nein!" (man könnte auch kürzer sagen: „Da halten mich manche s c h o n für so schwach, aber nein!") bedeutet.

Novitätenverzeichnis.

(Abgeschlossen am 20. März 1912.)

1. Bibliographie und Handschriftenkunde.

Bibliographie annuelle des travaux historiques et archéologiques publiés par les sociétés savantes de la France, dressée sous les auspices du ministère de l'instruction publique; par ***Robert de Lasteyrie.*** Avec la collaboration d'*Alexandre Vidier.* 1907—1908. Paris, E. Leroux. 1910. In-4 à 2 col., 211 p.

Boell, C. et *A. Gillot.* Catalogue des incunables de la bibliothèque publique d'Autun. 1911. In.-8, 199 p. Extrait des Mémoires de la Société éduenne. [Nouvelle série,T. 39. Année 1911.]

Catalogue général des livres imprimés de la Bibliothèque nationale. Auteurs. T. 46: Du Toict-Elbs. Paris, Impr. nationale. 1911. In-8 à 2 col., col. 1 à 1254. [Ministère de l'instruction publique et des beaux-arts.]

Federn, Rob. Répertoire bibliographique de la littérature française des origines à 1911 avec un index analytique, précédé d'un tableau de la littérature française aux 19. et 20. siècles, présentée par écoles. 2. Lfg. XXXIII-XLIV u. S. 65—148. Nebst: Bourrelier, Henri: Le livre français à travers le monde. 16 S. gr. 8⁰. Leipzig, F. Volckmar, 1911. Mk. 4.—.

Lanson, G. Manuel bibliographique de la littérature française moderne, 1500—1900. I. Seizième siècle. 2e édition, revue et complétée. Paris, Hachette et Cie. 1911. In-8, XVI-271 p. 4 fr.

Rochambeau, le Comte de, Bibliographie des œuvres de Jean de La Fontaine. Paris, A. Rouquette. 25 fr.

Wahlund, C. W. Bibliographie der französ. Straßburger Eide vom Jahre 842. Herrn Prof. P. A. Geiger zur Feier seines siebzigsten Geburtstages zugeeignet. Upsala, A.-B. Akademiska Bokhandeln. Paris, H. Champion. 1911. 54 S.

Jordan, L. Die Münchener Voltairehandschriften II [In: Arch. für neuere Sprachen CXXVII, 336—370].

Meyer, P. Notice du ms. Sloane 1611 du Musée britannique [In: Romania XL, 532—558].

Omont, H. Bibliothèque nationale. Nouvelles acquisitions du département des manuscrits, pendant les années 1891—1910. Répertoire alphabétique des manuscrits latins et français. Paris, E. Leroux. 1912. In-8, CXXXIX-304 p.

Thomas, A. Les manuscrits français et provençaus des ducs de Milan au château de Pavie [In: Romania XL, 571—609].

2. Enzyklopädie, Sammelwerke, Gelehrtengeschichte.

Annales de la Société Jean-Jacques Rousseau. VII. 1911. Genève, A. Jullien. Paris, H. Champion. Leipzig, K. W. Hiersemann [Table des Matières: La Crise de Vincennes, p. *G. Gran.* Correspondance de J.-J. Rousseau et du médecin Tissot, par *A. François.* Les Cendres de J. J. Rousseau au jardin des Tuileries, p. *H. Buffenoir.* Lettres inédites et dispersées de J.-J. Rousseau publiées d'après les originaux. Documents polonais sur J.-J. Rousseau et Thérèse Levasseur, par *V. Olszewics.* J.-J. Rousseau, notes diverses, par *Eugène Ritter.* Lettres de Rousseau aux libraires Néanne et Duchesne, par *Pauline Long* et *A. François.* Quelques documents des Archives Girardin, p. *A. François.* J.-J. Rousseau dans la littérature hongroise, par *Louis Racz. Bibliographie. Chronique*].

Bulletin de la Société de littérature wallonne. T. 53. 2me Partie. Liège, H. Vaillant-Carmanne, 1911.

Matzke Memorial Volume containing two unpublished papers by John E. Matzke and contribution in his memory by his Colleagues. (With Portrait.) Standford University, California. Published by the University 1911 [Darin u. a.: Gaston Paris by *J. E. Matzke*; The development and present status of Romanic Dialectology by *J. E. Matzke.* The doctrine of verisimilitude in French and English Criticisme of the seventeenth Century by *R. M. Alden*; The relation of the German "Gregorius auf dem Stein" to the Old French poem "La vie de Saint Gregoire" by *Clifford G. Allen*; Old French *ne — se — non* in other Romance Languages by *Aurelio M. Espinosa*; Origin of the Legend of Floire and Blancheflor by *Oliver M. Johnston*; A commentary on verses 36—52 of the "Excuse à Ariste" by *Colbert Searles*].

Revue des Etudes Rabelaisiennes IX, 4: [*Sommaire*: Notes sur quelques farces de la Renaissance, par *Emmanuel Philipot.* P. 365. — L'Écriture sainte et la littérature scripturaire dans l'œuvre de Rabelais (additions et corrections), par *Jean Plattard.* P. 423. — Un lecteur de Rabelais au XVIIe siècle: Charles Coypeau d'Assoucy, par *L. Sainéan.* P. 437. — Pantagruel lu au Louvre, devant le roi Charles IX, en 1563, par *Jean Plattard.* P. 442. — Rabelais et Tallemant des Réaux, par *Leo Desaivre.* P. 444. — Notes pour le Commentaire, par *L. Sainéan, R. Blanchard, J. Plattard.* P. 447. — Conjectures sur «Medamothi», par *Henri Clouzot.* P. 456. — La prétendue visite de Rabelais au château de Bury, par *Henri Clouzot* P. 462. — La Cléopâtre captive de Jodelle, par *Gustave Cohen.* P. 465. — *Chronique.* P. 468].

Gröber. — *E. Hoepffner,* Nachruf auf Herrn Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Gustav Gröber mit Portrait [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, 1].

Nizier du Puitspelu lyonnais. Essai sur la vie et l'œuvre de Clair Tisseur; par *Fernand Robert.* Lyon, impr. A. Rey. 1911. In-18 jésus, 291 p. [Extrait d'un Mémoire couronné par l'Académie des sciences, belles-lettres et arts de Lyon, 1910].

Paris, G. S. oben. *Matzke Memorial Volume.*

Raynaud, Gaston (1850—1911). Discours de *M. Eugène Lelong.* 1911. In-8, 16 p. [Extrait de la «Bibliothèque de l'École des chartes», t. 72, 1911].

3. Sprachgeschichte, Grammatik, Lexikographie.

Lhermite, J. Quelques aperçus grammaticaux sur les langues romanes, le provençal et le français. Avignon, F. Seguin. 1911. In-8, 11 p. [Extrait des «Mémoires de l'Académie de Vaucluse», 1911].

Schuchardt, H. Romano-baskisches [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, 1].

Febvre, L. Histoire et linguistique [In: Rev. de synthèse historique, octobre 1911].

Jensen, Kr. Sandfeld. Notes sur les calques linguistiques [In: Festschr. Vilhelm Thomsen ... dargebracht von Freunden und Schülern. Leipzig, O. Harrassowitz, 1912].

Morgenroth, K. Vorläufige Aufgaben der Sprachpsychologie im Überblick [In: Germanisch-romanische Monatsschrift 1912. P. 1—17. 65—74].

Dauzat, A. La philosophie du langage. Paris, E. Flammarion. 3 fr. 50 [Bibliothèque de Philos. scientifique].

Leroux, A. De l'introduction du français en Limousin, du XIVe au XVIe siècle. Notes et documents. Paris, Impr. nationale. 1911. In-8, 80 p. [Extrait du «Bulletin historique et philologique», 1910.]

Morf, H. Zur sprachlichen Gliederung Frankreichs. Mit 4 Tafeln. Berlin 1911 [Aus den Abhandlungen der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1911].

Balcke, Curt. Der anorganische Nasallaut im Französischen vom lautphysiologischen Standpunkte betrachtet. Halle, M. Niemeyer [Beiheft XXXIX der Zs. f. rom. Phil.].

Espinosa, Aurelio M. Old French *ne* — *se* — *non* in other Romance Languages (S. oben p. 111 Matzke Memorial Volume).

Schuchardt, H. Zum Nasaleinschub [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, 1].

Baldensperger, F. "*L'Art pour l'Art*" [In: Mod. Lang. Notes XXVII, 3].

Bastelaer, René van, L'origine et l'application «*gueux*» aux signataires du Compromis des Nobles [In: Ac. Royale d'Archéol. de Belgique. Bulletin 1911. IV. S. 317—323].

Berthon, H. E. Mettre au rancart [In: The Mod. Lang. Review VII, 1. S. 101].

Blondheim, D. S. Provençal *aib*, *ab*, *aiba*; Portuguese *eiva* [In: Mod. Lang. Notes XXVII, 1].

Braune, Th. Über afr. *gibe*, fr. *gibet*, *gibelot*, *gibelet*, *gable*, *gabet*, *gabre*. *gober* und *gaffe* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, 1].

Dauzat, A. Les emprunts dans l'argot (fin) [In: Rev. de phil. franç. et de litt. XXV, 4].

Delaruelle, L. Encore „*Romantique*" [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XVIII, 4].

Kaspers, W. Beitrag zur Etymologie von französisch *aller* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, 1].

Lancaster, H. Carrington, Crinesius on French Pronunciation [In: Mod. Lang. Notes XXVII, 3].

Nicollet, F.-N. Etymologie et origine du mot *bori* [In: Annales de Provence IX, 1] (Vgl. ib. *D. Martin* Les *boris* de Provence).

Nyrop, Kr. Quelques remarques sur l'évolution passive. Étude de sémantique offerte à Hugo Schuchardt à l'occasion de son soixante-dixième anniversaire, le 4 février 1912, en témoignage d'admiration et d'amitié. Copenhague 1912.

Premier emploi connu du mot „*Bonapartisme*" [In: La Révolution française. 14 déc. 1911].

Schuchardt, H. Rom. „Katze" = „Rausch" [In: Zs. f. rom. Phil. XXXV, 737 f.].

Schultz-Gora, O. Zu afrz. *partir* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, 1].

— Afrz. *haut tondu* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, 1].

— Afrz. *a moi* ‚reichlich' [In: Zs. f. rom. Phil. XXXV, 733—736].
Thomas, A. Sur l'expression *la Sent Johan Mostoza* dans une charte gasconne (1262) [In: Romania XL, 621—624].
Vaganay, H. Pour l'histoire du Français Moderne [In: Rom. Forsch. XXXII, 1—184].
Walberg, E. Anc. franç. *estovoir* [In: Romania XL, 610—617].
Wartburg, W. v. Die Ausdrücke für die Fehler des Gesichtsorgans in den romanischen Sprachen und Dialekten [In: Rev. de dialectol. rom. III, 402—503].

Duprat, E. Note sur le mot *Thor* ou *Tor* [In: Annales de Provence VIII, 4].
Duranti la Calade, J. de, Notes sur les rues d'Aix au XIV^e et au XV^e siècle (suite) [In: Annales de Provence VIII, 4].
Poisson, G. Note sur l'étymologie du nom de Jaude [In: Rev. d'Auvergne XXVII (1910), S. 233—240].
Philippon, E. Dictionnaire topographique du departement de l'Ain, comprenant les noms de lieu anciens et modernes. Paris, E. Leroux. 1911. In-4 à 2 col., LXXXIII-533 p. [Dictionnaire topographique de la France, publié par ordre du ministre de l'instruction publique et sous la direction du Comité des travaux historiques].
Sarrieu, B. Persistance de radicaux celtibériens (noms d'hommes et de divinités) dans quelques noms de lieux de Gascogne [In: Bull. de la Soc. archéol. du Gers, 1910. S. 203—211].

Baldensperger, F. Notes lexicologiques, 2^e série [In: Rev. de phil. franç. et de litt. XXV, 4].
Bayer, H. Die Negation *ne* nach positivem Komparativ [In: Časopis pro Mod. Filol. II, 2].
Heise, W. Zur historischen Syntax des adverbial gebrauchten Adjektivs im Französischen. Göttinger Dissertation 1911 [Sonderabdruck aus „Romanische Forschungen" XXXI, 3].
Henning, Geo N. The use of the French past definite in *si*-Clauses [In: Mod. Lang. Notes XXVII, 2].
Schultz-Gora, O. Afrz. *ausi com (que)* ‚fast' [In: Zs. f. rom. Phil. XXXV, 732 f.].
Staacke, E. Die Verwendung von Plusqueparfait und Passé-Antérieur im Französischen. Dissertation, Göttingen 1912. 117 S. 8⁰.

Schinz, A. Les accents dans l'écriture française (à suivre) [In: Rev. de philol. franç. et de littér. XXV, 3. 4.]

Ferrari, G. Nouveau Dictionnaire italien-français et français-italien contenant tout le vocabulaire de la langue usuelle et donnant la prononciation figurée des mots italiens et celle des mots françaus dans les cas douteux et difficiles. Soigneusement corrigé, revue et augmenté de plus de 4000 mots par *Arturo Angeli.* Paris, libr. Garnier frères. In-16 à 2 col., XI-441 p.
Langenscheidt's Taschenwörterbücher f. Reise, Lektüre, Konversation u. den Schulgebrauch. kl. 8⁰. Berlin-Schöneberg, Langenscheidt's Verlag. *Schellens, Jac.* Taschenwörterbuch der französischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonet. System der Methode Toussaint-Langenscheidt. 2 Tle. XLVIII, 512 u. XLVIII, 552 S. 1911. Geb. in Leinw. je 2 Mk.
Marcoff, N. Dictionnaire de poche bulgare-français et français-bulgare. (En 2 vols.) 1. vol. Bulgare-français. VII, 551 S. kl. 8⁰. Leipzig, O. Holtze's Nachf., 1912. 5 Mk.

Sanneg, J. Dictionnaire étymol. de la langue franç. 5. Heft. Hannover, C. Meyer. 1,25 Mk.

Taschenwörterbuch der französischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Erster Teil. Französisch-Deutsch. Zusammengestellt von Prof. Dr. *Jacob Schellens.* Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt). Preis 2 Mk.

— Dasselbe. Zweiter Teil. Deutsch-Französisch. Ebda. Preis 2 Mk.

4. Metrik, Stilistik, Poetik, Rhetorik.

Buffum, Douglas L. The Refrains of the *Cour de Paradies* and of a *Salut d'Amour* [In: Mod. Lang. Notes XXVI, 1].

Ernault, E. L'ancien vers breton. Exposé sommaire, avec Exemples et Pièces en vers bretons anciens et modernes. Paris, H. Champion, 1912. 2 fr.

Fourmann, J. Über die Überlieferung und den Versbau des Mystère de S. Bernard de Menthon. Diss. Straßburg, 1911. 37 S. 8⁰.

Iburg, C. Über Metrum und Sprache der Dichtungen Nicole de Margivals nebst einer kritischen Ausgabe des Ordre d'amour von Nicole und einer Untersuchung über den Verfasser des Gedichtes. Diss. Rostock 1911. IX, 87 S. 8⁰.

Martinon, Ph. Les strophes. Étude historique et critique sur les formes de la poésie lyrique en France depuis la Renaissance avec une bibliographie chronologique et un répertoire général. Paris, H. Champion, 1912. XVII, 615 S. 8⁰. 15 fr.

Souza, Rob. de. Du Rythme en Français. Paris, H. Welter. 103 S. 8⁰.

5. Moderne Dialekte und Volkskunde.

Boillot, F. Phonologie patoise [In: Bulletin de dialectol. rom. III, 97—100].

Brod, R. Die Mundart der Kantone Château-Salins und Vic in Lothringen [In: Zs. f. rom. Phil. XXXV, 641—682].

Daniel, J. Éléments de grammaire périgourdine. Périgueux, imprimerie Ribes, rue Antoine Gadaud 1911. III, 114 S. 8⁰.

Désormaux, J. Les Parlers de Savoie. Annecy, J. Abry, 1911. In-8, 32 p. [Extrait de la «Revue savoisienne», année 1911. Fascicules 3 et 4].

Diederich, W. Die lexikographischen Eigentümlichkeiten des Frankoprovenzalischen nach dem Atlas linguistique de la France (Karte 1—1421). Bonner Dissert. 1911.

Gauchat, L. Les noms des vents dans la Suisse romande (suite). III. *ruχlyo*; IV. *caudaire* [In: Bull. du Gloss. des pat. de la Suisse Romande X, 2—3].

Glossaire des patois de la Suisse Romande. Treizième rapport annuel de la rédaction 1911. Neuchâtel 1912.

Guerlin de Guer, Ch. Matériaus pour un lexique du parler populaire de Mons-la-Tour (Haute-Loire) (fin) [In: Rev. de Phil. franç. et de littér. XXV, 3].

Jaberg, K. Notes sur l'*s* final libre dans les patois franco-provençaux et provençaux du Piémont [In: Bull. du Gloss. des patois de la Suisse Romande X, 4].

Krüger, F. Sprachgeographische Untersuchungen in Languedoc und Roussillon. II [In: Rev. de dialectol. romane III 3/4. S. 287—338].

Luchsinger, Chr. Die schweizerische Alpwirtschaft im Spiegel der Mundart. Vortrag, gehalten im Histor. Verein des Kantons St. Gallen. Zürich, Druckerei der „Neuen Züricher Zeitung". 47 S.

Matzke, J. E. The development and present status of Romanic Dialectology. S. oben p. 111 *Matzke Memorial Volume.*

Maze, Abbé C. Etude sur le langage de la banlieue du Havre. Ouvrage posthume publié par les soins et aux frais de la société. Le Havre, J. Gonfreville. Rouen, A. Lestringant. Paris, E. Dumont, 1903. In-8, XII-226 p. 7 fr. [Société havraise d'études diverses].

— Supplément à l'Étude sur le langage de la banlieue du Havre. Publiée en 1903 par les soins et aux frais de la société. Le Havre, J. Gonfreville. Rouen, A. Lestringant. Paris, E. Dumont, 1904. In-8, 18 p. [Société havraise d'études diverses].

Morf, Heinr. Zur sprachlichen Gliederung Frankreichs. [Aus: „Abhandlgn. d. kgl. preuß. Akad. d. Wiss."]. 37 S. m. 4 farb. Taf. Lex. 8⁰. Berlin, G. Reimer, 1911. Geb. 3,50 Mk.

Tappolet, E. Le regain et la pâture d'automne dans les patois romands [In: Bull. du Gloss. des pat. de la Suisse Romande X, 2—3].

van Gennep, A. La Décadence et la Persistance des patois. Poitiers, bureaux de la «Revue des idées», 26, rue de Condé. 1911. In-8, 15 p. [Extrait de la «Revue des idées» du 15 juin 1911].

Vey, E. Le Dialecte de Saint-Etienne au XVII^e^ siècle. Paris, H. Champion, 1911. In-8, XXXI-579 p. avec cartes.

Weinmann, W. Beiträge zur Syntax des Wallonischen: Artikel und Pronomina. Gießener Dissert. 1911. 87 S. 8⁰.

Pitollet, C. Correspondance de Reboul et Roumanille [In: Rev. d. l. rom. LIV, 381—518].

Armanac de Louzéro per lou bel on de Diéu 1912. 58e annado del felibrige, marco las fieiros, las festos, las lunos, las sesous. I o de contes, de prouverbis, de chansons, de farços, per la passa lou tems al brabe mounde de nostre pays. Mende, impr. C. Pauc. 1912. Petit in-8, 63 p. 25 cent.

Armana prouvençau pèr lou bel an de Dieu e dóu bissést 1912. Adouba e publica de la man di Felibre. Porto Joio, soulas e passo-tems en tout lóu pople dóu Miéjour. Au cinquanto-vuechen dóu Felibrige. Avignon, J. Roumanille. Paris, Fontemoing; A. Taride; Flammarion et Vaillant. Petit in-8, 96 p. avec musique.

Armana dóu Ventour e dis Aupího, en prouvençau (14co annado), espelí emé l'ajudo di mèstre dou felibrige por estruire e amusa lou brave pople miejournau, pèr l'an 1912. Avignon, impr. Roche et Rullière. Cabannes (Bouches-du-Rhône), L. Vidau, directeur de l'«Armana dóu Ventour». 1912. Petit in-8, 112 p. avec grav. 50 cent.

Audier, C. La Destreuctiou dé Cabestang pel Déleuché. 200 ans abant la naïssenço de las gragnottos. Narbonne, impr. Ve L. Fenateu. 1911. Petit in-16, 16 p.

Bartaveu (lou). Armana poupulàri, pèr lou bel an de Dieu, 1912. Voungenco annado. Ville-Dieu-Vaison, impr. Macabet frères et Jacomet. 1912. In-16, 80 p. avec grav. et annonces. 4 sou.

Dubut, A. Dín la doublo. Lou Doublaou Mílou, counté patois. Ribérac, impr. G. Langaret. 1911. In-16, 47 p.

Reichlen, J. Deux chansons populaires fribourgeoises [In: Bull. du Gloss. des pat. de la Suisse Romande. X, 2—3].

Vey, E. Le Ballet forésien de 1605, en dialecte de Saint-Etienne, suivi d'extraits en prose de la «Gazzette françoise». Thèse complémentaire présentée à la Faculté des lettres de Lyon. Paris, H. Champion, 1911. In-8, 118 p.

Boillot, F. Traditions populaires de Franche-Comté [In: Bulletin de dialectol. rom. III, 87—96].

Bouchor, M. Nouveaux Contes populaires, transcrits et rimés d'après la tradition. Paris, C. Delagrave, 1911. In-18, 108 p. Net. 2 fr.

Brisson (Docteur). En montagne bourbonnaise. Mœurs et Coutumes. Superstitions et Sorciers. Roanne, impr. M. Souchier, 1911. In-16, 267 p. 3 fr. 50.

Contes populaires sur les ogres, recueillis à Blida et traduits par *J. Desparmet.* T. 2. Paris, E. Leroux, 1910. In-18, 546 p. [Collection de contes et de chansons populaires].

Cosquin, E. Le Conte du Chat et de la Chandelle dans l'Europe du moyen âge et en Orient (fin) [In: Romania XL, 481—531].

Gagnier, G. Survivance du culte solaire dans les coiffures féminines en Bretagne, Auvergne, Savoie, Bourbonnais, etc. St. Brieux, E. Hamonic. Paris, Champion. 1 fr. 50.

La Chesnaye, J. de. Le Vieux Bocage qui s'en va (Notes de Folklore et de Traditionnisme). 1911. 202 S. [Aus: Revue du Bas-Poitou].

Vesly, L. de. Légendes et Vieilles Coutumes. Rouen, impr. L. Gy, 1911. In-8, 10 p. [Extrait du «Bulletin de la Société libre d'émulation du commerce et de l'industrie de la Seine-Inférieure» (exercices 1910, p. 311 à 318)].

6. Literaturgeschichte.

a) Gesamtdarstellungen.

Faguet, E. La prose française des origines à nos jours. Librairie des Annales Politiques et Littéraires, rue Bonaparte 26, Paris. 830 S. 16⁰.

Leroux, A. La légende de saint Martial dans la littérature et l'art anciens [In: Bulletin de la Soc. archéol. et histor. du Limousin LX (1910-11), S. 64—85, 353—366].

Neubaur, L. Zur Geschichte der Sage vom ewigen Juden [In: Zs. d. Vereins f. Volkskunde 1912. S. 33—54].

Pagani-Gina, Cortese. Il «Bertoldo» di G. C. Croce ed i suoi fonti [In: Studi medievali III, 4].

Pschmadt, C. Die Sage von der verfolgten Hinde. Dissert. Greifswald 1911. 134 S. 8⁰.

Rémond, A. et *P. Voivenel.* Le Génie littéraire. Paris, F. Alcan, 1912. In-8, 308 p.

Söderhjelm, W. Oculus-Linteus. Zwei Geschichten von Weiberlist [In: Neuphilol. Mitteilungen 1912, Nr. 1/4].

Stefanović, Stef. Ein Beitrag zur angelsächsischen Offa-sage [In: Anglia XXXV, 4].

Wallensköld, A. L'origine et l'évolution du Conte de la femme chaste convoitée par son beau-frère (Légende de Crescentia) [In: Neuphil. Mitteilungen 1912, Nr. 1/4].

Bédier, J. La „Chronique de Turpin" et le pélerinage de Compostelle (fin) [In: Annales du Midi Janvier 1912].

Brockstedt, Gust. Von mittelhochdeutschen Volksepen französischen Ursprungs. II. Tl. III, 163 S. Lex. 8⁰. Kiel, R. Cordes, 1912. 8 Mk.

Counson, A. La pensée romane. Essai sur l'esprit des littératures dans les nations latines. Livre 1. Louvain, A. Uystpruyst-Dieudonné, Paris, Gabriel Beauchesne & Cie., 1911. 371 S. 8⁰ [Bibliothèque de la Société d'Études morales et juridiques 2].

Creizenach, Wilh. Geschichte des neueren Dramas. 1. Bd. Mittelalter u. Frührenaissance. 2., verm. u. verb. Aufl. XV, 628 S. gr. 8⁰. Halle, M. Niemeyer, 1911. 16 Mk.

Delavaud, H. Les Français dans le Nord. Notes sur les premières relations de la France avec les royaumes scandinaves et la Russie

septentrionale depuis l'antiquité jusqu'à la fin du XVIe siècle. Rouen, Impr. L. Gy, 1911. 110 S. 4⁰.

Gazier, A. Les moralistes du moyen âge [In: Rev. des cours et conférences XX, 10].

Galpin, St. L. Dangiers li Vilains [In: The Romanic Review II, 3. S. 320—322].

Hamilton, Th. E. The cyclic relations of the Chanson de Willame. Published by the University of Missouri. July, 1911 [University of Missouri Studies ed. by W. G. Brown. II. Literary and linguistic series].

Langfors, A. Les traductions et paraphrases du *Pater* en vers français du moyen âge [In: Neuphil. Mitteilungen 1912, Nr. 1/4].

Langlois, Ch.-V. La Connaissance de la nature et du monde au moyen âge, d'après quelques écrits français à l'usage des laïcs. Paris, Hachette, 1911. XXIV, 400 S. 16⁰.

Nitze, W. A. The sister's son and the Conte del Graal [Aus: Modern Philol. IX, Nr. 3, January 1912].

Parducci, A. Couleur de livrée. Roma, Unione editrice 1911. [Per nozze Luiso-Mangani].

Peebles, R. J. The Legend of Longinus in Ecclesiastical Tradition and in English Literature, and its connection with the Grail. Dissert. Baltimore, J. H. Furst Company 1911 [Bryn Mawr College Monographs. Monograph Series IX].

Villetard, H. Remarques sur la fête des fous, au moyen âge, à propos d'un livre récent. Paris, A. Picard et fils, 1911. In-8, 28 p. [Extrait du «Bulletin de la Société des sciences historiques et naturelles de l' Yonne», 2e semestre, 1910].

Wendt, H. Die Oliviersage im altfranzösischen Epos. Diss. Kiel 1911.

Zenker, R. Zum Ursprung der Tristansage [In: Zs. f. rom. Phil. XXXV. 715—731].

Zonta, Giuseppe. Arbitrati reali o questioni giocose [In: Studi medievali III, 4].

Alden, R. M. The doctrine of verisimilitude in French and English Criticisme of the seventeenth Century (s. oben p. 111 Matzke Memorial Volume).

Cherbuliez, V. L'Idéal romanesque en France de 1610 à 1816. Paris, Hachette et Cie., 1911. In-16, VI-301 p. 3 fr. 50 [Bibliothèque variée].

Cohen, G. La renaissance du Théâtre breton et l'Œuvre de l'abbé Le Bayon [In: Mercure de France 16 déc. 1911].

Coleridge, G. Montaigne and La Boetie as friends and husbands [In: The Fortnightly Review. December 1911].

Courbet, E. Deux poètes professeurs d'écriture au XVIe siècle: *J. Lemoyne, P. Habert* [In: Bulletin du Bibliophile 1911].

Déjuste, L.-H. Le médecin dans le théâtre contemporain. Thèse pour le doctorat en médecine. Paris, Ollier-Henry 1910.

Dierks, O. Die dramatische Bearbeitung nationaler Stoffe in Frankreich. 127 S. 8⁰. Hannover 1911. Münster, A. Greve. 1,25 Mk.

Eulenberg, H. Schattenbilder. Eine Fibel für Kulturbedürftige in Deutschland. Siebente Auflage. Berlin, Bruno Cassirer, 1911. (Darin u. a.: Zur Würdigung Molières, Emile Zola, Graf Gobineau, Maupassant).

Faguet, E. La tragédie au XVIe siècle. Nouvelle édition. Paris, Fontemoing. Fr. 7.50.

Gazier, A. Les moralistes français du XVIe et XVIIe siècle [In: Rev. des cours et conférences XX, 7].

Les moralistes français du XVI^{e} au XVIII^{e} siècle. Les moralistes de la renaissance: Erasme, Amyot [In: Rev. des cours et conférences XX, 11].

Griselle, E. La Bruyère et Bossuet [In: Bulletin du Bibliophile 15 avril 1911].

Jakob, G. L'illusion et la désillusion dans le roman réaliste français (1851 à 1890). Paris, Jouve & Cie., 1912. 143 S. 8⁰.

Lefranc, A. François I [In: Rev. des cours et conférences XX, 7. 8].

Legouis, E. Les poètes royalistes pieux sous Charles I^{er} [In: Rev. des cours et conférences XX, 6].

— Les poètes royalistes pieux du XVII^{e} siècle [ib. XX, 7].

Mansuy, A. Le monde slave et les classiques français aux XVI-XVII^{e} siècles. Préface de *Ch. Diehl.* Paris. 500 S. 8⁰. 10 fr.

Mercereau, A. La littérature et les idées nouvelles. Paris, E. Figuière & Cie. 3 fr. 50.

Mignon, M. Les influences italiennes dans la comédie française de la Renaissance [In: Rev. des cours et conférences XX, 8].

Mille, P. La littérature humoristique en France au dix-neuvième siècle [In: Wissen und Leben, Zürich. V, 6].

Morel, L. L'influence germanique chez Mme de Charrière et chez Benjamin Constant [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XVIII, 4].

Moulhiade, H. Verlaine et Mallarmé. Le Symbolisme et sa floraison poétique, de 1860 à 1910. Conférence faite, le 3 février 1911, aux «vendredis» de la Société scientifique et agricole de la Haute-Loire. Le Puy, impr. Peyriller, Rouchon et Gamon. 1911. In-8, 35 p. [Extrait du «Bulletin historique de la Société scientifique et agricole de la Haute-Loire»).

Neumann, A. Bauernfelds Verhältnis zur französischen Lustspiel-Literatur. Progr. Steyn 1911. 32 S. 8⁰.

Pellissier, G. Le réalisme du romantisme. Paris, Hachette et Cie. 3 fr. 50.

Pellisson, M. Les Hommes de lettres au XVIII^{e} siècle. Les Hommes de lettres et la loi. Les Hommes de lettres et le pouvoir. Les Hommes de lettres et les libraires. Les Hommes de lettres et les comédiens. La Vie privée des hommes de lettres, etc. Paris, A. Colin, 1911. Petit in-8, 315 p. 3 fr. 50.

Schröder, Thdr. Die dramatischen Bearbeitungen der Don Juan-Sage in Spanien, Italien und Frankreich bis auf Molière einschließlich. Halle, M. Niemeyer [Beiheft der Zs. f. rom. Phil.].

Seignobos, Ch. La politique de Lamartine et de Cavaignac [In: Rev. des cours et conférences XX, 10].

Strowski, F. La littérature française au XIX^{e} siècle. Paris, P. Delaplane. 3 fr. 50.

— Le mouvement poétique en France, dans la première moitié du XIX^{e} siècle. I: L'état de poésie en France au commencement du XIX^{e} siècle [In: Rev. des cours et conférences XX, 6].

Toldo, P. La Fontaine et Molière [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XVIII, 4].

van Tieghem, P. Le mouvement romantique. Paris, Hachette et Cie. 2 fr.

Trettin, A. Darstellung des Familienlebens in der „comédie larmoyante" und im ernsten bürgerlichen Schauspiele Frankreichs im 18. Jahrhundert. Diss. Kiel 1911.

Wechssler, E. Weltanschauung und Kunstschaffen im Hinblick auf Molière und Victor Hugo. Marburg a. L. 1911. Verlag von Adolf Ebel [Marburger Beiträge zur romanischen Philologie IX].

Wedderkop, M. v. Neue Wege zur französischen Literatur des 17. und 18. Jahrh. Berlin, K. Curtius. 3,50 Mk.

Ziegler, E. Das Drama der Revolution. Berlin 1911. Wiegandt & Grieben (G. K. Sarasin).

b) Einzelne Autoren.

Banville, Th. de, 1823—1891, p. *Max. Fuchs.* Paris, Éd. Cornély et Cie. 10 fr.

Baudelaire. — F. Caussy. La jeunesse de Baudelaire [In: Annales Romantiques VIII, 5].

Boileau, Longin et Perrault p. *A. Gazier* [In: Rev. des cours et conférences 20, 1].

— *Boileau* et la poésie française après 1674 p. *A. Gazier* [In: Rev. des cours et conférences XX, 4].

— *Boileau*, Port-Royal et les Jésuites p. *A. Gazier* [In: Rev. des cours et conférences XX, 5].

— *Boileau* et son temps. Conclusion. Par *A. Gazier* [In: Rev. des cours et conférences XX, 6].

Bossuet s. oben p. 118 *Griselle.*

Budé, G. p. *A. Lefranc* [In: Rev. des cours et conférences XX, 1. 2. 4.]

Chapelain, J. Un poète protecteur des lettres au XVIIe siècle p. *G. Collas.* Paris, Perrin et Cie. 7 fr. 50.

Chateaubriand et Napoléon p. *Lanzac de Laborie* [In: Le Correspondant 10 janv. 1912].

— *Chateaubriand* et les prix décennaux, d'après des documents inédits p. *C. Latreille* [In: Revue d'Hist. littér. de la Fr. XVIII, 4].

— *V. Giraud.* Nouvelles études sur Chateaubriand. Paris, Hachette et Cie. 3 fr. 50.

— *G. Pailhès.* La duchesse de Duras et Chateaubriand d'après des documents inédits. Paris, Perrin et Cie. 7 fr. 50.

Chénier, M.-J. als Kritiker und satirischer Dichter von *E. Peters.* Diss. Leipzig 1911. 210 S. 8⁰.

Condillac par *Jean Didier.* Paris, Bloud et Cie. 1911. In-16, 64 p. 60 cent [Philosophes et Penseurs. Science et Religion, no 627].

Cousin, V. — P. B. L'arrestation de Victor Cousin en Allemagne. Lettres et documents inédits [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XVIII, 4].

Daudet, A. — B. Bonnet. Un paysan du Midi. Le "Baïle" Alphonse Daudet. Souvenirs. Traduits p. *J. Loubet.* Paris, E. Flammarion. (Un fort volume in-18 avec le texte provençal en regard du texte français).

Des Autels. — J. Madeleine. Guillaume des Autels et les «Jeux de Romans» [In: Revue d'Histoire littér. de la Fr. XVIII, 4].

Erckmann-Chatrian p. *Paul Acker* [In: Revue de Paris XIX, 6].

Genlis, Madame de, et la Grande-Duchesse Elisa (1811—1813); par *Paul Marmottan.* Lettres inédites suivies de l'ouvrage sur les «Mœurs de l'ancienne cour». Paris, Emile-Paul. 1912. In-8, 100 p. et portrait. 4 fr.

Gautier, Théophile, p. *Laurent Tailhade* [In: La Nouvelle Revue 10 nov.].

— à Compiègne [In: Annales Romantiques VIII, 5] (Aus: Le Temps. 10 octobre 1911).

Gobineau. S. oben p. 117 *Eulenburg.*

Les *Goncourt* et la Médecine p. *Duplessis de Ponzilhac.* Thèse 1910 [Université de Montpellier. Faculté de Médecine].

Habert, P. S. oben p. 117 *Courbet.*

Hugo, V. S. oben p. 118 *Wechssler.*

Jehan de Vignay and his influence on Early English Literature by *Gay E. Snavely* [In: The Romanic Review II, 3].

Judith, Mme. Mémoires de Madame Judith, de la Comédie-Française, et Souvenirs sur ses contemporains, rédigés par *Paul Gsell.* Illustrations de Laurent Gsell. Paris, J. Tallandier. 1911. In-18 jésus, 318 p. 3 fr. 50 [La Vie d'une grande comédienne].

La Boetie. S. oben p. 117 *Coleridge.*

La Bruyère. S. oben p. 118 *Griselle.*

La Fontaine. S. oben p. 118 *Toldo* und p. 110 *Rochambeau.*
Lamartine et Barthélemy [In: Annales Romantiques VIII, 5. S. 383 (kurze Notiz)].
— La jeunesse de, p. *M. Strowski* [In: Rev. des cours et conférences XX, 10].
Strowski, La préparation poétique de Lamartine [In: Revue des cours et conférences XX, 12].
Lamennais. — *Aug. Boucher.* Berryer et Lamennais d'après une correspondance inédite [In: Le Correspondant 10 janv. 1912].
Latouche, H. de, et la Camaraderie littéraire p. *L. Séché* [In: Annales Romantiques VIII, 5].
Leconte de Lisle et Robespierre p. *Fr. Vermale.* [In: Annales révolutionnaires. 1911, mai-juin].
Lemoyne, J. S. oben p. 117 *Courbet.*
Longin. S. *Boileau.*
Lucas, Hyppolite. — *J. de la Rouxière.* Les papiers d'Hyppolite Lucas [In: Annales Romantiques VIII, 5. S. 383].
Maeterlinck, M. p. *L. Maury* [In: Revue bleue. 16 décembre 1911].
Malebranche par *J. Martin.* Paris, Bloud et Cie. 1912. In-16, 64 p. [Philosophes et Penseurs. Science et Religion, n⁰ 626].
Maupassant. S. oben p. 117 *Eulenburg.*
Mercier. — *A. de Bersancourt.* Louis Mercier. Paris, Jouve.
Molière. S. oben p. 117 *Eulenburg,* p. 118 *Toldo,* p. 118 *Wechssler.*
— *G. Ransohoff.* Zu Molière [In: Das literarische Echo. 1. Januar 1912].
Montaigne. S. oben p. 117 *Coleridge.*
— Von *Guido Dinkgraeve* [In: Deutsche Monatshefte, Düsseldorf. XI, 12].
— *Cancalen.* L'Esprit positif et scientifique de Montaigne. Paris, Pelletan. 1911.
Montesquieu et Machiavelli p. *E. Levi-Malvano.* 144 S. 8⁰. Paris, H. Champion [Bibliothèque de l'Institut français de Florence II].
Musset. — *Ed. Leterrier.* La critique et les débuts de Musset [In: Revue du Temps présent, 2 décembre 1911].
— *Chr. Beck.* Alfred de Musset und das Germanentum (Schluß) [In: Zs. f. franz. und engl. Unterricht X, 6].
Panard, Ch. Fr. von *E. Junge.* Leipziger Dissert. 1911. 194 S. 8⁰.
Pascal, Blaise. Etudes d'histoire morale; par *Victor Giraud.* La Philosophie de Pascal. Une légende de la vie de Pascal: l'accident du pont de Neuilly. Pascal et nos contemporains. Pascal et les «pensées». Pascal a-t-il été amoureux? Un nouveau manuscrit du «discours sur les passions de l'amour». Une héroïne cornélienne: Jacqueline Pascal. L'Evolution religieuse de Pascal. Ouvrage orné d'un portrait de Jacqueline Pascal. 2ᵉ édition, revue et corrigée. Paris, Hachette et Cie. 1911. In-16, VI-336 p. 3 fr. 50.
— *Pascal, Blaise,* et les premiers omnibus parisiens p. *Charles Samaran* [In: Journal des Débats 1912. Mardi 2 et mercredi 3 janvier].
Perrault. S. *Boileau.*
Rabelais. S. oben p. 111.
Régnier, H. de, p. *Constantin Photiadès* [In: Rev. de Paris XIX, 3].
— Le poète et le romancier p. *Henry Berton.* Paris, B. Grasset. 2 fr.
Ronsard. Pierre de Ronsard. Essai de biographie. Les Ancêtres — La Jeunesse. Par *Henri Longnon.* Avec un portrait hors texte. Paris, H. Champion. 1912. XII, 512 S. [Bibliothèque littéraire du XVIᵉ siècle].
Rousseau, J.-J. S. oben p. 111.
— *Fr. Künzler.* Die Ermitage-Zeit als ein Markstein in Rousseaus Leben. Züricher Diss. 1911. 139 S. 8⁰.
Sainte-Beuve, l'homme et l'œuvre. Etude médico-psychologique (thèse); par *Francis Voizard.* Lyon, A. Rey, 1911. In-8, III-113 p. et grav.

Sales. — *George Fonsegrive.* Saint François de Sales et Sainte Chantal [In: Rev. de Paris XIX, 1].

Sand, G. Sa vie et ses œuvres III 1838—1848, p. *W. Karénine.* Paris, Plon-Nourrit et Cie. 7 fr. 50 (früher erschienen I: 1804—1833; II: 1833—1838).

Scudéry, G. de. als Epiker von *R. Reumann.* Diss. Leipzig 1911. VIII, 86 S. 8⁰.

Sorel, Albert, Conteur et romancier p. *A.-E. Sorel* [In: Rev. de Paris XIX, 4. 5].

Stendhal et ses commentateurs p. *Jean Mélia.* Paris, Mercure de France. 3 fr. 50.

— *Stendhal* au Palais-Royal [In: Le Gaulois, 2 janvier 1912].

Staël, Mme de. — *Sofia Ravasi.* Leopardi et Mme de Staël. Milano, Tipografia Sociale 1910. Paris, H. Champion. 113 S. 8⁰. Preis 2 fr. 50.

Saint-Simon. — *Alfred Pereire.* Autour de Saint-Simon. Documents originaux. Saint-Simon, Auguste Comte et les deux lettres dites «Anonymes». Saint-Simon et l'entente cordiale. Un sécretaire inconnu de Saint-Simon. Saint-Simon et les frères Pereire. Paris. H. Champion, 1912. Prix: 3 fr. 50.

Spire, André, von *H. Guilbeaux* [In: Das literarische Echo XIV, 8].

Sully-Prudhomme p. *Jean Canora* [In: Rev. des cours et conférences XX, 9].

Verlaine. — *E. Raynaud.* Considérations sur Paul Verlaine [In: Mercure de France. 16 janv. 1912].

Viau, Th. de. — *Lachèvre, F.* Un mémoire inédit de François Garassus adressé à Mathieu Molé, procureur général, pendant le procès de Théophile [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XVIII, 4].

Vigny, Alfr. de. Contribution à sa biographie intellectuelle p. *F. Baldensperger.* Paris, Hachette et Cie. 3 fr. 50.

Voltaire et la Hollande p. *Georges Bengesco* [In: Revue de Paris XIX, 4].

Voiture et les années de gloire de l'Hôtel de Rambouillet, 1636—1648. Portraits et documents inédits p. *É. Magne.* 3 fr. 50.

Voltaire. S. oben p. 110 *Jordan.*

— La Jeunesse de Voltaire. Conférence faite à Limoges, le 6 juin 1911; par *M. Prévot-Leygonie.* Limoges, Impr. nouvelle, 9, place Fontaine-des-Barres. 1911. Petit in-8, 38 p.

— *Voltaire* au pays de Gex p. *F. Caussy* [In: Mercure de France. 16 févr. 1912].

Zola. S. oben p. 117 *Eulenburg.*

7. Ausgaben. Erläuterungsschriften. Übersetzungen.

Bertoni, Giulio. Due note provenzali [In: Studi medievali III, 4] (I. Marcabruno; II. Sul canzoniere di Lanfancro Cigala).

Collectanea Friburgensia. Veröffentlichungen der Universität Freiburg (Schweiz). Publications de l'université de Fribourg (Suisse). Neue Folge. Lex. 8⁰. Freiburg (Schweiz), Universitäts-Buchh. Fasc. XI. (XX der ganzen Reihe). *Amoros, Bernart:* Il canzoniere provenzale. (Complemento Càmpori.) Ed. diplomatica preceduta da un'introduzione a cura di Giulio Bertoni. XXXI, 489 S. m. 1 Fksm.-Tafel. Friburgo 1911. 10 Mk. Fasc. XII. (XXI der ganzen Reihe.) Dasselbe. (Sezione Riccardiana) a cura di *Giulio Bertoni.* 181 S. m. 2 Fksm.-Taf. Friburgo 1911. 4 Mk.

La grande inondation de l'Arno en MCCCXXXIII. Anciens poèmes populaires italiens. Édités et traduits en français par les soins de MM. *S. Morpurgo* et *J. Luchaire.* Paris: H. Champion. Florence: R. Bemporad & F⁰. 1911. (Cet opscule est exclusivement vendu au bénéfice des Bouquinistes victimes des inondations de la Seine 1910 Prix: 1,50).

La Salle de Rochemaure, (Duc de). Les Troubadours cantaliens, XIIe-XXe siècles. T. 1er et 2. Texte des œuvres des troubadours revus, corrigés, traduits et annotés par *René Lavaud*, agrégé des lettres. 1910. 2 vol. in-16 avec vignettes, planches et musique. T. 1er, 651 p.; t. 2, 608-XX p.

Leblond (Docteur V.). Quatre inventaires et testaments beauvaisins (1397—1451). Paris, Impr. nationale. 1911. In-8, 46 p. [Extrait du «Bulletin archéologique», 1911].

Sammlung mittellateinischer Texte, hrsg. v. Alfons Hilka. 8⁰. Heidelberg, Carl Winter. 1. Des Petrus Alfonsi Disciplina clericalis (das älteste Novellenbuch des Mittelalters), nach allen bekannten Handschriften hrsg. v. Alfons Hilka u. Wern. Söderhjelm. Kleine Ausg. XV, 50 S. 1911. 1.20 Mk. 2. Klapper, Jos., Exempla aus Handschriften des Mittelalters. X, 87 S. 1911. 2 Mk.

Adam le Bossu, trouvère artésien du XIIIe siècle. Le Jeu de la Feuillée édité par *Ernest Langlois*. Paris, H. Champion [Les Classiques français du Moyen-Age].

Aucassin et Nicolette. Edité par *Georges A. Tournoux.* 63 u. 14 S. 8⁰. Leipzig, E. Rowohlt, 1912. Kart. 28 Mk., geb. 38 Mk.

— *Aucassin u. Nicolette.* Altfranzösische Liebesmär. Deutsch von *F. v. Oppeln-Bronikowski.* 71 S., kl. 8⁰. Leipzig, C. F. Amelang, 1911. Geb. 1 Mk.

— *S. Aschner.* Zu „Aucassin und Nicolette" [In: Zs. f. rom. Phil. XXXV, 741—743].

Bovo d'Antone. — *J. Reinhold.* Die franko-italienische Version des Bovo d'Antone (Nach dem Codex Marcianus XIII.) (Schluß) [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, 1].

Carmina burana. — *G. Bertoni.* Intorno ai „Carmina burana" [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, 1].

Chrétien. — *C. Strucks.* Der junge Parzival in Wolframs von Eschenbach „Parzival", Crestiens von Troyes „conte del gral" im englischen „Syr Percyvelle" und italienischen „Carduino". Dissert. Münster 1910. 75 S. 8⁰.

— *George L. Hamilton.* Storm-making springs: Studies on the sources of Yvain [In: The Romanic Review II, 4 (to be continued)].

Cour de Paradies. S. oben p. 114 *Buffum.*

Li *Despisemens du cors* p. p. *A. Långfors* [In: Romania XL, 566—570].

Eide. — *C. W. Wahlund.* Bibliographie der französischen Straßburger Eide vom Jahre 842. Upsala, Akademiska Bokhandeln, Paris, Champion, 1911. 54 S. 8⁰.

Eustorg de Beaulieu. — Gestes des solliciteurs. A sixteenth century metrical account of the abuses of Law Courts, by Eustorg de Beaulieu p. by *Helen Harvitt* [In: The Romanic Review II, 3].

Floire et Blancheflor. — *C. Crocioni.* Quando penetrò in Italia la leggenda di Fiorio e Biancofiorio [In: Bullettino della Società filologica romana. N. S. 2].

— *Flore et Blanchefleur. Berthe aux grands pieds.* Texte adapté par *Marie Butts.* 4 planches hors texte en couleurs et 28 dessins de Fernand Fau. Paris, Larousse, 1911. Petit in-8, 142 p. 2 fr. 50 [Contes héroïques de Douce France].

Le *Garçon et l'Aveugle.* Jeu du XIIIe siècle édité p. *Mario Roques.* Paris, H. Champion [Les Classiques français du Moyen Age].

Gesta Romanorum. — *M. Krepinsky.* Quelques remarques relatives à l'histoire des Gesta Romanorum (1er article) [In: Moyen Age XXIV, 277—306].

Guilhem Figueira. — *Giulio Bertoni.* Su Guilhem Figueira [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, 1].

Guillaume le Maréchal. — *H. Winter.* Das Kriegswesen in der altfranzösischen „Histoire de Guillaume le Maréchal“. Gießener Dissert. 1911.

Hilarius. — *Ph. Sch. Allen.* Notes on Mediæval lyrics: Paul von Winterfeld's conjectural emendations to the text of Hilarii *Versus et Ludi* [In: Mod. Phil. IX, 3].

Jehan de le Mote. — *K. A. Nyman.* Quelques observations sur le cycle poétique des visions et la Voie d'infer et de paradis de J. de le Mote [In: Neuphilol. Mitteilungen 1911. Nr. 7/8].

Lanfranc Cigala. S. oben p. 121 *Bertoni.*

Mainet. — *J. Reinhold.* Eine verkannte Episode der ital. Mainetversion [In: Zs. f. rom. Phil. XXXV, 742 f.].

Marcabrun. S. oben p. 121 *Bertoni.*

Marie de France. Three Lays of Marie de France retold in English Verse by *Frederik Bliss Luquiens.* Henry Holt & Company. New York 1911.

Miracles of the Virgin p. by *T. F. Crane* [In: The Romanic Review II, 3].

Mystère de S. Bernard de Menthon. S. oben p. 114 *Fourmann.*

Nicol de Margival. S. oben p. 114 *Iburg.*

The *Oak Book of Southampton* ed. by *P. Studer.* Vol. II, including a fourteenth century version of the Mediæval sea-laws known as the Rolls of Oleron. Southampton. Cox & Sharland. 1911 [Publications of the Southampton Record Society].

— Supplement to the Oak Book of Southampton. Containing Notes on the Anglo-French dialect of Southampton (Early Fourteenth Century). Glossary and Indexes. Southampton, Cox & Sharland. 1911.

Ogier. S. oben p. 117 *Wendt.*

Pathelin. — *J. Schumacher.* Studien zur Farce Pathelin. Dissert. Berlin 1911. 96 S. 8⁰.

Peregrinatio Aetheriae. — *Löfstedt, Einar.* Philologischer Kommentar zur Peregrinatio Aetheriae. Untersuchungen zur Geschichte der latein. Sprache. Hrsg. m. Unterstützung des Vilh. Ekmanschen Universitätsfonds. (Arbeten utgifna med understöd af Vilhelm Ekmans universitetsfond, Uppsala.) III, 360 S. Lex. 8⁰. Uppsala 1911. Leipzig, O. Harrassowitz. Mk. 10.—.

Perrin La Tour Du Mesdisant p. p. *A. Långfors* [In: Romania XL, 559—565].

Petri Alfonsi Disciplina Clericalis von *Alfons Hilka* und *Werner Söderhjelm.* I. Lateinischer Text. Helsingfors 1911 [Acta Societatis Scientiarum Fennicae XXXVIII, 4].

Philippe de Thaon. — *Vising, J.* La rime *met: bec* dans le Bestiaire de Philippe de Thaon [In: Romania XL, 617—618].

Reichenauer Glossen. — *W. Foerster.* Noch einmal die Reichenauer Glossen [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, 1].

Le *roman de toute chevalerie.* Die altfranzösische Alexanderdichtung „Le roman de toute chevalerie“ des Thomas von Kent und die mittelenglische Romanze „Kyng Alisaunder“ in ihrem Verhältnis zu einander von *Th. Hildenbrand.* Bonner Dissertation 1911.

Sainte-Maure, B. de. Le Roman de Troie. Publié d'après tous les manuscrits connus par *Léopold Constans.* T. 5: Table analytique des noms propres. Notes. Glossaire. Additions et corrections. Paris, Firmin-Didot et Cie. 1909. In-8, 343 p. [Société des anciens textes français].

Saint-Osith. — *Baker, A. T.* An Anglo-French life of Saint Osith. Language and versification [In: The Mod. Lang. Review VII, 1. S. 74—93 (To he concluded)].

Salut d'Amour. S. oben p. 114 *Buffum.*

Serveri de Girone. — *A. Jeanroy.* Un „planh“ de S. de G. (1276) [In: Annales du Midi Janvier 1912].
Tristan. S. oben p. **117** *Zenker.*
— *Thomas, A.* *Galerox* dans La Folie Tristan de Berne [In: Romania XL, 618—621].
Vie de Saint Gregoire. S. oben p. **111** *Matzke Memorial Volume.*
Wilhelm IX von Poitou. — *Giulio Bertoni.* Intorno a una poesia di Guglielmo IX di Poitiers [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, 1].
Willame. S. oben p. **117** *Hamilton.*

Anthologie des prosateurs français contemporains. II. Historiens et mémorialistes, écrivains et orateurs politiques, journalistes, écrivains scientifiques (1850 à nos jours); par *Georges Pellissier.* Paris, C. Delagrave. 1911. In-18, 564 p. 3 fr. 50.
Egger, M. Les lettres de Maurice de Guérin à Barbey d'Aurevilly: témoignage et fragments inédits [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. XVIII, 4].
Gazier, A. La Correspondance de Boileau et de Racine [In: Rev. des cours et conférences XX, 3].
Marot, Ronsard, Du Bellay, d' Aubigné, Régnier. Chefs-d'œuvre poétiques, avec notices biographiques, études littéraires, commentaire philologique, littéraire et grammatical; par *Maxime Lanusse.* Saint-Cloud, impr. Belin frères. Paris, libr. de la même maison. 1911. In-12, 280 p. 1 fr. 40.
Michelet et *Béranger*, lettres inédites [In: La Revue. 1er nov. 1911].
Mille, P. Anthologie des humoristes français contemporains. Paris, Ch. Delagrave. 3 fr. 50.
Pellissier, G. Le XVIIIe siècle par les textes. Morceaux choisies. Paris, Ch. Delagrave. 5 fr.
Rudler, G. Deux lettres d'Edgar Quinet à Benjamin Constant et une lettre sur Benjamin Constant [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XVIII, 4].
Vaganay, H. Un sonnet italien peu connu. Quatre traductions du "Stabat Mater" au XVIe siècle. Paris, H. Champion 1911 [Estrait de la Revue des Bibliothèques, nos 10—12. Octobre-Décembre 1911].

Balzac. — *G. Thouvenin.* La genèse d'un roman de Balzac. La Recherche de l'Absolu [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XVIII, 4].
— Eugénie Grandet. Illustrations de Bigot-Valentin. Paris, E. Flammarion. 1911. In-8, 303 p. 4 fr. 50.
— Ergötzliche Geschichten, in den Abteien des guten Lebens gesammelt und zur Freude pantagruel. Kumpane, nicht auch der Neidbolde, an Tag gebracht durch Herrn v. B. Verdeutscht durch Paul Wiegler. 3. Aufl. 480 S. mit einem eingeklebten Bildnis. 8⁰. München, R. Piper & Co. 1912. Mk. 7.—.
Baudelaire, Charles. Les fleurs du mal. Ed. par Georges A. Tournoux. VIII, 282 S. gr. 8⁰. Leipzig, E. Rowohlt. 1911. geb. in Pappbd. Mk. 8.—.
Béranger. — *J. Strohschneider.* Kulturgeschichtliches in den Liedern Bérangers. Progr. Salzburg 1911. 23 S. 8⁰.
Bossuet. Correspondance. Nouvelle Édition augmentée de lettres inédites et publiée avec des notes et des appendices sous le patronage de l'Académie Française p. *Ch. Urbain* et *E. Levesque.* V. Paris, Hachette et Cie. 7 fr. 50.
Brosse. — *G. Babinger.* Wanderungen und Wandelungen der Novelle von Cervantes „El curioso impertinente“ mit spezieller Untersuchung von Brosse's „Le curieux impertinent“. Diss. München 1911. VIII, 61 S. 8⁰.

Chateaubriand. — Correspondance générale de Chateaubriand, publiée avec introduction, indication des sources, notes et tables doubles; par *Louis Thomas.* T. 1er. Paris, H. et E. Champion, 1912. In-8, XI-404 p. et un portrait inédit.

— Lettres inédites sur la Guerre d'Espagne p. p. *Louis Thomas* [In: Mercure de France. 16 février 1912].

— Lettres au Prince de Polignac [In: Rev. de Paris XIX, 3].

— Mémoires d'outre-tombe. Pages choisies, avec une introduction et des notes par *Victor Giraud.* Paris, Hachette et Cie. 1911. In-16, XXVII-278 p. 3 fr. 50 [Bibliothèque variée].

— Un dernier amour de René. Correspondance de Chateaubriand avec la Marquise de V . . . Avec une introduction et des notes par *T. de Wyzewa.* Paris, Perrin & Cie. 3 fr. 50.

Corneille's allusion to the *Astrée* in his *Suite du Menteur* [In: Mod. Lang. Notes XXVII, 3].

— Les Sentimens de l'Académie françoise sur la tragi-comédie du Cid, d'après le manuscrit de la main de Chapelain conservé à la Bibliothèque nationale avec les corrections, une introduction et des notes (thèse complémentaire); par *Georges Collas.* Paris, A. Picard et fils. 1912. In-8, XI-92 p.

— *G. Bernard.* Le Cid espagnol et le Cid français. Essai de critique et d'analyse littéraire. Lille 1911. 32 S. 16⁰.

— S. oben p. 111 *Matzke Memorial Volume.*

— Théâtre choisi illustré. Notices, annotations; par *Henri Clouard.* T. 3. Paris, Larousse. 1911. Petit in-8, 223 p. 1 fr. [Bibliothèque Larousse].

— *Corneille* und die deutsche Literatur. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Corneilleübersetzungen von *K. H. Schmid.* Progr. Eßlingen. 1911. 32 S. 4⁰.

Daudet, A. Les amoureuses. Metrisch übersetzt von Prof. Dr. *Fritz Meyer.* Gustav Fock, Leipzig. VII, 54 S. 8⁰.

Dierx, Léon. — *H. Dérieux.* L'Œuvre de Léon Dierx [In: Mercure de France. 16 janv. 1912].

Dumas, A. — *Léo Mouton.* Bussy d'Amboise et Madame de Montsoreau d'après des documents inédits. Paris, Hachette et Cie. 7 fr. 50.

Fénelon. — *A. Cherel.* L'idée du «naturel» et le sentiment de la nature chez Fénelon [In: Revue d'Hist. littér. de la France XVIII, 4].

— Les Aventures de Télémaque, suivies des Aventures d'Aristonoüs. Edition revue sur les meilleurs textes et accompagnée de notes géographiques. Paris, Hachette et Cie., 1911. Petit in-16, XV-368 p. 1 fr. 25 [Classiques français].

Flaubert. — Paysages de Grèce, extraits inédits des notes de voyage de Gustave Flaubert (1850—1851) [In: Annales Romantiques VIII, 5].

Fontaine, Ch. — *C. Ruutz-Rees.* Charles Fontaine's Fontaine d'Amour and Sannazaro [In: Mod. Lang. Notes XXVII, 3].

Friedrich der Große. — Briefe Friedrichs des Großen an Thieriot, herausgegeben von *Emil Jacobs.* Berlin 1912. Weidmannsche Buchhandlung [Mitteilungen aus der Königlichen Bibliothek, hrsgb. von der Generalverwaltung]. 3 Mk.

— *W. Mangold.* Eine ungedruckte Epistel Friedrichs des Großen. Zum zweihundertjährigen Geburtstag des Dichters [In: Arch. f. n. Sprachen CXXVII, S. 399—403].

— *W. Mangold.* Friedrichs des Großen Ode Le Renouvellement de l'Académie des Sciences [In: Die neueren Sprachen XIX, 9].

Garnier, R. — *Rolland, J.* La Tragédie française au XVIe siècle. «Les Juifves». Paris, E. Sansot et Cie., 1911. In-8, 136 p.

Gresset. — *Donald Clive Stuart.* The source of Gresset's *Méchant* [In: Mod. Lang' Notes XXVII, 2].

Hugo, V. — *Virgile Pinot.* L'histoire dans l',,Expiation''; la retraite de Russie [In: Rev. d'Hist. littér. XVIII, 4].

— *L. Séché.* Le ,,Ronsard'' de Victor Hugo [In: Mercure de France. 16 janv. 1912].

La Fontaine. Fables illustrées. Notices et annotations par *Maurice Morel.* T. 1er, 17 grav. dont 2 hors texte; t. 2, 11 grav., dont 2 hors texte. Paris, Larousse, 1911. 2 vol. petit in-8. T. 1er, 152 p.; t. 2, 174 p. Chaque, 1 fr.

Lamartine. — *J. Marsan.* Encore des variantes de Lamartine [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XVIII, 4].

Lamartine, A. de. Recueillements poétiques. Epîtres et Poésies diverses. Paris, Hachette et Cie., 1911. In-16, XXXVI-375 p. 3 fr. 50.

La Morvannais, H. de. Œuvres choisies, poésie et prose, avec des notes explicatives; par l'abbé *E. Fleury*, docteur ès lettres. Paris, H. Champion, 1911. In-8, 157 p. 2 fr. 50.

Le Franc, Thomas. — Nouveaux documents sur Thomas Le Franc, médecin de Charles VII, protecteur de l'humanisme, p. *Antoine Thomas* [In: Ac. des inscript. & belles-lettres. Comptes Rendus 1911. S. 671—676].

Maeterlinck. — *G. Cohen.* Le conflit de l'homme et du destin dans le théâtre de Maeterlinck [In: La Revue du mois 1912. 10 janv.].

Marot. — Œuvres de Clément Marot, revues et annotées p. feu *G. Guiffrey* et mises au jour p. *R. Yve-Plessis.* T. 1er. Vie de Clément Marot (Bd. II u. III sind früher erschienen. Die vollständige Publikation wird 5 Bände umfassen).

Maupassant, G. de. Œuvres choisies, poésies, contes, romans et nouvelles, théâtre. Préface et analyses; par F. Dernot. Paris, C. Delagrave, 1911. In-18, 408 p. 3 fr. 50 [Collection Pallas].

Mérimée. — *H. Monod.* Les Lettres de Mérimée à Panizzi [In: Annales Romantiques VIII, 5].

Molière's sämtliche Werke in sechs Bänden. Übersetzt von *Wolf Grafen Baudissin.* (Durch neue Übersetzungen ergänzt.) Herausgegeben von Prof. Dr. *Philipp August Becker.* Mit einem Bilde, einer Karte und einem Faksimile. Erster Band. Molières Leben und Wirken. Leipzig, Hesse & Becker. 131 S. 8⁰.

— Le Bourgeois gentilhomme, comédie-ballet, publiée conformément au texte de l'édition des Grands Ecrivains de la France, avec une vie de Molière, une notice, une analyse et des notes, par MM. *G. Lanson* et *D. Mornet.* Paris, Hachette et Cie., 1911. In-16, 175 p. Cartonné, 1 fr. [Classiques français].

Montaigne. Extraits d'après le dernier texte publié par l'auteur (édition de 1588) avec une instruction et des notes philosophiques, littéraires, grammaticales. Nouvelle édition, revue par l'abbé *Félix Klein.* Paris, J. de Gigord, 1911. In-18, 388 p. 2 fr. 40.

Muret. — *Franck-Delage.* Marc-Antoine de Muret, poète français [In: Bull. de la Soc. archéol. et hist. du Limonsin LX (1910—1911), S. 163—190].

Nerval, Gérard de, Correspondance 1830—1855, introd. et notes p. *J. Marsan.* Paris, Mercure de France 1911. 3.50.

Pascal inédit. IV. La Pauvresse de Pascal; par *Ernest Jovy.* Poitiers, Société française d'impr. et de libr. Vitry-le-François 41, rue Pavée 1911. In-8, 130 p.

Perrault, C. et *Mme d'Aulnoy.* — Contes en vers et en prose. Paris, E. Flammarion, 1911. In-18 jésus, 394 p. 95 cent [Les Meilleurs auteurs classiques français et étrangers].

Perrault. — Les Contes de Perrault, précédés d'une préface par J. T. de Saint-Germain. Paris, E. Guérin. Grand in-8, 226 p. avec illustrations.

— Les Contes des fées. Paris, E. Guérin, 1911. In-18, 216 p. avec grav.

Prévost, Abbé. Histoire de Manon Lescaut et du Chevalier Des Grieux. Édité par Georges A. Tournoux. 298 S. 8⁰. Leipzig, E. Rowohlt. 1911. Kart. 6.50 Mk.

Regnier, M. Œuvres complètes. Revues sur les éditions originales, avec préface, notes et glossaire, par *Pierre Jannet.* Paris, E. Flammarion, 1911. In-18 jésus, 304 p. 95 cent [Les meilleurs auteurs classiques français et étrangers].

Régnier, H. de. Discours de réception à l'Académie française prononcé le 18 janvier 1912. Paris, «Mercure de France», 26, rue de Condé. 1912. In-16, 43 p.

Sainte-Beuve. — Lettres inédites de Sainte-Beuve à Charles Labitte (1834—1845) avec une introduction et des notes par *Georges Sanguier.* Paris, H. Champion, 1912. 78 S. 8⁰. Prix: 2 fr. 50.

Stendhal. — Henri Beyle de Stendhal. Zuviel Gunst tötet. Novelle. Erste Veröffentlichung nach dem Manuskript von *Friedrich von Oppeln-Bronikowski* [In: Die neue Rundschau. Dezember 1911].

— Le Rouge et le Noir. Introduction par *Casimir Stryienski.* T. 1er et 2. Paris, Larousse. 2 vol. petit in-8 avec 4 grav. dont 2 hors texte. T. 1er, 197 p.; t. 2, 232 p. Chaque volume, 1 fr. [Bibliothèque Larousse].

Sully Prudhomme Lettres à une amie (1865—1880) [In: Rev. des deux mondes 15 déc. 1911].

— Lettres à une amie (1865—1881). T. 1er et 2. Paris, Impr. nationale; le Livre contemporain. 1911. 2 vol. in-4 avec vignettes et portraits. T. 1er, XXIV-261 p.; t. 2, 321 p.

Tristan l'Hermite. — Ch. Vincent. «Le Parasite» de Tristan l'Hermite comme source et comme imitation [In: Studi critici di filologia e glottologia (Napoli) I, 1].

— *N. M. Bernardin.* La 'Mort de Sénèque' de Tristan L'Hermite [Rev. des cours et conférences XX, 1].

Vigny, A. de. — Ch. Lesans. Notes sur deux poèmes de Vigny [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XVIII, 4].

— *A. Desvoyes.* Deux lettres inédits d'Alfred de Vigny [In: Bull. du Bibliophile 15 mars 1911].

Villedieu, Madame de, inconnue; par le capitaine *Derome.* Mamers, impr. Fleury, 1911. In-8, 16 p. et grav.

Villiers de l'Isle, Adam. Isis. Deutsch v. Hanns Heinz Ewers. Der gesammelten Werke 4. Bd. II, 342 S. 8⁰. München, G. Müller, 1912. 4 Mk.

Voltaire. — Ein Schreiben Voltaires und drei Briefe Melch. Grimms an den Fürsten Wenzel Kounic von Vlad. Helfert [In: Časopis pro Moderni Filologii II, 1].

— *Hanicka-Zulawska, C.* Les femmes dans le théâtre de Voltaire. Diss. Bern 1911. 102 S. 8⁰.

— *Price, W. R.* The symbolisme of Voltaire's Novels with special reference to Zadig. New-York, The Columbia University Press 1911. VI, 265 S. 8⁰ [Columbia University. Studies in Romance Philology and Literature].

— *A. Terracher.* Note sur *le Pour et le Contre* de Voltaire [In: Mod. Lang. Notes XXVII, 2].

— Œuvres complètes. T. 40. Paris, Hachette et Cie., 1911. In-16, 423 p. 1 fr. 25.

8. Geschichte und Theorie des Unterrichts.

Collischonn, G. A. O. Hands off! Antwort auf Herrn Prof. Viëtors Frage: „Das Ende der Schulreform?" [In: Neue Jahrbücher 1912. II. S. 57—85].

Söderhjelm, W. Ein Wort über unsere neuphilologischen Studien und Prüfungen [In: Neuphilol. Mitteilungen 1912, Nr. 1/4].

Petzold. Die französische und englische Lektüre an den höheren Knabenschulen Preußens im Schuljahr 1909/10. A. Die französische Lektüre (Schluß) [In: Zs. f. franz. u. engl. Unterricht X, 6].

Roustan, M. Précis d'explication française. (Méthode et applications.) Paris, Librairie Classique Paul Delaplane.

Schneegans, H. Bonn. 1818 — W.-S. 1910/11. Erlangen 1911 [Separat-Abdruck aus Band XI, 4 des Romanischen Jahresberichts, hrsgb. von Karl Vollmöller].

— Grenoble, Université du Tourisme [In: Rev. de Paris XIX, 5].

Walter, Max. Zur Methodik des neusprachlichen Unterrichts. Vorträge, während der Marburger Ferienkurse 1906 u. 1908 geh. 2. Aufl. VIII, 68 S. gr. 8⁰. Marburg, N. G. Elwert's Verl., 1912. 1.70 Mk.

— Die Reform des neusprachlichen Unterrichts auf Schule und Universität. 2. verm. Aufl., m. e. Anh. v. Wilh. Viëtor. X, 26 S. gr. 8⁰. Marburg, N. G. Elwert's Verl., 1912. 75 Pfg.

Waterstradt. Zur Frage des französ. Aufsatzes [In: Zs. f. französ. und engl. Unterricht X, 6].

Wetterling, H. Der französische Unterricht in den Lehrerbildungsanstalten. Methodische Beiträge nebst Unterrichtsbeispielen. 117 S. 8⁰. Gotha, E. F. Thienemann, 1911. 2.50 Mk.

9. Lehrmittel für den französischen Unterricht.

a) Grammatiken, Übungsbücher etc.

Augé, C. Grammaire. Cours élémentaire; par Claude Augé. Règles. Exceptions. Remarques. Syntaxe. Exemples. Questionnaires. 600 exercices. 300 dictées ou poésies. Analyse du mot, de la proposition, de la phrase. Synonymes. Antonymes. Homonymes. Dérivation. Périphrases. Proverbes, etc. Narrations. Rédactions d'après l'image. Lettres. Livre du maître illustré de 180 grav. Conforme à la nouvelle nomenclature grammaticale. Paris, Larousse. In-12, 396 p. 2 fr.

Baconnet, G. et *C. Grillet.* — Petite Grammaire française, claire, courte, complète, conforme aux arrêtés ministériels des 26 février 1901 et 25 juillet 1910. Lyon, E. Vitte. Paris, libr. de la même maison. In-16, 191 p. avec grav. [Certificat d'études primaires].

Boerner, O. u. *R. Dinkler.* Lehrbuch der französischen Sprache für Mittelschulen. Oberstufe. Hrsgb. v. D. Livre du maître. 35 S. kl. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner, 1912. 1.80 Mk. [Nur direkt an Lehrer.]

— u. *M. Mittell.* Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Mädchenschulen. Livre du maître. kl. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner 1. Tl. Klasse VII. Hrsg. v. M. 18 S. 1912. 80 Pfg. 4. Tl. Klasse IV. Hrsg. v. M. 20 S. 1912. 1 Mk. [Nur direkt an Lehrer.]

— u. *G. Werr.* Lehrbuch der französischen Sprache. I. Abtlg. 2. Aufl. Livre du maître. 30 S. kl. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner, 1912. 1.50 Mk. [Nur direkt an Lehrer.]

Boerner, Otto, Clem. Pilz u. *Max Rosenthal.* Lehrbuch der französischen Sprache für preußische Präparandenanstalten und Seminare nach den Bestimmgn. vom 1. 7. 1901. (Boerners neusprachl. Unterrichtswerk.) III. Tl.: Übungsbuch f. Seminare. Mit dem Hölzelschen Bilde v. Paris, 11 Taf., 17 Abbildgn. im Text, 1 Kartenskizze, 1 (farb.) Plane v. Paris u. 1 (farb.) Karte v. Frankreich. 2., vollständig umgearb. Aufl. XII, 181 S. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner, 1912. Geb. 2.10 Mk.

Bouilliez, H. et *Lefebvre, D.* Nouveau Cours de langue française conforme aux programmes officiels et à l'arrêté ministériel du 25 juillet 1910, relatif à la nouvelle nomenclature grammaticale. Cours moyen. 54 grav. 730 exercices d'observation, de réflexion, d'application de règles grammaticales, 61 lectures choisies et dictées de certificat d'études, avec plan et questions; 21 récitations en prose et en vers; 160 exercices de vocabulaire, famille de mots, association d'idées; 160 exercices de composition française. Paris. Gedalge et Cie., 1911. In-8, 368 p. avec grav.

Breuil, E. Leçons illustrées de français. Méthode active et expérimentale. Vocabulaire en action. Grammaire pratique. Orthographe d'usage et d'accord. Préparation à la composition française. Education générale. Cours élémentaire (sept à neuf ans). 120 tableaux. Paris, Larousse. Petit in-8, 192 p. 1 fr. 20 [Méthode Larousse illustrée].

Breymann, H. Französisches Elementarbuch f. Gymnasien u. Progymnasien. 5. Aufl. Überarb. v. Dr. ***K. Manger.*** VII, 135 S. 8⁰. München, R. Oldenbourg, 1911. 1.60 Mk.

— Französisches Elementarbuch f. Realschulen u. Oberrealschulen. 14. Aufl. Überarb. v. Dr. ***K. Manger.*** 136 S. 8⁰. München, R. Oldenbourg, 1911. 1.60 Mk.

Chambrot, Victoria. Mode d'enseignement pratique et nouveau. Neue prakt. Methode f. die franz. Sprache. Methode Chambrot. 1. livre. VII, 128 S. m. Abbildgn. u. 2 Taf. 8⁰. Wien, M. Perles, 1911. 3.50 Mk.

Dubislav, Geo u. *Paul Boek.* Methodischer Lehrgang der französischen Sprache für höhere Lehranstalten. Ausg. A, B u. C. Elementarbuch u. Übungsbuch. Schlüssel. 2. Aufl. XI, 167 S. 8⁰. Berlin, Weidmann, 1911. Geb. 3 Mk.

Duval, P., E. Brémond et *D. Moustier.* Grammaire et Composition française. Cours moyen et supérieur. Paris, E. André fils. In-8, 288 p. 1 fr. 50 [Le Français à l'école primaire].

Enderlein, Emil u. *Camille Cury.* „En France". Methodisches Lehrbuch der französ. Sprache f. höhere Mädchenschulen. Auf Grund der Bestimmgn. zur Neuordng. des höheren Mädchenschulwesens vom J. 1908 bearb. II. Tl. 5. u. 4. Klasse. Mit 1 (farb.) Münz- u. 4 Bildertaf. IX, 355 S. 8⁰. Leipzig, Quelle & Meyer, 1911. Geb. 2.80 Mk.

Fetter, Joh. u. *Karl Ullrich.* La France et les Français. Lehrgang der französ. Sprache f. Mädchenlyzeen u. verwandte Lehranstalten. II. Tl. Mit 10 Abbildgn. u. 1 farb. Karte v. Frankreich. 4., umgearb. Aufl. V, 178 S. gr. 8⁰. Wien, A. Pichler's Wwe. & Sohn, 1911. 2 Mk.

— — Französische Sprachschule für Bürgerschulen und verwandte Lehranstalten. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn. I. Teil. Achte Auflage. Mit 6 Abbildungen. Preis: geb. 1 Krone. II. Teil. Fünfte Auflage. Mit 8 Abbildungen. Preis: geb. 1 Krone.

Goldschmidt's, Thora, Bildertafeln f. den Unterricht im Französischen. 31 Anschauungsbilder m. erläut. Text, Übungsbeispielen u. e. systematisch geordneten Wörterverzeichnis. (Thora Goldschmidt's Sprachunterricht auf Grundlage der Anschauung.) 7., erweit. Aufl. IV, 78 S. Lex. 8⁰. Leipzig, F. Hirt & Sohn, 1912. Geb. 3 Mk.

Jansen, P. Wortschatz f. die französischen Sprechübungen in der Mittelschule. Unter Mitwirkg. v. *W. Nieland* zusammengestellt. IV, 43 S. 8⁰. Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1912. Geb. 50 Pfg.

Kehr, Jos. u. *Gisb. van Moll.* Lehrgang der französischen Sprache für Knaben- und Mädchen-Mittelschulen. Schlüssel zum Elementarbuch u. zum Lehrbuch der französ. Sprache. 64 S. 8⁰. Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1911. 1 Mk. [Nur direkt an Lehrer.]

Kühn, K. u. *R. Diehl.* Französisches Elementarbuch für lateinlose und Reformschulen. Schlüssel. Hrsg. v. D. 42 S. 8⁰. Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1911. 80 Pfg. [Nur an Lehrer.]

— — Lehrbuch der französischen Sprache. Schlüssel. Hrsg. v. D. III, 55 S. 8⁰. Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1911. 1 Mk. [Nur an Lehrer.]

Kühn, Diehl u. *Schwarzhaupt.* Lehrbuch der französischen Sprache f. Mittelschulen. 2 Tle. Schlüssel. Hrsg. v. Dr. R. Diehl. 8⁰. Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1912. Geb. 1.75 Mk. 1. Tl. 31 S. geb. 75 Pfg. 2. Tl. 57 S. geb. 1 Mk.

Maschnerova, Marie. Francouzská konversační mluvnice (grammaire française à l'usage des Tchèques) pro potřebu školní i soukromou. VIII, 410 S. m. 1 farb. Karte u. 1 farb. Plan. 8⁰. Heidelberg, J. Groos, 1911. Geb. in Leinw. 5 Mk.; klíč. 50 S. Geb. in Halbleinw. 1.60 Mk.

Maquet, C. et *L. Flot.* Cours de langue françaises. Analyse. Vocabulaire. Grammaire et exercices. Compositions françaises. Rédigé conformément aux programmes du 20 juillet 1909 et à l'arrêté ministériel du 25 juillet 1910 relatif à la nomenclature grammaticale. Avec la collaboration de E. Jolivet. Paris, Hachette et Cie., 1911. Petit in-8, 254 p. 1 fr. 50 [Enseignement primaire supérieur].

— — Cours de langue française. Rédigé conformément aux programmes du 31 mai 1902 et à l'arrêté ministériel du 25 juillet 1910 relatif à la nouvelle nomenclature grammaticale. Exercices. Avec la collaboration de M. Rousselle. 3e degré. Garçons. Classe de 6e, jeunes filles. 3e année secondaire. Paris, Hachette et Cie., 1911. Petit in-8, 180 p. avec grav. 1 fr. 50.

— — Cours de langue française. Grammaire et Exercices. Rédigé conformément aux programmes du 31 mai 1902, aux dernières instructions ministérielles et à l'arrêté ministériel du 25 juillet 1910 relatif à la nouvelle nomenclature grammaticale. 1er degré complémentaire, garçons. Classe de 8e, jeunes filles. 3e année primaire. Paris, Hachette et Cie., 1911. Petit in-8, 144 p. avec grav. 1 fr. 25.

Mitteilungen der deutschen Zentralstelle f. internationalen Briefwechsel. Nr. 20. Der Rundschreiben der deutschen Zentralstelle neue Folge. Von *K. A. Mart. Hartmann.* [Aus: „Die neueren Sprachen."] 28 S. 8⁰. Marburg, N. G. Elwert's Verl., 1911. 20 Pfg.

Oberländer, Siegm. u. *Alex. Werner.* Lehrbuch der französischen Sprache f. Realschulen u. Realgymnasien. 3. Tl. III. u. IV. Jahrg. Mit 30 Abbildgn., 1 Karte v. Frankreich u. 1 Plane v. Paris. 3., nach den neuen Lehrplänen umgearb. Aufl. 224 S. 8⁰. Wien, F. Tempsky, 1912. 3.20 Mk.

Peltier, C. et *P. H. Gay.* Cours de langue française, à l'usage des écoles primaires élémentaires. Cours préparatoire. Grammaire et exercices préparatoires à la composition française. Lectures, dictées et récitations. Sujets de composition et descriptions sur images. 17 récitations. 40 leçons. Conforme à la nouvelle nomenclature grammaticale. Paris, C. Delagrave, 1911. In-8, 96 p. avec 87 grav. Cartonné, 60 cent.

Ploetz, Gust. u. *Otto Kares.* Kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Elementarbuch. Verf. v. Dr. Gust. Ploetz. Ausg. J. Neue Ausg. f. höhere Mädchenschulen. Nach den Bestimmgn. vom 12. 12. 1908 bearb. v. Max Schröer. I. Tl.: 7. Klasse. XII, 114 S. m. 2 Taf. 8⁰. Berlin, F. A. Herbig, 1912. Geb. 1.40 Mk.

Pommeret, Léon. Méthode Pommeret. Enseignement direct du Français par la conversation et la grammaire. 1. partie. 2. éd. Revue et augmentée. XIV, 92 S. 8⁰. Berlin, L. Pommeret, 1911. 2 Mk.

Prückner, H. Französische Grammatik auf phonetischer Grundlage. Nach den neuesten Lehrplänen ausgearb. 8⁰. Heilbronn, E. Salzer. 1. Tl. 99 S. m. Abbildgn. 1911. geb. 1.30 Mk. 2. Tl. 108 S. m. Abb. 1911. geb. 1.30 Mk.

Reko, Vict. A. Les quatres saisons. Ein Übungs- u. Hilfsbuch f. den Unterricht in der französ. Sprache unter Zugrundelegg. der Hölzelschen Jahreszeitenbilder u. des Textes der Gourdiatschen Sprechmaschinenplatten. 3., durchges. u. verb. Aufl. 27 S. gr. 8⁰. Stuttgart, W. Violet, 1912. 40 Pfg.

Recueil de 416 épreuves écrites données dans le département de l'Orne aux examens du certificat d'études primaires et comprenant 48 dictées, suivies de 155 questions formant 48 devoirs; 48 sujets de rédaction; 96 problèmes d'arithmétique, de système métrique et de calcul mental, avec réponses; 40 sujets de dessin; 102 questions d'agriculture et 34 épreuves de couture, pulié par *L. Lorel.* 20e année. La Ferté-Macé (Orne), Potel. 1911. Petit in-8, 52 p.

Sokoll u. *Wyplel.* Lehrbuch der französischen Sprache. Ausg. für Realgymnasien, bearb. v. Dr. Rich. Weinert. 3. Tl. V, 152 S. m. 10 Abbildgn. u. 1 farb. Karte. gr. 8⁰. Wien, F. Deuticke, 1911. Geb. 2 Mk.

Strohmeyer, Fritz. Französische Stilistik f. die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Mit Übgn. VIII, 119 S. 8⁰. Berlin, Weidmann, 1911. 1.60 Mk.

Sujets des compositions données dans les examens et concours de l'enseignement primaire dans le département du Lot. Certificat d'études primaires. Bourses d'enseignement primaire supérieur. Bourses des lycées et collèges. Brevet élémentaire. Concours aux écoles normales. Année 1911. Publiés par *L. Saint-Marty.* Cahors, impr. A. Coueslant, 1911. Petit in-8, 48 p.

b) Literaturgeschichte, Schulausgaben, Lesebücher.

Anthologie des écrivains français. Prose (XVIIe siècle) publiée sous la direction de Gauthier-Ferrières. Paris, Larousse, 1911. Petit in-8, 176 p. avec 23 portraits, dont 4 hors texte et 25 autographes. 1 fr. [Bibliothèque Larousse].

Bechtel, A. Eine fremdsprachliche patriotische Lektüre für die österreichisch-ungarische Mittelschuljugend [In: Zs. f. d. Realschulwesen XXXVII, 3].

Bouchor, M. Contes transcrits; d'après la tradition française. Paris, A. Colin, 1911. Petit in-16, XXIV-213 p. avec grav. 1 fr. 25 [Les plus belles histoires à lire ou à faire lire aux enfants].

Bouillot, V. Le Français par les textes. Lecture expliquée, Récitation, Grammaire, Orthographe, Vocabulaire, Composition française. Cours moyen, certificat d'études primaires. Livre du maître. Paris, Hachette et Cie., 1911. In-16, IV-723 p. avec grav. 4 fr. [Nouveau Cours d'enseignement primaire rédigé conformément aux programmes officiels].

Collection Teubner. Publiée à l'usage de l'enseignement secondaire par F. Doerr, L. Petry. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner. 8. ***Delbost, René:*** Paris et les Parisiens I. Morceaux choisis et annotés en collaboration avec L. Petry. Texte. VIII, 127 S. m. Abbildgn. auf 7 Taf. u. 1 farb. Plan. 1912. Geb. 1.50 Mk.; notes. 72 S. 60 Pfg.

Duhamel, E. Morceaux choisis de récitation, prose, poésie, avec analyses, explications et maximes. Cours moyen. Paris, Hachette et Cie., 1911. In-16, 64 p. avec grav. 50 cent (Nouveau Cours d'enseignement primaire rédigé conformément aux programme officiels).

Eidenschenk-Patin, Mm. Les Premières Lectures des petites filles. Paris. C. Delagrave. 1911. In-18, 176 p. avec grav. et musique. Cartonné 80 cent.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Mélanges de prose moderne (Histoire. Philosophie. Économie politique. Voyages) publiés et annotés par *H. Gassner.* Vienne F. Tempsky, Leipzic G. Freytag 1912. Prix 1 Mk. 20 Pfg. = 1 K. 50 h.

Irmer, K. Lesebuch der französischen Sprache f. Mittelschulen und verwandte Anstalten. Nach den Bestimmgn. über die Neuordnung des Mittelschulwesens in Preußen vom 3. 2. 1910 abgefaßt. Ausg. A: Französisch als erste Fremdsprache. II. Tl.: Klassen III—I. Einbd.: Oberstufe. Mit 4 kolor. Vollbildern, vielen Schwarzdr. u. 1 (farb.) Münztaf. XV, 318 S. 8^0. Flensburg, A. Westphalen, 1911. 3 Mk.

Pélissier-Maurier, Mme M. La Morale poétique à l'école. Recueil de 39 poésies enfantines à l'usage des classes enfantines primaires et maternelles. Préface de *François Fabié.* Paris, A. Jeandé. In-18 jésus, 88 p.

Sammlung englischer und französischer Autoren. Hrsg. v. Frz. Eigl u. Rich. Lederer. kl. 8^0. Troppau, Buchholz & Diebel. 5. Heft. Flaubert, Gustave. La légende de Saint Julien l'Hospitalier. IV, 48 S. 1911. 30 Pfg. 11. Heft. Molière. L'Avare. Eingeleitet u. m. Anmerkgn. versehen v. Prof. Rich. Goldreich. 112 S. 1911. 40 Pfg. 13. Heft. Erckmann-Chatrian. Contes. Eingeleitet u. m. Anmerkgn. versehen v. Prof. Gust. Guth. 39 S. 1911. 20 Pfg.

Schriftsteller, Französische, aus dem Gebiete der Philosophie, Kulturgeschichte u. Naturwissenschaft. Hrsg. v. J. Ruska. 8^0. Heidelberg, Carl Winter. Geb. 1.60 Mk. 5. *d'Alembert.* Discours préliminaire de l'encyclopédie. Mit Einleitg. u. Anmerkgn. hrsg. v. *Heinr. Wieleitner.* 128 S. 1911.

Schulbibliothek französischer u. englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit. Mit besond. Berücksicht. der Fordergn. der neuen Lehrpläne hrsg. v. L. Bahlsen u. J. Hengesbach. I. Abtlg.: Französische Schriften. 8^0. Berlin, Weidmann. 27. Bdchn. *Hugo, Vict.* La préface de „Cromwell". Für die Zwecke des Unterrichts verkürzt u. erklärt v. O. Weissenfels. 2. verm. u. verb. Aufl. v. Alb. Sleumer. VII, 101 S. 1911. Geb. 1 Mk.; Wörterbuch 29 S. 30 Pfg. 58. Bdchn. *Chalamet, A.* A travers la France. In gekürzter Fassg. u. m. Kommentar hrsg. v. Max. Pflänzel. 3. Aufl. VIII, 111 S. m. 12 Abbildgn. u. 1 farb. Karte. 1911. Geb. 1.40 Mk. 62. Bdchn. *Sandeau, Jules.* La roche aux mouettes. Gekürzt f. den Schulgebrauch hrsg. und erklärt v. H. Bretschneider. VI, 82 S. 1911. Geb. 1 Mk.

Schulbibliothek, Französische u. englische. Hrsg. v. Otto E. A. Dickmann. Reihe A. Wörterbücher. 8^0. Leipzig, Renger. 165. Bd. *Sand, George.* La mare au diable. Wörterbuch. Bearb. v. K. Roos. 25 S. 1911. 25 Pfg.

Schulbibliothek, Französische u. englische. Hrsg. v. Otto E. A. Dickmann. Neue Aufl. Reihe A. 8^0. Leipzig, Renger. 69. Bd. Conteurs modernes. Simon, Theuriet, Révillon, Moret, Richebourg. Avec un choix de notes à l'usage de l'enseignement par Jos.-Vict. Sarrazin. 3. éd. Reform-Ausg. m. fremdsprachl. Anmerkgn. V, 73 u. 16 S. 1911. Geb. 1 Mk.

— dasselbe. Neue Aufl. Reihe C (f. Mädchenschulen). kl. 8^0. Ebda. 35. Bd. *Lotsch, Fr.* Livre de lecture pour les enfants de dix à douze ans. Für den Schulgebrauch bearb. 2. Aufl. V, 59 S. 1912. Gebunden 70 Pfg.

Sprachenpflege, System August Scherl. kl. 8^0. Berlin, A. Scherl. Französisch. (Französisch u. deutsch.) 2. Bd. *Mérimée, Prosper.* Mosaik. (Mosaïque.) Auswahl. 2. Bd. III u. S. 102—203. 1911. Geb. 50 Pfg. 3. Bd. *Sand, George.* Die kleine Fadette. (La petite Fadette.) 111 S. 1911. Geb. 50 Pfg.

Violet's Sammlung v. Sprachplatten-Texten zum Unterricht m. Hilfe der Sprechmaschine. Stuttgart, W. Violet, 1912. 1 Mk.; einzelne Texte 4 Pfg.

Referate und Rezensionen.

Northup, Clark S. *The present bibliographical status of modern philology* [reprinted from the Papers of the Bibliographical Society of America]. The University of Chicago Press. Chicago 1911. (Für Deutschland: Th. Stauffer, Leipzig.) 42 S. 8⁰.

Die Frage der bibliographischen Hülfsmittel der modernen Philologie wurde in einer Sitzung der Bibliographical Society of America nach einer Einleitungsrede unter vorstehendem Titel von Professor Northup (Cornell University) erörtert. Bei dieser Gelegenheit lag auch ein Beitrag von Mr. J. Christian Bay (of the John Crerar Library): "*Survey of periodical bibliography*" vor nebst Mitteilungen von vierzehn Fachmännern verschiedener Gebiete der Sprachwissenschaft, welches alles jetzt zusammen veröffentlicht wurde. In seiner Übersicht hat Mr. Bay darauf hingewiesen, daß periodische Fachbibliographien nach Materien ein immer unentbehrlicheres Hülfsmittel der Forschung geworden sind, aber "there is too much duplication and too many gaps". Viele von diesen Bibliographien werden zu spät publiziert. Einzelne Gebiete leiden an bibliographischer Überproduktion, eine Verschwendung von Arbeit und Geld, ohne daß man doch sagen kann, daß ein wirklich vollständiges und zuverlässiges Repertorium für diese Disziplinen existiert.

Der Fehler, so scheint es Mr. Bay, liegt in einer unbefriedigenden Organisation und er schlägt deshalb vor eine Kommission einzusetzen, die die Organisation und die Nützlichkeit der existierenden Bibliographien, Jahresberichte und Reviews, sowie die Frage der unnötigen Duplikation näher untersuchen und Vorschläge zur Verbesserung der Verhältnisse vorlegen soll. Es wurde beschlossen, daß die Kommission mit der modernen Philologie anfangen solle.

Dieselben Gesichtspunkte sucht nun Northup in seiner Darstellung des gegenwärtigen Status der modern philologischen Bibliographie darzulegen. Er motiviert seine Schlußsätze mit einer Kritik dessen, was bisher hinsichtlich der bibliographischen Bearbeitung älterer und neuerer literarischer Produktion ge-

leistet wurde. Dieses Resumé scheint mir an Unvollständigkeit und einer gewissen Einseitigkeit zu leiden und darum unsere jetzige lebhafte bibliographische Produktion nicht völlig zu ihrem Recht zu kommen. Unter der Kategorie „the past" erwähnt er nur "*Completed bibliographical undertakings*" und darunter Werke wie Goedeke's *Geschichte der deutschen Dichtung*, Kayser's *Index locupletissmus*, Allibone's *Dictionary*, Brunet's *Manuel*, Græsse's *Trêsor des livres* und den neulich von Lanson herausgegebenen *Manuel bibl. de la litt. franç.*, desgleichen einige amerikanische und englische Bibliographien (Lownde, Haslitt, Greg, Courtney). Es können aber hier wohl auch mit ebenso gutem Rechte erwähnt werden: Heinsius *Bücherlexikon* (1812 bis 1894) und seine Fortsetzung in Hinrichs *Fünfjährigem Bücherkataloge*, E. G. Gersdorf, *Repertorium der gesamten deutschen Literatur*, Lpz. 1834—42 und J. S. Fisch, *Handbuch d. deutschen Literatur*, der von C. Georg und E. Ost zusammengesetzte *Schlagwortkatalog*, weiter neben Allibone und Lownde *The term Catalogues 1668—1709* by E. Arber, *American Catalogue* von 1875, C. Evans, *American bibliography* (1639—1820, noch nicht beendet), neben Lanson der *Guide bibliogr. de la litt. franç. de 1800 à 1906*, Paris 1907, von Northups Kollegen H. P. Thieme, Brinkmanns *Lijst*, Lorenz *Catalogue général*, Vicaire, *Manuel de l'amateur des livres du 19e siècle*, *Catalogo generale della libreria italiana* (1847—99) compilato da A. Pagliaini u. s. w. Auch wird nicht einmal auf die standard works hingedeutet (Monographien, Realkataloge und einen alphabetischen Katalog), die vom British Museum herausgegeben wurden, der vortrefflichen Standortskataloge der Bibliotheken von Berlin, Paris, Florenz, Brüssel etc. zu geschweigen. Grundlegende Werke wie Gröbers und Pauls *Grundriss* verdienen auch einen hervorragenden Platz. Carl Voretzsch gibt in seiner *Einführung in d. St. d. altfranz. Literatur* gute bibliographische Notizen und eine gute Übersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie bietet G. Manacorda, *Germania Filologica*, Cremona 1909, mit zirka 20 000 „indicazioni". In den von Manacorda dirigierten '*Studi di filologia moderna*' besitzen wir übrigens eine jährliche '*Bibliografia sistematica internazionale*', ebenso nach Ländern geordnet ein „*Spoglio internazionale e sistematico delle Reviste*". Zum Schluß seien noch zwei Vorgänger in der internationalen periodischen Bibliographie erwähnt: W. u. L. Ruprecht, die die zwischen 1848—98 erschienene "*Bibliotheca philologica*" begründeten. — Zu Northups "*few bibliographies of individual writers*" sind u. a. hinzuzufügen: Ch. Asselineau, *Bibliographie romantique*. Paris 1892—94, V. Verlaque, *Bibl. de Bossuet*, Paris 1908, die durch die Deutsche bibliographische Gesellschaft von Wütsche herausgegebene *Hebbel-Bibliographie*, die *Delisle-Bibliographie* etc. Unter Spezialbibliographien können weiter angeführt werden:

H. Trübner, *Catalogue of dictionaries and grammars* 2. Aufl. 1882, ein Nachfolger von *Literatur der Grammatiken, Lexika* .. von J. S. Vater 1847, F. H. Chase, *Bibl. guide to old english syntax*, Leipzig 1896, F. Mentz, *Bibl. d. deutschen Mundartenforschung*, Leipzig 1893, die von einem schwedischen Gelehrten, Professor C. Wahlund, verfaßte *Bibliographie der Straßburger Eide*, P. Horluc et G. Marinet *Bibliographie de la Syntaxe du Français (1840* bis *1905)*, D. Behrens, *Bibliographie des patois gallo-romans*, 2. Aufl. 1893 u. a.

Eine Art Literatur, an die Northup nicht denkt, sind Abhandlungen und Programme, von denen Spezialverzeichnisse in verschiedenen Ländern (Deutschland, Frankreich, Schweiz) existieren. Hier muß Varnhagens der romanischen und englischen Philologie gewidmetes, von Martin bis 1893 fortgeführtes *Systematisches Verzeichnis* fortgesetzt werden, ebenso das von Klussman (Verlag Trübner) herausgegebene (1876—85). Mit Hülfe der erwähnten jährlichen Verzeichnisse ließe sich ein solches unumgänglich notwendiges, zusammenfassendes Verzeichnis leicht herstellen. Zu den von Northup erwähnten Indices zu Herrigs *Archiv*, Paul u. Braunes *Beiträgen*, den *Englischen Studien* und der *Romania* ist nun auch das im ganzen verdienstvolle, von Lucien Beszard im Jahre 1900 herausgegebene Register zur *Zeitschrift f. rom. Philol.* (Bd. 1—XX) hinzuzufügen. Leider gibt es noch viele Zeitschriften, die dieses wichtigen Hülfsmittels entbehren.

Im allgemeinen glaube ich hiernach hinsichtlich der sogenannten Inventarisierungs-Bibliographie Northup nicht beistimmen zu können, daß "there has been some scorn of such work, as beneath the dignity of real scholars." Es ist eine anerkennenswerte Arbeit, die geleistet wurde und geleistet wird.

In bezug auf die aktuelle, periodische Bibliographie, die den Zweck haben soll, den Fachmann in stand zu setzen der immer mehr steigenden literarischen Produktion seiner Disziplin zu folgen, stellt sich die Sache etwas anders. Hier kommt es sehr auf rasche Information an. In der Hauptsache hat nur der Buchhandel wirkliche periodische Bibliographien (wöchentliche, monatliche, jährliche, ja tägliche) geschaffen, natürlich aus geschäftlichem Interesse und ohne auf Zeitschriftenliteratur Rücksicht zu nehmen. Von unseren fachmäßigen Bibliographien verdienen nicht viele die Bezeichnung periodisch. So ist die als Supplement zur Zeitschrift Gröbers herausgegebene „*Bibliographie 1907*" erst im Jahre 1911 erschienen, allzuspät trotz der willkommenen Angaben über Besprechungen der einzelnen in der Bibliographie verzeichneten Werke. Die von A. Petri zusammengestellte Übersicht der im Jahre 1904 auf dem Gebiete der englischen Philologie erschienenen

Bücher kam erst im Jahre 1911 zur Ausgabe, Streitbergs Anzeiger für 1907 im Jahre 1910 usw. Es gibt, sagt Northup, keinen wirklichen Grund, weshalb nicht die Bibliographien eines gegebenen Jahres im Mai oder Juni des folgenden zur Drucklegung vorliegen könnten und hier liegt der Schwerpunkt seiner Kritik. Dazu wäre zu bemerken, daß die Ausgabe von Jahresbänden, doch wohl naturgemäß nicht der Forderung schneller Information über die Neuerscheinungen entsprechen kann. Die Lücken auszufüllen, die zwischen den Erscheinungsjahren und den Berichtsjahren derartiger Jahresbände klaffen, muß aber das Ziel der periodischen Bibliographie sein.

Hier darf man nun nicht, wie Northup es tut, übersehen, daß der Mangel an ungefähr gleichzeitigen Repertorien, von den buchhändlerischen Organen abgesehen, durch Literaturangaben der Fachzeitschriften vermindert wird. So fügt diese *Zeitschrift* ihren kritischen Heften ein *Novitätenverzeichnis* bei, desgleichen orientieren über Neuerscheinungen: *The modern language review*, *Leuvensche Bijdragen*, *Literaturblatt f. germ. u. rom. Philologie*, *Museum. Maanblad voor Philologie*, *Deutsche Literaturzeitung*, *Literarisches Zentralblatt* mit Beilage: *Wöchentliches Verzeichnis* und andere periodische Publikationen, die ein Forscher, der auf die Entwicklung seiner Wissenschaft achtgeben will, nicht unterlassen kann, zu Rate zu ziehen.

Als einen Fehler der periodischen Bibliographie führt auch Northup den Umstand an, daß nicht selten die Bibliographie derselben Disziplin mehrfach zur Bearbeitung gelangt. So korrespondiere Petris Übersicht mit dem englischen Teile vom *Jahresbericht für germ. Philol.*, letzterer in seinem linguistischen Teil mit Streitbergs *Anzeiger* und in seinem literarischen Teil mit dem *Jahresberichte f. deutsche Literaturgeschichte.* Die Vergleichung von Vollmöllers *Krit. Jahresbericht der rom. Philol.* und der Bibliographie der *Zeitschrift f. rom. Phil.* halte ich nicht für zutreffend. Ersterer ist ja eine „bibliographie raisonnée.“ Im allgemeinen bemerkt Northup, daß die kontinentalen Bibliographien die amerikanischen Publikationen weniger vollständig als z. B. die englischen behandeln, und er richtet diese Anklage im Besonderen gegen den von der Gesellschaft für deutsche Philologie herausgegebenen Jahresbericht.

Auch an der systematischen Anordnung der existierenden Bibliographien hat Northup Ausstellungen zu machen. Der *Jahresbericht für germ. Philol.* scheint ihm "not well classified". Man muß ihm hierin beistimmen. Es fehlt diesem Jahresberichte an Übersichtlichkeit wegen der zu vielen und wenig zutreffenden Subdivisionen. Daß die Namen der Verfasser oder die Titel der unter einer Rubrik zusammen aufgeführten Werke nicht alphabetisch geordnet sind, erleichtert natürlich nicht die Benutzung. Rezensionen sollten unter den besprochenen Werken

und nicht am Ende der einzelnen Abteilungen notiert werden. Die Anlage dieses Jahresberichts, die eine Mischung vom alphabetischem Klassenkatalog oder Schlagwortkatalog und systematischem Realkatalog darstellt, kann nie befriedigend werden. Vgl. außerdem solche nichtssagenden Rubriken wie: *Verschiedenes*; *Gothisch: Abhandl. und Etymologisches* (Jahrg. 31. 1909). Dasselbe gilt auch von der von Northup als "badly arranged and unscholarly" bezeichneten Literaturübersicht der engl. Philol. in den Supplementheften zur "*Anglia*". Die "*Sprache*" bildet da z. B. ein einziges Kapitel, in dessen Autorenverzeichnis die Stichwörter: Aussprache, Metrik, Dialekte, Grammatik usw. in alphabetischer Ordnung einrangiert sind und darunter nur Hinweise auf die hergehörigen Verfassernamen. Zusammengehörende Spezies wie: "Wortforschung", "Namensforschung", "Etymologien" werden auf dieselbe Weise getrennt, sowohl von einander als nach folgender ganz zweckwidriger Anordnung: Etymologien im Archiv, in den Engl. Studien, in Modern Lang. Notes usw., während einschlägige selbständige Werke in der Namenfolge stehen. Die letzte "Bücherschau" (1904) unterscheidet nicht Literaturgeschichte von Literatur, sondern verzeichnet sie als Stichwort mit Unterabteilungen in dem Kapitel: *Literatur. Allgemeines.* Man sollte doch *Ausgaben* (Sammlungen, einzelne Autoren, inklusive Übersetzungen) und *Literaturgeschichte im allgemeinen, einzelne Gattungen* usw. auseinanderhalten. Das einzige richtige System einer wissenschaftlichen Bibliographie scheint mir das eines Realkatalogs zu sein, wie wir es schon in Streitbergs *Anzeiger* und in der Gröbers Zeitschrift beigegebenen, die romanische Philologie umfassenden "Bibliographie" beobachtet finden.

"If we are to make", so beschließt Northup seine Kritik, „in modern philology, progress commensurate with our progress in other branches of science, the present largerly unsatisfactory bibliographical conditions cannot continue. Our defective current bibliographies must be reconstructed or replaced by better ones; and our good current bibliographies must if possible be brought more nearly up to date." Und er bringt ein neues bibliographisches Unternehmen in Vorschlag, das das ganze Gebiet der europäischen Sprachen und Literaturen umfassen solle, die Gründung also eines internationalen Instituts größten Stiles, was schon der als hervorragender Bibliograph anerkannte Bibliothekar der John Crear Library in Chicago, Herr Aksel G. S. Josephson, 1905 in einer Broschüre vorgeschlagen hat. Nach Northup soll das Unternehmen seinen Sitz in einem größeren geographischen Zentrum haben, lieber in Amerika als in England oder Deutschland und in Amerika lieber in Chicago als in New York. Die Details sollten von einer aus der *Bibliographical Society* und der *Modern Language Association* zusammen-

gesetzten Kommission ausgearbeitet werden. Der Verfasser selbst empfiehlt die Angaben mit Linotype auf Cards, den von der Library of Congress distribuierten ähnlich, drucken zu lassen, einen Teil auf dünnerem Papiere zum privaten Gebrauch und einen anderen auf festerem für die Zwecke der Bibliotheken. Möglicherweise könnten die Typen zur Drucklegung eines allgemeinen Jahresbandes oder von Spezialbibliographien der verschiedenen Fächer aufbewahrt werden.

Es läßt sich vom europäischen Standpunkt aus (wie vice versa) anführen, daß wegen der räumlichen Entfernung ein solches die gesamte Arbeit leistendes Zentralinstitut immer einen Kontinent vernachlässigen würde. Man darf dabei nicht übersehen, daß der europäische Kontinent, besonders Deutschland, hinsichtlich der wissenschaftlichen Produktion, nicht zum mindestens der philologischen, wenigstens bisher im Vordergrunde steht. Man wird ferner nicht klar darüber, ob nach der Meinung Northups ein Zettelkatalog (cards), den er als die hauptsächliche Aufgabe des Unternehmens (zunächst also eine Auskunftsstelle oder ein Zentralreservoir, möglicherweise eine Buchausgabe) in Aussicht stellt, unsere mangelhaften Bibliographien ersetzen könnte. Der Zettelkatalog (wie der von der Card distribution of the Library of Congress gelieferte) hat doch nur lokalen (nationalen) oder bibliothektechnischen Wert und muß die internationale Benutzung erschweren, wenn derselbe nicht den einzelnen Forschern im Drucke zugänglich wird. Kann es denn als ausgemacht gelten, daß man mit einem derartigen Gesamtkataloge der Philologie die von Northup gepriesene Vollständigkeit erreicht? Diese "cards" sind, wenn sie auch die Arbeit in hohem Grade erleichtern, nicht ohne weiteres, wie Northup sagt, "the chief desideratum". Es gilt nicht nur die Titel zu sammeln und unter gewissen Stichwörtern vorzuführen. Eine Analyse der wissenschaftlichen Aufsätze und Werke ist nur möglich, wenn jedes Fach von einem mit dem Gegenstande bis ins einzelne vertrauten Fachgelehrten übernommen wird. Es geschieht leicht, daß man bei der von Tag zu Tag anschwellenden literarischen Produktion des Stoffes nicht Herr bleibt. In diesem Zusammenhange kann ich einen Versuch in Erinnerung bringen, den Dr. H. Hungerland machte, eine Bibliographie neuer Erscheinungen aller Länder aus der Sprachwissenschaft zu schaffen: die *Philologiæ Novitates* (dem noch bestehenden Repertorium "*Naturæ Novitates*" entsprechend), die hauptsächlich wegen übergroßer Arbeitshäufung und der zu geringen Anzahl Mitarbeiter nur drei Jahrgänge erlebten. Northup erwähnt nicht, daß sich zu Brüssel schon ein "*Institut international de bibliographie*" befindet, und daß das Deweysche Dezimalklassifikations-System, auf dem sich die gesamten Arbeiten des Instituts mehr oder weniger aufbauen und gegenüber welchen die deutschen

Bibliothekare mit Recht sich durchaus ablehnend verhalten, zur Illustrierung der unbefriedigenden Organisation eines solchen Unternehmens dienen kann. Eine Bibliographie wie der "*International Catalogue of scientific literature*" wäre für die philologische Forschung zweifellos wünschenswert, aber die natürliche Basis müßten bezüglich der Ausführbarkeit, Vollständigkeit und Zuverlässigkeit die nationalen Bibliographien bilden, ein Grundsatz, den diese internationale Bibliographie der Naturwissenschaften durch ihre selbständigen, bestimmte Länder umfassenden Regionalbureaux zu verwirklichen gesucht hat.

Es wird demnach nicht außer Frage sein, ob ein Gesamtkatalog der Philologie, besonders in der von Northup vorgeschlagenen Zettelform, wenn derselbe auf schnelle periodische Information eingerichtet sein soll, wenigstens im Gebrauch "more nearly up to date" gebracht werden könnte, was doch in erster Linie zu wünschen wäre. Die Aufgabe desselben scheint mir vielmehr nur eine retrospektive werden zu können. Wegen der Übersichtlichkeit und der Möglichkeit den Umfang der Produktion auf größeren Gebieten zu überblicken, muß, wie schon gesagt, die Form eines solchen Repertoriums systematisch sein, ein Realkatalog, nicht ein Schlagwortkatalog mit mehr oder weniger zutreffenden Stichwörtern, der in Amerika und England die Sachbibliographie beherrscht. Im Interesse der Wissenschaft können nur Fachbibliographien eine solche Aufgabe erfüllen und eine natürliche Arbeitsteilung des philologischen Gebietes würde, wie sie schon besteht, die Voraussetzung sein. Und da man überhaupt in betreff der Lage der jetzigen philologischen Bibliographie nicht so pessimistisch zu sein braucht (wenigstens wird man nicht durch die Auseinandersetzungen Northups überzeugt, und die in der Sitzung gemachten Aussagen von amerikanischen Fachgelehrten gehen im ganzen in die gleiche Richtung), gilt es zu verbessern, was wir schon besitzen und das wir deutscher Initiative verdanken. Übrigens darf man nicht den Einsatz übersehen, den Deutschland gemacht hat und immer fort, zuletzt durch die groß angelegte Bibliographie der fremdsprachigen Zeitschriftenliteratur, macht.

Auf dem Gebiete der romanischen Philologie entspricht die als Supplement zur *Zeitschrift für rom. Philologie* herausgegebene Bibliographie im allgemeinen berechtigten Anforderungen. Die Übersicht in der *Anglia* umfaßt englische, resp. amerikanische Philologie und deshalb könnte sich der von der Gesellschaft für deutsche Philologie herausgegebene *Jahresbericht* auf die Behandlung der übrigen germanischen Philologie beschränken. Für die übrigen Sprachen sorgt Streitbergs *Anzeiger.* Sie erscheinen also (*Jahresbericht* ausgenommen) als Supplement zu den Fachzeitschriften und auf diese Tatsache gründe ich die Möglichkeit einer successive fortlaufenden biblio-

graphischen Arbeit. Nun denke ich mir, diese einzelnen Zeitschriften würden in jedem Hefte ein vollständiges systematisches Verzeichnis der Neuerscheinungen (selbständige Werke, Abhandlungen, Programme, Zeitschriftenliteratur) veröffentlichen. Diese *Novitätenverzeichnisse* würden zugleich als Vorarbeit zu den Jahresbänden dienen können. Die Zusammenstellung derselben ließe sich technisch dadurch erleichtern, daß die Titel z. B. mit Linotype gedruckt würden. Damit würde man den Anforderungen auf schnelle Information nach Möglichkeit gerecht, und praktisch würde eine Trennung der Arbeit der Inventarisierung und der periodischen Information hergestellt. So wäre es auch möglich die Lücken, die zur zeit zwischen Erscheinungsjahren und Berichtsjahren bestehen, zu beseitigen. Um eine noch vollständigere retrospektive Übersicht zu gewinnen, könnten die Jahresbände z. B. fünfjährlich zusammengefaßt werden. Damit entstehen natürlich höhere Kosten der doppelten oder dreifachen Drucklegung. Schließlich müßte vor allem eine einheitliche Methode der systematischen Einteilung in Anwendung kommen. Daneben sollten die zusammenfassenden Verzeichnisse der Abhandlungen und Programme fortgesetzt werden, ebenso die Register der Zeitschriften. Auch sollte, was noch nicht bemerkt wurde, ein systematisches Verzeichnis aller bekannten Handschriften hergestellt werden. Die bibliographische Behandlung einzelner Teilgebiete und Autoren bietet ein weiteres Arbeitsgebiet, dem die retrospektive, nationale oder internationale Bibliographie sich zuzuwenden hat, bevor wir uns mit der ungeheuer mühsamen Ausarbeitung einer im gewissen Sinne luxuriösen bibliographischen Enzyklopädie der Philologie werden zuwenden können.

Uppsala. P. Högberg.

Vulgärlateinische Inschriften, herausgegeben von Ernst Diehl. Bonn, A. Marcus und E. Weber's Verlag. 1910. 8. 176 S., brosch. 4,50 Mk., geb. 5,— Mk.

Die Sammlung schließt sich an die lateinischen christlichen, pompeianischen und altlateinischen Inschriften an, die E. Diehl ebenfalls in Lietzmanns kleinen Texten herausgegeben hat. Sie enthält in der Hauptsache Inschriften von Privatpersonen, die nicht imstande waren, ein schulgerechtes Latein der Mit- und Nachwelt zu überliefern, beigegeben sind einige offizielle Dokumente mit vulgärem Einschlag. D. hat diese Sammlung auf die vier ersten nachchristlichen Jahrhunderte beschränkt.

Die Anordnung der einzelnen Inschriften ist weder nach dem Fundort noch nach der Abfassungszeit gemacht, sondern nach grammatischen Gesichtspunkten. Da ja fast alle Ab-

weichungen der Vulgärsprache, die bisher erkannt worden sind, über einen größeren Teil des lateinischen Sprachgebiets, vielfach über die ganze lateinische Hälfte des alten Imperiums sich ausgebreitet haben, und da wir sehr viele der Steine nur ganz ungefähr datieren können, wird der Benutzer mit diesem Prinzip der Anordnung gewiß einverstanden sein. Er wird es auch sehr willkommen heißen, daß D. sich nicht damit begnügt hat, die Texte abzudrucken, wie sie im Corpus stehen, sondern ihnen kurze erläuternde Anmerkungen und Verweise beigefügt hat. Der Grammatiker kann freilich nicht überall beistimmen. *codiugi* (174) für *coniugi* ist nicht mit *coluci* (CILXII 427) zu vergleichen, denn jene Zeichen sind das Abbild einer Sprachform, diese sind niemals gesprochen worden, sondern durch Verwechslung der ähnlichen Schriftzeichen entstanden, wie umgekehrt *iebrɿs* für *libens* (270); *hinc sita* (753) gehört weniger mit *vinxeit* für *vixit* zusammen als mit *unde* für *ubi*; *trigitta* statt *triginta* (686) steht auf einem anderen Brett als *covviva* statt *conviva*; *ab hortu nov.* (32) braucht kein Verstoß gegen die Syntax zu sein. Über anderes sei auf die eindringende Rezension von M. Niedermann, *Berl. Philol. Wochenschr.* 1911, 1431 ff. verwiesen. Aber das sind Einzelheiten inmitten einer Fülle sachkundiger und treffender Erklärungen.

Auch die Register sind eine dankenswerte Beigabe. Nur würde man wünschen, daß im grammatischen Index die Gesichtspunkte zur Geltung gelangten, die bei der Gruppierung der Inschriften nicht berücksichtigt worden sind. So findet z. B. der Leser weder im Text noch im Register Belege für die Synkope oder die Wiedergabe der gedehnten Konsonanten beisammen.

Ein weiterer Wunsch wäre, die selteneren Abkürzungen noch häufiger als es geschehen, aufzulösen. Ist doch dem Büchlein nicht nur Verbreitung bei den Latinisten, sondern auch bei den Romanisten zu wünschen. Um ins Dunkel der den romanischen Sprachdenkmälern vorausliegenden Sprachperiode zu dringen, ist gewiß die Vergleichung der romanischen Mundarten und Sprachen unter sich das hauptsächliche Hilfsmittel. Aber sie allein könnte nur zur Erkenntnis eines mit dem Urromanischen identischen Vulgärlateins führen, wenn es feststände, daß die romanischen Sprachen aus einem einheitlichen Sprachstamm in freier durch nichts unterbrochener Entwicklung erwachsen sind. Wer das nicht von vornherein zu wissen glaubt, wird gern die Zeugen aus dem Altertum, und wenn es auch nur Steine sind, reden hören.

Berlin. K. Meister.

Proben aus der sogenannten Mulomedicina Chironis (Buch II und III), herausgegeben von Max Niedermann, C. Winter, Heidelberg 1910. X und 68 S. Kartoniert 1.20 Mk.

Als drittes Bändchen der besonders als Grundlage für latinistische und romanistische Seminarübungen gedachten Sammlung vulgärlateinischer Texte, herausgegeben von W. Heräus und H. Morf (Verlag Carl Winter, Heidelberg), hat Niedermann zwei Bücher des in letzter Zeit häufig genannten veterinärmedizinischen Werkes des sog. Chiron — die erste und bis jetzt einzige Gesamtausgabe veranstaltete bekanntlich Eugen Oder 1901 — neu herausgegeben. In der Einleitung gibt N. zunächst einen literargeschichtlichen Überblick. Die sog. Mulomedicina Chironis ist eine Kompilation, eine lateinische Bearbeitung zweier griechischer Veterinärmediziner, die auch Vegetius in einem Atem nennt, Apsyrtus (4. Jahrh. n. Chr.) und Chiron. Über die Person des letzteren wissen wir gar nichts. In Subskriptionen zu einigen der 10 Bücher der Kompilation wird er öfter *Chiron Centaurus* genannt, in der Unterschrift zum letzten Buch taucht plötzlich ein Claudius Hermeros veterinarius auf. Mit der Annahme, daß Chiron der wirkliche Name eines Vorgängers des Apsyrtus gewesen und der Zusatz Centaurus, der sich bei Vegetius nicht findet, als mittelalterliche Interpolation zu erklären sei, hat Oder keinen Beifall gefunden. Nach Niedermanns Vermutung handelt es sich vielmehr um ein im Hinblick auf die Arzneikunde und Pferdenatur des mythischen Kentauren von irgend einem Veterinärschriftsteller gewähltes Pseudonym, eine Hypothese, die er durch Analogien aus der Literaturgeschichte zu stützen vermag. Den Claudius Hermeros möchte Oder für den Übersetzer und Redaktor der Kompilation halten. Des Vegetius Mulomedicina ist einfach eine stilistische Aufarbeitung der ersten 6 Bücher der Kompilation, von deren Verfassern Vegetius zutreffend sagt, daß sie „*eloquentiae inopia ac sermonis ipsius vilitate sordescunt*". Dieses Verhältnis zwischen Vegetius und seiner Vorlage ergibt für die sprachliche Vergleichung vieles Interessante. N. hat daher in einem Anhang (S. 64—66) einige Stellen des Vegetius abgedruckt, die dessen Arbeitsweise und sprachliches Verhältnis zu ‚Chiron' veranschaulichen sollen (vgl. auch Lommatzsch, *Arch. f. lat. Lexikogr.* XII 401—410 u. 551—559); auch weisen die *fontes* und *testimonia* unter dem Text stets auf die entsprechenden Stellen des Vegetius hin. Die Zeit der Abfassung kann nur ganz ungefähr auf die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts angegeben werden.

Der Herausgeber widerlegt dann einige neuerdings aufgetauchte Bedenken gegen die Bewertung der Mulomedicina Chironis als eine der wichtigsten Quellen für die Kenntnis des späteren Volkslateins, indem er scharfsinnig nachweist, daß man nicht

einmal für die Orthographie, geschweige denn für die Syntax und Lexikologie, die Vulgarismen kurzerhand auf Rechnung der Abschreiber setzen dürfe, sondern im Gegenteil eine Tendenz Vulgärformen auszumerzen konstatieren müsse. Demgemäß gibt er hinsichtlich der Orthographie eine „diplomatisch treue Wiedergabe" des überlieferten Textes, darin sicherlich konsequenter als Oder, der, im allgemeinen sehr konservativ verfahrend, bisweilen doch am unrechten Ort korrigiert hat (z. B. die von N. gegen Oder beibehaltene Schreibung *quagulare* = coagulare, heute italienisch *quagliare*, kann auch aus anderen späten Autoren, aus dem Hebammenkatechismus des Mustio, aus Palladius, Dioscurides latin., Vegetius, Ps.-Plinius, Theodorus Priscianus, Cassius Felix, Marcellus Empiricus und Inschriften belegt werden, vgl. meine Dissertation *Quaestiones criticae et grammaticae ad Gynaecia Mustionis pertinentes* S. 37 f.). N. glaubt so weit gehen zu müssen, daß er selbst bis zur Unkenntlichkeit entstellende Schreibungen lieber im kritischen Apparat glossenartig erklärt als im Text verbessert, z. B. *dilacio* = *dilatatio* p. 3,29 u. 11,26. *provocabitur* = *profocabitur* 8,29. *dencionis* = *dentitionis* 9,25. *diote* = *idiotae* 11,14. *quod* = *quot* 11,16. *ali bero* = *alii vero* 3,19. *bibunt* = *vivunt* 31,19 (30,5), usf. Für die Textgestaltung hat er die Münchener Handschrift neu verglichen (die dem ersten Herausgeber unterlaufenen Irrtümer werden S. 68 mitgeteilt) und außer den seither veröffentlichten auch eine Anzahl unedierter Emendationen von Heräus und Riemann benutzt, seine eignen Konjekturen im Philologus (1910) näher begründet. Daß Prof. Riemann in Le Mans, wie der Herausgeber mitzuteilen ermächtigt ist, schon seit mehreren Jahren eine größere Abhandlung über Wortschatz und Syntax der Mul. Chironis vorbereitet, wird im Kreise der Fachgenossen mit Freude begrüßt werden.

Ein Blick in den Text genügt, uns den vulgären Charakter der Schrift hinsichtlich der Formenlehre, der Lexikologie und Syntax wie des Stils zu zeigen. Eine der auffallenderen Erscheinungen ist der ziemlich häufige Gebrauch transitiver Verben als Intransitiva, nicht selten finden wir bereits auch den Obliquus für den Nominativ gesetzt. Indessen glaube ich mir ein näheres Eingehen auf die sprachlichen Eigentümlichkeiten an dieser Stelle ersparen und dafür auf die sorgfältigen Zusammenstellungen Oders in seinen vielgelobten Indices — bei deren Benutzung natürlich die später gemachten Emendationen zu berücksichtigen sind — sowie natürlich auf die sonstigen auf S. IX namhaft gemachten sprachlichen Arbeiten zur Mulomedicina verweisen zu können.

Gießen. HANS MEDERT.

Marichal, J. J. *Die Mundart von Gueuzaine-Weismes* (phonetisch behandelt). Dissertation de Bonn, brochure in-8 de 68 p. Georgi, Bonn, 1911.

Une *Morphologie du parler de Faymonville* (*Weismes*) a été publiée par M. Bastin dans le tome 51 du *Bulletin de la Société Liégeoise de Littérature Wallonne* (Liège, 1909) et cette Phonétique se présente comme un complément (p. 62), de sorte que l'on possède, tout au moins en ce qui regarde les matériaux, une petite grammaire des parlers de la Wallonnie prussienne, qui comprend environ 10.000 Romans (p. 8) et a Malmédy pour centre. Et de ce patois l'on avait déjà une grammaire plus réduite de M. Zéliqzon dans la *Zeitschrift* de Gröber, XVII, augmentée après d'un glossaire, XVIII.

Ces parlers se rattachent plutôt étroitement au Liégeois; le pays a surtout des rapports avec la ville belge de la frontière, Stavelot (p. 7); la population wallonne, en face du germanisme menaçant, reste, de façon touchante, profondément attachée au patois, héritage et souvenir de la nationalité abolie.

Ce patois est le parler natal de l'auteur; mais il n'est pas bon romaniste, ou plutôt n'est encore qu'un débutant inexpert et son travail n'a guère de valeur que par l'apport de matériaux de première main. M. M. a fait ses études en étant maître dans des pensionnats privés (voir Lebenslauf) et cela doit incliner à l'indulgence: ses loisirs lui auront été plus que parcimonieusement mesurés.

J'ai parcouru sa monographie avec agrément, mon oreille de Wallon, dont l'adolescence sut parler un patois, caressée par la chanson imaginaire des mots encore familiers à la mémoire (en dépit de la graphie hirsute et phonétique), mais avec un agrément trop souvent gâté par les lacunes, les défauts et les tares de l'étude.

Je ne veux pas entrer ici dans les détails d'une critique fatigante et inutile pour les spécialistes avertis, qui cherchent généralement dans cette sorte de travaux des faits, des matériaux, et non des explications, qu'ils sont en état de donner, et donnent, avec infiniment plus d'autorité, de compétence et de science que le débutant qui tâtonne et parfois, comme ici, sait plutôt mal sa «matière». Mon intention est, prenant occasion de cette récente thèse universitaire allemande sur la phonétique du wallon, en faisant, p o u r l e s f a i t s, dans les cas qui le réclament, les renvois appropriés, de consacrer au dialecte wallon, en tant que dialecte, me limitant à la phonétique, une petite étude d'e n s e m b l e, que j'estime neuve, et qui aura pour fin de montrer l a g e n è s e, l e s o r i g i n e s du wallon. Cela revient à dire que je l'envisagerai (pour la phonétique) de l'an 500 à 800 environ, car c'est vraiment dans ce laps de temps, on le verra, que, sortant du latin vulgaire, il se constitue déjà avec

ses principaux caractères phonétiques distinctifs. Du IX^{e} siècle (des premières décades vraisemblablement), l'on possède en effet en wallon (c'est du moins ma conviction profonde, et on la verra se justifiant toujours davantage dans le cours de l'étude), un texte, *les gloses de Reichenau*, qui, bien qu'outrageusement latinisé, n'en reste pas moins de la plus considérable importance, lequel nous permet de constater notre dialecte constitué à cette époque avec les principaux de ses caractères, notamment les traits relevés plus loin aux n^{os} 5, 6 (et aussi 8 indirectement).

Pour être plus bref, c'est donc la phonétique du wallon prélittéraire ou, si l'on veut, préhistorique (500 à 800) qu'il me plaît d'esquisser. Et c'est par la voie chronologique que je procèderai, qui me paraît la plus lumineuse, avançant siècle par siècle, montrant les évolutions phonétiques s'accomplissant successivement et différenciant peu à peu ce qui deviendra un jour l'aire wallonne de ce qui l'entoure. Je laisse bien entendu de côté les évolutions qui s'accomplissent en commun avec le francien et qui sont naturellement censées connues du romaniste qui veut bien me lire. En d'autres termes, en même temps que je suis l'ordre chronologique, je procède par voie différenciative, si l'on peut dire.

Les principaux traits phonétiques du wallon prélittéraire ou préhistorique (500 à 800):

Déjà pour l'époque gallo-romaine, on peut rassembler, en cherchant, pour le latin de la région qui sera plus tard la Wallonnie, quelques particularités phonétiques intéressantes, dont l'aire plus ou moins considérable va parfois bien au delà de la région, mais qui sont déjà nettement distinctives par rapport au latin de l'Ile-de-France: par ex. *crassus* pour *grassus* (wall. *crū̆*), **cambita* pour **gambita* (wall. *tšàm*), **plǫvia* pour **plǫia* v. plus loin n^{o} 9, etc. Au VI^{e} siècle, lorsque s'élabore, sortant du latin vulgaire, le francescu ou langue des Francs, plusieurs traits du wallon, qu'il a en commun avec d'autres dialectes du reste, apparaissent déjà.

1) C'est tout d'abord la conservation intégrale du *w* germanique initial. Tout le long de la frontière linguistique, les Gallo-Romains adoptent ce phonème tel quel (cf. en picard, wallon, lorrain). Wallon du VI^{e} siècle: *wardare*, *wespa*.

2, 3, 4) Au VI^{e} siècle et aux alentours, avant et après (car les deux phénomènes empiètent sur les siècles environnants), lors de la syncope de la voyelle pénultième et de la voyelle contrefinale, le wallon se différencie du français en conservant intacts blusieurs groupes nouveaux de consonnes qui apparaissent. D'apord, dans le groupe *m-l*, il n'opère pas l'intercalation d'un *b* adventice (de même que le lorrain et le picard). Wallon de 700: *semlat semlare*, *tremlat tremlare*. De même, plus tard, quand agit la loi des voyelles finales (chute ou voyelle d'appui), au

VIII^e^ siècle sans doute, wallon *ensemle* d'*insimul*. En ce qui concerne le groupe *m-r*, le wallon, on le sait, évolue comme le français: *tšãp* chambre. Il s'en sépare toutefois dans le cas unique *marm* marbre (Grandgagnage), qui offre cette particularité du groupe *m-r* appuyé sur consonne. — En second lieu, le wallon garde intacts les groupes *n-r*, *l-r*, où le français opère l'insertion d'un *d* (encore comme le lorrain et le picard). Wallon de 700: *tenru*, *cenre*, *ponre ponrat*, *venrat*, *tenrat*, *venredie* < *Venere die* mod. *vẹ̄rdi* jamais **vẹ̄risdi*; *tolre tolrat*, *molre molrat (molere)*, *volrat*. Et comme *l-r* évolue *lv-r*, qui laisse choir son *v*: *polre* pour *pulvere* et *solre solrat* pour *solvere*. Pour les faits en moderne, v. Marichal, p. 59; *pūr*, donné comme savant p. 42, est une de ces «énormités» qui lui sont familières. — Enfin, dans le groupe *s-r*, où le français insère *t* ou *d*, selon que l'*s* était sourde ou sonore, le wallon ne pratique pas non plus l'épenthèse et garde le groupe. Wallon de 700: *esre* mod. *ẹs i̯ẹs*, *ancesre*, *cres'ire cres'irat* mod. *krẹš krẹχ krẹšra krẹχra* selon régions, *conos'ire conos'irat* mod. *kinǫš kinǫχ kinǫšra kinǫχra*; *cosre cosrat* mod. *kœs kœzra*. Il est vrai de dire qu'un *estre* peut avoir été reconstruit sur *est estes estant estet*, comme le prouve *astreiet astreient* dans *Jonas* et comme *distrent* dans ce texte est refait sur *dist*. Dans tout l'Ouest il règne un *kœt* part. *kœdü* subj. *kœt* ou *kut* (Grignard, *Dial. de l'O. wall.*), mais dire qu'il vient d'un phonétique **keusdre* (§ 73) est une hérésie (plus exactement de **kozdre*). Car en wallon, il ne faut pas s'y tromper, *z* subsiste dans *zd* comme *s* dans *st*. Grandg.[1]) a *brosder* et *hisdeû hisdeure* II 537; Grignard § 48 donne lui-même *Boustaine*, lieu-dit, déformation de *Bous d'Haine*, Bois d'Haine. Si le wallon dit toujours *vẹ̄rdi* et *džüdi*, c'est parce que c'est *Venere Jove die* et s'il a *tǫdi*, c'est parce que c'est phonétique: *totosdies* (1 mot) donne *tot(s)dis* avec chute d'*s* comme *culcita* > *colt(s)ta* > *colte* et comme *hal(s)berg* > *halberc*. Du reste la règle *consuere* > *cosre* est prouvée par *fisient* et *permessient* de *Jonas*, où l'on peut voir *fisrent* et *permesrent*, en voie d'altération vers les postérieurs *fisent (per)mesent (Poème Moral: fisent*, *prisent*, *misent*, etc, «Eigentümlichkeit des Wallonischen», Cloetta, p. 115—6), mais jamais, en tout cas, *fisdrent* et *permesdrent*. Le *kœt kœdü* de l'Ouest doit donc s'expliquer par une reformation sur les *très nombreux* verbes en *-t* part. *-dü* (fr. *-dre -du*).

5) Aux environs de 700, *b* (ou *br*) intervocal passe, en français, à *v (vr)*. Ce *b (br)* existait dans les mots héréditaires ayant *br* intervocal comme *fabru* (*b* simple intervocal, type *faba*, ayant passé à *v* au 1^er^ siècle en latin), dans des mots héréditaires où il provenait de *p (pr)* comme *lupa* (*capra*), dans des mots savants tels que *ebureu* et *ab oculis* et dans des mots d'origine germanique

[1]) Bastin, pour Faymonville, *his* effroi *Bull. Soc. Litt. w.* 51, p. 325); Haust, pour Stavelot, *his* et *èhisder* ibid. 44, p. 511 et 505.

où il provenait soit de *b (bh)* étymologique, soit de *p* étymologique (sonorisé) comme *striban*, *tibher*, *skapin (estriver*, *toivre*, *eschevin)*, voir ma *Phonét. du franç. prélitt.* § 47. D'après Bourciez, *Elém. de lingu. romane* p. 180, le plus ancien exemple attestant cette évolution *b (br) > v (vr)* serait «*sevis* pour *saepes*, Form. And. 33.» C'est, selon moi, lors de cette évolution que le wallon (ainsi que d'autres dialectes), la pratiquant sur une base plus large, fit passer aussi *bl* intervocal (étymologique ou *pl* sonorisé) à *wl*, *vl* (ce que ne fait pas le francien). Donc wallon d'après 700: *taula* mod. *tāf tōf* et *tāl tōl*, *stoula* mod. *stœ̣l*, *criulus* mod. *krīl krül* selon région. Le glossaire de Reichenau a *stipulam*: *stulus* 1097, *crebro*: *criuolus* 879, v. Hetzer, *Reich. Glossen* p. 94, qu'il faut lire *stọul*-avec diphtongue et *criulus* avec élision d'*o*. Francien *table*, *estoble*, *crible*. Il y a lieu de faire remarquer que le domaine wallon n'est qu'une partie de l'aire très considérable sur laquelle s'accomplit le phénomène *bl > wl (ul*, *vl)*. Sur *bi̯* qui donne *vi̯* (vers 700?), voir aussi plus loin, n⁰ 9. Sur les faits à Weismes, Marichal p. 61: *manüχ* (pas de sens) ne saurait être *manipulu*, *savi̯ō < savlone* est modelé par *pavelione pāvi̯ō* papillon et les noms en *-io*.

6) Aux environs de 700 encore, selon moi, intervient une autre différenciation entre le français et le wallon, qui est très importante et embrasse une nombreuse catégorie de vocables. Vers cette époque sans doute, en français, le yod semi-consonne, soit étymologique, soit provenant d'évolution romane, escalade dans de nombreux cas la consonne ou les consonnes qui précèdent pour venir s'accoler à la voyelle (comme dans *coriu* ou bien *nuce > nodzi̯e > noi̯dze*). Dans les quatre cas du tableau suivant (dont je me dispense de faire l'explication et l'énumération, parce qu'ils parlent assez d'eux-mêmes à l'œil et à l'esprit du lecteur), le wallon s'est nettement séparé et fortement distingué du francien, en ne pratiquant pas le déplacement du yod:

		francien	wallon	moderne
1.	*basiare*	*baisare*	*basiare*	*bāžī*, *bāχī*
	**crassia*	*graissa*	*crassia*	*krāš*, *krāχ*
2.	*aucellu*	*auidzellu*	*audziellu*	*u^žē*, *uχē*
	dece	*deidze*	*dedzie*	*dī(ž)*, *dī(χ)*
3.	**piscione*	*peissone*	*pessione*	*pẹ^šō*, *pẹχō*
4.	*ratione*	*raidzone*	*radzione*	*rā^žō*, *rāχō* (Grandg.)
	**frustiare*	*froissare*	*frossiare*	*frọ^šī*, *frọχī*
	**ūstiu*	*uissu*	*ussiu*	*ü^š*, *üχ uχ*

Le wallon va plus loin. En français le traitement des groupes *x* et *sc* est *-is-* et des types comme *coxa (cocsa) cresco* donnent avant le VIII^e siècle *coisa* avec *s* sourde, *creiso* avec *s* sourde. Il est admis, en effet, en grammaire historique française, que le groupe *sc (cresco*, **vascellu)* était devenu partout *cs* déjà en latin

vulgaire de Gaule, excepté devant *a (musca)*, et excepté aussi, *on peut l'ajouter*, à l'entrée du mot, parce que là, naturellement, il provenait d'un composé avec *ex- (es-)* ou en donnait plus ou moins l'impression (comme dans *excutere (escọtere)*, *escopare*, **escọltare)*. On a raison d'admettre cette métathèse de *sc* en *cs*, car, à y réfléchir, des mots comme *cresco fasce* donneraient *cresc* **fasz faz*, puisqu'on a *porc falz* de *porcu falce*; il faut donc partir de *crecso facse*. Le wallon va plus loin, ai-je dit, et il se différencie ici du francien, en ce que, dans les types *coxa crecso*, poussé sans doute par un besoin d'égalisation, il fait une transposition de l'*i* d'avant en arrière par dessus la consonne et dit *cosia cresio* (*s* sourde). Ainsi, dans les deux cas suivants, il dit:

		francien	wallon	moderne
5.	*coxa*	*coisa*	*cosia*	*kǫ*$^{\check{s}}$, *kǫχ*
	sex	*seis*	*sesi̯*	*s*$\bar{\imath}$*(š)*, *s*$\bar{\imath}$*(χ)*
6.	**vacsellu*	*vaisellu*	*vasiellu*	*va*$^{\check{s}}$*ē*, *vaχ*$^{\bar{e}}$
	crecso	*creiso*	*cresio*	*krę*$^{\check{s}}$, *kręχ*

Et même mieux. Le latin vulgaire de Wallonnie a fait, il faut bien l'admettre, la transposition de *sc* en *cs* même devant *a* et même partout à l'entrée du mot, là où l'on avait composition par *ex-*, apparence de composition ou bien non. Et l'on a à ajouter aux six cas déjà vus les deux suivants, dans lesquels le wallon s'est écarté radicalement du traitement en francien et par lesquels il s'est différencié de lui d'une façon des plus manifestes:

		francien	wallon	moderne
7.	*musca*	*mosca*	*mocsa>moisa>mosia*	*mǫ*$^{\check{s}}$, *mǫχ*
	scamnu	*(e)scamnu*	*(e)csamnu*, *(e)siamnu*	*šam*, *χam*
8.	*escọtere*	*(e)scodre*	*(e)csọtere*, *(e)siodre*	$^{\check{s}}$*œ̣r*, *χœ̣r*
	scopare	*(e)scovare*	*(e)csovare*, *(e)siovare*	$^{\check{s}}$*ǫvẹ*, *χǫvẹ*
	**escọltare*	*(e)scoltare*	*(e)csọltare*, *(e)sioltare*	$^{\check{s}}$*utẹ*, *χutẹ*
	**scuma*	*(e)scuma*	*(e)csuma*, *(e)siuma*	$^{\check{s}}$*üm*, *χum*

Pour toute cette évolution, si curieuse en wallon, de toutes ces séries de mots, l'étape *(s)si̯* est attestée au IX^{e} siècle par le glossaire de Reichenau qui a 823 *axis*: *ascialis* <*axalis*, 986 *lena*: *toxa* = lat. vulg. *tọsca* < lat. *tŭsca* (Hetzer, *op. cit.* p. 118) et 1057 *passer*: *musco velomnes minute aues* <**muscio* (wall. mod. *mu*$^{\check{s}}$*ō mǫχō* a. fr. *moisson)*. Hetzer a montré p. 121 que la graphie *sc* vaut *ss*, donc *s* sourde, car si le glossographe écrivait *asialis*, on lirait *z* (*s* sonore), puisqu'à cette époque *s* intervocale *(causa)* est sonorisée. Quant à *toxa* pour le lat. vulg. *tọsca*[2]) et à *musco*

[2]) Le sens de ce mot est «rauher, grober Stoff» «Mantel, Decke aus rauhem Stoff» (Hetzer p. 51). Je le retrouve, mais *estropié* par l'éditeur, dans des chartes liégeoises du XVI^{e} siècle; «au fait des draps qui seront drappés de vilaines coxhes et pellins tondus entre le mois de may et St. Remy» (chez Grandgagnage, II p. 571, année 1527) et «pourpoint, chausses, henches (?), fohes, cottreaux (*jupons*), golliers et autres habillements d'hommes et de femmes.» (id., II p. 593, année 1575).

pour le vulg. **muscio* (Hetzer, p. 14), ce sont des latinisations erronées, fautives du glossographe, qui prouvent que *x*, *sc* (aussi bien devant *a* et *o* qu'ailleurs) et *sci* avaient tous les trois uniformément la valeur *(s)si̯*. Il relatinise au petit bonheur en confondant toutes ces diverses catégories. Le *Jonas* au X^e siècle constate encore l'étape *(s)si̯*, en écrivant *pescion posciomes* et *escit fesist.* Le wall. ancien a pour représenter l'étape moderne $\chi <$ *(s)si̯* la graphie *x* on *xh* (ainsi *moxe* ou *moxhe* = *mǫχ* < *musca*), graphie encore employée dans des noms de lieux et des patronymes d'ailleurs *(Fexhe, Moxhon).* *x* comme graphie est étymologique, puisqu'on a $x > \chi$ dans le cas n^0 5 *coxa* > *kǫχ*. Quant à *h*, il est phonétique; très aspiré, il est équivalent à χ. Enfin *xh* n'est que l'accouplement des deux graphies concurrentes. (Pour le phénomène traité sous ce n^0, nombreux exemples de Weismes chez Marichal p. 53). — Il est important de faire remarquer que tout l'extrême Ouest wallon, qui borde la frontière de *ca ga*, fait exception à la loi pour tout *sc* initial (*même devant a*), qu'il maintient tel quel, voir Grignard, *Dial. de l'O. wall.* § 71.

7) Avant le milieu du VIII^e siècle (j'ai posé comme *terminus a quo* la date de la conquête de la Septimanie, 719, dans ma *Phon. du fr. prélitt.* § 50, à cause du traitement en francien de *meschin* d'origine arabe), dans la plus grande partie de la Gaule du Nord, *c* et *g* devant *a*, *e* et *i* s'altèrent pour aboutir à $t^š$, $d^ž$: *vache*, *jambe*, *chose*, *joie*, *eschine*, *giron*, etc., etc. D'après moi, le wallon fit participer à cette altération le groupe *cc* devant *o* final et dit en 750 *beche* bec, *sache* sac, *bache* bac, *seche* sec, *flache* mou < *flaccu* (mod. *bęt^š*, *sat^š* *sęt^š*, *bat^š*, *sęt^š*, *flat^š*. On se rappelle que le *Jonas* dit: *cilg eedre fu seche.* L'aire du phénomène s'étend sur le domaine lorrain, mais non pas picard. En guise d'explication, j'imagine une étape antérieure **beccə*, où en wallon le groupe *cc* aurait déterminé un *e* féminin d'appui lors de la chute des voyelles finales, celle-ci ayant lieu alors avant l'altération de *c*, *g*. Ce qui est curieux, c'est que les mots venus du germanique, à part *bac*, ne présentent pas ce phénomène: wallon *bǫ(k)* bouc, *stǫ(k)* masc. souche, *blǫ(k)* billot (aussi dimin. *blǫkē*), *krǫ(k)*; ni non plus d'ailleurs le mot d'origine arabe *męskin* (servante). Les mots germains n'étaient-ils pas encore empruntés lors de l'évolution ou bien est-ce la coexistence comme langue parlée du tudesque à côté du roman qui les empêcha d'évoluer? Il est de fait que les mots germains ont bien rarement pratiqué l'altération de *c*, *g*, là où ils auraient dû la faire: wall. *blāk blāki*, *frāk afrāki*, *tribukī*, *klǫk* (et *klǫt^š*), *gāt* chèvre *gādǫ* chevreau, *agās* pie, *agadlẹ* parer, *gāi̯* bien vêtu, etc. Cependant *lǫt^šę* boucle de cheveux (dimin. d'un **loche?*).

8) Peu après le milieu du VIII^e siècle eut lieu en français la monophtongaison de *au* en *ǫ*, les plus anciens exemples sont du glossaire de Reichenau: *ros*, *soma*, *sora*. Le wallon s'est diffé-

rencié ici du francien en ce que, en hiatus avec *a*, il a gardé la diphtongue intacte tant à la tonique qu'à l'initiale, et il a dit avant la fin du VIII[e] siècle: *chawe* a.fr. choe < *kawa*, *hawe* houe < **hawa* pour *hauwa*, *clawar* clouer, *hawar* houer, *hawel* hoyau. Et de même, bien entendu, *awe* oie, *trawar* trouer, *rawar* < **raucare* (dans lesquels le *c* n'existait plus au VIII[e] siècle). Wallon mod.: *tˢaw*, *haw*, *klawẹ*, *hawẹ*, *hawē*, *āw ōw*, *trawẹ*, *rọwẹ* (Namur se dit du cri de la chatte en chaleur, Grandgagnage v. *râwe*). Si l'*u* est *la désinence de déclinaison*, le wallon s'est aussi distingué du français en gardant la diphtongue *au* au lieu d'en faire *ǫu*; mais pour *au* en hiatus avec *u* il a dit *ǫu* comme le français: ainsi wallon d'après 750 *clau* clou < *clau*, *fau* a. fr. fou < *fau* (dimin. *fawel*); mais *trǫu* trou < *trauu*, *pǫu* peu < *pauu* (mod. *klā*, *fā(w)* dimin. *fawē*; mais *trọ*, *pọ*, qui n'existent jamais et sont impossibles à trouver sous la forme **trā* **pā*). Sur les faits à Weismes, tout à fait conformes, pp. 14 fin et 21; corr. la coquille *fă* en *fā*. Le moderne *flāw* faible = fr. *flou*, surprenant à première vue, s'explique fort simplement comme un féminin originaire, *flawe* ayant éliminé le masculin. Comme correspondant de *bleu*, je n'ai retrouvé de forme indigène en mod. que le fém. *blǭʷ* à Haybes (*blǭwẹ* bleuet à Hanzinne), mais *blawẹt* étincelle atteste bien l'ancien féminin *blawe* (*Atl. lingu.* 138, 139 et 493). Le glossaire de Reichenau a 838 *armilla*: *baucus*. Comme l'a. fr. dit *bǫu*, il faut partir de **baugu* qui était au VIII[e] siècle **bauu*, car *baug* germ. sans finale donnerait **bǫc* ou **bǫi*. Le glossographe prononçait donc *bǫu* comme *trǫu* et *pǫu*, mais il «étymologise». Si l'on retrouve le mot en wallon, il sera *bọ*. *Feent* (de *Jonas*, par **faent*), une des formes du moderne, qui diverge de *vont*, pour aire (Marchot Z. de Gröber, XXII, 401) et explication, va à la flexion.

9) Avant la fin du VIII[e] siècle probablement, le français change le groupe *pi̯* en *ch* en passant sans doute par l'étape *pch* (conservée en provençal). Le wallon se sépare du français en gardant *pi̯* intact; ainsi wallon de 800: *apiẹr* ou *apiier* (s'il y a déjà diphtongaison) a.fr. achier mod. *apī*, *apropiar* approcher mod. *aprẹpī*, *sapie* sache mod. *săp sẹp*, *hapie* hache mod. *hăp hẹp*, *crepie* crèche (aha *krippja*) mod. *krẹp*, *clopiar* < **cloppi(c)are* mod. *klẹpī*, *erpie* < **hirpi(c)a* mod. *īp* (Est). En même temps, en français, les groupes *bi̯ vi̯* devenaient *dž*. Ici encore, le wallon se distinguait en ne faisant la transformation que pour *bi̯ vi̯* après consonne, maintenant entre voyelles les deux groupes intacts, si ce n'est que correspondant à *bi̯* il a *vi̯* (mais c'est parce qu'il avait déjà changé ce *bi̯* étymologique en *vi̯* soit au 1[er] siècle soit vers 700, quand tout *b (br, bl)* intervocal passe à *v* en vertu de la loi exposée supra au n[0] 5). Ainsi on a vers 800 en wallon: après consonne *chamjar* changer mod. *kādžī* St. Hubert *tˢādžẹ*, *lomge* < *lum-*

bea St. Hubert *lōtš* = axe de chariot[3]), *serjant* mod. *sordžā* (Grandgagnage), *salge* sauge mod. *sūtš sẹtš*; mais après voyelle *govion* goujon, *roviole* ou *roviuole* (si la diphtongaison est faite) < **rubeola*, *pivion* pigeonneau < **pibione* (prov. *pijon* non *pipchon*), *chavie* < *cavea*, *plovie* ou *pluovie* < **plǫvia* avec maintien du *v*, *naviar* < *navi(g)are*, *nivie* < *nivea*, *niviar* < **niveare* — les représentants modernes sont *goviõ*, *rǫvi̯ūl*, *pīvi̯õ*, *tšȩ̄f* grande cage à volaille, *plūf* (subsidiairement *plẹf plœf plüf* etc.), *nēvī*, *nīf*, *nivī*. — Toutefois, je dois faire pour *bi̯* intervocal > *vi̯*, la restriction *expresse*, très importante, que ce n'est que *pour bi̯ intervocal avant l'accent tonique* que le wallon n'a pas fait le traitement *dž* du francien. Car, *après l'accent*, *bi̯* intervocal fait *dž* comme en francien: *rǫtš* (d'où *rǫdži*), *ratš* (d'où *aradžī*), *titš*, *gǫtš* gouge, *gǫtš* sorte de poisson (Grandg.)<cl. *gobius*, *sūtš sẹtš* < **sabiu* (du jargon des clercs) après la sonorisation (un *sȩ̄f* de Liège, chez Grandg., «en son plein sens», est plus tardif et ne passe de chez les clercs à la langue commune qu'après avoir atteint l'étape **saviu* vers 700). Un *arapẹ* de Liège (Grandg. I p. 327), forme polie, adoucie d'*arẹdžī*, est né, selon moi, dans la formule imprécatoire **arrapiam-as-at* (*arripere*), atténuation pour *arrabiem -es -et*. Un *lẹdžīr*, léger, qui est *général*, au lieu de **lẹvī*, a, il faut l'avouer, de quoi déconcerter: y a-t-il eu un *levis* autochtone? — Il y a lieu de faire remarquer que le domaine wallon n'est que *partie* d'une région qui n'a pas effectué l'évolution de *pi̯* en *tš* et de *bi̯* (devant l'accent) *vi̯* intervocaux en *dž*.

10) Il aurait fallu consacrer un paragraphe au traitement des proparoxytons en wallon prélittéraire, question ardue et fort complexe; je confesse sans détours cette lacune importante du présent essai. Mais à chaque jour suffit sa peine et, à mon sens, l'étude serait prématurée et inefficace, parce qu'incomplète, incertaine, basée sur les seuls matériaux dont on dispose à l'heure présente. Pour déterminer ce qui est traitement général wallon ou particularité de zone restreinte, on a besoin de matériaux embrassant tout le domaine ou à peu de chose près, ce qui est général devant seul être mis en œuvre. L'étude ne me paraît pouvoir être faite avec succès et résultats sûrs que par l'apparition d'un vaste *Dictionnaire général de la langue* (!) *wallonne*, entrepris par A. Doutrepont, Feller et Haust.

Tous les phénomènes précédents, traités sous les n^{os} 1—9, sont des phénomènes généraux, dont les aires parfois considérables dépassent toujours la zone wallonne, sur laquelle elles viennent toutes se superposer, et c'est précisément par cet ensemble d'aires

[3]) Liège a *lǫñ* longe de veau et *frāñ* frange (Grandg.) et Stavelot *frān* (*Bull. Soc. Litt. w.* t. 44, p. 507): c'est une particularité de zone pour laquelle je propose, provisoirement et jusqu' à meilleur informé, la série *logne* et *lonne* < *lonnie* < **lenmie* < **lommie* < *lombia*.

se superposant que le wallon en vient à se constituer comme dialecte de 500 à 800 (pour ce qui est de la phonétique, bien entendu, seule traitée ici, et encore avec la lacune des proparoxytons). Le dialecte wallon, *proprement dit*, a, à peu près, les frontières suivantes: Au Sud, «l'immense forêt qui couvre la Semois au nord», qui constitue une zone *wallonne-lorraine*, où règne le «hogais» (Feller, *Phon. du gaumet et du wall.* Intr.), zone qui commence à une ligne approximative Martelange (allemand)-Mellier-Bertrix (Marchot, *Revue* de Clédat, V, 222) et qui conduit au vrai lorrain, dit *gaumais* (Sud de la Semois, Feller). Le coin qu'enfonce la France en Belgique jusqu'à Givet est wallon. Au Sud de Couvin et Chimay, de vastes forêts, à rares villages, qui couvrent la frontière, marquent la fin du domaine wallon. A l'Ouest, une ligne Beaumont-Thuin-La Louvière-Braine-le-Comte indique, en gros, l'entrée dans le domaine *ca, ga* (*Mélanges wallons* et Grignard, *op. cit.* Intr.) et le passage à une zone *wallonne-picarde*, qui mène au tournaisien et au rouchi, variétés purement picardes.

Appendice: Le wallon de Charlemagne. Comme appendice à cet essai sur le wallon prélittéraire, il m'a paru piquant de condenser en une brève page les principaux «wallonnismes» que pouvait faire (pour la phonétique, s'entend) un Roman de Wallonnie vivant à la fin du VIII^{e} siècle. Je prends le personnage le plus célèbre, Charlemagne, dont la cour était à Aix et qui parlait certainement le roman tout proche. Je l'imagine se promenant par une journée d'été dans ses domaines d'Aix-la-Chapelle avec un serviteur de Wallonnie et je me plais à entendre le monarque discourir ainsi: (mes chiffres renvoient aux n^{os} de l'essai, tout «wallonnisme» est en italique).

S^{i}olte (6), serjanz (9), *basie* (6) ma man, non *tremlar* (2).

Apropie (9) de cel *api(i)er* (9) si *tolras* (3) delm(i)el un pou (8) en un *vas^{i}el* (6, *s* sourde).

Cist *odz^{i}el* (6) *semlent* (2) estre (4) *chawes* (8), cil sont *pivion* (9) eṭ cil *vedz^{i}in* (6), cui gros est li *beches* (7), sont *mossion* (6).

Cist *pession* (6) qui vont *naviant* (9) sont *govion* (9).

Les *blankes* (7) *awes* (8) vont *clopiant* (9) en les *estoules* (5), *cres^{i}ent* (6, *s* sourde) fortment, ont molt de *crassie* (6), non sont mais aṭ *conos^{i}re* (4 et 6).

Warde (1)! *Pas^{i}ront* (4 et 6) cil boc (7) les tiges (9) eṭ les *cos^{i}es* (6, *s* sourde = branches)? Non il, par Deu! Fai els tornar en lo *staule* (5), dont li *baches* (7) est de *marmre* (2), si cloṭ l'*us^{i}* (6), non *es^{i}ront* (4 et 6) plus.

Anoianz (mod. *anọī*, anoget Reich.) sont les *mos^{i}es* (6, *s* sourde) en ceste *sadz^{i}on* (6).

Warde (1) cel estoc (7), ja est toz *seches* (7).

Trenche cel *fau* (8) av(u)oc *hapie* (9), ent feras une *crepie* (9) en *clawant* (8) *claus* (8).

Prent *hawe* (8) por *es^iavar* (6, *s* sourde, excavare) un trou (8), *ponras* (3) la terre en *criule* (5) si avras *polre* (3) oṭ *savlion* (5).

Ore done la *tos^ie* (6, *s* sourde), que *cosreṭ* (4, consuerat) ma *os^io(u)r* (6, *s* sourde), quar c(h)amjeraṭ (9) li temps, *venraṭ* (3) *pl(u)ovie* (9), ja sus *n(i)eules* (5) *manacent* (mod. *mansī*, manatiat Reich).

Note: Les mots traités qui sont dans «l'Atlas Linguistique».

1) wardare 626, wespa 672.

2, 3, 4) semlat 1153, tremlare 1330, ensemle 464; *tšāp* 224 — tenru 1055 B, cenre 210, ponre 1059, venrat 1366, venredie 1359; molre 879, volrat 1418 et 1419, polre 1069 — esre estre 499, cres^ire 362, conos^ire 317; cosre 331 et 332 (*vẹ̄rdi* 1359, *džüdi* 720, *tǫdi* 1318).

5) taula 1273, criulus 354, *savįõ* 1176.

6) basiare 106, crassia 463, audziellu 938 et 939, dedzie 412 à 415, pessione 1052, radzione 1130, ussiu 1062 A et B, cosia 170, sesi 1235, mosia 876 et 877, (e)siamnu 479, (e)siovare 109, (e)sioltare 444, (e)siuma 448 et 449; ascialis 484, *muscio 866 A et B.

7) beche 106, sache 1178, bache 70 et 348, seche 1209 B; *bǫ(k)* 150; *mẹskin* 1226; *blāk* 135, *frāk* 610, *klǫk klǫtš* 302 et 303, *gāt* 272, *gādǫ* 273, *agās* 1010 et 323.

8) clawar 305, awe 936, trawar 1337; clau 304, fau 690 et 691; trọu 1336 B, pọu 1007; blawe 138 et 139 (*blawẹt* 493).

9) api(i)er 1174 B, hapie 680, crepie 348, erpie 689; c(h)amjar 230 B, salge 1195; rovi(u)ole 1172, pl(u)ovie 1039, naviar 894, nivie 903, niviar 904; *rǫtš* 1171, *ratš* 1127, *sātš sẹtš* 1179; *lẹdžīr* 756.

Saint-Hubert (Belgique). PAUL MARCHOT.

Des Granges, Ch.-M. *Histoire de la littérature française.* 8⁰. XVI + 927 S. Preis 4 Mk. Paris, Librairie A. Hatier; Freiburg (Baden), J. Bielefelds Verlag. o. J.

Der Verfasser dieses Handbuches gibt in einer Vorrede die Grundsätze an, die ihn bei der Abfassung seines Buches geleitet haben. Er will zwei Hauptforderungen der modernen Pädagogik befriedigen: *le sens historique et la précision.* Er will nicht isolierte Meisterwerke vorführen, sondern den Gang der Literatur in Verbindung mit der allgemeinen Entwicklung der Ideen und Geschehnisse darstellen, auch durch die Biographien der Autoren ihre Werke erklären. Ferner will er nicht fertige Urteile über die literarischen Schöpfungen abgeben, sondern diese aus sorgfältigen Analysen der Kunstwerke selbst heraus wachsen lassen.

Man kann diesen Grundsätzen ohne weiteres zustimmen. Es fragt sich nur, wie sie in die Tat umgesetzt worden sind. Und da muß man sagen, in ungleichmäßiger Weise; häufig genug gut

und richtig, aber daneben doch auch nicht selten in ungeschickter, verbesserungsbedürftiger Art. Die Darstellung der Literatur des Mittelalters ist von der Anwendung der so schönen Prinzipien sicherlich ganz unberührt geblieben. Man hat hier den Eindruck, als ob der Verfasser ganz unselbständig sei und eben nur aus zusammenfassenden Darstellungen älterer und neuerer Zeit, aus Leitfäden und Chrestomatien einige dürftige Bemerkungen eilig und wahllos aneinanderreihe. Der Verfasser hat keine deutliche Vorstellung von der mittelalterlichen Literatur und kann daher auch keine deutliche Anschauung von ihr geben. Die Werke des Mittelalters, Epen, Romane, Satiren usw. sollen neben anderen, ihr Wesen ausmachenden Eigenschaften, enthalten „*des situations vraisemblables*" und sich auch in dieser Hinsicht der Periode der Renaissance nähern! Die Anschauungen vom Epos als einer spontanen, unliterarischen Gattung gegenüber dem literarischen Roman, sind so, wie sie vorgebracht werden, gänzlich veraltet und unrichtig. Widerspruchsvoll in all ihrer Oberflächlichkeit bleiben die Ausführungen über Herkunft und Wesen der höfischen Liebesauffassung. Die Inhaltsangaben der chansons de geste, der höfischen und antikisierenden Romane sind manchmal von einer verblüffenden Dürftigkeit und Ungeschicklichkeit. Die einzelnen, oft von Grund aus verschiedenen Werke stehen häufig ohne Übergang nebeneinander; manche wichtige werden überhaupt nicht genannt, dafür dann unwichtige. Kurz, typische Kompilationsarbeit ist diese Darstellung der französischen Literatur des Mittelalters. Außerstande auch nur eine Ahnung von ihren wahren Werten zu geben; pädagogisch höchst gefährlich, weil die Genügsamkeit des Lehrenden sich auf den Lernenden überträgt.

Pflege des historischen Sinns und Präzision erstrebt der Verfasser. Ein typisches Beispiel dafür, wie wenig innerlich diese beiden Forderungen wirklich erfaßt sind, gewährt gleich der erste Satz des ersten Kapitels. Er heißt: *Le moyen âge comprend la période qui s'étend de 842 (Serments de Strasbourg) à 1515 (avènement de François I).* Soll hier etwa von rein historischem Standpunkte aus das Mittelalter mit Geltung für Frankreich abgegrenzt werden, so wäre diese Bestimmung natürlich willkürlich und unhistorisch. Soll gesagt werden, die Geschichte der Literatur Frankreichs im Mittelalter beginnt im Jahre 842 und endet im Jahre 1515, so wäre eine solche Annahme absurd. Das Jahr 842 gilt dem Verfasser als Datum der Abfassung eines schriftlichen Denkmals, nicht als politisches Ereignis von weittragender Bedeutung. Das Jahr 1515 bedeutet ihm den Anbruch einer neuen Zeit. Faktoren also ganz verschiedenen Charakters und Inhalts sollen Anfang und Ende einer Periode bezeichnen. Abgesehen von dieser Verworrenheit ist es ganz unpräzis, die französische Literatur mit den Straßburger Eiden

beginnen zu lassen; denn diese Eide sind kein Literaturdenkmal, ebensowenig wie es ein Kochrezept oder eine Schneiderrechnung oder ein Kaufvertrag aus dem Jahre 842 sein würden. Die Straßburger Eide sind sehr wichtig für die Sprachgeschichte, aber bedeutungslos für die Literaturgeschichte.

Den Verfasser hat ohne Zweifel der Wunsch nach einer kurzen, prägnanten Formulierung geleitet. Präzision aber in Dingen des Geistes ist eine sehr schwierige Sache, sie wird unter den Händen des Ungeschickten leicht Starrheit, verleitet ihn zu Formeln, die so spröde sind, daß sie zerbrechen, sobald man sie nur ein wenig hart anschaut.

Je mehr sich der Leser der neueren Zeit nähert, um so erfreulicher gestaltet sich der Eindruck; mit um so größerem Nutzen kann er das Handbuch zu Rate ziehen. Doch bleibt mir nicht der geringste Zweifel darüber, daß die vortreffliche, gründliche, vorzüglich geschriebene, persönliche Darstellung von Gustave Lanson unter allen Umständen vorzuziehen und auch weiterhin als beste Einführung in die Geschichte der französischen Literatur zu empfehlen sei.

Würzburg. WALTHER KÜCHLER.

Der festländische Bueve de Hantone, Fassung I, nach allen Handschriften zum ersten Male herausgegeben von Albert Stimming (Gesellschaft f. roman. Lit., Bd. 25), Dresden 1911. LXI + 536 S. 8⁰.

In meiner Besprechung von Boje's Untersuchungen über den *Bueve de Hantone* in dieser Zeitschrift Bd. 35 (p. 51) (1909) schrieb ich: ,,Es hat nach meiner Meinung nicht viel Zweck, daß man immer neue Untersuchungen über die Überlieferung des Bueve anstellt, ohne daß man das gesamte Material zur Verfügung hat. Und es wird auch nicht genügen, daß der betr. Forscher allein das gesamte Material kennt: es muß auch dem Leser die Kontrolle ermöglicht werden. Das nächste Ziel der Bueveforschung sollte sein, die kontinentalfranzösischen Hss. herauszugeben, die wichtigern vollständig, von den übrigen die Abweichungen. Dann erst kann jedermann für sich urteilen, ob ihnen die große Bedeutung zukommt, die ihnen Boje zuschreibt, oder ob sie so unwichtig sind, wie Stimming meint.'' Ich erwartete damals nicht, daß die große und mühsame und etwas undankbare Arbeit bald unternommen würde, und freue mich um so mehr, daß nun schon der erste stattliche Band der wahrscheinlich auf 3 Bände berechneten Ausgabe erschienen ist. Der Herausgeber ist gerade derjenige, der den Wert der kontinentalfranzösischen Fassungen für sehr gering achtete, aber auch derjenige, der allein Abschriften der ganzen Überlieferung besaß und durch seine früheren Arbeiten, 1. die Aus-

gabe der anglonormannischen Version mit einer langen Einleitung über ihr Verhältnis zu den Bearbeitungen in andern Sprachen, 2. eine Untersuchung über das Verhältnis der kontinentalfranzösischen Redaktionen zu einander und zur anglonormannischen Version (in den Tobler-Abhandlungen), sich am meisten für das große Unternehmen eignete.

In dem vorliegenden Bande geht der Herausgeber auf die strittigen Probleme noch nicht ein. Mit Recht verspart er dies auf den Schlußband. Wir hoffen, daß er dann auch ausführlich auf die Argumente antworte, die Jordan zu Gunsten der italienischen Version und Boje zu Gunsten der kontinentalfranzösischen Redaktionen vorbrachte. St. unterscheidet drei verschiedene kontinentalfranzösische Redaktionen. Von Fassung I heißt es in der Vorrede, sie sei „hauptsächlich in der Handschrift der Pariser Nationalbibliothek fr. 25 519 überliefert, Teile derselben noch in vier andern, welche in der Einleitung mitgeteilt werden.“ Gleich am Anfang der Einleitung wird dann jene Hs., mit P^1 bezeichnet, kurz beschrieben;[1]) die übrigen 4 Hss., Turin (T), Carpentras (C), Venedig (V) und Modena (M) werden bloß erwähnt. Was in P^1 allein überliefert ist, nämlich die Verse 1—6199 und 9541—10614, wird mit A bezeichnet, das Zwischenstück, das P^1 mit jenen andern Hss. gemein hat, mit B. Die Hss. CTV (von M sind nur 304 Verse übrig) enthalten Fassung III (vgl. Vorrede). In einem besondern Abschnitt der Einleitung (p. LII bis LIII) wird bewiesen, daß B „nicht von demselben Verfasser stammt wie A“; es ist nach St. aus Fassung III entlehnt. B ist nun aber inhaltlich nicht etwa ein *hors d'œuvre*, sondern ein organischer Teil der Erzählung; durch die Auslassung von B entstünde inhaltlich eine klaffende Lücke. Es fragt sich nun: Hat der Redaktor von Fassung I plötzlich für längere Zeit mit der selbständigen Arbeit inne gehalten und dafür ein Stück aus Fassung III abgeschrieben (in diesem Fall müßte natürlich Fassung III älter gewesen sein als Fassung I, und die Bezeichnungen I und III würden dann besser vertauscht), oder hat nur der Kopist von P^1 Fassung I eine Zeitlang aufgegeben, um dafür Fassung III, welche wenigstens in jener Abteilung weitschweifiger ist (vgl. p. LII), abzuschreiben? Letztere Annahme hat zweifellos

[1]) Die Beschreibung ist aber sehr unvollständig. Ja, es wird uns wahrhaftig nicht einmal das Datum dieser Hs., welche die Grundlage der Ausgabe bildet, mitgeteilt! Nach W. Förster (Ausgabe des *Aiol*), Löseth (Ausgabe des *Robert le Diable*) und nach Boje (*Über den afz. Roman Beuve de Hamtone)* stammt sie aus dem 13. Jahrh. (2. Hälfte nach Löseth). Alle diese drei Gelehrten, dazu Stengel (*Mitteilungen aus frz. Hss. der Turiner Univ. Bibl.* S. 31) geben die Nummer der Hs. als 25516 an, während Stimming nicht nur in dem eben zitierten Passus, sondern auch p. XI 25519 schreibt. Ein recht unangenehmer Fehler! Warum wird übrigens p. XI bei der Erwähnung des Robert le Diable nur auf die alte Ausgabe von Trébutien verwiesen?

mehr für sich, da jenes Verfahren für einen Dichter doch zu seltsam wäre. Daß der Schreiber von P^1 und der Dichter von Fassung I nicht etwa ein und dieselbe Person sind, ist sicher; eine sprachliche Untersuchung muß zu diesem Ergebnis führen. Es ist also wahrscheinlich, daß uns von Fassung I ein Abschnitt, der ungefähr denselben Inhalt wie B hatte, verloren gegangen ist. Die Frage, ob der Dichter oder der Kopist den Abschnitt B aus Fassung III entlehnte, wird von St. gar nicht aufgestellt. Er drückt sich ganz widerspruchsvoll aus: Nach p. XII hat der Abschnitt B „ursprünglich nicht zu unserer Fassung (I) gehört" [d. h. er wurde vom K o p i s t e n entlehnt]; aber auf derselben Seite heißt es, daß jenes „Drittel unserer Fassung" [nämlich I] noch in TCV vorliege [d. h. B gehörte schon zu Fassung I]; nach p. V stimmt ein Abschnitt von III „mit dem entsprechenden von I" überein [B geht also bis auf I zurück]; und nach dem oben zitierten Satz der Vorrede ist Fassung I zwar hauptsächlich in P^1, aber doch zum Teil auch in 4 andern Hss. überliefert. Nach p. XI ist P^1 „die einzige Handschrift, welche unsere Fassung vollständig überliefert"; nach p. LII „liegt der größte Teil unseres Gedichtes [Fassung I] nur in einer Handschrift P^1 vor" [also gehört auch der kleinere Teil B zu Fassung I]; p. LIII aber heißt es [und dies entspricht wohl St.'s Ansicht, da es gesperrt gedruckt ist], „daß wir von der Fassung I nur einen Teil besitzen, während fast ein Drittel derselben nicht auf uns gekommen ist." Das ist eine Konfusion, wie man sie sich schöner nicht ausmalen kann.

Wenn nun aber Hs. P^1 die einzige Repräsentantin von Fassung I ist, diese Fassung uns nur als Torso (A) erhalten ist, der Teil B von P^1 aber, der ein verlorenes Stück von Fassung I ersetzt (daß dasselbe „fast ein Drittel" von Fassung I ausmachte, ist nicht wahrscheinlich, da dasselbe wohl ebenso wie A, viel weniger weitschweifig als B war), aus Fassung III entlehnt ist: warum wird denn B in dem der Fassung I gewidmeten Bande publiziert, während es doch von Rechts wegen in den der Fassung III zu widmenden gehört? Auch Hs. P^1 ist ja nur in A Repräsentantin von Fassung I. Was hätte die Auslassung von B geschadet? Eine Inhaltsangabe (und eine solche gibt uns ja St.) hätte doch genügt, um die inhaltliche Lücke auszufüllen. Der Herausgeber war anderer Ansicht, und seine Ansicht scheint für ihn so selbstverständlich zu sein, daß er eine Begründung derselben nicht für notwendig hielt. So bekamen wir denn im vorliegenden Band auch das zu Fassung III gehörige Stück B, also auf einmal einen Text, der auf 4—5 Hss. (P^1CTVM) basiert. Da aber diese Hss., außer P^1M, auch die dem viel größeren Teil A entsprechenden Abschnitte enthalten, so fand der Herausgeber, „das Verhältnis der Hss. CP^1TV zu einander werde naturgemäß in der Ausgabe der Fassung III zu behandeln sein" (p. XII).

Ja, es wurden uns nicht einmal vorläufig das Resultat dieser Untersuchung, das Handschriftenverhältnis und die bei der Herstellung des kritischen Textes maßgebenden Prinzipien mitgeteilt. Natürlich braucht P^1, wo es nicht mehr Fassung I repräsentiert, nicht mehr der Gesamtheit der Hss. CTV gegenüberzustehen; es kann sehr wohl mit der einen näher verwandt sein als mit der andern; und es ist also *a priori* keineswegs gegeben, daß dem kritischen Texte die Hs. P^1 zugrunde gelegt werden soll. Ich bekam den Eindruck, daß dies von St. getan wurde. Wenn dem so ist, so schuldet er uns eine einleuchtende Begründung. Auch durch die Lektüre von St.'s Tobler-Abhandlung wird man über das Verhältnis jener 4 Hss. zueinander in Teil B nicht aufgeklärt (St. scheint damals noch nicht erkannt zu haben, daß Teil B in P^1 eine Interpolation ist). Wir haben also für Teil B einen kritischen Text mit Variantenapparat, aber nicht die Mittel, das Verfahren des Herausgebers zu kontrollieren. Der Rezensent muß hier einfach Halt machen. Es möchte als selbstverständlich erscheinen, daß, da wir nun einmal Teil B im ersten statt im dritten Bande bekamen, der dritte hier eine Lücke haben wird; denn wir möchten nicht glauben, daß St. dieselben 3240 Verse, vielleicht gar mit demselben Variantenapparat, nochmals drucken lassen werde. Aber da scheinen wir uns zu täuschen. Denn in einer Anmerkung (zu v. 7770) wird uns vorausgesagt, daß „die Fassung von T und C [für Abschnitt B] später auch herausgegeben werden wird", und für die Mitteilung von im ganzen sage etwa 200 Plus-Versen von T oder C werden wir auf Band III vertröstet! Sollen wir da den Text von T und C erhalten, trotzdem schon alle Varianten dieser Hss., ausgenommen jene 200 Verse, im ersten Band verzeichnet sind?[2]) Oder werden wir einen neuen kritischen Text bekommen? Ich bin gespannt auf des Rätsels Lösung.

Außer den spärlichen Mitteilungen über die Hss., einer ausführlichen Inhaltsangabe und einer „Charakteristik" der Fassung I, enthält die „Einleitung" einen längern Abschnitt betitelt „die Sprache und Metrik des Gedichtes". Richtiger wäre „Metrik und Sprache", da St. immer von der Metrik ausging, um die sprachlichen Eigentümlichkeiten zu ermitteln. Der zweite Teil des Abschnitts handelt vom Reim und den aus den Reimen erschließbaren sprachlichen Eigentümlichkeiten, der erste Teil von den übrigen Versregeln und den hieraus erschließbaren sprachlichen Eigentümlichkeiten. Die Sprache des Kopisten von P^1 wird überhaupt nicht behandelt, da ein Schüler des Herausgebers, Leopold Behrens, hierüber in einer Dissertation Auskunft geben soll (p. XII, XXIX). Auch über Metrik und Sprache

[2]) Bei Hs. T möchte der Umstand, daß sie durch den Brand der Turiner Bibliothek unbrauchbar gemacht wurde, eine Separatausgabe rechtfertigen; aber dann nicht bloß für Teil B.

des Dichters wollte sich St. „kurz fassen", mit Rücksicht darauf, daß diese Dissertation auch darüber einläßlicher berichten soll. Es ist klar, daß über die Metrik und Sprache der Teile A und B, die nach St.'s eigener Aussage von zwei verschiedenen Dichtern stammen, getrennt gehandelt werden sollte. Teil B hätte erst in Band III untersucht werden sollen. Etwaige sprachliche und metrische Differenzen zwischen A und B hätten in dem Abschnitt erwähnt werden sollen, in welchem bewiesen wird, daß B eine Interpolation ist (also p. LII—LIII). Der Herausgeber hielt auch in dieser Beziehung nicht auf Ordnung. In dem Abschnitt Metrik und Sprache zitiert er Belege im allgemeinen nur aus A, ohne daß jedoch der Leser darauf aufmerksam gemacht wird; in demselben Abschnitt wird aber öfters (p. XIII, XIV, XVI, XVIII—XX) auf Differenzen zwischen A und B hingewiesen, und bisweilen werden Belege aus B einfach stillschweigend denen aus A angereiht (p. XV, XXIV).

St. zählt p. XII—XIII über 20 lyrische Cäsuren auf, die sich in Teil A finden. Auf über 7200 Verse ist dies nicht viel. Lyrische Cäsuren sind im Epos sehr selten, ja, man kann sagen, überhaupt nicht gesichert. Daß bei der Überlieferung sehr oft Verse um eine Silbe (oder auch mehr) zu kurz kommen, ist bekannt. So ergeben sich ziemlich leicht auch lyrische Cäsuren. Bei Texten, die nur in einer Hs. überliefert sind (wie A), darf man Textverderbnis annehmen, falls die lyrischen Cäsuren nicht gar zu häufig sind. Ein paar der von St. angeführten Cäsuren sind gewaltsam hergestellt (vgl. die Fußnoten). Es ist bemerkenswert, daß P^1 auch in B eine lyrische Cäsur hat, aber nicht die andern Hss.! Auch dies mahnt zur Vorsicht.

Weniger unsicher, weil viel zahlreicher, sind die Fälle von Hiatus zwischen auslautendem unbetontem -e und anlautendem Vokal (p. XIII—XIV). Gute Dichter scheinen diese Art von Hiatus nicht zu dulden (vgl. Tobler, Versbau, 4. A. p. 64 ff.); aber unser Dichter ist so nachlässig (z. B. namentlich in den Reimen), daß man ihm auch jene Nachlässigkeit (die eben sehr bequem war) wohl zutrauen kann. Immerhin ist wieder etwas verdächtig, daß P^1 diesen Hiatus auch in B hat, aber nicht die andern Hss.

S. XV werden Belege aufgezählt für die Einsilbigkeit des *ie* in den Verbalendungen *-iés* und *-iemes*. Ich hätte lieber Belege für die Zweisilbigkeit des *ie* gewünscht. Ich zweifle, ob es in dem Texte solche gibt.

Es ist klar, daß, wenn Hiatus oben genannter Art für den Dichter zugelassen wird, das nominativische *s* durch Belege wie *malades ert* etc. etc. (p. XVI) und (in Eigennamen) *Bueves ot* (814, vgl. p. XVII) nicht mehr gesichert ist. Aber was sollen die Belege für „analogisches s" in *leres, empereres, mieudres, jogleres, traïtres, glous, compains* (p. XVI), wozu St. selbst die

richtige Bemerkung macht: „nicht durch die Silbenzählung gesichert" (es kommen nämlich in den angegebenen Belegen nicht einmal Fälle vor, wo jene Art Hiatus in Frage käme)! Dieses *s* ist doch nur für den Kopisten gesichert. Also aus der Sprache des Dichters, die „aus der Silbenzählung" abgeleitet wird, gelangt man auf einmal in die Sprache des Kopisten hinein!

Wenn St. „sich kurz fassen" wollte, so hätte er die Erwähnung von ganz gewöhnlichen Formen wie *donra* etc. (p. XVIII) bleiben lassen können. Viel eher wäre die Erwähnung von *gardront* (v. 6824) (vgl. auch *doutriens* v. 6993 in B) hier am Platze gewesen, wenn denn schon solche zweifelhafte Formen in den Text aufgenommen wurden (vgl. unten!). Sodann hätten erwähnt werden können die Kurzformen *nos*, *no*, *vos*, *vo* (häufig) (sogar betont *le vos* [zu lesen *le vo*] statt *le vostre*: 2456), die Maskulinform des Possessivs vor Subst. fem. mit vokalischem Anlaut (*sen espaule* 117, *sen espee* 2169, *mon oriflambe* 5598; aber *m'oriflambe* in Teil B: 6352), *li* als Artikel Nom. Fem. vor Vokal (*li espaule* 3128): alles Erscheinungen, die für die Sprache des Dichters mindestens ebenso charakteristisch sind wie die von St. aufgezählten, und auch durch die Versregeln gesichert sind.

Unter dem Titel „Reim" folgen dann zwei Tiradentabellen (A und B werden hier getrennt), und sodann (nominell) 18 „Nummern" oder Paragraphen mit metrischen und grammatikalischen Bemerkungen, die auf den Reim Bezug haben sollen. Sie sind von sehr ungleicher Länge, was aber nur von Unordnung und Systemlosigkeit herkommt; überhaupt ist hier alles wie Kraut und Rüben durcheinander. Eine Nr. 17 gibt es übrigens nicht; dagegen beginnt in der Mitte von Nr. 16 ein Absatz mit den Worten: „Alle unter Nr. 17 aufgeführten Erscheinungen". Aus dem Inhalt geht hervor, daß 16 für 17 zu lesen ist. Also ist hier von a l l e n unter Nr. 16 aufgeführten Erscheinungen (gemeint sind die vorausgehenden!) die Rede, trotzdem eine ganze weitere Reihe von Erscheinungen immer noch unter Nr. 16 f o l g t ! Wo Nr. 17 anzubringen wäre, wüßte ich nicht (vielleicht p. XXIV Absatz 2?).

Nach p. XVIII—XX würde man meinen, daß unreine Reime nur in B vorkommen. Doch werden unter Nr. 16 und namentlich 18 (nachdem inzwischen lange von rein g r a m m a t i k a l i s c h e n Erscheinungen die Rede war!) auch aus A sehr zahlreiche Reime aufgezählt, die, an guten Reimtexten gemessen, als sehr unrein anzusehen sind. Einen Teil dieser unreinen Reime findet St. in anglonormannischen Gedichten wieder (aber welche unreinen Reime finden sich da n i c h t ?), und schließt daraus, daß der Verfasser eine anglonormannische Vorlage umarbeitete (p. XXIV). Ich halte diese Folgerung nicht für berechtigt. In dem uns erhaltenen anglonormannischen Bueve, mit dem doch auch die nordische, die kymrische und die

englische Bearbeitung meistens wörtlich übereinstimmen, sind die Verse, welche nach St. aus der anglonormannischen Vorlage beibehalten wurden, nicht vorhanden, wie überhaupt unsere Fassung mit dem anglonormannischen Bueve, vom Inhalt abgesehen, so zu sagen nichts gemein hat. Ein Dichter, der wie der unsrige, seine Vorlage komplett umdichtete, wird, wenn er in seinen eigenen Reimen etwas auf Reinheit hielt, auch keine unreinen Reime aus der Vorlage übernommen haben. Ein Dichter, der in *-é*-Tiraden auch *-ef*, *-er*, in *-er*-Tiraden auch *-é*, in *-és*-Tiraden auch *-é*, *-el*, *-er*, in *ié*-Tiraden auch *-ief*, *-ien*, in *in*-Tiraden auch *-is*, in *-is*-Tiraden auch *-i*, *-ir*, *-in* und dgl. mehr zuläßt, legt eben keinen großen Wert auf Reinheit der Reime. Wir können deshalb sehr wohl auch *-ié-* in *-é*-Tiraden (übrigens nur in Verbalformen belegt), die Mißachtung von femininem *e* nach betontem Vokal (z. B. *ée* in *-é*-Tiraden, und *-é* in *-ée*-Tiraden), die Mißachtung von auslautendem *s*, nicht nur im Nominativ Sing. der Nomina (wo man ja Aufhebung der alten Deklimationsregeln hätte annehmen können) (z. B. verbales *-as* in *-a*-Tiraden, *assés* in *-é*-Tiraden, *pris* in *-i*-Tiraden etc., aber auch *-é* in *-és*-Tiraden etc.) einfach der Nachlässigkeit des Dichters zuschreiben, der sich mit unvollständigen Reimen begnügte, wenn sich ihm reine nicht gleich boten. Wir brauchen also dabei nicht ans Anglonormannische zu denken. Verstummung von femininem *e* nach betontem Vokal ist übrigens auch fürs Pikardische schon ziemlich früh bezeugt (vgl. H. Suchier in seiner Ausgabe von *Aucassin et Nicolete*). Nicht mehr bloß unrein sind zwei Reimwörter auf *-is* in einer *-és*-Tirade (567, 568), ein Reimwort auf *-us* in einer *-is*-Tirade (4638) und wäre *-in* in einer *-é*-Tirade (4165). Solches kann man nicht mehr Reim nennen, und wenn auch derartiges in schlechten anglonormannischen Gedichten vorkommt, in welchen man überhaupt alle denkbaren metrischen und grammatikalischen Ungeheuerlichkeiten finden kann, so ist es doch nicht eine gute Methode, in einem nur in einer einzigen Hs. überlieferten Text wegen 3—4 Fällen gleich an Anglonormannismen zu denken. Das methodisch korrekte ist vielmehr, Textverderbnis anzunehmen und Besserungsvorschläge zu machen. Die drei ersten Fälle lassen Korrekturen zu; das *-in* des 4. Falles ist nur eine Konjektur St.'s, die zu verwerfen ist (vgl. unten).

Nr. 1—3 betreffen die Phonetik, Nr. 4 die Wortbildung, Nr. 5 wieder die Phonetik; Nr. 6 (*lui* in *i*-Tiraden) geht in erster Linie die Metrik an. Nr. 7 (*mi*, *vëir*) hat auf Flexion und Wortbildung Bezug (denn daß hier kein Lautwandel $\bar{e} > i$ vorliegt, weiß doch St. auch; aber „*i* statt gemeinfranzösischem *oi*“ hat dann keinen Sinn. Mit Nr. 8—10 wird die Phonetik fortgesetzt; aber der zweite Absatz von Nr. 9 betrifft die Flexionslehre. Nr. 11 behandelt ein phonetisches Phänomen (Ausfall von *l*), das übrigens m. E. durch die 3 Belege nicht genügend gesichert

ist. Es könnte sein, daß ein so nachlässiger Dichter wie der unsrige *ęus* mit *és* reimte; und der Nom. Sing. zu dem Acc. Plur. *poitrés* und *fenestrés* lautete vielleicht *poitré* und *fenestré* (Bildungen, die durchaus im Bereich des Möglichen liegen), und das Glossar führt denn auch nur *fenestré* an. In Teil B finden wir *poitrel* in einer *-ęl*-Tirade (175) und *poitré* (wofür man *poitręl* setzen kann) in einer *-é*-Tirade (143). In Nr. 12 und 13 werden unreine Reime (also Metrisches) erwähnt. Nr. 14 enthält einen Absatz über Wortbildung und einen über Metrik (*-anc* in *-ant*-Tiraden). Mit Nr. 15 kommt man zur Phonetik zurück. Die lange Nr. 16 befaßt sich in ihrer ersten Hälfte mit Metrik (mit den oben besprochenen, von St. als anglonormannisch bezeichneten Reimen), während in der zweiten Hälfte phonetische Erscheinungen (Wort-Kontraktionen infolge Schwunds von *s*, *t*, oder *i* (z. B. *ditele*, *enherbéle*, *voile*, *voie* = *voi je*) besprochen werden. Diese Erscheinungen sind aber nicht nur nicht aus den Reimen zu erschließen, gehören also nicht in einen mit „Reim“ betitelten Abschnitt, sondern sie sind auch keineswegs für die Sprache des Dichters gesichert, hätten also von St. seinem Schüler Behrens überlassen werden sollen. In Nr. 18 wird eine Frage der Flexionslehre, nämlich der Lautwert des *c* in Verbalformen wie *commanc* etc., *oc* etc. besprochen. Diese Frage wird aber durchaus nicht mit Rücksicht auf den Reim behandelt, hat also in unserm Abschnitt keine *raison d'être*. Sie betrifft nicht die Sprache unseres Dichters, sondern den pikardischen Dialekt überhaupt. Soweit die Setzung einer Cedille in Betracht kam, hätte die Besprechung in einen Abschnitt über das in dem Text befolgte orthographische System (einen solchen Abschnitt vermißt man) gehört. Nr. 18 steht zudem noch im Widerspruch mit Nr. 14. Während sich dort St. entscheidet, „stets“ *commanç*, *demanç* etc. zu schreiben, behauptet er hier, „statt auslautendem *t* finde sich hin und wieder ein *c* in Reimen auf *-ant*“, und zitiert *comanc* 6128, *creanc* 6141. Faßte er das *c* nur als eine Eigentümlichkeit des Kopisten auf, so wäre der Satz, der das Vorkommen des *c* im Reim betont, unsinnig und ginge die Sprache, des Dichters nichts an. Aber trotzdem also das *c* hier für die Sprache des Dichters vindiziert wird, findet man — was jetzt schon erwähnt werden mag — im Text an den zitierten Stellen die handschriftliche Lesart korrigiert in *commant* und *creant* (vgl. zudem v. 7591 in B). Im Versinnern aber schreibt der Herausgeber *commanç* (160) etc., und auch im Reim *demanç* (7821), *commanç* (7828). Die *-ant*-Tirade, in welcher sich diese beiden Belege finden, gehört allerdings zu B, was aber bei dieser Frage gleichgiltig ist (St. sagt ja auch nirgends, daß hierin B von A abweicht). Die Reime unserer Dichter A und B beweisen nichts über den Ausgang der zitierten Verben und ihresgleichen. Man kann *commant*, *demant* lesen (denn dies sind die regelmäßigen

Formen) und bekommt dann reine Reime. Aber da unsere Dichter, auch A, so viele unreine Reime haben, so liegt kein Grund vor, um im Reim mit *-ant* das handschriftliche *commanc* resp. *commanç* aufzugeben.

Der letzte Paragraph, Nr. 19, soll die „Flexionslehre" betreffen; doch kommt darin auch genug rein metrisches vor, so die Aufzählung aller oben besprochenen Unregelmäßigkeiten in den Reimen, soweit sie nicht in Nr. 16 aufgezählt wurden. Streng genommen kann man nicht behaupten, daß „das *s* durch den Reim im Nom. Sing. gesichert" sei, da ja, wie wir sahen, in Tiraden, deren Reimwörter normal auf *s* ausgehen, auch Reimwörter ohne dieses *s* vorkommen. Immerhin sind die unreinen Reime doch Ausnahmen, die im Reime stehenden Nominalformen aber ungemein häufig und geben meistens korrekte Reime, so daß man praktisch wirklich behaupten kann, unser Dichter habe im allgemeinen an den alten Deklimationsregeln festgehalten.

In einem kurzen Kapitel werden „Ort und Zeit der Entstehung" bestimmt. Es werden 7 charakteristische Dialekteigentümlichkeiten aufgezählt und ihr Verbreitungsgebiet erwähnt (die vierte ist aber nicht gesichert, vgl. oben zu Nr. 11). Hierauf heißt es einfach: „Demnach müssen wir die Heimat des Verfassers in einem Grenzgebiet suchen zwischen dem Picardischen, dem Champagnischen und dem Nordnormannischen, d. h. etwa in der Gegend von Rheims." So einfach und „billig" ist es denn doch nicht, den Dialekt eines literarischen Denkmals so b e s t i m m t anzugeben. Das Nordnormannische weist übrigens nach St.'s eigenen Angaben nur die fünfte Eigentümlichkeit auf, aber n e b e n dem Champagnischen und (hätte hinzugefügt werden dürfen) vereinzelt dem Pikardischen; es hätte also nicht in Betracht gezogen werden sollen. Nicht weniger bestimmt wird die Entstehungszeit festgesetzt: „um 1200"; nicht weniger elementar ist der Beweis. Ich glaube, daß die Dichtung ziemlich jünger ist (die von St. erwähnten Züge sprechen nicht dagegen). Dafür scheint das Vorkommen der männlichen Form des Possessivpronomens vor vokalisch anlautenden Femininen zu sprechen, welche Erscheinung meines Wissens noch nicht für so frühe Zeit belegt wurde. Ferner glaube ich nicht, daß es in Frankreich schon um 1200 metrisch so nachlässig gebaute Dichtungen gab (eine von St. nicht erwähnte Nachlässigkeit ist z. B. die häufige Wiederholung der Reimwörter in denselben Tiraden, ohne Homonymie). Endlich zeigt der Dichter diejenigen religiösen Anschauungen, die am deutlichsten in den jüngern Gralromanen zum Ausdruck kommen und die man vor der Entstehungszeit der letztern in weltlichen Dichtungen niemals findet. Alle Geschehnisse werden auf Gottes Willen zurückgeführt; namentlich vollbringt der Held seine Taten nicht aus eigener Kraft, sondern durch Gottes Gnade (dieser auffällige Zug hätte unbedingt in

dem Kapitel „Charakteristik unserer Fassung“ erwähnt werden sollen). Daß der Dichter trotzdem seinen Helden blasphemisch sagen läßt (v. 10237 ff.), er würde um seiner Josiane willen selbst auf das Paradies verzichten (übrigens ein Gemeinplatz der altfranzösischen Literatur), ist ein Widerspruch, der den modernen Leser auffällt, aber dem mittelalterlichen Menschen nicht zum Bewußtsein kam.

So viel von der „Einleitung“. Sie ist wahrhaftig kein Meisterstück und keine vorbildliche Leistung, sondern eine unordentlich und flüchtig hingeworfene Arbeit. Auf den Text — und er ist ja die Hauptsache — ist glücklicherweise viel größere Sorgfalt verwendet worden. Die häufig etwas entstellte Fassung der Hs. P^1 ist oft durch glückliche Konjekturen verbessert worden. Auch die Anmerkungen sind größtenteils beachtenswert. Allerdings muß mein Lob auf Teil A eingeschränkt werden. Was Teil B betrifft, so enthalte ich mich eines allgemeinen Urteils, so lange uns der Schlüssel zur Kontrolle vorenthalten wird.

Außer in Tiraden ist der Text auch in Kapitel eingeteilt. Links vom Rande liest man, bei konzentrierter Aufmerksamkeit, in winziger Schrift und sehr großen Zwischenräumen: Kap. I, Kap. II etc. (v. 1, 741, 1500, 2172 etc.). Zwischen 7925 und 7926 liest man sogar: (Kap. XVIII fehlt). Man schlägt sich die Hand an die Stirn: Was kann er nur meinen? Denn der Herausgeber verliert in der Einleitung kein Wort über diese Einteilung. In Wirklichkeit bezieht sich dieselbe auf St's Tobler-Abhandlung, wo die Inhaltsangabe des Bueve in Kapitel eingeteilt ist, aber natürlich noch ohne Angabe von Verszahlen. Diese Schrift wird in unserer Ausgabe n i e m a l s erwähnt, trotzdem gerade sie von den festländischen Fassungen des Bueve handelt. Es wird also vorausgesetzt, daß jeder Leser sie kenne und die dortige Einteilung in Kapitel in Erinnerung habe. Wenn man ein bestimmtes „Kapitel“ aufschlagen will, so muß man es mit der Laterne suchen. Denn keine Konkordanztabelle von Kapiteln und Verszahlen kommt uns zu Hilfe und die ausführliche Inhaltsangabe unserer Ausgabe ist zwar mit Verszahlen versehen, aber nicht in Kapitel eingeteilt.

Rechts vom Text sieht man auch von Zeit zu Zeit Hieroglyphen. Es sind die Foliozahlen. Hätte man vor die erste, 1a, das Wörtchen *fol.* gesetzt, so wäre auch dem Anfänger geholfen gewesen.

Wie schon gesagt, vermißt man in der Einleitung ein Kapitel über das bei der Herstellung des Textes beobachtete orthographische System. Einzelne Bemerkungen darüber sind unter dem Titel „Reim“ zu finden, wo sie nicht hingehören. St. hat die Abbreviaturen aufgelöst, aber durch Kursivdruck die Auflösungen kenntlich gemacht, was sehr zu begrüßen ist, jedoch allerdings nur durchzuführen ist, wo man einer einzigen Hs. folgen kann

(daß für Teil B dieser günstige Fall vorlag, bezweifle ich sehr, enthalte mich aber einstweilen der Kritik). Von einer musterhaften Ausgabe verlangt man, daß die von den Kopisten gewählten Abbreviaturen aufgezählt und beschrieben, namentlich aber die Auflösungen, wo mehr als eine Möglichkeit besteht, begründet werden. Dies vermißt man in St's Ausgabe. Nicht alles ist ohne weiteres klar. Man darf wohl mit Recht fragen: Wie werden pa*ien*, pa*iens*, pa*iene* abgekürzt und unterschieden (vgl. z. B. 8421, 8422, 8349)? (pa. ?) Welches ist die Abbreviatur für *catre* (ganz kursiv gedruckt), das nicht 4 bedeutet, sondern für c'a[u]tre steht (7136), welches diejenige für p*uis* (gewöhnlich, aber nicht immer findet man in den Hss. pι9, welches ja eigentlich pi*us* gelesen werden müßte)? Wird die Abbreviatur 9, wenn sie allein steht, mit Recht regelmäßig in *com* aufgelöst (z. B. 28, 59)? M. E. ist vor Vokal *com* oder gar *com'* zu schreiben (da in der Liaison das m von come gewiß nie verloren ging), vor Konsonant (Labialis eventuell ausgenommen) *con*. Der Kopist von P¹ schreibt menbre, onbre, ranpa, tenprer, tronpe etc., allerdings daneben auch etwa mb und mp; St. aber schreibt regelmäßig *com*bra, *com*paignons, *com*pera etc., was kaum zu billigen ist. Der Buchstabe f unterscheidet sich von s nur durch das Vorhandensein eines kurzen Querstrichs; bei ff ist der Horizontalstrich normaler Weise eine Verbindungslinie der beiden Vertikalstäbe, die noch den rechten, nicht auch den linken Vertikalstab schneidet; das erste f bekommt deshalb die Gestalt eines s. Diese Schreibart ist in den Hss. wohl die Regel. Unsinnig ist es, bei der Transkription sf zu schreiben, wo dies in der gesprochenen Sprache gar nicht möglich war: *osfri* 8713 etc. (Text und Glossar), *osfrande* 9651 (Text und Glossar), *sasfree* 9349 (im Glossar unter *safré*, aber ohne Rückweis von *sasfré*) etc. Nur in Fällen wie *desfaire-deffaire*, *esforcier-efforcier* etc. (die aber in unserem Text nicht vorkommen) kann man betr. die Transkription im Zweifel sein. St. schreibt regelmäßig *del herbe* 2354, 3598 etc., *al huis* 2521, 2571 etc., aber *de l'erbe* 907 etc., *l'uis* 2584 etc. In afz. Hss. kommt allerdings normaler Weise nie *de lherbe* neben *de lerbe* vor (immerhin hat P¹ einmal *khome* = *k'home*, vgl. 3066 und Anmerkung!); aber wenn man denn schon den modernen Apostroph einführt, so kann man doch gewiß auch, der heutigen Schreibung entsprechend, *de l'herbe* und *a l'huis* auflösen. Vor der Konjunktion *si* (= und, auch etc.) setzt St. nie ein Interpunktionszeichen (z. B. 534, 585, 820, 898—99 und sehr häufig), trotzdem sie doch Sätze einleitet, die ganz selbständig sein könnten. Ich halte diese Neuerung für verwerflich. Sie ist nicht logisch und erschwert dem Anfänger das Verständnis. Lieber verzichte man doch ganz auf Interpunktion!

Hat man einen Text herauszugeben, der nur in e i n e r Hs. erhalten ist, so verzichte man auf den Versuch der Herstellung

eines vollständig kritischen Textes, d. h. der genauen Rekonstruktion des Originals nach Inhalt und Form; denn eine sichere Rekonstruktion ist unmöglich. Der Wissenschaft ist weit mehr gedient, wenn man die Überlieferung bewahrt und, wo es geht, Verbesserungsvorschläge macht. Ist der überlieferte Text gar zu sehr entstellt, und werden die Verbesserungsvorschläge sehr zahlreich, so lasse man neben dem überlieferten Text einen korrigierten abdrucken (wie z. B. Koschwitz in seiner Ausgabe der Karlsreise oder Suchier in derjenigen der *Chançun de Guillelme* es taten). Ist dies nicht nötig, so gehören nach meiner Meinung die Korrekturen in die Fußnoten und in auf den Text folgende Anmerkungen. An und für sich ist es unschädlich, wenn man evidente Versehen des Kopisten, also Fehler, die dieser selbst bei nochmaliger Durchsicht korrigiert hätte *(lapsus calami)*, im Text selbst korrigiert und die fehlerhaften Lesarten in die Fußnoten verweist. Korrigiert man aber im Text den Kopisten selbst, also seine absichtlichen oder wenigstens nicht wider seinen Willen unternommenen Entstellungen des Originals, so bekommt man einen Text, der nicht mehr der Hs., aber auch nicht dem Original entspricht. Und wer beschränkt sich auf die evidente Verbesserung evidenter Entstellungen? Und jedermann hält manches für evident, was andern nicht evident scheint. Wenn man die in den Text aufgenommenen Korrekturen, die, streng genommen, immer Konjekturen sind, wenigstens in Klammern setzt oder sonst kenntlich macht, so ist der Schaden nicht groß. Die vorliegende Ausgabe aber ist in zwiefacher Hinsicht nicht musterhaft: St. nahm eine Menge Korrekturen in den Text auf, die absolut nicht den *consensus omnium* erlangen können, z. T. sogar entschieden verfehlt sind, und unterschied sie außerdem in keiner Weise von dem handschriftlich gesicherten Text. Wenn die vorsichtige Aufnahme der Korrekturen in den Text die Lektüre bequemer machen kann, so zeitigt St's Verfahren gerade das umgekehrte Resultat: Da der Leser nie sicher sein kann, ob er die handschriftliche Überlieferung oder aber irgend eine, vielleicht sehr zweifelhafte, Konjektur vor sich hat, so ist er genötigt, bei jedem Verse die Fußnoten zu konsultieren, um zu wissen, woran er ist. Ja, da St. bisweilen sogar sehr starke und dann um so zweifelhaftere Korrekturen in den Text aufnimmt, so bleibt jene Arbeit nicht einmal dem erspart, der den Text bloß zu literarhistorischen Zwecken liest. Wären die Korrekturen unter dem Text, so brauchte der Leser nur dann seinen Blick vom Text abzuwenden, wenn er auf eine verderbte Stelle stieße.

St. gibt uns, abgesehen von einigen auf die Reime bezüglichen Änderungen, nirgends an, nach welchen Prinzipien er von der handschriftlichen Überlieferung abwich; und der Rezensent hat darum das Vergnügen, die Prinzipien durch Vergleichung aller Fußnoten mit dem Text zu erschließen. Unter

Nr. 16 und 19 des Abschnitts „Reim“ bespricht St. eine größere Zahl von Reimen, in welchen entweder feminines *e* und flexivisches *s* von Nomina durch den Dichter ignoriert wurden oder aber Nomina, denen jenes *e* oder *s* nicht zukommt, in Tiraden erscheinen, deren Reim auf *e* oder *s* ausgeht. Was von *e* und *s*, gilt auch von der Verbindung *es*. Der Kopist hat da in zahlreichen, aber nicht in allen Fällen, die Reime ausgeglichen, die unreinen für's Auge korrekt gemacht, indem er die Grammatik dem Reime opferte. Was tat nun der Herausgeber? Unter Nr. 19, wo von dem flexivischen *s* die Rede ist, bemerkt er: „Wegen der angeführten Gründe habe ich stets die durch die Grammatik erforderten Formen eingeführt“ [aber *voloirs* in 711 wurde nicht korrigiert]. Wenn, was wahrscheinlich ist, angenommen werden darf, daß der Dichter die alten Deklinationsregeln noch befolgte, und wenn denn schon überhaupt Korrekturen im Text angebracht werden, so ist gegen St's Verfahren nichts einzuwenden, obschon ich es lieber gesehen hätte, wenn für diese Korrekturen eckige und runde Klammern verwendet worden wären. Aber warum werden die in Nr. 16 aufgezählten Fälle, bei denen feminines *e* und *es* in Betracht kommen, anders behandelt? Warum werden da nicht vom Herausgeber die grammatikalisch korrekten Formen hergestellt (vgl. auch St's Anmerkung zu v. 2296)?[3] Auch sonst finden wir Inkonsequenzen in der Schreibung der Reimwörter. Nach Nr. 16b wäre „durch die Schreibung *Yvoré* der korrekte Reim [vom Kopisten] gewaltsam hergestellt“ [was ich zwar bestreite; vgl. unten]. Warum läßt ihn denn St. stehen? In v. 3640 wird handschriftliches *quiderent* zu *quidierent* verbessert (Tiradenreim: *-erent*), und doch gehört *quidier* nach Nr. 16a zu der Gruppe von Wörtern, bei denen „neben den Formen mit *ié* auch solche mit *ę* vorkommen“. Derselbe Widerspruch bei *c'aïrier* (statt handschr. *cairer*) 3788, und *consirier* (statt *consirer*) 3790, die dann allerdings in den Corrigenda (p. 535) berichtigt werden.

Wenn St., um eine überzählige Silbe los zu werden, *el* für *ele* (1086, 2727, 4824), *arier* für *ariere* (5380), *encor* für *encore* (10113), *or* für *ore* (1768) u. dgl. einsetzt, so kann man nichts dagegen einwenden, obschon man lieber Schreibungen wie *el(e)* etc. sähe. Warum scheut er sich aber, in dem unmöglichen *le aime* (1763) das überzählige *e* zu tilgen? Auch *que il* ev. *se il* (1026, 2903), *que encor* (7787), *je os* (7786) u. dgl. wurden zweifellos bewußt nur geschrieben, wenn man das „*e muet*“ wirklich aussprach,

[3]) Er tut es in einem einzigen Fall (v. 4412), wo übrigens *amenés* jedenfalls eher zu *amenees* als zu *amené* korrigiert werden sollte, wenn auch letztere Form ebenfalls denkbar ist. St. korrigiert auch *ai* in *a*, wenn sich Verbalformen auf *ai* (so in der Hs.), also 1. Sg. Praes. von *avoir*, *savoir*, 1. Sg. Praet. und 1. Sg. Fut., in *a*-Tiraden finden (vgl. die unter Reim Nr. 1 aufgezählten Fälle).

andernfalls schrieb man früher wie noch heute immer *qu'*, *s'*, *j'* (natürlich ohne Apostroph). Wenn also, wie in den obigen Beispielen eine überzählige Silbe vorhanden ist, so lasse man das *e* weg oder setze es in Klammern. St. kann allerdings sagen, daß er das „*e muet*“ vor Vokal mit einem Trema zu versehen pflegt, wenn es gesprochen werden soll (ein Verfahren, dessen Vorteile mir übrigens zweifelhaft scheinen); aber er setzt sich immerhin zu der alt- und neufranzösischen Schreibweise in Widerspruch; und gar keine Entschuldigung hat er, wenn er in v. 6149 *qui i* [+ 1] nicht zu *qu'i* kontrahiert. Daß in 3149 handschriftliches *aport on* (oder etwa *aporton?*) in *aporte on* korrigiert wird, ist eine Ungerechtigkeit gegenüber dem Kopisten, dessen Eigenart nicht respektiert wird. Solche Schreibungen sind in den Hss. sehr häufig. Man schreibe *aport'on!* St. selbst schreibt ja 2186 *s'asöel'on.* Wenn *Jherusalem* (3029) dreisilbig zu sprechen ist, sollte es denn nicht auch entsprechend geschrieben werden? Man liest gewöhnlich *Jursalem*, und so schreiben auch einzelne Hss. (vgl. z. B. *Blancandin* v. 2801: *Jursalem*; dementsprechend hieß die Stadt auch im Altnordischen *Jorsalir* und *Jorsalaborg*).

Am häufigsten wird von St. die Hs. korrigiert, wenn daselbst die Deklinationsregeln verletzt sind. St. hat es sich zur Regel gemacht, die Deklination überall korrekt zu gestalten, so weit nicht etwa Abweichungen durch das Versmaß gesichert sind. Daß er die die Grammatik verletzenden Änderungen, die der Kopist dem Reim zu Liebe unternahm, mißachtete und wieder aufhob (s. oben), kann man ja gelten lassen. Aber auch im Innern des Verses sind die Verletzungen der Deklinationsregeln so ungemein häufig, daß man sie nicht mehr als Versehen beurteilen darf. Die Zerrüttung der Deklination ist vielmehr ein Charakteristikum der Sprache des Kopisten, und dieses Charakteristikum wird von St. eigenmächtig aufgehoben, was ganz zwecklos ist, da ja die Sprache des Originals doch nicht rekonstruiert werden kann. Es ist allerdings für den Leser angenehm, wenn der Text von der Verwirrung, die der Kopist angerichtet hat, rein gefegt ist; aber St. nimmt doch sonst auf den Leser keine Rücksicht, so wenn er das sehr störende *a* im Auslaut der 1. Sg. von Verben nicht nur stehen läßt (8672, 9913), sondern sogar *a* für handschriftliches *ai* einführt (vgl. die unter Reim Nr. 1 erwähnten Fälle), also die 1. Sg. die Form der 3. Sg. haben läßt. Es scheint sogar Fälle zu geben, in denen mit einer gewissen Regelmäßigkeit die Deklinationsregeln verletzt werden, so bei *l'un* (oder *li un*) *l'autre*, *l'un a l'autre* (739, 3562, 5800, 9860 [in 3459 steht die Abbreviatur .I.]), bei *tout-jors* (2829, 2850, 2966, 3026, 9660, 9724, etc.) (auch in andern Texten ist *tout-jors* und *tout-dis* sehr gewöhnlich). In v. 2969 ist *fol* nicht in *fols* (*fous*) korrigiert, vielleicht weil *com*(*e*) auch etwa wie eine Präposition den Akkusativ regiert; wenigstens wird in v. 7407 auf Grund

dessen die Akkusativform *or fin* in den Text aufgenommen (vgl. die Anmerkung dazu); aber jene Konstruktion ist denn doch die Ausnahme, nicht die Regel, und in einem Text, in welchem so ungemein oft in inkorrekter Weise Akkusativ für Nominativ gesetzt wird, sollte man sich nicht an die Ausnahme klammern (in v. 7407, welcher zu Teil B gehört, ist übrigens die Akkusativform *or fin* nur durch Hs. P[1] bezeugt). In v. 5786 wurde *diables* als Casus Obliquus Sing. in den Text aufgenommen: auch dies halte ich für inkonsequent, obschon ich weiß, daß bei Eigennamen (und *diable* wurde auch als solcher betrachtet) die Deklination früher als bei andern Nomina in Verwirrung geriet. Im Obl. Sing. wird *vos* statt *vo* geduldet (2456, 6915, 8703, 9090), im Nom. Sing. fem. *nos* statt *no* (9035), im Nom. Sing. masc. *no* statt *nos* (9466) (diese Belege finden sich in B, mit Ausnahme des ersten, bei welchen es sich um ein satzbetontes Possessiv handelt). In *soiés tous fis* (2849) korrigiert St. vielleicht mit Unrecht *tout*; denn *tout fu overte* (v. 2915) scheint darauf hinzudeuten, daß *tout* in solchen Fällen bisweilen indeklinabel geworden ist (doch vgl. *tout*[*e*] *haitie* 10251). Nur scheinbar liegt Unsicherheit gegenüber den Deklinationsregeln vor, wenn in unsern Texten sehr oft *que* an Stelle des viel weniger häufig verwendeten *qui* sich findet, wofür auch Hs. P[1] Beispiele genug aufweist (231, 671 [vgl. dazu 120 etc.], 1585, 1763, 1811 etc.; das Umgekehrte ist selten, oder kommt überhaupt nicht vor.) *Qui* und *que* sind sowohl als Interrogativ- wie als Relativ-pronomina von Anfang bis auf heute in der gesprochenen Sprache streng geschieden worden. Bei der Konfusion handelt es sich also wirklich nur um graphische Versehen; und dieselben sind deshalb häufig, weil die beiden Wörter, besonders in ihren Abbreviaturen (*q* mit überschriebenem *i* resp. Apostroph), einander graphisch sehr ähnlich sind. Hier ist es also am Platz zu korrigieren, wenn handschriftliche Lesarten überhaupt korrigiert werden sollen. Aber gerade in diesem Punkte ist nun St. konservativ und korrigiert nicht, trotzdem die Konfusion bei der Lektüre sehr störend ist (in v. 1811 und 4883 wird immerhin eine Ausnahme gemacht).

Ungemein häufig ist in Hs. P[1] der Schwund auslautender Konsonanten (besonders *s* und *t*), namentlich vor konsonantisch beginnenden Wörtern, aber auch sonst: *paru*[*t*] 685, *valu*[*t*] *5905, *6095, *coru** 5942, *voi*[*t*] 2987, *trai*[*t*] 2437, *lai*[*t*] 3039, *canten*[*t*] 904, *ces*[*t*] 2783, 3525, *quiver*[*t*] *331, *5666, *9590, *brui*[*t*] *3630, *confor*[*t*], 2720, *escri*[*t*] *10083, *connoi*[*s*] 3702, *tou* [= *tous* oder *tout*] 2849, *trestou* 4876, *ver*[*s*] 10052, *tan*[*t*] 9704, *secor*[*s*] 4540, 4635, *tier*[*s*] 5356, *for*[*s*] 3534, *vi*[*f*] *10113 etc. etc. Es ist ganz offenbar, daß in der Sprache des Kopisten Konsonanten im Auslaut, besonders *t* und *s*, stumm zu werden beginnen. Dies erhellt auch noch daraus, daß er etwa solche Konsonanten an-

hängte, wo sie nicht hingehörten; z. B. *chestui(t)* 5007, *pin(t)* 674, *aubor(c)* 3618. Gewiß erklären sich auch viele von den Unregelmäßigkeiten in der Deklination aus dieser Unsicherheit in bezug auf den Endkonsonanten. St. hat auch diese Eigenart des Kopisten durch Korrektur zu tilgen gesucht: wo dies nicht geschah (nämlich in den oben mit Sternchen versehenen Belegen, bei *coru*, *escri* und *vi*[4]) nicht einmal im Reim), lag wohl keine Absichtlichkeit vor, ausgenommen in den Fällen, die er selbst unter ,,Reim Nr. 16" aufzählt, wie wenn sie durch Reime für die Sprache des Dichters gesichert wären. Er sagt nicht, weshalb diese Fälle von den soeben erwähnten verschieden sein und anders behandelt werden sollen. Verschieden sind sie nur, insofern sie auch schon in Texten vorkommen, welche sonst den Schwund auslautender Konsonanten noch nicht oder kaum kennen, folglich ältern Datums sind, so daß also hier vielleicht noch nicht Apokope, sondern Assimilation vorliegt. Es handelt sich nämlich da immer um Verlust eines Endkonsonanten (*t* oder *s*) vor enklitischen Wörtern. Immerhin frage ich mich, ob man vom Standpunkt unseres Textes aus noch das Recht hat, einen Unterschied zu machen, z. B. zwischen *voi*[*t*] *le (li dus)* (96) und *lai*[*t*] *le (ceval)* (3039): im ersteren Fall ist *le* Pronomen, also enklitisch, im letztern Artikel, also proklitisch; aber ich bezweifle, ob beim Sprechen die Verbindung des *le* mit dem Verbum im ersten Fall eine engere war als im zweiten; im Neufranzösischen wäre dies meines Wissens nicht der Fall. Bei *lai*[*t*] *le* wie auch in allen oben aufgezählten Fällen wäre eine Kontraktion des um den Schlußkonsonanten verkürzten Wortes mit dem folgenden undenkbar. Darum würde ich es für besser finden, wenn auch Wortgruppen vom Typus *voi*[*t*] *le* nicht kontrahiert würden (So schreibt z. B. Förster in seiner Rigomer-Ausgabe *este vos*, *dite le* 7705—6, etc.) Allerdings kommt neben *voile* in unserer Hs. auch die Schreibung *voille* (5809), neben *vaisent* (6756) auch *vaissent* (9824) vor. Trotzdem würde ich nicht anstehen, auch *voi lle* und *vai ss'ent*, ev. *voi-lle*, *vai-ss'ent* zu schreiben (im Alt-italienischen z. B. ist man sich an initiale Doppelkonsonanz gewöhnt). Die altfranzösische Schreibgewohnheit braucht für uns in bezug auf Worttrennung nicht maßgebend zu sein. Unser Kopist schreibt auch *traisoi* (2437), wofür St. *trait soi* setzt. Eine Schreibung *traissoi* würde auch nicht auffallen. Unser Kopist hat nämlich (übrigens nicht er allein) die Gewohnheit, inlautende einfache Konsonanz zu verdoppeln und doppelte zu vereinfachen, gerade wie der ungebildete Engländer initiales aspiriertes *h* ignoriert, dafür vokalisch anlautende Wörter mit harter Aspiration beginnt. Für den Kopisten, der *traisoi* oder *voile* schreibt, sind *s* und *l* inlautend.

[4]) Warum nicht *corut* : *u*, *escrit* : *i*, *vif* : *i* ebensogut wie *pris* : *i*, *soëf* : *é* etc. (p. XXVII)?

Einen Fall von Vereinfachung von Doppelkonsonanz, die nur für den Kopisten inlautend war, finden wir in v. 457: *Il ont* = *I[l] l'ont* (ähnlich v. 3898). So bedeutet aber auch *nelaissa* in v. 9954 nicht, wie St. schreibt, *ne laissa*, sondern *ne[l] laissa*. Umgekehrt ist v. 3018 für handschriftliches *Sil le* [nicht eher *Sille*?] zu schreiben: *Si lle* (nicht *Si le*), v. 1391 für handschriftliches *ellonbre* nicht *el l'onbre*, sondern *ell' onbre* oder *e'll'onbre*). Ähnlich wie bei *l* auch bei *s*; St. schreibt mit der Hs. (die aber vielleicht kontrahiert?) *se sire* (124), *me sire* (9735); doch korrigiert er „*biau*[*s*] *sire* (9878), trotzdem der Fall derselbe ist.

Charakteristische Schreibungen unseres Kopisten, nicht bloße Versehen, sind *lestres* 2425, *bestee* 4090, *bruist* 5165, *vaist* 1049, *consieust* 5366 etc. (in denen St. das allerdings unechte *s* tilgt), *choi* 2119, 9620 (St. tilgt *h*), *de-pertir* 2658 (St. setzt *-ar-*), *sestent* (St. setzt *s'atent*), *del liure* 635 (St. schreibt *delivré*) u. a. mehr, die alle St's Korrigiersucht zum Opfer gefallen sind.

Vokalische Kontraktionen liegen vor in *gaig* 744, *gaignera* 1026 u. dgl., *bailla* 3616, *baillier* 2639, *feute* 197, 6627 etc. In diesen Fällen verlangt das Metrum, daß die Vokalgruppe *ai* resp. *eu* zwei Silben repräsentiere. St. setzt ein Trema auf den ersten Komponenten, was zweifellos falsch ist. Die ältern Formen haben hier *aai* resp. *ëeu*. Regelmäßig geht in solchen Fällen der schwache erste Vokal in dem vollen zweiten Vokal oder Diphthongen auf; nie wird der zweite Vokal oder Diphthong, der sogar wie in *gaaig* den Hochton haben kann, verkürzt (dem Übergang *ai*>*i* müßte dann noch erst ein Akzentwechsel vorausgehen!). Für die Sprache des Originals ist also [*a*]*ai* resp. [*ë*]*eu* zu lesen. Richtig ist *gräillier* 472, falsch *graalier* 3148 (Hs. im letztern Fall *gralier* mit *a* statt *ai*).

Ein so fehlerreicher kritischer Text wie der uns vorliegende (die stärkeren Abweichungen des Herausgebers von der Überlieferung habe ich zudem noch nicht besprochen) wird denjenigen Wasser auf die Mühle sein, welche von den Herausgebern möglichst genauen Anschluß an die Überlieferung verlangen. Als Vorbild für Ausgaben nach einer einzigen Hs. dürfte Försters Rigomer-Ausgabe gewählt werden.

Ich lasse nun noch eine Anzahl Bemerkungen folgen, die sich auf einzelne Stellen des Textes beziehen und besonders auch die Anmerkungen des Herausgebers berücksichtigen. Auch in diesen Bemerkungen muß ich meistens gegen St's Korrekturen protestieren und die Überlieferung in Schutz nehmen.

301. Heißt es in der Hs. wirklich *luine lusant* für *lune luisant?*
347. *servirent* statt *sevirent* (Druckfehler).
353. Um das handschriftliche *esclairis* zu bewahren und reinen Reim zu bekommen, kann man *jors* für *il* einführen (vgl. v. 371).
387. Daß unser Kopist öfters *a tans* und *par tans* mit *a tant* und *par tant* konfundiert und überhaupt für *tans (tempus) tant* schreibt

(vgl. Anmerkung), erklärt sich aus der Verstummung des Endkonsonanten.

402. Konstruktion und Bedeutung von *pensa* sind sehr eigentümlich und hätten eine Anmerkung verdient. Ich vermute Textverderbnis.

436. Die in der Anmerkung vorgeschlagene Korrektur ist zweifellos nicht nur fakultativ, sondern notwendig.

528. In der Anmerkung wurde offenbar aus Versehen *bailliés* für *laissiés* geschrieben.

567—568. *baillis* und *mis* als Reimwörter in einer *és*-Tirade setzen zweifellos Textverderbnis voraus (so weit geht denn doch die Unreinheit des Reimes nie): *baillis* mag durch *livrés* ersetzt werden; in v. 568 mag man lesen: *qu'en la crois fu penés* (vgl. v. 523) oder mit stärkerer Abweichung: *qui de vierge fu nés.*

1300. *se* statt *le*; *repuist* (wie St. selbst in der Anmerkung vorschlägt) statt *repuis* [kein Fehler; nur Verstummung des Auslauts].

1376. *antin*, sonst wohl kaum zu belegen. Der Dichter mag sehr wohl *antif* oder *antiu* geschrieben haben, da er solche unreinen Reime zuließ (vgl. z. B. das Reimwort *pis* in dieser *in*-Tirade).

1498. Das auch Stimming auffallende *il* könnte mit Vorteil durch (graphisch ähnliches) *.I.* [= *uns*] ersetzt werden.

2111. Warum wird hier *engera* in *engenra* geändert, während in v. 2136 *covera* [= *covenra*] blieb? Auch v. 344 wurde *terre* der Hs. nicht in *terra*, sondern in *tenra* geändert.

2189. *raison* wird im Glossar mit „Rede" übersetzt. Also nach St.: Niemand ist, der eine Rede besser sagte. Die Konstruktion ist seltsam; doch vgl. 3206, 3632.

2219—20. Nach meiner Meinung steht hier *oïe* für *oï*; denn vernünftigerweise kann der lauschende König nur annehmen, daß er selbst nicht gehört wurde, nicht seine Tochter, die ja so laut geschrien hatte, daß Kammer und Saal davon erdröhnten (der König ist auch Subjekt der vorausgehenden Sätze). Da unser Dichter *é* und *ée* reimt (vgl. p. XXIII d und e, und Anmerkung zu v. 2234), so konnte offenbar auch *oï* in einer *ïe*-Tirade vorkommen; der Kopist pflegte die Grammatik dem Reim zu opfern. Subjekt der folgenden Verben, *vint* und *torna*, ist dann wieder der König; nur so bekommt man einen guten Sinn. St.'s Übersetzung: „Sie verfiel dort in Torheit, auf Törichtes" muß unrichtig sein. Nicht das Mädchen, sondern der König benahm sich töricht oder verrückt, wie das folgende zeigt; *si* wird nicht in *s'i* zu korrigieren sein.

2254. Die eigentümliche Wortstellung hätte wohl eine Anmerkung verdient.

2421—22. M. E. ist hier nichts „auffällig". Als Bueve in die Stadt Damas eintrat, ging er in der Richtung des königlichen Palastes *(vers le palais)*, suchte sich dann ein Absteigequartier aus (natürlich noch in der Stadt, aber in der Nähe des Palastes; vermutlich mußte hier noch etwas Toilette gemacht werden), und stieg hierauf in den Palast *(sus el palais)*, um den Brief dem König abzugeben.

2450. Zu lesen: *tant com* statt *tant c'om.* Ersteres hat für unsern Dichter dieselbe Bedeutung wie *tant que* (hier: so daß).

2471. Das handschriftliche *a vn* [nicht *a on*, wie in der Anmerkung steht], braucht kein Schreibfehler zu sein: B. stieg auf eine Bank und lehnte sich an eine andere an [die er vielleicht aufgestellt hatte].

2758. *puis que*, welches St. (s. Anmerkung) durch *por que* („vorausgesetzt daß") ersetzt wissen möchte, finde ich richtig. Josiane hat ihrem Vater erklärt, daß sie einen Mann liebe; worauf jener sagt: ich gebe ihn dir zum Gatten, da er doch einmal *(puis que)* der deinige ist [*tes*, die satzunbetonte Form, steht offenbar für *tuens*; unser Kopist hat übrigens *ue* öfters durch *e* ersetzt z. B. *treve* von

trover], d. h. da du ihm schon dein Herz geschenkt hast; *puis que* hat hier wie auch sonst oft, bereits dieselbe Bedeutung wie in der heutigen Sprache; „vorausgesetzt daß" würde mir hier unsinnig vorkommen.

2783. Das handschriftliche *ces* ist nicht, wie St. glaubt (vgl. Anmerkung), eine Pluralform, sondern *cest* mit Schwund des auslautenden Konsonanten (vgl. oben). Der Sinn verlangt durchaus ein Verbum im Futurum; *entra* ist unmöglich Futurform; es muß also in *enterra* oder (der Orthographie des Kopisten gemäß) *entera* korrigiert werden. Die Plussilbe erheischt dann eine weitere Korrektur, z. B.: *En cest païs por m'amor entera* (Kontraktion in dem Worte *païs*, die nicht einmal im Nfz. eingetreten ist, darf kaum angenommen werden). Besser als *entera* wäre noch *rentera.*

2784 ist für mich nicht unklar. Freie Übersetzung: „so fern er auch sein mag". *parfont*, adverbial, in der Bedeutung „*loin*", ist doch wohl erklärlich, da sich Bueve in die Wüste begeben hatte; wir sagen auch: tief in der Wüste. Ich möchte nicht mit St. an Identität mit *en terre* (im Grabe) glauben; *devant Diu* zeigt im Gegenteil, daß er immer noch als auf der Welt, vor Gottes Angesicht (unser Dichter war ein sehr frommer Mann), befindlich gedacht wurde.

2801. Das handschriftliche *guit* (zu *gesir*, ebenso 10 013, sonst *gut* und *jut*) hat in der gesprochenen Sprache nie existiert und ist in *giut* zu korrigieren, wobei entweder *i* palatale Aussprache des *g* andeuten soll oder aber der wallonische Diphthong *iu* vorliegt. Die gewöhnliche Abbreviatur von *puis* ist ja auch in buchstäblicher Transkription *pius*, und St. korrigirt v. 127 *recuit* in *reciut* und 1330, 5365 *suiant* in *sivant.*

2862. Warum wird *ore* in *ores* korrigiert, wenn doch nach St. Hiatus derselben Art wie hier bei unserm Dichter ganz gewöhnlich ist?

2937. Wozu wurde *li* in *si* „korrigiert"? *li hurta le ceval* (er sprengte das Pferd gegen ihn) geht doch sehr gut (vgl. z. B. 3134: *li saut* [springt auf ihn zu] und *li ala de pres*; 3641: *lor saut*).

2945. Der Satz ist für mich unklar. Klar würde er mir, wenn man *ne m'* für *n'en* einsetzte.

2987. Besser als *U* wäre *Il* (Schreibung ähnlich).

3016. Nach meiner Ansicht bedeutet *passions* hier, wie auch sonst gewöhnlich, „Leiden" (gemeint sind die von den Wunden herrührenden Schmerzen: s i e sollen ihn töten!), nicht, wie im Glossar angegeben ist, „Leidenschaften".

3018. Mir ist dieser Vers in der überlieferten Form verständlich: „er fühlt, daß das Pferd stark genug ist, gegen wen [das handschriftliche *qui* = *cui* ist nicht in *se* zu ändern] er es auch gehen lassen mag." Die Annahme, daß ein Vers ausgefallen sei, erscheint mir also überflüssig.

3027. *le* sollte in *se* geändert werden.

3206. Auf die eigentümliche Wortstellung (Subjekt des Relativsatzes vor dem Relativpronomen) hätte in einer Anmerkung aufmerksam gemacht werden dürfen.

3388. Man lese *arive* statt *arivent*; denn das grammatikalische Subjekt *il* ist unpersönlich.

3417. Es ist inkonsequent, daß hier der Anglonormannismus (?) *jel n'os* geduldet wird, in v. 859 aber *quel n'aiés* in *que n'aiés* korrigiert wird (vgl. Anmerkung). Das *l* ist in beiden Fällen unpassend und zu streichen.

3468. Daß *mollier* auch „Ehemann" bedeuten konnte, ist unglaublich. Man wird wohl korrigieren dürfen: *La me prendrois a per et a mollier.*

3472. St's Übersetzung: „Er werde nie bei mir liegen, bis ich ihn zu mir zulassen wolle" ist unmöglich. Daß eine sympathische Königin (die Geliebte des Helden des Romans!) einem treuen Diener,

der gar noch den Namen *Bonefoi* hat, das Versprechen abnehme, nie wider ihren Willen ihr beizuliegen, und daß sie überhaupt die Möglichkeit des „Zulassens“ in Betracht zieht, ist für jeden, der die Anschauungen der mittelalterlichen Dichter kennt, ganz undenkbar. Aber auch grammatikalisch ist die Übersetzung unmöglich: *i* kann doch nicht auf die erste Person bezogen werden! — Ich verstehe die Stelle nicht und möchte Textverderbnis annehmen. Josiane möchte etwa gesagt haben: sie habe den Diener von Anfang an in den Fluchtplan [den sie eben Bueve mitteilte, den sie aber schon lange ausgesonnen haben mag] eingeweiht (v. 3471), und er werde ihr seine Unterstützung oder Begleitung nicht versagen, wenn sie ihn darum ersuchen werde (v. 3472). Eine Korrektur des Textes in diesem Sinne dürfte das richtige treffen.

3548. Wozu wurde dem handschriftlichen *aumoine* ein *s* angehängt?

3631—32. Die Verwendung von *qui* im Plurul ohne Beziehungswort ist doch wohl so ungewöhnlich, daß St., wenn sie ihm bekannt ist, Beispiele hätte anführen sollen.

3633. Dieser Vers wurde vom Herausgeber mit Unrecht versetzt. Er paßt besser, da, wo er in der Hs. steht.

3656. *se il la estranlerent* ist zweifellos unmöglich. St. selbst scheint dies nachher gefühlt zu haben (vgl. Anmerkung); *il la l'e.* gefällt mir auch nicht; *il puis l'* oder eher *puis il l'* würde passen.

3688. Es ist doch fraglich, ob es den Herausgebern von Texten zusteht, Korrekturen, die zwar passend, aber, wenn es andere Korrekturmöglichkeiten gibt, keineswegs sicher sind, einfach in den Text aufzunehmen, ohne sie durch Klammern oder den Druck kenntlich zu machen. Ein solcher Fall liegt z. B. hier vor, wo *pour moi* eingeführt wird. St. bemerkt dazu: „*pour moi* ist in der Hs. ausgelassen, wird aber durch den Sinn und das Metrum gefordert“. Das Metrum fordert aber nicht *pour moi*, sondern einfach zwei Silben, und der Sinn fordert gar nichts, da das mit *pour moi* gleichbedeutende *pour m'amor* aus dem vorausgehenden Verse ergänzt werden kann. Man könnte dem Postulat des Metrums auch genügen, wenn man z. B. *fort et* oder etwas ähnliches vor *puissant* einführte.

3704. Man vermißt das Dativ-objekt. Man lese entweder *Dieu* statt *Dieus* (mit Streichung des Kommas) oder *te commant* statt *recommant.*

3762. *Tout* scheint sinnlos zu sein. Man könnte dafür leicht z. B. *Puis* einsetzen; aber v. 3782 finden wir *tout* wieder in derselben seltsamen Verwendung. Anmerkungen und Glossar geben keine Auskunft darüber. Steht es etwa für *tost?*

3818. St. führt für *cure soign* ein (kein Druckfehler; denn vgl. auch p. 534). Finales *gn* kommt zwar vor, aber sicher nicht in unserer Hs. An den 4 im Glossar zitierten Stellen hat die Hs. *soing.* Der Kopist hat sogar die Tendenz, im Inlaut *ng* zu schreiben: z. B. *engrangera* 2728 (= *engraignera*), *poingeis* 7681, *ensengier* 8653, *mahaingier* 8665, *pingon* 7616, *Colonge* 4763, sogar *espar(e)ngeres* 5059.

3881. St. scheint *la* als Adverb aufzufassen, da er sonst wohl das pikardische *le* beibehalten hätte. Ich halte diese Ansicht und deshalb auch die Korrektur für falsch und übersetze: er setzt sie hinauf, läßt sie aufsitzen.

3903. Ich halte es für unnötig, *sor les ieus* (auf die Augen, also: mit dem Gesicht nach unten, auf den Bauch) zu korrigieren.

3916. Die Umstellung, die sich St. erlaubte, halte ich für eine Verschlimmbesserung. Den Ausdruck *plaine grant paume* dürfte er nirgends belegen können. Als Maß galt die Hand, der Fuß etc., aber nicht die große Hand, der große Fuß etc. Man kann die handschriftliche Fassung beibehalten (*grant* steht dann für *grans* wie so häufig bei unserm Kopisten); nur hat man dann Enjambement in der Cäsur,

was aber nicht so selten ist (vgl. z. B. v. 3954, 4211, 5736, 9223). Will man korrigieren, so setze man das *Et* an den Anfang der zweiten Vershälfte (die Konstruktion ist dann ähnlich wie in v. 3920). Klarer wäre: *Li sorcieus grant*, [*de lé*] (oder: *de lonc?*) *plaine paume a.*

3921. Man lese *le* für *se!*

3972. Warum *s'i* für *si?*

3986 ff. *li* ist nicht in *l'i* aufzulösen. Der Akkusativ *l'* gibt keinen Sinn, während der Dativ paßt. Die Infinitive *hoketer*, *bauloier* etc. sind m. E. als transitiv aufzufassen (nach dem Glossar wären sie intransitiv). Dann ist die Konstruktion in all den koordinierten Sätzen parallel (vgl. *mostrer*, welches ja überhaupt nicht intransitiv sein kann).

3991 ff. Das Ausrufungszeichen ist nicht am Platze; es sollte ein Komma gesetzt werden, da der ganze Vers zum folgenden gehört (*qui* = wenn einer). Die Konstruktion ist allerdings etwas anakoluthisch: denn der mit *bien* eingeleitete Nachsatz hat zum Vordersatz einerseits *qui* ... *aler*, anderseits *si fort s'esmeut* (letzteres kann auch als Parenthese aufgefaßt werden). *Quant* ... *cans* sollte, rein logisch, nach *qui* ... *aler* stehen, wovon es abhängig ist. *Qui l'en vëist aler* ist parallel zu *Qui l'i vëist* ... *hoketer* von v. 3986; aber im Nachsatz wurde der Parallelismus aufgehoben. Ähnliche verworrene Konstruktionen finden sich in diesem Text öfters, so v. 4003—4, wo wohl auch zwei Konstruktionen dem Dichter durcheinander gekommen sind, nämlich *qui plus est blance que nule autre* und *la plus blance qui soit au mont* (etwas anders nach St's Ansicht; vgl. Anmerkung), auch 5290, 5423, 5434, 5942 (vgl. die Anmerkungen).

4146. Das handschriftliche *qui* ist besser als St's *que*. Dagegen ist *soumier*[*s*] zu lesen.

4165. *Yvoré* (statt gewöhnlichem *Yvorin*) im Reim auf *é* ist m. E. kein Fehler. Daß dem Reim zulieb bei fremdartigen Eigennamen der Ausgang geändert wird, kommt bisweilen vor, wenn auch nicht bei guten Dichtern. Vgl. z. B. in Gauchers Perceval 14 326 (*Carador* : *or*, sonst *Carados* 14 588 und öfter, auch *Caradous* (: *cous*) 13 512 und *Caraduec* (oder *-oc*) (: *iluec*) 12 777, in Berols Tristan *Frocin*, *Frocine*, beide im Reim. Bei deutschen Dichtern ist dasselbe zu beobachten, z. B. bei Wisse und Colin (mehrmals), bei Ulrich von Zatzikhoven (*Iblis*, *Iblê*). Im *Bel Desconëu* findet man neben dem Stadtnamen *Vale*(*n*)*don* (5209, 5441 etc.) auch einmal *Valedé*: 5211 (letztere Form begegnet allerdings nicht im Reim und die Ausgabe ist unzuverlässig). Vgl. auch meine Bemerkungen in dieser Zs. 27 p. 104. Eine zweite Nebenform von *Yvorin* ist m. E. *Yvoire* (vgl. unten die Bemerkung zu v. 9964—65). In Teil B findet man im Reim neben *Escorfant* auch *Escorfal* (vgl. unten die Bemerkung zu v. 8234), und neben *Hantone* (oft durch das Versmaß gesichert) auch *Hanton* (v. 8755), als Reimwort in einer *-on*-Tirade. Auch in v. 5848 wird man wegen des Versmaßes *Hanton* lesen müssen. Da Dichter im Reim (oder in der Assonanz) Nebenformen wie *Guillaume* und *Guillelme* zu verwenden sich erlaubten (so z. B. in *Moniage Guillaume II*; vgl. Cloetta t. II p. 209, 245, 248), so brauchte man nur einen Schritt weiter zu gehen, um derartige Nebenformen zu e r f i n d e n.

4188. St. schreibt *l'en* (man) für handschriftliches *leu* und bemerkt, daß diese Form sonst in dem Text nicht vorzukommen scheine. Nach meiner Meinung ist *leu* nicht zu ändern; es paßt sehr gut in der Bedeutung „Wolf". Akkusativ für Nominativ ist bei unserm Schreiber ganz gewöhnlich.

4328. *cevaus* Druckfehler für *ceveus* (richtig im Glossar).

4385. Der Sinn ist wohl der: „Tut eure Pflicht wohl! Ihr werdet es auch [bei uns] finden" [nämlich daß wir unsere Pflicht tun werden]. Das *re-* hat den Sinn von „auch".

4439. Es ist gewiß nicht gerechtfertigt, *Mes boins sire* statt des handschriftlichen *Mon bon signor* einzuführen, bloß damit die Grammatik gerettet werde. In einem Text, der *fel* und *glout* auch als Akkusativ verwendet, darf man nicht mehr so strenge Befolgung der grammatikalischen Regeln erwarten. Bekanntlich tritt Akkusativ für Nominativ am frühesten ein, wenn das Subjekt nach dem Verbum steht, und dieser Fall liegt hier vor; obiger Ausdruck ist sogar durch 4 Worte mit 7 Silben vom vorangehenden Verbum getrennt. Er ist Apposition zu *Bueves*, wofür aber in der Hs. nur B. geschrieben steht, welches auch in *Bueve* aufgelöst werden kann, und letztere Form kommt in unserm Text sehr häufig (Beispiele v. p. XVII) als Akkusativ vor (statt *Bovon*). Zudem ist der Fall bei *se che n'est* (= *fors*) ähnlich wie bei *come*, das wie eine Präposition den Accusativ regieren kann. Es ist auch zu bemerken, daß St's Korrektur eine lyrische Cäsur ergibt, die für unsern Dichter nicht absolut gesichert ist.

4638. *quenus* in einer *-is*-Tirade ist unmöglich. Schon die bloße Umstellung *li quenus et li vius* wäre eine Verbesserung. Man lese etwa: *li vieus loiaus amis* oder *li quenus al fier vis* (vgl. 6937) oder setze einfach [*h*]*ardis* für *quenus* ein; wenn man dann das *ardis* des folgenden Verses nicht dulden will (solche Wiederholungen von Reimwörtern kommen übrigens in unserer Dichtung vor), so setze man dafür z. B. *de pris* (vgl. 6944).

4904. Das handschriftliche *Un Açopart* wurde mit Unrecht in *Et A.* geändert. Açopart ist bekanntlich in den Chansons de geste der Name eines heidnischen Volkes und kommt sehr häufig vor (vgl. Langlois, *Table des noms propres*). St. wendet ein, der Name werde in unserer Dichtung nicht mehr appellativisch gebraucht. Dies ist nicht richtig. V. 3955 heißt es, daß König Yvorin „*son Açopart*" herbeirief. Man könnte afz. niemals sagen, Bueve habe *son Soibaut* oder gar *sa Josiane* herbeigerufen. V. 4295 bedauert Bueve, daß er *son Açopart* nicht bei sich habe. Aber auch in unserm Vers 4904 ist das Appellativ durchaus notwendig. Denn der Bürger, welcher dem Bueve (den er nicht kennt!) Bericht erstattet, kann nicht einfach sagen, *Açopart* habe die Dame bewachen müssen etc.: konnte er doch nicht ahnen, daß sein *interlocuteur* wußte, wer Açopart war; aber auf Verständnis konnte er rechnen, wenn er sagte, *un Açopart* habe die Dame bewachen müssen. Außer diesen drei Fällen allerdings wird *Açopart* nicht mehr appellativisch verwendet. Jene beruhen eben wahrscheinlich auf Reminiszenzen älterer Stadien der Dichtung. Im anglonormannischen Bueve ist die appellativische Verwendung noch die normale; denn es heißt fast immer *li Escopart* und *l'Escopart*; und doch finden wir schon hier (v. 1780—1): *Jeo sui . . . un fere publicant E ay a non Escopart fort e combatant.* Daß *Acopart* mit Cedille versehen wurde, hätte St. begründen sollen. In den Chansons de geste haben wir allerdings neben *Acopart* auch die häufige Nebenform *Achopart* und ein Chronist, der die französische Form in seinen lateinischen Bericht aufnimmt, schreibt *Azopart.* Es ist also wohl möglich, daß die palatale Aussprache des *c* die ursprüngliche war. In den Chansons de geste begegnet man aber auch den Schreibungen *Aquopart*, *Ascopart* und *Escopart*, in welch letztern die Cedille kaum am Platze ist, und welche wohl beweisen, daß unter dem Einfluß der Schrift, welche die Cedille noch nicht kannte, auch die gutturale Aussprache des *c* aufkam. Im anglonormannischen Bueve findet man regelmäßig *Escopart*, *Escoupart*, ebenso in der nordischen Version, in der kymrischen Version *Copart*, in der englischen *Ascopard* und *Scopard.* Alles spricht also dafür, daß in der ganzen Bueve-Überlieferung die palatalen Formen nicht vorhanden waren. Man vgl. über den Namen P. Meyer in *Rom.* VII 437—40.

4961. St's Korrektur *Tant que sëust* statt *Tant sëusent* mag den Sinn des Verses verbessern; aber klar ist doch nicht, warum Açopart so sehr bestrebt sein sollte, nach allen Richtungen frei sich umsehen zu können. Ich möchte vorschlagen, *Tant seusent* stehen zu lassen und dafür *regarder* durch *asambler* (oder auch *ariver* in der heutigen Bedeutung) zu ersetzen: „so sehr es ihnen [den Lebenden] auch gelingen mochte, von allen Seiten her wieder sich zu sammeln (wieder heranzukommen)". Die lyrische Cäsur wäre leicht zu vermeiden durch Einführung von *Ja* am Anfang des Verses (vgl. Beispiele bei Tobler, *Verm. Beitr.* I Nr. 19). Eine andere Erklärung gibt St. in der Einleitung p. XIII.

4965. Mit Unrecht wurde *Qui* in *Que* geändert. Wir haben hier die Konstruktion, die St. p. LVII als charakteristisch für unsern Dichter ausgibt.

5165. Die Versetzung des Verses scheint mir unnötig und unvorteilhaft. St. vergaß, *tout* in *tous* zu korrigieren.

5290. Das von St. eingesetzte *C'onc* für *Com* ist zweifellos unpassend. Eher geht das von ihm auch vorgeschlagene *Que*. Vielleicht liegt aber eine Vermengung von zwei verschiedenen Konstruktionen vor: *par si grant alenee com arondele* (Schluß des Satzes) und *p. s. g. a. Que arondele ... ne vait si tost* (vgl. oben Bemerkung zu v. 3990 ff.). Endlich darf man vielleicht annehmen, daß *com* hier einfach die Bedeutung von *que* hat, gerade wie *tant com = tant que*, oder wie bei Vergleichungen: *blans que noif*, etc. (vgl. v. 8364 und St's Anmerkung dazu).

5330. *Il* soll nach St. in der Hs. durch eine Abbreviatur „ähnlich wie die von *et*" (wofür es übrigens verschiedene Abbreviaturen gibt) bezeichnet sein. Weiß er denn, daß sie *il* bedeutet? Sonst wird *il* nie abgekürzt. Die Abbreviatur wird also wohl *et* bedeuten. Dieses ist annehmbar, wenn man in v. 5328 kein Semikolon, in v. 5329 kein Komma setzt.

5365. Das Bild ist allerdings, wie St. richtig bemerkt, schief. Man darf doch wohl ruhig *lievrier* in *lievre* korrigieren; dann ist das Bild normal.

5461. Besser wäre *n'en.*

5540. M. E. bedeutet *ot* hier nicht „bekam" (vgl. Anmerkung), sondern „hört". Das Präsens unterbräche hier allerdings eine Erzählung im Präteritum, was aber im Afz. nicht unstatthaft und nicht ungewöhnlich sein dürfte. Eventuell kann man auch, anstatt mit St. in *len* das *l* zu streichen, das *n* in *s* ändern und *le sot* lesen, was auch gut paßt.

5544. Es ist grammatikalisch unmöglich, daß *ma mere* (Akkusativ-Objekt in v. 5543), und nicht *Dos*, Subjekt zu *sot* [und *fist*] ist, wie St. meint. Vielmehr liegt hier ein Widerspruch zum früheren Bericht vor (solche Widersprüche sind in den Romanen sehr häufig [vgl. z. B. Meliador I p. LXII] und bedingen durchaus noch nicht Quellenmischung oder verschiedene Autorschaft), indem der Dichter sich jetzt nicht mehr erinnert, daß er früher berichtete, die Mutter (nicht Do!) habe den Bueve verkauft (der Unterschied ist gleichgültig, da die Mutter und Do ein Herz und eine Seele waren und zusammen komplotierten). Daß wirklich *Dos* Subjekt von *sot* und *fist* ist, geht auch aus v. 5547 deutlich hervor.

5554. Der Sinn von *Si estes vous* ist mir nicht klar. St. hielt eine Erklärung nicht für nötig. Wenn der Ausdruck unbefriedigend ist, so möchte ich als Korrektur vorschlagen: *Soiés en pais* (seid ruhig!): (denn vgl. 5553—54 mit 5845—47 und meine Bemerkung zu diesen Versen!), oder *Si vous taisiés* oder *Si taisiés* [auch *tesiés*] *vous*.

5555. Der eigentümliche Gebrauch von *quel* in der Wendung *quel le ferés* hätte vielleicht in einer Anmerkung erwähnt werden dürfen; zum mindesten hätte er im Glossar nicht fehlen sollen (über den-

selben vgl. H. Suchier, Ausgabe der *Chançun de Guillelme*, Anmerkung zu v. 562), wo auf weitere Litteratur verwiesen wird.

5570. Den Satz *vous — hués* als parenthetisch aufzufassen, geht nicht an. Wenn man sich an der Zugehörigkeit von *Lors* zu diesem Satz stößt, ersetze man *Lors* durch ein anderes Wort, z. B. *Or*.

5717 *mostera* als Passé défini aufzufassen: daran sollte man auch nicht einen Augenblick denken. Ein derartiges „Svarabhakti" hat es nie gegeben. Man korrigiere etwa: *se vanta Que devant vous el camp mel mostera* (Futurum), vgl. auch 5746; *l* in *mel* bezieht sich auf die vorher erwähnte Anklage des Verrats (*mostrer* = beweisen. vgl. 5746).

5747. Man lese *la ... se* statt *sa ... le!*

5845—47. Ich würde nach *trovés* ein Komma, nach *creés* einen Punkt setzen. *Se vous le commandés* ist mir unverständlich (keine Erklärung des Herausgebers). Man könnte z. B. wie in v. 5554 (vgl. meine Bemerkung dazu) *se mon conseil creés* lesen. Unser Dichter gebraucht gern dieselben Wendungen mehrmals.

5886. Eine Änderung von *il* in *cil* würde genügen.

6200. Hier beginnt der aus Fassung III entlehnte Abschnitt. Auf die Textkritik dieses Abschnittes, soweit sie durch Kenntnis des Hss.-Verhältnisses bedingt ist, muß ich aus oben genannten Gründen verzichten. Dagegen geben mir die Anmerkungen des Herausgebers zu einigen Bemerkungen Anlaß.

6339. Es ist klar, daß hier eine neue Laisse anfängt: Übergang von *és* zu *er*. Hiergegen kann nicht etwa geltend gemacht werden, daß die Ausgänge *és* und *er* bisweilen auch gebunden werden. Wenn die Hss. keinen Abschnitt machen, so hätte ein solcher in einer kritischen Ausgabe dennoch gemacht werden sollen.

6371. St. sagt, es lasse sich nicht entscheiden, ob *le Pohier* zu *Rohart* oder *Hertaut* gehöre. Wenn auf die handschriftliche Überlieferung etwas zu geben und nicht unnötigerweise ein unreiner Reim anzunehmen ist, gehört die Apposition offenbar zu dem Akkusativ *Hertaut*; denn sonst müßte es *li Pohiers* heißen, da nach *avoir non* der Nominativ steht und *Rohart* also Nominativ ist (der Kopist von P^1 führte sehr oft das *t* des Akkusativs für nominativisches *s* ein; Hs. C hat übrigens *s*). Auch der Stellung nach gehört *le Pohier* natürlicherweise zu *Hertaut*.

6671. Statt des unmöglichen *tor* möchte ich vorschlagen zu lesen *cors* (vgl. auch v. 8223); *c* und *t* werden bekanntlich graphisch beständig verwechselt; finales *s*, zumal vor *s*, wird von den Kopisten häufig abgestoßen.

6768. St's Korrekturvorschlag, *la* statt *li* zu lesen, ist mir unverständlich. Worauf sollte sich *la* beziehen?

6824. Daß eine Form *gardront* existierte, ist für mich sehr zweifelhaft. Dem Metrum wäre durch Streichung von *Si* leicht zu genügen.

6861. Was St. betr. das Plus der Hss. TCMV gegenüber P^1 sagt, ist m. E. wertlos. Er behauptet, das Plus dieser Hss. stehe im Widerspruch zu dem [in Fassung I] früher erzählten. Da aber der ganze Abschnitt B eine Interpolation aus der dritten Fassung ist, es sich also hier um eine Rekonstruktion d i e s e r Fassung handelt, so kommt es allein darauf an, ob jenes Plus zu dem in der d r i t t e n Fassung früher erzählten in Widerspruch stehe. Darüber gibt St. keine Auskunft.

6884. Was soll *mer* hier bedeuten? Das Glossar gibt keine Auskunft hierüber. Es wird doch wohl mit T *mur* zu lesen sein.

6905. Hier sind wieder eine *er*- und eine *és*-Tirade zusammengezogen. Daß der Kopist des Archetypus dies tat, wurde wohl namentlich durch das Reimwort *reverrés* (v. 6904) verursacht, welches in der ersten, der *er*-Tirade, einen unreinen Reim bildet, der zufällig mit dem Reim der folgenden Tirade übereinstimmt.

6950. Der kritische Text scheint mir etwas zweifelhaft; auffallend ist wenigstens die Wortstellung *fu Buevon* (doch vgl. unten 8917 und meine Bemerkung dazu). Aus der Varia Lectio werde ich nicht klug. Welchem Worte des kritischen Textes soll z. B. *estoit* in M entsprechen? Doch nicht bloß dem *fu*; sonst hätte konsequenterweise (+ 1) hinzugesetzt werden müssen. Die Benutzung der Varia Lectio ist überhaupt nicht gerade leicht gemacht worden.

6993. Durch Streichung des unnötigen *Puis* könnte die zweifelhafte Form *doutriens* leicht vermieden werden (*Puis* fehlt in V; M und C haben die richtige dreisilbige Form; hat hier der Vers eine Silbe zuviel? St. schreibt nicht [+ 1]).

7089. Der von St. angegebene Grund für die Nichtaufnahme des hier in P¹ folgenden Verses ist nicht stichhaltig. Natürlich war ein eine Wallfahrt erforderndes Gebet in Jerusalem (welcher Ort nach der Darstellung unseres Verfassers nicht sehr weit entfernt war) mehr wert, als ein Gebet an dem Ort, wo Bueve sich gerade befand. Und wenn der Kopist von P¹ den Vers vernünftig fand, warum sollte ihn der Redaktor von Fassung III nicht haben dichten können? Bestand denn notwendig ein intellektueller Unterschied zwischen diesem und jenem?

7168. Die Gründe, welche St. gegen Zulassung des Plusverses von CTV geltend macht, sind wertlos: 1. es würden zwei aufeinander folgende Verse mit *Dusqu'a* beginnen (aber derartige Kakophonien finden sich in unserm Text haufenweise: vgl. z. B. St's Anmerkung 7275); 2. der Inhalt passe nicht, da nicht Fleisch, sondern Hafer geholt worden sei (aber unter *viande* versteht man doch nicht bloß Fleisch!).

7178. Der bestimmte Artikel bedeutet hier einfach, daß der König von *Monbranc*, wenigstens in dem betr. Walde, im ganzen nur 4 Hüter hatte (vgl. auch 7249 und namentlich 7315). Er ist also nicht auffallend.

7408. *or* im Plural dürfte doch zweifelhaft sein. Bezeugt ist der Plural nur durch P¹.

7577. *avant* bedeutet hier nicht „vorn“, sondern „vor allem“.

7732—37. Nach der Varia Lectio ist v. 7733 nur in T an dieser Stelle, dagegen in VP¹ der letzte der Gruppe, während er in C fehlt. Der Herausgeber war unter der Bedingung berechtigt, T zu folgen, daß die andern Hss., wenigstens VP¹, gegenüber T eine Gruppe bilden. Die Gruppierung der Hss. scheint aber nicht diese zu sein.

7750. In P¹TV, d. h. allen Hss. außer C (welches gerne Verse ausläßt) folgt hier ein Vers, den St. ausscheidet. weil der Tod des Heiden erst v. 7753 berichtet werde. Es wird aber in diesem Vers nur gesagt, daß der Arm des Heiden ins Gras fiel. In der Form, wie ihn T hat, wäre der Vers annehmbar.

7789. *por vo vie garant* hätte eine grammatikalische Anmerkung verdient.

7803, 7815. Ich halte St's Ansicht für falsch.

7863 ff. Warum wird die Fassung von P¹ in den kritischen Text eingesetzt, wenn sie „z. T. unklar und lückenhaft“ ist? Übrigens weiß ich nicht, was darin unklar ist, wenn erzählt wird, wie Tieri samt seinem Pferde zu Boden geworfen wird, wie er dann sein Pferd wieder aufrichtet und nachher wieder als beritten erscheint. Wie kann hier nach dem Glossar *a estal* „an derselben Stelle“, und nach der Anmerkung *torner a estal* „wieder aufrichten“ bedeuten?

7901. In der Anmerkung ist V 5 Druckfehler für T 5.

8184—85. Die Ansicht, daß ursprünglich *l'ostes* für *Tieris* stand, ist nicht so selbstverständlich. Als der Wirt mit Bueve sprach, stand Tieri dabei, konnte sich also auch am Gespräch beteiligen. Die Aufforderung, nach dem Schlosse zu gehen, braucht nicht vom Wirt auszugehen; denn es ist nicht s e i n Schloß.

8234. *Escorfaut* in einer *-ant*-Tirade (ebenso 8521) gibt keinen Reim. Ich glaube, daß für das Original *Escorfant* zu lesen ist und die obige Schreibung, die in P¹ auch im Innern des Verses überall durchgeführt und von St. angenommen worden ist, vom Kopisten herrührt. In v. 8459 findet man *Escorfal* als Reimwort in einer *-al*-Tirade. Dies wird eine dem Reim zulieb gemachte Nebenform von *Escorfant* sein (vgl. auch meine Bemerkung zu 4165).

8354. Zur Anmerkung: nicht *aiglē*, sondern *tantē* (Druckfehler)!

8507, 8520. Die Reihenfolge der hierzu gehörigen Anmerkungen ist verkehrt.

8552—53. Inwiefern sich aus *drechast* von v. 8554 ergeben soll, daß die Lesart von P¹ die schlechtere sei, ist mir nicht klar geworden; man kann sich doch vom Boden auch „aufrichten".

8596 ff. Nach St. hat T hier „die einfachste, daher wohl auch ursprünglichste Fassung". Warum wurde sie denn nicht dem kritischen Texte zugrunde gelegt? Da aber die Verse 8598—99 und nach 8560 noch ein weiterer Vers durch P¹CV und noch einer durch P¹V belegt sind, so fragt es sich einfach, ob diese 3 Hss. gegenüber T eine Gruppe bilden; ist dies nicht der Fall, so ist die Lesart von T unursprünglich, mag sie auch noch so einfach sein.

8610—12. Daß diese Verse in T fehlen, sei „zweifellos das ursprüngliche". Auch hier muß man fragen: Warum wurden sie denn in den kritischen Text aufgenommen? Auch hier entscheidet über die Ursprünglichkeit in erster Linie das Handschriftenverhältnis, welches nicht zugunsten der Lesart von T zu sprechen scheint (man kann sich beständig darüber ärgern, daß St. nicht mitteilte, nach welchem Prinzip er den Text herstellte). — Auch das übrige Raisonnement des Herausgebers halte ich für ganz falsch. Die Königin ist von der *grant tor* (dem deutschen *Berchfrit*), von dessen Zimmer aus sie der Schlacht zugesehen hatte, herabgestiegen, um sich in die *sale* zu begeben, wo großer Empfang war. Die *sale*, im gewöhnlichen Sinn des Wortes, befand sich [was St. nicht beachtet zu haben scheint] nicht in der *grant tor*, sondern im *palais*, der in der Regel mit der *grant tor* nicht zusammengebaut war. Daß sie „in die Stadt ging", wird nicht gesagt; denn *parmi Siviele* (wofür übrigens C und P¹ eine andere, auch annehmbare Lesart haben) in v. 8609 gehört natürlich zu *sa gent*: sie hat *sa gent* aus ganz Siviele zu sich berufen. Da die *sale* in der Regel im ersten Stockwerk sich befand, so mußte die *gent* in die *sale monter*, nachdem die Königin bereits vorher hinaufgestiegen war. Auch zwischen 8609 und 8610 besteht kein Widerspruch: Zu einer Ratsversammlung wurden zur Zeit unseres Dichters vom Souverän nur *les plus haus homes de toute sa contree*, die Vasallen, berufen, niemals das gemeine Landvolk oder die Städter; die Vasallen sind folglich *sa gent* im engern Sinn des Wortes. Die Verse 8919—20, auf welche der Herausgeber verweist und welche auch in T vorhanden sind, beweisen gerade die Korrektheit der Verse 8610—12; denn durch sie wird bestätigt, daß die Versammlung aus den *gentieus homes tenant de sa contree* bestand und daß der Versammlungsort nicht *la tor*, sondern *la sale* war (im *palais* wird nachher z. B. auch Bueve empfangen: v. 8796 und wird die Hochzeit gehalten: v. 9653; Josiane empfängt ihre Vasallen im *palais*: 9830). In v. 8633—34 spricht die Königin von *cele tor*; sie hätte *ceste tor* sagen müssen, wenn sie noch drin gewesen wäre (vgl. auch unten zu 8937 und 9463).

8617. *Qui* wird nicht im Sinn von „wenn ich" gebraucht, sondern in der Bedeutung „wer", ev. „wenn man", und das Feminin ist insofern bemerkenswert, als die Königin, indem sie allgemein von „wer" oder „man" spricht, doch in erster Linie an Frauen denkt, weil sie selbst eine Frau ist. Vom Standpunkt des Feminismus übrigens

ganz konsequent! Immerhin kann man natürlich auch die Masculinform einsetzen und ungenauen Reim annehmen.

Statt **8634** sq. sollte es in der Anmerkung heißen: 8635 sq.

8663. Auch hier muß in erster Linie das Handschriftenverhältnis entscheiden, ob *vous estes messagier* oder *nobile chevalier* zu lesen ist.

8687 ff. Auch hier kommt es nicht in erster Linie darauf an, welcher Text „am einfachsten" und „am klarsten" ist; maßgebend ist wieder der Stammbaum der Hss. Vor der Hand können wir zu dem kritischen Text kein Vertrauen haben.

8698. Warum wird eingerückt, ohne daß eine neue Laisse beginnt? Wenn eine Hs. fälschlich einrückt, so braucht ihr eine kritische Ausgabe nicht zu folgen; dagegen ist dann eine Bemerkung in der Varia Lectio am Platz.

8724. Die „Rücksicht auf V" ist sicher kein Grund, um das *que* von P^1 zu streichen; denn V hat an entsprechender Stelle *ki*; *que* und *qui* aber wechseln in unsern Hss. sehr oft. Metrum und Bedeutung sprechen allerdings für Streichung des *que*. *Del baron* gäbe keinen vernünftigen Sinn; eher lese man *de baron*.

8726. (— 1) vor C in der Varia Lectio ist nicht berechtigt; denn *deur* kann gelesen werden: *d'ëur*.

8726—27. Text und Interpretation in der Anmerkung sind etwas unsicher; doch ist zur etwaigen Korrektur die Kenntnis des Handschriftenverhältnisses nötig.

8757—64. Ich sehe nicht ein, weshalb die Fassung von CTV inhaltlich unzweifelhaft besser als diejenige von P^1 sein soll. Wird letztere vorgezogen, so fallen die Widersprüche in v. 8761 (vgl. St's Anmerkung dazu) weg, weil dieser Vers in P^1 nicht vorkommt.

8862. Dieser Vers, der in P^1T fehlt und, wenn es der Stammbaum erlaubt, m. E. auch im kritischen Text fehlen sollte, ist mir unverständlich (trotz St's Interpretation).

8917—18. Diese Stelle wird von St. nach meiner Meinung ganz unrichtig aufgefaßt. Wenn er sagt „Also braucht ihr [der Königin] der Beschluß nicht erst mitgeteilt zu werden", so deutet dies darauf hin, daß nach seiner Ansicht *la dame* Dativ-Objekt zu *contee* resp. *graee* ist, was zweifellos falsch ist, da sonst bei *graee* der Ausdruck *Des gentius homes* beziehungslos würde, bei *contee* aber ein inhaltlicher Widerspruch zum Vorausgehenden entstünde. Vielmehr ist *la dame* Genitiv und gehört zu *la parolle* (vgl. dieselbe eigentümliche Wortstellung oben 6950); C. schreibt denn auch mit klarer Wortstellung: *la dame fu*. Man übersetze also: Als die Rede der Dame von den vornehmen Vasallen ihres Landes gebilligt worden war. Im Vorhergehenden werden in der Tat gleich nach der Rede der Dame die Zustimmung des Disdier, der im Namen der Barone spricht, und dann auch diejenige der Barone selbst erwähnt. Ebenso wie auf *graee Des* folgen muß, so verlangt *contee* selbstredend *As*. Was St. über *As* und *Des* schreibt, ist durch jenen Irrtum bedingt.

8937. *La tor* ist zweifellos falsch, denn in v. 8920 heißt es, daß die Königin, als die Vasallen sie verließen, noch in der *sale*, d. h. wie oben (zu 8610—12) gezeigt wurde, im *palais*, nicht in der *tor*, blieb. Daß St. das nur von P^1 bezeugte *la tor* beibehielt, erklärt sich wohl aus seiner irrtümlichen Auffassung, daß sich die *sale* in der *tor* befand. Statt *tor* kann man, ohne das Metrum zu ändern, *sale* einsetzen. C T V haben *sor les* (resp. *as*) *murs montee* (resp. *alee*). Dies scheint aber zum folgenden nicht zu passen. Daher wird die Änderung von *tor* in *sale* in P^1 nötig sein.

8939. Der Plusvers, den P^1 hier hat, braucht nicht ein Zusatz zu sein, jedenfalls nicht aus dem von St. angegebenen Grunde: „da die Königin unzweifelhaft schon im Sattel war". Dies wird weder gesagt noch ist es zu erschließen.

9025—26. Auf jeden von diesen Versen folgt in P[1] ein Plusvers. St. hat die Plusverse mit Recht ausgeschieden, aber aus unrichtigen oder ungenügenden Gründen. *Molt richement* könnte ganz gut zu *venoit* gehören, und Reimwörter wiederholen sich in unserm Texte oft. Aber der erste Plusvers spricht ganz dasselbe aus wie 9027 und zwar in der Hauptsache in denselben Worten (Nach 9025 sollte ein Semikolon gesetzt werden, damit man erkenne, daß 9026 zu 9027 gehört; Bedeutung: Alis war von der Schwester des Esc. zum Ritter geschlagen worden; „*ot*" bedeutet „erhielt". Hat etwa St. eine andere Auffassung?). Der zweite Plusvers würde die zusammengehörenden Verse 9026 und 9027 trennen, so daß sie einzeln unverständlich würden.

9139. Nach der Varia Lectio fehlt dieser Vers in CTV, nach die Anmerkung in CTP[1]. Welches gilt? Er ist entbehrlich.

9188. Die dazu gehörige Anmerkung ist falsch numeriert: 9198 (Druckfehler).

9223. Solche „mangelhafte Cäsuren" (Enjambement) wie hier in P[1] finden sich genug (vgl. z. B. oben zu 3916) und brauchen daher wohl nicht beanstandet zu werden.

9463. Statt *tor en* hat C *sale.* Letzteres Wort paßt in der Tat besser. Denn wenn auch während der vorhergehenden Schlacht die Königin in der *tor* gewesen war, so fand doch die nun folgende Ratsversammlung, an welcher *grant plenté* von Baronen (v. 9486) teilnahm, gewiß richtiger in der *sale* des *palais* statt. Man kann sich eine große Versammlung im Turm kaum denken. In 9524 wird denn auch die *sale* als Versammlungsort genannt, ohne daß inzwischen von einer Ortsveränderung die Rede gewesen wäre. In 9624 wird zu Mittag gegessen, auch ohne Erwähnung einer Ortsveränderung; es hatte keinen Sinn, nach Beendigung einer Schlacht im Turm zu tafeln. Wenn C im Stammbaum nicht allen andern Hss. gegenübersteht, so ist seine Lesart allerdings nicht maßgebend. Aber dann müssen wir annehmen, daß schon der Archetypus hier einen Fehler enthielt, den der Kopist von C, in richtiger Erkenntnis des Unpassenden, verbesserte (vgl. auch oben zu 8610—12 und 8937).

9541. Hier beginnt das zweite Stück von Teil A.

9593. *lavés*, Druckfehler für *l'avés.*

9626. Ich halte die Änderung von *cinc* in *trois* nicht für nötig. Wenn auch vorher nur von 3 „Königen" einzeln berichtet wurde, daß sie gefangen genommen wurden, so folgt daraus nicht notwendig, daß diese 3 die einzigen waren. Widersprüche in Zahlen sind übrigens nicht nur den Kopisten, sondern auch den Dichtern eigentümlich. Zudem würde es sich hier nur um einen Widerspruch zwischen A und B, also zwischen Fassung I und III handeln.

9634. In der Anmerkung wird Yosiane irrtümlich an Stelle der Königin von Siviele erwähnt. Ich glaube, daß *li* in *le* zu korrigieren ist. Andernfalls müßte man allerdings St's Interpretation annehmen; aber diese scheint mir unnatürlich.

9649. Das handschriftliche *Saint-Germain* ist natürlich falsch; aber *Saint Omer* ist eine Korrektur in's Blaue; v. 3808 beweist nichts.

9964—65. Es ist fraglich, ob St's Korrektur notwendig ist. Er stieß sich wohl an der Form *Yvoire* statt gewöhnlichem *Yvorin.* Ich glaube, daß unser Dichter, so gut wie er dem Reim zu lieb einmal *Yvoré* schrieb, auch der Cäsur zu lieb *Yvoire* schreiben konnte. Wir haben schon gesehen, daß man nicht Anstand nahm, fremde Eigennamen so ziemlich nach Belieben zu ändern (vgl. oben zu v. 4165). Vgl. auch die Nebenform *Ysoire* zu *Ysoré*, die allerdings nur in späten Zeugnissen zu belegen ist (Cloetta's Ausgabe des *Moniage Guillaume*, t. II p. 178—180). Ob nun die handschriftliche Lesart beibehalten oder St's Korrektur akzeptiert wird, so dürfte es notwendig sein, in 9964 *del* statt *de* einzusetzen, da ein Substantiv ohne Artikel weder

den Genitiv regieren, noch ein Determinativpronomen (hier in der Form des bestimmten Artikels) darauf bezogen werden kann.

9972. *unẽ* statt *une.*

10120. Nur aus der Anmerkung, aber nicht aus der Varia Lectio ist zu entnehmen, daß die Hs. *principel* hat (vgl. auch 10496).

10144—45. „Nie hörte ich jemand so erzählen, wie sie singt (d. h. singend erzählt): gut versteht sie sich darauf, es (d. h. wie alles sich zugetragen hat) (divinatorisch) zu erraten" (vgl. auch 10177). Ich sehe da keine eigentliche Unklarheit, welche mangelhafte Überlieferung zur Voraussetzung hätte. Immerhin wäre es vielleicht besser, das unbestimmte, fast beziehungslose *le* dem *deviner* voranzustellen und als Artikel aufzufassen; vielleicht würde auch *home* mit Vorteil durch *feme* ersetzt.

Den Schluß des Bandes bilden 100 Seiten Glossar und Namenverzeichnis. Das Glossar ist m. E. viel zu ausführlich für eine Ausgabe, die kaum als Schulbuch verwendet werden wird. Wozu soll uns mitgeteilt werden, daß z. B. *cheval* Pferd, *cinquante* fünfzig, *porte* Türe, *paradis* Paradies, *demi* halb bedeutet? Für die Wissenschaft wäre eine Zusammenstellung des wirklich Bemerkenswerten zweckmäßiger gewesen. Übrigens werden im Glossar keineswegs sämtliche Belege angeführt; aber bei keinem Artikel ist zu erkennen, ob man sämtliche Belege vor sich hat oder nicht; wo nur auf einen T e i l der Belege verwiesen wird, hätte dies durch „etc." angedeutet werden sollen. Eingehend habe ich das Glossar nicht geprüft. Einzelne Fehler, die mir auffielen, und nicht schon gelegentlich erwähnt wurden, will ich hier nicht anführen. Nur das möchte ich noch sagen, daß der Sprachschatz zweier Dichter nicht in einem einzigen Glossar untergebracht werden sollte. Daß die Anlegung zweier Glossare etwas unpraktisch gewesen wäre, will ich immerhin gern zugeben. Der Kapitalfehler der Ausgabe ist eben, daß sie sich nicht auf Teil A beschränkte. Noch viel notwendiger, aber auch viel leichter durchführbar als beim Glossar wäre eine Scheidung von A und B beim Namenverzeichnis gewesen. Es ist durchaus nicht gleichgiltig, welches Onomastikon dem einen, welches dem andern Dichter eigen ist. Sehr zu tadeln ist auch, daß die Varianten der Eigennamen (solche gibt es, wie begreiflich, nur in Teil B) nicht ins Verzeichnis aufgenommen wurden (St. ist allerdings nicht der einzige Herausgeber, dem dies vorzuwerfen ist). Bei Eigennamen ist es häufig nicht möglich, unter den Varianten die richtige Form auszulesen; so kann denn ganz leicht eine falsche als einzige ins Onomastikon aufgenommen werden (*Widesore*, *Huidesore* kommen z. B. der ursprünglichen Form näher als die durch P^1 überlieferte und in den Text und das Verzeichnis aufgenommene Form *Ondresore*; gemeint ist *Windsor*). Aber auch die sicher falschen Formen können für die Namenforschung von Wichtigkeit sein, indem sie uns charakterische Möglichkeiten der Entstellung vorweisen, die für Analogieschlüsse verwendet werden können. Man sehe z. B. wie

aus *Colecestre* (Colchester) (v. 6298, 6395, 6406) einerseits *Cloencestre* (T) (d. h. jedenfalls *Gloecestre* = Gloucester), anderseits *tour celiestre* (V) wurde. Mit *Connimbre* (in „Spanien") (v. 3511) wird Coïmbra (in Portugal) gemeint sein; *Ysorés de Connimbre* ist eine Entlehnung aus dem *Moniage Guillaume II*, wie auch der kurz vorher (3508) erwähnte *Synados* (statt *Synagons*) *de Palerne*.

E. Brugger.

Le **Lai du Conseil,** *ein altfranzösisches Minnegedicht.* Kritischer Text mit Einleitung und Anmerkungen [herausgegeben von] Albert Barth. Züricher Dissertation. Erlangen 1911. 75 S. [Sonderabdruck aus Vollmöllers Romanischen Forschungen.]

Von dem *Lai du Conseil*, der bisher nur in der Ausgabe von Francisque Michel[1]) aus dem Jahre 1836 gedruckt vorlag, gibt B. eine neue, kritische Ausgabe. Außer den bereits von Michel benutzten drei Handschriften (B. nennt sie *A*, *B* und *D*) hat B. auch die seitdem hinzugekommene dritte Pariser Handschrift (*C* bei B.) mit herangezogen; von *D*, das inzwischen verschollen ist, standen ihm allerdings nur die unzuverlässigen Varianten bei Michel zur Verfügung.[2])

In der Einleitung zu seiner Ausgabe bespricht B. zunächst kurz die Handschriften, um dann ausführlich auf deren Verwandtschaftsverhältnisse einzugehen. Das Resultat B.s, der *A* und *C* einerseits, *B* und *D* andererseits zu einer Gruppe (x resp. y) zusammenfaßt, scheint auch mir das wahrscheinlichste zu sein; zur Aufstellung einer absolut sicheren Gruppierung reicht das Variantenmaterial nicht aus. Bei einem anderen, nicht so wesentlichen Punkte seiner Klassifikation kann ich ihm aber nicht zustimmen, nämlich wenn er (S. 15) die Gruppen x und y nicht direkt, sondern erst durch Vermittelung einer gemeinsamen Zwischenvorlage o auf das Original O zurückführen will. Die von ihm für verderbt gehaltene Textstelle (V. 637—638), die ihm als hauptsächliches Argument zur Begründung dieser Zwischenstufe dient, scheint mir ganz korrekt zu sein; ich würde die Verse 632—640 folgendermaßen interpungieren:

Mout seroit sire et damoisiaus;
Je ne sai veoir ne pensser
Comment nus peust plus doner

---

[1]) *Lais inédits des XIIe et XIIIe siècles*, publiés pour la première fois, d'après les manuscrits de France et d'Angleterre, par Francisque Michel. Paris, Joseph Techener, 1836, S. 85—121; dazu *Variantes* S. 128—145.

[2]) In einer Korrekturnote kann ich gerade noch darauf hinweisen, daß nach einer Notiz W. v. Wartburgs im neuesten Heft der *Romania* (Bd. XLI S. 289) die Hs. *D* doch noch vorhanden ist, und zwar als Hs. 2800 der Rothschildschen Bibliothek in Paris; v. Wartburg weist sogar noch eine fünfte Hs. (L. V. 32 der Turiner Universitätsbibliothek) nach.

Ne souhaidier a .i. seul homme —
Quar tout est clos a la parsomme —
Fors vie parmenablement
(Et ce ait bien a son talent)
Et amors, que je ne vueil mie
Que ja en ait joie en sa vie . . .

Die beiden anderen Stellen, auf die B. noch hinweist, um jene Gruppierung zu stützen, haben (wie er selbst zugeben muß) auch keine rechte Beweiskraft. — Ich sehe also kein Bedenken, sowohl x wie y direkt von O herzuleiten.

Von dem eben berührten Punkte abgesehen, kann man also den in sorgfältiger Arbeit gewonnenen Resultaten B.s nur zustimmen; dabei kann ich allerdings nicht umhin, einige Stellen seiner Ausdrucksweise zu korrigieren, aus denen hervorzugehen scheint, daß ihm die methodische Beurteilung der Sachlage bei Handschriftenverwandtschaft doch nicht immer ganz klar gewesen ist. So sagt B. Seite 4: „Die beiden Hss. [*A* und *C*] gehen fast stets zusammen. Das beweist zwar ihre enge Verwandtschaft; indessen könnten beide direkt auf das Original zurückgehen.“ Man wäre versucht dem Herausgeber zu sagen, daß gleiche Lesarten absolut keine „Verwandtschaft“ der betreffenden Handschriften beweisen, sondern daß dies nur gemeinsame Fehler tun — wenn B. nicht in seiner Untersuchung selbst die richtige Methode befolgte. Oder auf S. 9 soll in V. 815 ein gemeinsamer Fehler von *A C* (die *maint jor a jornee*, mit einer seltenen, aber von B. noch anderweitig belegten Redensart, lesen) „ausgeschlossen“ sein. Warum? Allerdings ist kein besonderer Grund zu der Annahme vorhanden, daß die Lesart von *A C* unursprünglich ist, aber an und für sich könnte gerade so gut die Lesart von B. (*et mainte jornee*) richtig und der Wortlaut von *A C* erst in deren gemeinsamer Vorlage x eingeführt sein; doch gebe ich gern zu, daß diese Möglichkeit viel unwahrscheinlicher ist. — Auch eine Bemerkung auf S. 13 gibt zur Kritik Anlaß. B. sagt da: „Daß innerhalb der angenommenen Familien x und y die Hss. einander neben-nicht untergeordnet sind, daß z. B. innerhalb x nicht etwa *A* die Kopie von *C* ist oder umgekehrt, wird bewiesen durch die Tatsache, daß $A + B$, gegen *C*, und $C + B$ gegen *A* stets den Text ergeben; das gleiche gilt für y.“ Schon daran, daß der Herausgeber gelegentlich (z. B. V. 72 *dame* im Text nach *A*, gegen *amie BC*, oder V. 116 *devoit* nach *A*, gegen *li doit B C*) doch, und nicht ohne Grund, gegen dies sein Prinzip handelt, kann er sehen, daß das „Ergeben des Textes“ kein einwandfreies Argument ist; überdies setzt doch eine wissenschaftliche Textrekonstruktion bereits voraus, daß man über die Stellung der Handschriften zu einander orientiert ist. Es handelt sich wohl auch in diesem Falle bei B. nur um eine mangelhafte Formulierung: der Herausgeber meint offenbar, daß eine direkte Abhängigkeit der Hand-

schriften *A* und *C* von einander darum als ausgeschlossen gelten muß, weil jede der beiden einige Fehler aufweist, die die andere vermeidet.

An die Klassifikation der Handschriften schließt sich eine Untersuchung der Mundart. Sie ergibt als gesichertes Resultat, daß das Gedicht in der Pikardie entstanden ist, nicht weit von der franzischen Grenze, und zwar im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts (was bereits Gröber im *Grundriß* Bd. II, 1. Abt., S. 602 angegeben hatte). Zu diesem Teil von B.s Einleitung habe ich kaum etwas zu bemerken, möchte aber doch sagen, daß ich das *e* in *seoir*, *peust* etc. nicht als „anlautend" bezeichnen würde, wie dies B. S. 21 tut. — Ein vierter Teil bringt dann noch eine „Charakteristik des Gedichtes", die vor allem eine ausführliche Analyse unseres Lais bietet; interessant sind die Berührungen einzelner im Verlaufe der Dichtung gestellten, die Liebe betreffenden Fragen mit den jetzt von A. Klein gesammelt herausgegebenen Minnefragen, worauf B. an den geeigneten Stellen hinweist.

Der eigentliche Text (S. 33—62 der Dissertation umfassend) ist mit Sorgfalt bearbeitet; der Herausgeber hat sich ernstlich bemüht, über den durchaus nicht immer einfach verständlichen Wortlaut klar zu werden. Davon zeugen auch die Anmerkungen (S. 63—74), die eine anerkennenswerte altfranzösische Sprachkenntnis und Belesenheit verraten. Diesem Urteil sollen die folgenden Bemerkungen, in denen ich einiges glaube berichtigen zu können, keinen Eintrag tun.

In V. 34—35 ist die Interpunktion B.s nicht das Nächstliegende:

„Sire, entendez! Ma volenté,"
Fet la dame, „je vous dirai, . . .

da in dem durch das Objekt eingeleiteten Satz Inversion des Subjekts im Altfranzösischen das Gewöhnliche ist (also *vous dirai je*). Es wäre besser zu lesen:

„Sire, entendez ma volenté!"
Fet la dame, „Je vous dirai, ...

wobei *la* vor *vous* zu ergänzen ist.

In V. 66 hätte bei *toutes eures*, im Sinne von „gleichwohl", auf Toblers *Verm. Beitr.* Bd. I² S. 184 verwiesen werden können.

Auch V. 99 *(Que teus en a .iii. tans de lui)* hätte einer Anmerkung wohl bedurft, indem hier hinter *teus* das Relativpronomen ausgefallen zu sein scheint, das gewöhnlich (vgl. Diez, *Grammatik* Bd. III³ S. 381) nur nach gewissen verneinenden Formeln fehlen darf, wenn zugleich das Verbum des abhängigen Satzes im Konjunktiv steht. Für den an unserer Stelle vorliegenden Gebrauch und einige ähnlichen Fälle gibt Ad. Tobler weitere Beispiele *(Bruchstück aus dem Chevalier au lyon nach der vaticanischen Handschrift. Beilage zum Programm der Kantonsschule von Solothurn für das Schuljahr 1861/62*, S. 14).

In V. 136 ist das beim Feueranmachen gebrauchte *esche* natürlich nicht mit „Lockspeise, Köder" (wie B. in der Anm. S. 65 will), sondern mit „Zunder" zu übersetzen; Belege für diesen Gebrauch des Wortes gibt Godefroy, *Dictionnaire* Bd. III S. 379.

Zu V. 147: In der von B. gegebenen Übersetzung dieses Verses scheint mir die Bedeutung von *adeviner* nicht richtig wiedergegeben zu sein; ich würde übersetzen: „(mancher...) der nicht die Folgen einer solchen Handlungsweise vorauszusehen vermag."

V. 169. Zu dem Partizipium Perfecti „aktiven Sinnes" *aparçuz* = „überlegt, aufmerksam" vgl. Toblers *Verm. Beitr.* Bd. I² S. 147.

V. 248. Die in diesem Verse enthaltenen adverbialen Bestimmungen scheinen mir zum Nachsatz zu gehören, also wäre das Komma hinter *paine* zu streichen.

V. 495. Was mit den Worten *a tel esperance* gemeint ist, ist mir nicht klar geworden.

V. 589. Der Herausgeber weist (S. 8—9) mit Recht darauf hin, daß der Vers in seiner überlieferten Gestalt *(Et lou pais environ lez)* nicht ohne weiteres verständlich ist, und will darum ändern *Et les pais environ lez* und übersetzen „und die Länder weit in der Runde", indem er *lez* als den Plural des Adjektivs *lé* „breit, weit" auffaßt. Diese Emendation anzunehmen habe ich Bedenken, einmal weil auch in *A C* der Singular des Substantivs steht *(Toute la terre)*, und außerdem weil eine Trennung des attributiven Adjektivs *(lez)* von dem zugehörigen Substantiv durch ein Adverbium *(environ)* nicht dem altfranzösischen Sprachgebrauch entsprechen würde. Ich würde daher vorziehen, den Wortlaut von B beizubehalten; *lez* würde dann als das lateinische Substantiv *latus* anzusehen, an unserer vorliegenden Stelle aber adverbial gebraucht sein [„daneben"], wie anderwärts etwa die Verbindung *delez.*[3]) Diesen adverbialen Gebrauch von *lez* vermag ich zwar sonst nicht im Altfranzösischen nachzuweisen, doch möchte ich die Verbindung *environ lez* gleichwohl unangetastet lassen wegen der Ähnlichkeit mit der Redensart *environ et en lez*, die z. B. in den *Narbonnais*[4]) V. 3271 und 3395 belegt ist und etwa „weit und breit umher" bedeutet; ob *environ lez*, das (aus unserer Stelle zu schließen) doch wohl den gleichen Sinn haben würde, nicht eine Verkürzung daraus sein kann?

Zu V. 637 habe ich bereits oben (S. 184) eine Berichtigung vorgeschlagen.

---

[3]) Es gäbe noch eine andere Möglichkeit: *environ* als Präposition aufzufassen und *lez*, als den Plural des Substantivs, davon abhängen zu lassen.

[4]) *Les Narbonnais. Chanson de geste* publiée pour la première fois par Hermann Suchier. Paris 1898 (Société des anciens textes français).

V. 865. Hier tritt das in V. 399 belegte und in der Anmerkung dazu besprochene Substantiv *bee* zum zweitenmal auf; B. hätte in der Anmerkung zu V. 399 auf diese zweite Stelle verweisen können.

Zum Schluß noch eine Bemerkung zur äußeren Einrichtung des ganzen Textes. B. hat sich bei seiner Textbearbeitung nicht den sonst üblichen Gepflogenheiten der Herausgeber angeschlossen, sondern auf die Verwendung der meisten diakritischen Zeichen verzichtet: er setzt zwar moderne Interpunktion und Apostrophe (diese sogar in den Varianten), vermeidet aber den Gebrauch des Akzentes auf betontem auslautendem *e*, die Setzung der Zedille, die Regelung von *i* und *j*, *u* und *v* in modernem Sinne. Ich vermag nicht einzusehen, was die von B. beliebte halbe Maßnahme[5]) für einen Vorteil bieten soll gegenüber dem sonst üblichen etwas weitergehenden Verfahren, das doch das Verständnis des Textes wesentlich erleichtert; ich würde verstehen können, daß man philologische Bedenken hätte, die überlieferte mittelalterliche Schreibweise selbst in solchen Kleinigkeiten anzutasten, dann wäre aber das einzig Folgerichtige ein streng diplomatischer Abdruck.

Im übrigen ist durchaus anzuerkennen, daß der Herausgeber (worauf er selbst S. 25 hinweist) die Orthographie nicht normalisiert hat.

Göttingen. WALTHER SUCHIER.

Scherping, Walther. *Die Prosafassungen des „Aymeri de Narbonne“ und der „Narbonnais.“* Diss. Halle 1911. 192 S. 8.

Castedello, Wilhelm. *Die Prosafassung der Bataille Loquifer und des Moniage Renouart.* Diss. Halle 1912. 196 S. 8.

Von dem in zwei Handschriften (BN. 1497 und 796) auf uns gekommenen Prosaroman der Aimeri-Wilhelmgeste erscheinen hier zwei Abschnitte in sorgfältigem Abdruck. Über die Quellenfrage steht nach den früheren und den von den Verff. vorgenommenen Untersuchungen folgendes fest: der Prosakompilator hat keine anderen Lieder gekannt und benutzt als die in unseren Aimeri- und Wilhelmzykeln vorliegenden Gesänge. Für die Aimeriepen verwendete er eine zyklische Hs., die mit Hs. Brit. Mus. Harl 1321 und Bibl. Nat. n. acq. 6298 verwandt scheint, für die Wilhelmepen nicht wie man früher glaubte eine zur d-Gruppe stehende Hs., sondern eine, die eher mit der Berner

---

[5]) In seiner Ausgabe des *Fabliau du buffet* (*Festschrift zur 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner*, Basel 1907, S. 148 bis 180) hat er es ebenso gehalten.

und vielleicht mit der c-Gruppe übereinstimmt; leider reicht hier das Material, das bisher zugrunde gelegt werden konnte, zu einer definitiven Entscheidung nicht aus. Beide Dissertationen beschäftigen sich eingehend mit den Veränderungen, die der Prosakompilator mit bewußter Absicht seiner Vorlage gegenüber an der Erzählung vornahm. Die Fortsetzung dieser Textpublikationen kann nur erwünscht sein. Der Prüfung wert wäre das Verhältnis dieses Prosaromans zu den entsprechenden Partien der Hs. Arsenal 3351, besonders hinsichtlich der Krönung Ludwigs.

Wien. Ph. Aug. Becker.

Oulmont, Charles. *La poésie morale, politique et dramatique à la veille de la Renaissance. Pierre Gringore.* Paris, H. Champion, 1911. (Bibliothèque du XV^e siècle, tome XIV.) XXXII + 383 S. 8.

Nachdem Gringore ohne sein Zutun als Romanfigur berühmt geworden ist, konnte es nicht ausbleiben, daß die literarische Forschung sich seiner annahm und das entstellte Phantasiegemälde durch die schlichte Zeichnung seiner wahren Züge zu ersetzen suchte. Es ist ein nüchternes Bild, spießbürgerlich und poesielos, doch nicht einförmig und nicht ohne zeitgeschichtliches Interesse.

Die Gringores stammen aus der Normandie, wie auch die Lautform ihres aus einem Taufnahmen (Gregor) entstandenen Familiennamens zeigt. Im 15. Jahrhundert finden wir sie in Thury an der Orne, südlich von Caën, (arr. Falaise, dép. du Calvados) als wohlhabende Bürger ansässig und als Justiz- und Verwaltungsbeamte im Dienste der Barone von Ferrières, Herrn von Préaulx, Dangu und Thury, tätig. Wer unseres Dichters Eltern waren, wann er geboren wurde, wo seine Wiege stand und wie er seine Kinddeit verbrachte, erfahren wir nicht; 1499 taucht er plötzlich mit seinem ersten Werke auf. Er dürfte demnach um 1475 oder um 1480 geboren worden sein. Für den Herrendienst bestimmt, wie er in der Widmung seiner '*Folles entreprises*' (1505) an Pierre de Ferrières bekennt, weil seine

predecesseurs
De sa maison ont esté serviteurs,
Lesquels je vueil ensuivir, si je puis,
Car son subject et son serviteur suis...

empfing er wohl die entsprechende Schulbildung und kam vermutlich der Rechtsstudien halber nach Paris; zu einem akademischen Grad brachte er es jedoch nicht, wie er eben dort gesteht, nicht einmal zu dem eines maistre es arts.

Pierre Gringores erstes poetisches Werk '*Le chasteau de Labour*' wurde am 26. Oktober 1499 vollendet;[1]) es umfaßt an 2500 Verse, erlebte 14 Auflagen und wurde von Al. Barclay (1506) ins Englische übersetzt; es ist keine selbständige Arbeit, sondern lediglich eine Umsetzung des 'Chemin de Povreté e de Richesse' des königlichen Notars Jean Bruyant (1342)[2]) aus der ursprünglichen Form der gepaarten Achtsilber in achtzeilige Achtsilberstrophen ababbcbc: es schildert den Besuch eines verarmten Menschen in der allegorischen Burg der Arbeit. Das Jahr darauf (am 20. Dezember 1500) ließ der Dichter den fast ebenso umfangreichen '*Chasteau d'Amour*' folgen, von dem vier Drucke bekannt sind; er ist in derselben Strophe geschrieben mit eingestreuten Balladen und schildert, wie ein junger Mann trotz der Warnung eines entblößt vom Schlosse Kommenden, sich dorthin begibt, den Damen gefällt, bis ihn De Quoy verläßt und Congnoissance ihn wieder auf den Weg der Tugend zurückleitet; das Schloß der Liebe, dessen Schließerin Richesse ist, kommt schon im Rosenroman vor.[3]) Zu gleicher Zeit ergreift Gringore auch das Wort zu den Tagesereignissen; die Gefangennahme Ludovico Sforzas feiert er in den '*Lettres de Milan avec les Regretz du seigneur Ludovic*' (April 1500, 323 Verse), und in der '*Complainte de la Terre sainte*' (240 Verse, zweiter Druck von 1532) gibt er der neu erwachten Kreuzzugstimmung Ausdruck.[4])

Inzwischen findet Gringores Tätigkeit ein neues Wirkungsfeld. Am 25. November 1501 sehen wir ihn im Verein mit dem Zimmermeister Jean Marchand die Festaufführungen für den Empfang des Erzherzogs Philipp von Österreich unternehmen;[5]) desgleichen im Februar 1502 für den Einzug des Legaten und im November 1504 für die Königin Anna von Bretagne. Um diese Zeit tritt er auch in die Pariser Narrengesellschaft der Enfants sans souci ein, wo er bald als Mère Sotte eine hervorragende

---

[1]) Das Datum ist durch den Einsturz der Notre-Dame-Brücke bestimmt.

[2]) Herausgegeben vom Baron J. Pichon als Einlage des um 1393 verfaßten '*Menagier de Paris*' (1847); fehlt in Gröbers Grundriß.

[3]) Einer der Drucke (J. Trepperel s. a.) bietet eine kürzere Fassung, und außerdem existiert ein alter Druck eines '*Dit de l'allant et du venant du Chasteau d'Amour*'. Ich würde beide als buchhändlerische Spekulationen (Plagiate, Imitationen) ansehen. Zu den Dichtungen, die sich mit dem Kastell der Liebe befassen, gehört auch das Fragespiel *Zs. f. rom. Phil.* XXXIII, 703 ff.

[4]) Ich würde diese Schrift dem Jahre 1501 zuweisen; denn in diesem Jahr wurde von Karfreitag bis Johannis ein Kreuzzugsjubiläum gepredigt, und es fuhr auch ein Geschwader unter Prégent de Bidoulx und Phil. von Ravenstein aus, das im Oktober vor Lesbos scheiterte. Vgl. Lavisse, *Hist. de France*, V, 1, 57.

[5]) Es handelte sich um *mystères mimés*, bei denen auch eine Ballade zum Vortrag kam; wahrscheinlich dürfte Gringore deren Verfasser gewesen sein. Vgl. *L'Entree faicte à Paris*, etc. BNRés. Lb. 29, 24.

Rolle spielte; vielleicht hat er diese Bühnenmaske geschaffen, jedenfalls erhielt sie erst durch ihn ihre besondere Bedeutung. Darüber vernachlässigt er aber die Dichtkunst nicht, vielmehr wendet er sich jetzt entschieden der moralischen Satire zu, wie sie einem Würdenträger der Narrenzunft wohlansteht. In den '*Folles entreprises*', die am 25. Dezember 1505 im Selbstverlag erschienen (Pres du bout du pont Nostre Dame A l'enseigne de Mere Sotte) und Pierre de Ferrières gewidmet sind, geißelt er die eiteln Unternehmungen ehrgeiziger Eroberer (Ludwig XII. hatte von 1503 auf 1504 Neapel erobert und verloren), der verweltlichten Geistlichkeit, der bibeldeutenden Frauen, der reformbedürftigen Klosterreformatoren (der Kardinal von Amboise lag wegen der Reform mit Dominikanern und Franziskanern in Konflikt), usw.; das höchst zeitgemäße Gedicht, das in bunten und kunstvollen Versformen verfaßt ist, fand Anklang und erlebte 9 Drucke rasch hintereinander. Eine weitere Satire auf die verschiedenen Stände '*Les Abus du monde*' erschien am 10. Oktober 1509; sie ist dem Herrn von Estouteville gewidmet,[6]) umfaßt 3411 meist zehnsilbige Verse und ist in 5 Drucken bekannt.

Mit dem Abschluß des Vertrags von Cambrai sind aber neuerdings bewegte Zeiten für die französische Politik angebrochen; der König hat sich mit dem Kaiser, dem Papst und mit Aragon gegen Venedig verbündet. Gringore, der zu den Ereignissen der letzten Jahre geschwiegen hatte, ergreift jetzt die Feder und fordert in einer kleinen Flugschrift '*L'Union des princes*' (287 Verse, Ende 1508?) die Fürsten zum gemeinsamen Vorgehen gegen das mit den Türken verbündete Venedig auf; in einer zweiten, von der 4 Drucke vorliegen, '*L'Entreprise de Venise*, avec les villes, citez etc. que detiennent les ditz Veniciens des roys, ducz, princes et seigneurs crestiens' (233 Verse) vertritt er die Ansprüche der Liga gegen die Seestadt, wohl um die Zeit, wo die Kriegserklärung erfolgte (13. April 1509). Am 14. Mai erfochten die Franzosen den glänzenden Sieg von Agnadello, dessen Folge war, daß Julius II. sich von der Liga trennt, sich mit Venedig versöhnt und nacheinander die Schweizer, Aragon und England auf seine Seite zieht. Ludwig, der den Sturm kommen sieht, beruft seinen Klerus nach Tours und läßt durch ihn erklären, daß die gegen den König gerichteten kirchlichen Zensuren aus Anlaß dieses Konfliktes unwirksam wären und daß die christlichen Fürsten ein Konzil einberufen müßten, wenn der Papst unversöhnlich bliebe. In dieser gespannten Stimmung schreibt Gringore ein neues Flugblatt '*L'Espoir de paix*' (360 Verse,

---

[6]) In Betracht kommt Jean III d'Estouteville, s. de Vallemont, etc., der in diesem Jahre seine Cousine heiratete, und Jacques d'Estouteville, s. de Beyne et Blainville, chambellan du roi, prévôt de Paris, und Jean II d'Estouteville, s. de Villebon.

8. Februar 1510), um zu zeigen, wie der weltliche Besitz viele Päpste ihre geistliche Mission vergessen ließ. Als dann die Feindseligkeiten zum Ausbruch kommen und der Papst sich vor den siegreich vordringenden Franzosen zurückziehen muß und sich im Juni 1511 in Rom einschließt und gegen die in Lyon (März 1511) beschlossene Einberufung eines allgemeinen Konzils seinerseits die Kirche zur allgemeinen Versammlung entbietet, da schildert Gringore in einer durchsichtigen Allegorie '*La Chasse du cerf des cerfs*' (260 Verse), wie der verschlagene Hirsch (servus servorum), der mit den Cerfs ruraux (Schweizern) und marins (Venezianern) gegen die Francs veneurs verbündet ist (genau die Situation Mitte 1511, denn die heilige Liga zwischen Papst, Spanien und Venedig kam erst am 4. Oktober zustande, und England schloß sich ihr erst am 13. November an), sich tot stellt (das Gerücht ging tatsächlich, daß der Papst gestorben sei) und sich in seinem Versteck verbirgt (Rückzug nach Rom, Juni 1511); aber, wenn er sich nicht eines besseren besinnt, so solle jetzt die gemeinsame Jagd auf ihn besprochen werden (auf dem Konzil zu Pisa).[7])

Julius II. dachte an kein Nachgeben. Immer enger zog er die Maschen der Umkreisung um Frankreich, das sich selten in einer so bedrohlichen Lage befunden hatte. Unter diesen Zeitverhältnissen kam am 24. Februar 1512 die bekannte dramatische Trilogie Gringores '*Le Jeu du Prince des Sotz et Mere Sotte*, joué aux halles de Paris le mardy gras, l'an mil cinq cens et unze' zur Aufführung. Sie besteht außer dem Cry, durch den alle Arten von Narren zur Festvorstellung geladen werden, aus einer Sotie, eine Moralité und einer Farce. Im Narrenspiel, mit dem die Vorstellung begann, vertritt der Prince des sotz den König von Frankreich, um den sich seine Getreuen scharen, während Sotte commune murrt; Mere Sotte aber erscheint im Anzug von Mere sainte Eglise, zum Aufruhr aufreizend, bis sie erkannt und verjagt wird. In der Moralität treten Peuple françois und Peuple ytalique auf, die vom Papst, l'Homme obstiné, verhetzt werden, aber Punition divine kommt als Warnerin dazwischen und hält mit Demerites communes an alle eine eindringliche Mahnrede. Die angehängte Posse hat mit der politischen Tendenz nichts zu tun, sie will nur erheitern: sie stellt eine Familienszene zwischen Raoullet Ployard und seiner Frau Doublette dar, diese findet bei ihrem Manne keine Befriedigung mehr und sucht sich Ersatz bei Dire und bei Faire; ihr Treiben findet bei dem als Schiedsrichter angerufenen Stellvertreter des Narrenkönigs Billigung.

---

[7]) Vgl. Lavisse, *Hist. de France* V, 1, 99. Die Deutlichkeit der Anspielungen veranlaßt mich, für dieses Gedicht und für die ganze Gruppe eine andere Reihenfolge und Datierung vorzuschlagen. Die 'Chasse' ist dem Bischof von Cahors gewidmet.

Unveröffentlicht blieb ein weiteres politisches Gedicht, das in diese Jahre fällt, '*L'Obstinacion des Suysses*' (Hs. B. N. fr. 1690, 134 Zehnsilber); wenigstens ist kein Druck bekannt. Sonst verfaßte Gringore in diesen aufregenden Kriegsjahren nur ein harmloses Gelegenheitsgedicht über die damals ausgebrochene Influenzaepidemie: '*La Coqueluche*' (240 Achtsilber, 14. August 1510). Fraglich bleibt es, ob die '*Complainte de Trop tard marié*' (215 Verse), von der 6 Drucke bekannt sind (die ungefähr datierbaren um 1525) in diesen Abschnitt seines Lebens fällt oder nicht erst in die Zeit, wo er selber verheiratet war.[8]) Am mißlichsten ist es für Gringores Biographie, daß wir bei seinem großen Mysterium '*La vie de Monseigneur sainct Loys*' (Hs. B. N. fr. 17511, 6572 Verse) nicht feststellen können, in welchem Jahr es verfaßt wurde. Diese schätzbare Dichtung, die vom anonymen '*Mystère de s. Louis*' des 15. Jahrhunderts (hgg. v. Francisque Michel, London 1871) unabhängig zu sein scheint, wurde auf Bestellung für die Maurer- und Zimmerleutbrüderschaft in Paris geschrieben. Gringore hat darin das Leben Ludwigs IX. nach den '*Grandes chroniques de Saint-Denis*' dramatisch aufgearbeitet, verhältnismäßig gedrängt, ziemlich lebendig und mit gutem Bühnenverständnis im Sinne der mittelalterlichen Kunst; da es sich um die Verherrlichung des Schutzheiligen der Korporation handelte, so hat er mehr die Herrschertugenden des Königs und seine Wunder in den Vordergrund gerückt als seine Kriegstaten.

Hatten die bewegten Zeiten von 1509 bis 1512 unsern Dichter in den Strudel der Tagespolitik hineingezogen und ihn in ernster Stunde in Form einer Narrenposse ein gewichtiges und, soweit wir es aus der Entfernung beurteilen können, wohl auch wirksames Wort sprechen lassen, so führen ihn die ruhigeren Jahre, die auf den Zusammenbruch der Eroberungen Ludwigs XII. folgen und die Marignan wie die Morgenröte einer hoffnungsreicheren Zukunft umstrahlt, wieder zu seiner früheren Tätigkeit als Festspielunternehmer zurück. Im Dezember 1514 leitet er die Festvorstellungen für den Einzug Marias von England, der neuen Königin; im Februar 1515 arbeitet er mit Jean Marchand für den Empfang Franz I.; im Mai 1517 sind es Darbietungen zu Ehren der Königin Klaudia, die Gringore und Marchand nach Entwürfen des Lieutenant criminel ausführen. Bei diesem Anlaß verfaßt er auch eine schriftliche Schilderung der Krönung und des Einzugs der Königin, die er ihr selber widmet (Hs. Nantes 1537). Den Regierungswechsel begrüßt er außerdem im Mai 1515 mit einer dramatischen Gelegenheitsdichtung '*Sotie nou-*

[8]) Auch diesem Gedicht steht ein zeitgenössisches anonymes gegenüber '*Les ditz et complaintes de Trop tard marié*' (um 1540), vgl. S. 111 ff. Auch dieses würde ich für ein Rifacimento von Gringores Dichtung halten.

velle des Chroniqueurs' (Hs. B. N. fr. 17527, von Picot als sein Werk erwiesen), ein buntes Durcheinander von zeitgeschichtlichen Anspielungen, die er mit Vorliebe in heraldische Allegorien kleidet, und von zahmen Bosheiten im Munde der Narrengesellschaft. Und endlich erschien auch wieder ein nicht politisches Werkchen von ihm *'Les Fantaisies de la Mere Sotte'*, abermals im Selbstverlag (on les vend à l'elephant sur le pont Nostre Dame à Paris); diese Phantasien sind freie Nacherzählungen von 27 bekannten Geschichten aus den *'Gesta Romanorum'*, an die sich allgemeine moralische Betrachtungen in Reimen zu einer jeden anschließen (2500 Verse); sie waren wahrscheinlich für den mündlichen Vortrag auf der Narrenbühne bestimmt; das Büchlein erlebte 10 Auflagen bis 1551.

In diesen Jahren nun vollzieht sich eine große Änderung in Gringores Leben. Es war Zeit, daß der Dichter, der an der Schwelle der Vierziger stand, sich nach einer festen Anstellung umsah. Diese fand er am Hof des Herzogs Anton von Lothringen.[9]. Am 5. April 1518 wurde er als compositeur de livres, moralités) dictiers, notables en rime in dessen Dienst aufgenommen. Der Herzog war ein großer Theater- und Musikliebhaber, sein Hof lockte auch die Pariser Schauspieler an. 1515 spielte Gringores Kollege, Jean du Pont-Allais, vor ihm in Neufchâteau und 1519 abermals in Nancy; am 4. März 1517 (d. h. 1518 n. St.) erhielt Mere Sotte, composeur de farces, in Saint-Mihiel eine Belohnung von zehn Gulden angewiesen. Das war kurz vor seiner Anstellung. In den herzöglichen Rechnungsprotokollen erscheint Gringore von 1518 bis zu seinem letzten Lebensjahre 1538 zuerst abwechselnd als huissier und hérault d'armes, bald aber nur in letzter Eigenschaft unter dem Namen Vaudémont. In dieser offiziellen Stellung ist er an allen Hoffestlichkeiten und an verschiedenen Staatshandlungen beteiligt und sehr oft mit Aufträgen auf Reisen; daneben setzt er seine Tätigkeit als Festarrangeur fort und übt natürlich auch seine Schriftstellerkunst weiter aus. So kommt es, daß er häufig genannt wird und wir sein Leben ziemlich genau verfolgen können. 1518, am 4. März, führt er in Saint-Mihiel

---

[9]) Anton von Lothringen, 1490 geboren, regierte seit 1508 und war seit 1515 mit Renée de Bourbon, der Schwester des Konnetabels, verheiratet; seine Brüder waren Claude, der Stammvater der Guisen, und Jean, der eben mit 20 Jahren Kardinal wurde. Wie Gringore zu seinem neuen Herrn kam, wissen wir nicht. Die Vermutung, daß er Franz I. zur Taufe des erstgeborenen Sohnes des Herzogs nach Bar begleitete und dabei seines Amtes als composeur de Farces waltete, scheint mir auf einer unrichtigen Datierung zu beruhen; die in Saint-Mihiel am 4. März 1517 ausgestellte Anweisung gehört in das Jahr 1518 neuen Stils. Gringore wird also aus einem anderen Anlaß, spontan oder auf eine Einladung hin, nach Lothringen gekommen sein. Die Widmungen seiner Werke an P. de Ferrières (1505), J. d'Estouteville (1509), den Bischof von Cahors (1511) sind wohl schon Bemühungen, um eine Anstellung zu finden.

seine Spiele vor dem Herzog auf; am 5. April erfolgt seine Anstellung; am 24. Mai verlobt er sich in Paris mit Catherine Roger, die er am 30. Mai heiratet. 1519, am 24. Februar, werden ihm in Lunéville 20 Fr. angewiesen pour despence qu'il à soustenuz en accoustremens pour jouer farces devant le duc; 1519 oder 1520, im Februar, muß er wegen eines Pestfalls seine Wohnung in Lunéville verlassen. Im Juni 1520 wohnt er im Gefolge des Herzogs der Zusammenkunft zwischen Franz I. und Heinrich VIII. von England bei und sieht die Herrlichkeit des Camp du Drap-d'or. 1521, am 18. November, erhält er 50 Fr. für eine Reise nach Paris und benutzt wohl diese Gelegenheit, um einen Verleger für seine '*Menus propos*' zu finden, die am 21. Dezember erscheinen. 1523, am 23. März, überreicht er dem Herzog seine '*Heures de la sainte Vierge*', und am 10. April ist er in Valence, wohin ihn die Kommissäre der Spielunternehmung berufen haben, um das Mysterium der heiligen Severinus, Exuperius und Felicianus, das am 25. Mai 1526 aufgeführt wurde, einer Revision zu unterziehen.[10]) 1524 ist er wieder auf Reisen, im November bei der Tauffeier des zweiten Sohns des Herzogs, und am 21. Dezember läßt er seinen '*Blazon des hereticques*' erscheinen. 1525 folgt er dem Herzog auf seinem Zug gegen die aufständigen elsässischen Bauern, und am 16. Mai, wie er den Bauernführer Erasmus Gerber von Molsheim zur Übergabe von Zabern auffordern soll, wird er mit Schüssen empfangen und der Trompeter an seiner Seite fällt zu Tode getroffen; im gleichen Jahr will er seine '*Heures de la Vierge*' in Druck geben; das Parlament legt aber die Frage, ob die Veröffentlichung zulässig sei, dem Theologieprofessor Guillelmus de Quercu vor, der am 26. August der Fakultät darüber berichtet und einen einstimmigen ablehnenden Bescheid erzielt: neque expediens est neque utile reipublicae christianae, ymo, visa hujus temporis condicione, potius perniciosum, non solum illam translationem Horarum, sed etiam alias translationes Bibliae aut partium ejus, prout jam passim fieri videntur, admitti. Gleichwohl erschien das Buch mit einem königlichen Druckprivileg, gegeben in Lyon den 10. Oktober 1525. Am 1. Februar 1527 erscheint eine neue Schrift von Gringore in Paris '*Notables, enseignemens, adages et proverbes.*' Im Jahre 1530 und im Sommer 1537 war der Wappenherold wohl mit seinem Herrn in Frankreich, da ihm sein Gehalt hier ausbezahlt wird. 1534 soll er noch einmal als Spielunternehmer gemeint sein, und 1538 erschien noch ein kleines Druckwerk von ihm '*Mariage de Roger et Trefve, enfants de Bontemps.*' Das letzte Lebenszeichen, das wir von ihm

---

[10]) *Mystère des trois Doms*, éd. S. Giraud et El. Chevalier. Lyon 1897. — Am 10. April des gleichen Jahres wurden Gringore in Nancy 13 Goldtaler angewiesen als Ersatz für das Pferd, daß er auf Befehl des Herzogs dem Fastenprediger gegeben hatte. Diese Anweisung muß demnach wohl in seiner Abwesenheit erlassen worden sein.

besitzen, ist eine Quittung vom 11. November 1538. Nach Sauval soll er in Notre-Dame in Paris begraben liegen.

Wenn wir Gringores litterarische Tätigkeit in seinen lothringer Jahren überblicken, so erkennen wir, daß er sich in seiner ersten Manier, der moralphilosophischen Dichtung, schon ziemlich ausgegeben hatte; nur zwei seiner letzten Werke gehören noch in diese Kategorie. Die '*Menus propos*' von 1521, in 6 Drucken bekannt, bestehen aus mehreren selbständigen Stücken, einer Schilderung des Elendes des Hoflebens, Betrachtungen über die Psalmen, Allegorien über die Liebenden nach einem '*Bestiaire d'amour moralisé*' des 15. Jahrhunderts (B. N. Rés. Ye 247), einem der letzten Ausläufer von Richard de Fournival (gepaarte Zehnsilber mit Reimgeschlechtswechsel statt der Achtsilber), und Gedanken über Krieg und Frieden; angehängt ist ein ,Testament de Lucifer', das auch einzeln aufgelegt wurde und ein bekanntes Thema behandelt, wie Lucifer seine neun Töchter, die Todsünden, an verschiedene Stände verheiratet und nur Luxuria allen gemein bleibt. Die '*Notables, enseignemens, adages et proverbes*' von 1527, etwa 2500 Verse und in der zweiten Ausgabe fast auf das Doppelte angeschwollen, liegen in 7 Drucken vor und bieten einen Schatz freigebig gespendeter Spruchweisheit in Vierzeilen abba. Aber auch die zeitgeschichtliche Gelegenheitsdichtung fließt nicht mehr mit der alten Frische. Der '*Blazon des heretiques*' von 1524 in gepaarten Zehnsilbern setzt sich aus einer trockenen Aufzählung der früheren Heresiarchen und aus Verwünschungen gegen Luther zusammen, und ganz unbedeutend scheint '*Le mariage de Roger et de Trefve, enfants de Bon Temps*' von 1538 (130 Verse). Dafür verlegt sich aber Gringore, wohl vornehmlich der frommen Herzogin zuliebe, auf die religiöse Dichtung und übersetzt die '*Heures de Nostre Dame*', die er 1523 dem Herzog überreichte und 1525 in Druck gab (6—7000 Verse, teils gepaarte Zehnsilber, teils Chants royaux); sie erlebten 8 Auflagen. Außerdem ließ er eine '*Complainte de la cité crestienne, faicte sur les lamentations Hieremie*', in Nancy geschrieben, dem Herzog gewidmet und dreimal gedruckt, und eine '*Quenouille spirituelle*' nach einem unbekannten Gedicht des Kanonikus Johannes de Lacu aus Lille (930 Verse) erscheinen. Endlich verfaßte er noch, vermutlich auf Bestellung, eine Übersetzung der Wallfahrtsgebete für die Kalvarienstationen von Romans, von denen keine alten Drucke bekannt sind, die aber in eine Reihe von Diözesenbreviarien aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts übergingen.

So erscheint in seinem äußeren Rahmen das Leben und Wirken dieses letzten typischen Vertreters der mittelalterlichen Tradition, der in seinen moralischen Satiren, seinen politischen Gelegenheitsdichtungen und seinen dramatischen Versuchen ohne hohe poetische Begabung und ohne tiefere Originalität,

aber mit schlichter Klarheit und in einer lebendig treffenden Sprache, abseits von aller verzwickten Künstelei die Sache der bürgerlichen Moral und des patriotischen Loyalismus verfochten hat, getreu seinem Wahlspruch: *Raison par tout, Par tout raison, Tout par raison.* Die Monographie, deren Ergebnisse wir im obigen zusammengefaßt haben, findet ihre Ergänzung in einer Untersuchung über Gringores Sprache, die mir nicht vorliegt, und ist selber nur Vorarbeit für eine Gesamtausgabe von Gringores Werken, der wir erwartungsvoll entgegensehen. Einzelheiten, die ich mir noch angemerkt, kann ich auf eine spätere Gelegenheit versparen.

Wien. Ph. Aug. Becker.

Crisci, Antoine. *Essai sur Louis XIV et les écrivains de son siècle.* Naples, Casa editrice poliglotta, 1911. 48 S.

Die vorliegende Schrift von Crisci stellt sich nach S. 5 die Aufgabe: *d'étudier et de résumer en peu de pages claires et simples les causes et les effets de cette magnifique efflorescence* [nämlich der französischen Literatur im Zeitalter Ludwigs XIV.] *et de dire quelques mots sur les astres principaux qui se sont mus dans l'orbite du Roi-soleil.* Leider wird das hiermit gestellte Thema nur in sehr unvollkommener Weise behandelt. Der Vf. gibt im wesentlichen nur eine Übersicht über die wichtigsten französischen Schriftsteller aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts und ihre Werke, und behandelt so nacheinander Corneille, Racine, Molière, La Fontaine, Bossuet, Bourdaloue, Massillon, Fléchier, Fénelon, La Rochefoucauld, La Bruyère, Boileau, Frau von Sévigné, Frau von Maintenon. Seine Angaben beschränken sich auf das auch sonst von kleineren Handbüchern Gebotene und wenden sich offenbar an ein größeres Publikum. Über Ludwig XIV. finden sich nur auf den ersten Seiten des Heftes einige nicht viel sagende Bemerkungen; gänzlich fehlt die nach den oben zitierten Worten des Vfs. zu erwartende historisch-erklärende Vertiefung, und es muß besonders gesagt werden, daß das interessante Problem der Wechselwirkung zwischen Ludwig XIV. und der Kultur seiner Zeit einerseits sowie den Literaten andererseits überhaupt nicht gestreift ist. Die Darstellung selbst ist nicht überall korrekt, so z. B. wenn S. 33 (allerdings in Übereinstimmung mit den meisten Handbüchern) die Milde Fénelons hervorgehoben wird, mit der er bei der Bekehrung der Protestanten in Saintonge und Aunis (1686—1687) verfahren sei; das von O. Douen, *L'intolérance de Fénelon*, Nouvelle édition, Paris 1875 (bes. S. 103—200) zusammengestellte Material lehrt aber, daß er der Anwendung von Gewalt durchaus nicht immer abhold gewesen ist, wenn man auch zugeben darf, daß er im Ganzen doch nicht soviel

Gebrauch davon gemacht hat wie einige andere mit ähnlichen Missionen beauftragte Geistliche seiner Zeit. Eine üble Entgleisung ist Crisci S. 38 passiert, wo er den Boileau gewidmeten Abschnitt mit den Worten einleitet: „*Enfin Boileau vint*", *dit Malherbe dans un vers devenu trop banal...* — Auch die sprachliche Form ist nicht überall korrekt, doch darf man hier dem Verfasser zu gute halten, daß er eben Italiener ist.

Göttingen. WALTHER SUCHIER.

Molières *sämtliche Werke in sechs Bänden*, übersetzt von Wolf, Grafen Baudissin (durch neue Übersetzungen ergänzt), herausgegeben von Prof. Dr. Ph. Aug. Becker, mit einem Bildnis, einer Karte und einem Faksimile. Leipzig, Hesse & Beckers Verlag.

Den zahlreichen in letzter Zeit erschienenen Molièrebiographien folgen die Molièreübersetzungen auf dem Fuße. Der im Verlage von Georg Müller in München schön ausgestatteten Molièreübersetzung von Neeresheimer, von der bis jetzt nur der 5. Band mit dem Geizhals, dem Herrn von Pourceaugnac, den vornehmen Liebhabern, dem bürgerlichen Edelmann, vorliegt, und der Übersetzung von O. Hauser, U. Gaede und E. Meyer, sowie derjenigen des George Dandin von Karl Vollmöller (Inselverlag Leipzig 1912) tritt die von Ph. Aug. Becker in Wien besorgte Neuausgabe der Molièreübersetzung des Grafen Baudissin, in handlicher Form an die Seite, oder richtiger gesagt, sie kommt den anderen, die ja bis jetzt nur Bruchstücke geliefert haben, zuvor, indem sie die erste vollständige Molièreübersetzung bietet, die wir bis jetzt haben. Den Grundstock bilden die 1865/67 in vier Bänden erschienenenen Übertragungen (25 Lustspiele) Baudissins, die übrigen 6 Stücke sind von Max Moser (Don Garcia von Navarra, Prinzessin von Elis, Melicerta, die prachtliebenden Freier, die Eifersucht des Gros René und der fliegende Arzt), sowie von Frl. Maja Löhr (Psyche) übersetzt. Der Herausgeber selbst hat die Vorreden Molières, seine Widmungen, den Korydon, die Zwischenspiele zur Prinzessin von Elis, zu George Dandin, zu den prachtliebenden Freiern, das Schlußballett des bürgerlichen Edelmanns, die beiden Prologe zum eingebildeten Kranken und die nicht dramatischen Gedichte Molières übersetzt. Für die Bittgesuche zu Tartuffe ist die Übertragung von Kreiten verwendet worden. Der Übersetzung geht eine Biographie Molières, sowie den einzelnen Stücken Notizen des Herausgebers voran. Erklärende Anmerkungen folgen auf die Stücke. So ist denn diese neue Molièreausgabe außerordentlich reichhaltig. Bei ihrer handlichen Form (die 6 kleinen Bände sind in zwei größeren Bänden in gewöhnlichem Oktavformat vereinigt) und

ihrem mäßigen Preis (geb. 4 Mk.) scheint diese Übersetzung besonders geeignet zu sein, den Bedürfnissen des größeren Publikums entgegenzukommen.

Ob die Baudissinsche Übertragung der Fulda'schen in künstlerischer Beziehung gleichwertig ist, wird schwer zu entscheiden sein. Nach einigen Proben scheint mir, daß die Baudissin'sche sich zwar enger an den Text zu halten bemüht, dafür aber doch nicht ganz und immer die Eleganz der Fulda'schen Übersetzung erreicht. Man vergleiche folgende Stelle aus den Femmes savantes, die gewiß schwer wiederzugeben ist; es handelt sich um die sprachlichen Fehler Martine's, die von den gelehrten Damen zurechtgewiesen wird:

Martine:

Mon Dieu! Je n'avons pas étugué comme vous
Et je parlons tout droit comme on parle cheux nous.

Baudissin: Mein Gott, ich habe ja nie gestudiert.
Ich rede wie man auf dem Dorfe spricht.

Fulda: Auch ich bin nicht von die studierten Damen,
Ich schwätz halt wie man schwätzt bei mich zu Haus.

. . . .

Bélise:

Ton esprit, je l'avoue, est bien matériel,
Je n'est qu'un singulier, avons est pluriel.
Veux-tu toute ta vie offenser la grammaire?

Baudissin: Schwer von Begriffen seid Ihr, das ist wahr!
Man darf ein Zeitwort, das auf „ieren" schließt
Im Partizip mit „ge" nicht reduplieren.
Das merkt Euch, wollt Ihr Euer Leben lang
Versäumen um die Analyse Euch
Der Worte zu bekümmern.

Fulda: Welch enges Hirn! — Das Wörtchen „bei" regiert
Den Dativ stets: „Bei mir" und nicht „bei mich".
Du kränkst die Philosophen insgesamt.

Martine:

Qui parle d'offenser grand'mère ni grand'père?

Baudissin: Nichts vor ungut,
Die Anna kenn ich, doch die Liese nicht.

Fulda: Was kann denn ich dafür, wenn sie viel saufen?

Die Molièrebiographie Becker's bietet in knapper gedrungener Form recht viel und orientiert vorzüglich über die äußeren Lebensschicksale des Dichters und seine Werke. Daß Becker Molière anders auffaßt als ich, weiß jeder, der die Molièreliteratur

der letzten Jahre verfolgt hat.[1]) Es ist unnötig an dieser Stelle noch einmal darauf zurückzukommen. Becker hält eben gar nichts von der Fameuse Comédienne noch von Grimarets Biographie. Für ihn ist alles, was sie bieten, Roman. Auch La Granges bekanntem Ausspruch: *Il s'est joué le premier en plusieurs endroits sur des affaires de sa famille et qui regardaient ce qui se passait dans son domestique. C'est ce que ses plus particuliers amis ont remarqué bien des fois*" mißt er kaum Bedeutung bei. Infolge dessen verhält er sich allem, was Armandes Verhältnis zu ihrem Mann betrifft, durchaus skeptisch gegenüber. Ja, durch die starke Hervorhebung von Armandes Energie am Schluß p. 131, die nach dem Tode Molières „die Truppe vor der einfachen Auflösung bewahrt und so einen Teil des Lebenswerkes ihres Mannes gerettet", sowie des Umstandes, daß sie die erste vollständige Molièreausgabe herstellen ließ, scheint Becker wie eine „Rettung" ihres Charakters durchblicken lassen zu wollen. Armande kann sich noch im Grabe freuen, einen „*chevalier sans peur et sans reproche*" gefunden zu haben. Doch schließen wir die Akten darüber.[2]) Zwei alte Studienfreunde wie wir, werden doch nicht ewig um eine Schauspielerin raufen! O Philipp August, was würden unsere Kinder dazu sagen?

Bekanntlich ist auch Becker sonst der Betonung des persönlichen Elements in Molières Leben nicht gewogen. Da wundere ich mich aber doch, wenn er es z. B. für nötig hält, IV p. 225 bezüglich des Sizilianers zu sagen: „Die Idee, die Malerei als Annäherungsmittel zwischen den beiden Liebenden zu wählen, kam dem Dichter wohl durch seinen freundschaftlichen Umgang mit dem Maler Mignard, dessen Kuppelfresken im Val de Grâce er kurz darauf in einem langen Gedichte feierte." Daß dieses „Annäherungsmittel zwischen Verliebten" von einem Maler eingegeben sein sollte, kommt mir doch etwas papiern vor. Molière kannte das menschliche Herz doch genug. Einen Vermittler brauchte er doch nicht in so landläufigen Dingen. Merkwürdig, hier ist aber Becker nicht skeptisch. Dagegen scheint er z. B. nicht zu glauben, daß, als Molière zweifachen Anteil von den sonst gleichmäßig verteilten Tageseinnahmen bezog, er an seine bevorstehende Heirat dachte.[3]) Er sagt p. 45 nichts davon. Unter

[1]) Mein Vortrag und Artikel: *Molières Subjectivismus.* Zs. f. vgl. Literaturgeschichte, Neue Folge. Bd. XV, H. 6. — Becker: *Molières Subjectivismus.* H. S. zur Erwiderung ib. Bd. XVI, Heft 2/3. — Meine Rezension: *Literaturblatt f. germ. u. rom. Ph.* 1906 8/9, Aug. Sept. — Mangold: *Zs. f. frz. und engl. Unterricht.* 1906. *Der neueste Streit Becker-Schneegans über M's Subjectivismus.*

[2]) Ich möchte mir nur die Frage erlauben: Warum heiratet denn diese mustergültige Witwe schon am 31. März 1677? Man sollte doch denken, ein Mann wie Molière ist unvergeßlich.

[3]) Und doch heißt es im Register: „*pour lui et pour sa femme, s'il se mariait.*"

den Anlässen der „Frauenschule“ nennt B. wohl ein neues Lustspiel Dorimon's „die erfinderische Frau“, wo das Novellenmotiv aus Boccaccio von dem als unwissentlichen Liebesboten mißbrauchten Eifersüchtigen verwertet wurde — und die Bearbeitung der Scarron'schen Novelle von der fruchtlosen Vorsicht. „Diese Novelle ging Molière seither nach und beschäftigte ihn, bis sie dramatische Gestalt gewann.“ Und Gedanken über seine eigene Ehe sollten da gar nicht mitgewirkt haben? Freilich, an anderer Stelle, in der Vorrede zur Übersetzung der Ecole des Maris sagt B.: „Für M. hatten diese Fragen eine ganz besondere Aktualität, wenn er sich, wie es scheint, bereits mit Heiratsabsichten trug, und nach der von ihm getroffenen Wahl war es nicht zweifelhaft, daß er sich nicht für die Bevormundung, sondern für das freie Gewährenlassen aussprechen würde.“ Ganz recht, aber warum in der Biographie nichts davon sagen? B. sagt p. 39: „Es ist eine auffällige Tatsache, daß Molière gerade die Leidenschaft der Eifersucht mit merkwürdiger Vorliebe behandelt hat; eine Art seelischer Wahlverwandtschaft schien ihn zu dem Studium hinzuziehen.“ Ganz meine Meinung. Aber sollen wir denn nicht den kurzen weiteren Schritt wagen und den zeitgenössischen Zeugnissen Glauben schenken, daß er eben Grund zur Eifersucht hatte. Auch hinsichtlich des Misanthrope räumt B. — ganz nach meiner Ansicht — einige persönliche Momente ein. So lesen wir p. 90: „Es umweht den Misanthrope ein geheimnisvoller Zauber, als hörten wir aus Alcestes leidenschaftlichen Klagen ein Echo unmittelbar aus des Dichters gepreßtem Herzen, nicht bloß den Ausdruck momentaner Gereiztheit, ob der Sorge um den immer noch verbotenen Tartuffe oder aus Unmut über bittere Erfahrungen, wie der schnöde Undank des jungen Racine... oder wegen der Gemeinheit seiner Neider, die ihm ein gefährliches politisches Pamphlet zuschrieben, sondern allgemein das Bekenntnis seiner innersten Gemütsverfassung gegenüber der Unaufrichtigkeit der Welt und der Falschheit der Menschen...“ Und unter diesen Menschen spielte seine eigene Frau keine Rolle? Ist das glaubhaft? Können wir da nicht auch den kleinen weitern Schritt wagen, um so mehr, wenn die zeitgenössischen Berichte damit übereinstimmen? ... Aber ich sehe, daß mich — trotz meines eigenen Warnungsrufes — Armande wieder in ihre Schlingen zieht und höre Becker, wie er, mit erhobenem Zeigefinger drohend mich erinnert an das, was ich eben sagte und zuruft: O Heinrich, Heinrich, was werden unsere Kinder sagen? — So lassen wir denn endlich die gefährliche Schauspielerin! —

B. versteht es ausgezeichnet, hier wie in seinem Rousseau auf beschränktestem Raume alle wichtigen Fragen zu berühren. Vorzüglich ist, was er über Molières Stellung zur Religion sagt. „Das Christentum“, meint er, „sei für Molière mehr eine Frage

des bürgerlichen Anstands und Wohlverhaltens als eine Sache der inneren Überzeugung und der begeisterten Hingabe. Weder sein Beruf noch sein Vorleben, noch auch seine Erziehung hätten seine Gedanken vom Irdischen hinweg auf das Jenseitige gerichtet und ihn je ernsthaft vor die Wahl zwischen Weltlust und Weltflucht gestellt; asketische Neigungen seien ihm ebenso fremd wie der Zwiespalt zwischen Gläubigkeit und Aufklärung; der Religion stände er nicht feindlich gegenüber, sie sei nur für ihn keine Macht geworden, die das Leben bestimmt." Wenn freilich B. weiter fortfährt, M. hätte die Religion nicht als einen Druck empfunden, gegen den er sich mit der ganzen Kraft seines Wesens aufgebäumt hätte, und sagt, es sei ein irriges Beginnen ihn als ein Opfer fanatischer Bigotterie und den Tartuffe als einen planmäßigen Gegenangriff gegen die Frömmelei hinzustellen, so meine ich, daß man dies doch etwas einschränken müßte. Zeitweilig hat gewiß Molière die Religion, oder sagen wir besser, die Frömmelei als einen Druck empfunden. Schon der Umschwung der Stimmung des Prinzen von Conti,[4]) der durch seine Bekehrung hervorgerufen wurde, dann die Stellung der Frömmler gegenüber der Ecole des femmes, die Haltung der Kirche dem Schauspielerstand gegenüber muß ihn sehr erbittert haben und ihn die Kirche als Tyrannei haben empfinden lassen. Im Tartuffe und im Don Juan machte er seinem gepreßten Herzen Luft.

Einen Vorzug der Biographie Beckers erblicke ich in der starken Betonung des Milieu's, aus dem der große Komiker hervorgegangen ist. Die Skizze, die er vom Theater zur Zeit von Molières Jugend entwirft, ebenso wie die Schilderung des spanischen und italienischen Schauspiels, das in Frankreich damals großen Einfluß ausübte, ist sehr belehrend und lichtvoll. Auf manche Einzelheiten macht B. aufmerksam, die bisher weniger beachtet wurden. Der Grund des zwiespältigen Eindrucks, den der „Avare" hervorrufen kann, besteht nach B. darin, daß „das äußere Intriguengewebe, der materielle Stoff, mit der Charakterstudie, dem geistigen Gehalt, keine Wesenseinheit bildet. Und auch die einzelnen Szenen, fährt B. fort, sind nicht immer nach ihrem dramatischen Eigengehalt entwickelt, sondern mit Hilfe wirksamer Bühneneffekte, drastischer Mißverständnisse, burlesker Übertreibungen" (p. 102).

Mit Recht weist B. auf die Vorliebe Molières für die Oper hin, und zeigt, wie für ihn die Entwickelung der Oper nicht nur Nebenzweck, sondern mehr und mehr zur wichtigsten Lebensaufgabe wurde, daß er sich im Laufe der Zeit berufen fühlte, in

---

[4]) Ich glaube nicht, daß B. Recht hat, wenn er in der Einleitung zum Tartuffe p. 289 sagt, „für den bedauernswerten Prinzen von Condé" — er meint wohl Conti — „dürfte Mol. eher Mitleid als Groll empfunden haben."

der Geschichte der Oper eine führende Rolle zu spielen. Molière liebte die Musik. In seinen Adern, sagt B., floß Musikerblut; sein Urgroßvater Mazuel war unter Ludwig XIII. kgl. Kammermusiker gewesen (p. 125). Weniger bekannt dürfte es wohl bis jetzt gewesen sein, daß, noch bevor Molière seine Kritik der Frauenschule schrieb, ein bekannter Theaterliebhaber, der Abbé du Buisson, den Gedanken gehabt hatte, Molières Stück in dramatischer Form zu verteidigen (p. 51). Ebenso war bis jetzt die lateinische Epistel des Jesuitenpaters Jean Maury an Molière wenig beachtet worden, in welcher dieser Geistliche dem Dichter — nach dem Tartuffe — seinen Dank abstattete „für so viele herrliche Bühnenvorstellungen, die er stets erheitert und gebessert verlassen habe, so fein lehre dieser unübertroffene Rivale der Griechen, Römer, Italiener, Spanier und aller übrigen Franzosen die Norm des Guten und die Grenzen des Anstands.“

Auch in den Einleitungen zu den einzelnen Stücken finden sich manche wertvolle Bemerkungen. Daß Don Garcia noch vor den Preziösen verfaßt und vor deren Aufführungen in Gesellschaften vorgelesen wurde, dürfte weniger bekannt sein. Vor dem Misanthrope und auch in der Biographie weist B. mit großem Nachdruck auf die Stellen des Don Garcia hin, die M. später in den Misanthrope aufnahm. Doch dürfte er wohl zu weit gehen, wenn er „den Kern der Handlung“ des Misanthrope als schon diesem Stück entlehnt ansieht. M. entnahm die betreffenden Stellen aus dem Don Garcia, weil sie in eine ähnliche Situation hineinpaßten, aber ich glaube kaum, daß bei der Konzeption des Misanthropestoffes der Don Garcia stark mitbestimmend eingewirkt hat. Für das größere Lesepublikum werden die Bemerkungen über die Rollen, die Molière in Anlehnung an die Italiener für sich schaffte, Mascarille und Sganarelle, sowie die Ausführungen über Molière's Truppe von großem Werte sein. Was B. darunter meint, es wirke eigentümlich im Malade imaginaire wenn wir Molière selber von sich und seinem Kampfe gegen die Medizin sprechen hören, ist nicht recht klar. Merkwürdig ist es nicht, denn er spricht gerne von sich und seiner Truppe. Denken wir nur an den Impromptu de Versailles und an den Nutzen, den er aus den Eigentümlichkeiten der Schauspieler seiner Truppe für diese oder jene Rolle zog.

Wir können die Molièreübersetzung mit der ausgezeichneten Lebensskizze und den vorzüglich orientierenden Einleitungen und Erläuterungen allen Gebildeten wärmstens empfehlen und sind sicher, daß das Werk alle Eigenschaften besitzt, um dem deutschen Volke Molière lieber und vertrauter zu machen.

Bonn. HEINRICH SCHNEEGANS.

Abbé Bonnet, J. *Œuvres inconnues de Jean Racine, découvertes à la Bibliothèque Impériale de Saint-Pétersbourg: Poèmes Sacrés.* Bureaux de l'Archevêché d'Auch, 1911, 317 p., prix: 10 fr.

L'argumentation de M. l'Abbé Bonnet ne nous convainc pas. Nous n'y trouvons pas les preuves vraiment sérieuses qu'il faudrait pour établir que Jean Racine est l'auteur du recueil de *Poèmes Sacrés* qui ont été découverts à la Bibliothèque de Saint-Pétersbourg et qui, comme on sait, ne portent pas sa signature. Au surplus, quand bien même les conjectures de M. B. nous paraîtraient plus séduisantes qu'elles ne sont, il nous manquerait encore l'argument réellement décisif: c'est de sentir, dans ces Poèmes, le «faire» de Racine. Or, pour notre part, nous ne l'y sentons pas.

GEORGES DOUTREPONT.

Chatenet, Henri, E. *Le roman et les romans d'une femme de lettres au dix-septième siècle. Mme de Villedieu (1632—1683).* 8⁰. 276 S. Paris, H. Champion, 1911.

Das Leben der Hortense des Jardins oder der Mme de Villedieu, wie sie sich, kaum zu Recht, nannte, hat bereits Émile Magne im Jahre 1909 in seinem Buche „*Madame de Villedieu*" (erschienen im Verlage des *Mercure de France*) erzählt. Das Leben einer frohem Lebensgenuß hingegebenen Frau, deren Sinnlichkeit und lockeres Wesen nur deshalb in nicht gar zu ungünstigem Lichte erscheinen, weil sie ihrem leichten Hang mit einer gewissen unbekümmerten Natürlichkeit, *en bonne femme*, ohne Hypokrisie Folge leistete. Auf eine Würdigung ihres schriftstellerischen Werkes hatte sich der hier und da etwas geziert und pikant schreibende Magne nicht eingelassen, er hatte sich damit begnügt, ein gut dokumentiertes Charakter- und Sittenbild zu geben.

Im wesentlichen nach Magne, erheblich kürzer und einfacher, erzählt nun Chatenet noch einmal den „Roman" des Lebens der Mme de Villedieu, ohne irgend Neues oder Selbständiges zu bringen. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger jedoch geht er näher auf die literarische Tätigkeit seiner Heldin ein. Wirklich Befriedigendes leistet er leider nicht. Er beschränkt sich darauf, eine Reihe ihrer Werke mehr oder minder ausführlich zu erzählen und an die Erzählung einige, wenig tiefgehende Bemerkungen über ihre schriftstellerische Bedeutung anzuschließen.

Es hätte eines viel tiefdringenderen Studiums bedurft, um die Stellung der Frau von Villedieu in der Entwicklungsgeschichte des französischen Romans zu bezeichnen. Einmal hätten ihre Werke einer gründlicheren, wirklich analysierenden Betrachtung unter-

worfen werden müssen, und sodann hätte sich die Untersuchung ihrer Leistungen auf einer viel umfassenderen Kenntnis der ihr voraufgehenden oder gleichzeitigen Romanliteratur aufbauen müssen. Die Besonderheit und das Maß des Verdienstes der Romanschreiberinnen der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts kann man nicht richtig herausarbeiten, ohne sie in engste Beziehung zu Mlle de Scudéry z. B. zu setzen. Von dieser heute mehr genannten als gelesenen Schriftstellerin sind sie alle so stark abhängig, daß man das Neue, das sie allenfalls bringen, eben nur dann bewerten kann, wenn man weiß, was sie übernommen haben.

Eine kritische Untersuchung über Mme de Villedieu's literarisches Werk wäre also nach den beiden angeführten Werken immer noch zu schreiben.

Würzburg. WALTHER KÜCHLER.

Lees, John. *The Anacreontic Poetry of Germany in the eighteenth century; its relation to French and classical poetry.* Aberdeen, the University Press, 1911. VIII + 118 S.

Das Buch ist die vervollständigte Herausgabe einer Arbeit, die vor Jahren von der Universität Straßburg mit der Hälfte eines Preises bedacht wurde. Es behandelt hauptsächlich die Abhängigkeit der vier sogenannten Anakreontiker Gleim, Uz, Jacobi und Götz von französischen Vorbildern. Die Absicht des Verfassers, die deutschen Dichter auch in ihrer selbständigen Eigenart zu würdigen, kommt nur ganz nebenbei zur Geltung; sie erscheinen hier fast nur als Nachahmer. Und in der Tat hat Lees noch eine große Zahl Beispiele von Anklängen und unmittelbaren Entlehnungen zu den bisher schon bekannten hinzugefügt. Die französischen Schriftsteller, die den gut in ihnen belesenen deutschen als Führer dienten, sind sehr zahlreich. Lees nennt im ganzen 34. Marot, Ronsard, du Bellay, Baïf, Fresnaye, Voiture, Corneille, Racine, Chaulieu, La Fare, Gresset sind die bekanntesten. Voltaire wurde als Gast Friedrichs des Großen mit Götz bekannt, der ihn oft übersetzte, und auch sein großer Gegner Rousseau übte natürlich Einfluß auf jene Dichter.

Das Ergebnis bestätigt im ganzen das Urteil, das die Literaturgeschichte über die Anakreontiker gefällt hat. Ihre selbständige Bedeutung ist gering; aber sie haben die deutsche Literatur befruchtet, indem sie neue Vorbilder entdeckten, neue Gegenstände einführten und zuerst eine zierliche Leichtigkeit und Anmut des Stils pflegten. Sie begannen damit, Anakreon und nebenbei Horaz nachzuahmen, ließen sich dabei jedoch von vornherein durch ihre französischen Muster leiten. Diese waren schließlich häufig ihre einzige Quelle. Selten ist ein unmittelbar

von Anakreon entlehntes Motiv zu entdecken, das nicht schon vorher von den Franzosen behandelt worden wäre. Dagegen finden sich viele, die nur auf die französische Lyrik zurückgehen. Gleim, der bedeutendste dieser Dichter, blieb Anakreon am treuesten. Bei ihm, dessen Wert schon Lessing in den Literaturbriefen hervorhob, vermißt man am meisten eine Würdigung als selbständiger Dichter im vorliegenden Buche. Seine Übersetzungen sind von geringem Werte, seine Bearbeitungen haben stets eine eigene Note, lassen aber kalt. Er hat mehr Kopf als Herz. Uz, der ernsteste jener Poeten, erhob sich von anfänglicher Nachahmung bald zu höheren Gegenständen. Jacobi schließt sich der französischen Art am engsten an, vielleicht, weil er ihr innerlich am nächsten steht. Das Schwelgen in mythologischem Kleinkram, das seine ersten Schöpfungen ungenießbar macht, hat er später überwunden. Götz ist der geringste der Anakreontiker. Er bleibt häufig nur ein recht unvollkommener Übersetzer, ohne dabei immer seine französische Quelle zu nennen. Alle sind Anempfinder fremden Gutes, ihnen fehlt die Selbständigkeit und Tiefe der Leidenschaft, die dem echten Lyriker eignet. Aber sie haben den Klassikern den Weg bereitet.

Der Verfasser bringt zahlreiche Beispiele, in denen er die französische oder griechische und die deutsche Fassung nebeneinandersetzt. Dadurch wird die Nachprüfung sehr erleichtert. In seinem Urteil über diese Gleichungen zeigt er ein sicheres Gefühl für die Feinheiten und Abschattungen des dichterischen Ausdrucks im Französischen wie im Deutschen. Mehrfach stützt er seine Schlüsse dadurch, daß er die Häufigkeit der einzelnen Motive durch Auszählen bestimmt.

In dem, was Lees über die Versform sagt (besonders Kap. I, 3) kann ich ihm jedoch nicht beistimmen. Er findet es sehr sonderbar, daß die deutschen Dichter nie das französische Versmaß übernehmen, so eng sie sich auch inhaltlich an ihre Vorlage anzuschließen pflegen. Er vergleicht damit Heines auch in der Form treue Übersetzungen von Gedichten Byrons und ferner Übertragungen aus fremden Sprachen von anderen deutschen Dichtern wie Goethe, Voß, Stolberg, Schlegel, die alle auch die Versform beibehalten (S. 22). Nach allerlei Vermutungen findet er als einzigen Grund den, daß die französischen Versformen auf die deutschen Anakreontiker keinen großen Eindruck gemacht haben können.

Er verkennt hier die wesentlichen Unterschiede, die zwischen französischen und deutschen Versmaßen bestehen. Es ist nicht angängig, im Französischen ohne weiteres von Jamben, Trochäen und Anapästen zu reden. Der Franzose zählt die Silben, und die daneben wirksamen rythmischen Gesetze sind außerordentlich verwickelt. Sie entsprechen keineswegs den deutschen und englischen, bei denen es sich um taktmäßigen Wechsel von be-

tonten und unbetonten Silben handelt; bei diesen kommt es nur auf die Gleichheit der Zeitmaße an, innerhalb deren die Zahl der Silben wechseln darf. Ebensowenig aber entsprechen beide den griechischen und lateinischen Versmaßen mit ihrem Wechsel von langen und kurzen Silben. Die englischen Maße kann man ohne weiteres ins Deutsche übertragen. Diese beiden germanischen Sprachen haben feste dynamische Wortbetonung und daher dieselbe Metrik. Die antiken Maße lassen sich wenigstens annähernd im Deutschen wiedergeben, wenn man statt langer und kurzer Silben betonte und unbetonte einsetzt. Die französischen dagegen widerstreben der deutschen Sprache durchaus. Das haben die Anakreontiker, in deren Zeit das schon von Martin Opitz wieder entdeckte Gefühl für deutsche Verse mächtig aufzuleben begann, deutlich empfunden und darum gar nicht versucht, französische Verse in deutscher Sprache zu bauen. Die Beispiele von treuen Übertragungen, die Lees S. 22 anführt, beziehen sich offenbar alle nur auf Übersetzungen aus dem Englischen, Griechischen und Lateinischen. Für das Französische beweisen sie gar nichts. Der Alexandriner ist der einzige französische Vers, den man in einer Zeit schlummernden Sprachgefühls häufig der deutschen Sprache aufgezwungen hat. Er sieht aber seinem französischen Vorbild nur äußerlich ähnlich und ist mit seinen klappernden sechs Hebungen im Deutschen ebenso häßlich, wie er im Französischen, das diese Hebungen nicht kennt, schön sein kann.

Dresden. WOLFGANG MARTINI.

Faguet, Emile, de l'académie française, *Rousseau contre Molière.* Paris, Société française d'imprimerie et de librairie (1912). 345 S. 16.

Die Causerie ist eine eminent französische Kunst, eine natürliche Gabe, die ihre glücklichen Besitzer nicht brach liegen lassen, sondern immer vollkommener entwickeln. Sainte-Beuve schrieb Woche für Woche ein stattliches Feuilleton, und es war eine Leistung. Zur zweihundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages Rousseaus schreibt Faguet — unbeschadet seiner sonstigen Leistungen — nicht weniger als fünf Bände: Rousseaus Leben, Rousseau gegen Molière, Rousseaus Freundinnen, Rousseau als Denker und Rousseau als Künstler. Der Band, der uns zur Besprechung vorliegt, zeigt Faguet als einen ganz charmanten Causeur; er ist der ungehemmte Ausfluß aus dem unversiegbaren Born unmittelbarer Mitteilung, mehr gesprochen als gedacht, fesselnd von der ersten Seite bis zur letzten. Man kennt Rousseaus polemische Äußerungen über Molière in seinem Briefe an d'Alembert; sie bilden die Grundlage des Buches, und zwar im ersten Kapitel die Einwendungen gegen den Misanthropen, im zweiten die gegen andere Stücke, Bourgeois gentilhomme, George Dandin

und Avare; im dritten Kapitel erörtert F. die Frage, warum Rousseau einige andere Stücke in seine Kritik nicht einbezieht, im vierten beschäftigt er sich mit den allgemeinen Vorwürfen, die Rousseau gegen Molière erhebt, im fünften wirft er einen kurzen Blick auf Molières Nachfolger; im sechsten vergleicht er dann die Grundideen und Lebensanschauungen der beiden Männer miteinander, und im siebenten zeigt er ihre große Übereinstimmung in der Frauenfrage; daran schließen sich die Schlußbetrachtungen, die das Gesamtergebnis zusammenfassen.

Es fällt Faguet nicht schwer zu zeigen, daß Rousseau Alceste nicht verstanden hat und von Philinte ein unechtes Phantasiebild entwirft, das durch Collin d'Harlevilles '*Optimiste*' auf Fabre d'Eglantine wirkte und ihm ein Stück eingab, das eine schlechte Entgegnung auf Molières Schöpfung ist, aber an sich ein gelungenes Bühnenwerk darstellt. Es gelingt ihm auch, in recht ansprechender Weise die Grundverschiedenheit zwischen Molières und Rousseaus Weltauffassung und ihrer Stellung zur Menschheit und zur Natur darzulegen. Im leichten Plauderton wird eine Fülle beherzigenswerter Gedanken entwickelt, die zum eigenen Nachdenken anregen und im wesentlichen auch die Zustimmung verdienen. Wer über Molière schreiben will, dürfte durch die Lektüre dieser Seiten und durch die dialektische Auseinandersetzung mit Faguet sicheren Gewinn finden.

Wien. Ph. Aug. Becker.

Price, William Raleigh. *The symbolism of Voltaire's Novels. With special reference to Zadig.* New York, the Columbia University Press, 1911. 269 p. 8⁰.

A nessuno, ch'io mi sappia, è mai venuto in mente di negare che il Voltaire, nelle sue *Nouvelles*, abbia talora alluso a uomini ed a fatti del tempo in cui visse, anzi ogni volta che in esse discorre di bonzi fanatici e crudeli, pensiamo naturalmente ai preti e pastori del cristianesimo, contro cui, non quì solo ma in infiniti altri scritti e nelle tragedie soprattutto, l'autore di *Mahomet* spezzo tante lance ed è pure indiscusso che il Dott. Pangloss di *Candide* personifica i filosofi ottimisti, il Rousseau particolarmente.

Parimenti è vero che nell'*Ingénu* — cito a caso i primi esempi che si presentano alla mia mente — le allusioni alla corte di Francia, a cattolici ed a giansenisti, sono frequentissime e che la *Princesse de Babylone* è tutta pervasa da ricordi personali dell'autore. Il Price ha voluto dimostrare qualcosa di più e cioè che il Voltaire ha espresso costantemente, sotto immagini simboliche ed allegoriche, le proprie opinioni in politica, in religione ed in letteratura e che i nomi orientali, appioppati ai suoi personaggi, celano quelli di parecchi contemporanei.

L'esame di *Zadig* deve provare la tesi. Il "simbolismo" — e sull'uso di questa parola ci sarebbe molto da discutere — sarebbe stato consigliato allo scrittore francese dalle abitudini del tempo, dal concetto ch'egli ebbe della poesia e specialmente da misure di prudenza. Non diversa strada seguiva il Montesquieu facendo discorrere i protagonisti delle sue *Lettres persanes*, che di persiano altro non hanno che il nome. Chiunque abbia scorso l'opera meritoria del Martino ammetterà infatti che questo pseudo "exotisme" fu, per oltre un secolo, rigoglioso in Francia e che mise pure vigorose radici anche in altre terre. Un dissenso con l'A. su tale questione non ci pare possibile. Il dissenso comincia invece quando trattasi della identificazione dei personaggi e della ricerca quindi dei prototipi. Indaga l'A con acuto ingegno ma, a vero dire, non spesso ci persuade. "L'intention perfide" e "l'allusion sournoise" già furono indicate dal Desnoiresterres, ma altro è l'allusione generica ed altro l'allusione personale eretta a sistema. Certo è, per servirci d'un diverso esempio, che il Molière pingendo Tartufe, ha avuto presenti vari modelli vivi o trovati in altri scrittori, però con questi ha creato un personaggio nuovo ed originale, quantunque in talune linee del volto e in certe avventure della propria vita possa ricordare da vicino qualche conoscente del poeta.

Zadig, secondo l'asserzione di Hammer, vuol significare, con ricordo del biblico Giuseppe, "colui che dice il vero" e l'A non dubita che in esso il Voltaire incarni sè stesso, perchè egli fu o credette di essere, secondo la definizione di Federico il Grande, "le ministre de la vérité". La prova non pare troppo solida per costruirci su un edificio di ipotesi, nè tra i casi di Zadig e le memorie biografiche del poeta della *Henriade* so trovare quei messi intimi che sono indispensabili per suffragare l'ipotesi.

Comunque sia, se Zadig è Voltaire, s'ha, come corollario, e quì sta il peggio, che coloro che lo circondano sono gli stessi con cui il filosofo di Ferney ebbe relazioni e lotte. Zadig diventa pertanto una autobiografia. Setoc, padrone di Zadig, caduto in schiavitù, personifica per es. il guardasigilli d'Agnesseau. Con la finale *seau*, avrebbe il Voltaire formato *sot*, facendo così un bisticcio fra "garde des sceaux" et "garde des sots", da cui sarebbe stranamente scaturito *Setoc*. E quando mai Voltaire fu, in qualche modo, schiavo di d'Agnesseau? Non è questo Setoc, sebbene compratore di carne umana, il miglior diavolo di questo mondo, pronto subito ad accettare ed a lodare la superiorità di Zadig? Perchè non riconoscere piuttosto, nei casi dell'amante di Astarté, il ricordo più semplice delle avventure di Esopo e di quel Xanthus che il La Fontaine aveva reso popolarissimo? Non molto sicuro sembra del resto di quanto asserisce lo stesso egregio Price perchè, a un certo momento, discute l'ipotesi che dichiara meno buona

se Zadig non rappresenti piuttosto quel poeta persiano Sadi o Saadi di cui il poeta prende il nome, nella lettera dedicatoria, sicchè si avrebbe un singolar trinomio Saadi, Voltaire e Zadig ancor meno convincente.

Moabdar, re di Babilonia, nasconde, assicura l'A, nientemeno che Luigi XV⁰, sovrano della Babilonia moderna. La sua pazzia e la sua morte danno luogo infatti a una grave guerra di successione (quella d'Austria). Ne consegue che Missouf della novella vuol significare miss Fou ossia la folle, ossia la signora di Châteauroux. Di questo passo, Orcan, il cavaliere che contrasta gli amori di Zadig e di Semire, trasformasi nel famoso cavaliere di Rohan che diede tanto filo da torcere al nostro poeta; quanto a Sémire, essa è "forse" Adriana Lecouvreur per cui lo scrittore francese nutrì sensi di vivo affetto. Ma Zadig sposa Azora e Voltaire rimane scapolo; evvia, questo non deve confonderci; Azora sarà, in questo caso, la Livry, che fra i tanti amori n'ebbe pur uno pel nostro poeta e che può benissimo farsi passar per moglie sua!

Giù per questa china l'A. sdrucciola in altre e non meno dubbiose identificazioni; sino ad oggi erasi sempre creduto che l'episodio d'Itobad, l'usurpatore degli onori che spettano al prode Zadig, fosse attinto al *Furioso*. Niente affatto. Itobad rappresenta invece gli invidiosi del poeta, usurpatori della sua gloria e più particolarmente quel Lefranc di Pompignan, che avrebbe rubato a Voltaire l'argomento di *Alzire*. Il Lefranc è un provinciale come Itobad, mal destro nella schermaglia di Parnaso, deriso a Corte per certe sue pretese, assalito da Voltaire senza misericordia e via dicendo. Invano cercate qualche prova sicura che vi convinca.

Seguendo questo sistema si potrebbe provare che Cristoforo Colombo altro non fu che un mito; il colombo infatti è simbolo di cristianesimo e di viaggiatore; Cristoforo significa chi porta e quindi onora il Cristo e la fede e l'ignoranza del luogo di nascita, certa nebbia diffusa sui primi anni dello scopritore dell'America possono benissimo avvalorare l'allegra ipotesi.

Il critico americano aguzza troppo lo sguardo e per voler eccessivamente indagare finisce per confondersi. Astarte, di cui s'è già tenuto parola, simboleggia, fra l'altro, varie e troppe cose. Può essere la regina di Francia, la signora di Châtelet o quella di Pompadour. La scelta a chi legge. E quando mai s'è saputo che Voltaire abbia sospirato davvero per la prima o la terza di queste dame? Nè basta, perchè l'A. va ancora più oltre e finisce per scorgere nella sovrana di Babilonia la sintesi di tutti gli amori del poeta, l'immagine di infinite muliebri bellezze e per soprammercato la musa stessa, la passione per la letteratura, nonchè la personificazione della libertà del pensiero. Amare Astarte e trionfare vuol dire per Voltaire amare il vero e liberamente

esporlo; i nemici che s'oppongono sono gli stessi che invano cercarono di sbarrare la via del filosofo; infine le nozze della coppia sublime simboleggiano la vittoria del sole sulle tenebre.

Come personaggio allegorico s'indica pure Arimaze ossia l'invidioso; il suo nome discende dal mito di Zoroastro e il suo livore dalla Corte di Francia. Zadig, in questo momento, trasformasi in Voltaire, che ritorna dall'Inghilterra, con un mondo nuovo di idee, assalito dai gesuiti e dai giansenisti, accusato ingiustamente e per invidia messo al bando. Ma Arimaze è particolarmente, sempre secondo lo spirito maligno dell'autore, l'emulo più accanito del poeta e precisamente J. J. Rousseau il quale avrebbe così fornito al suo avversario, la propria personificazione, pingendo nella allegoria dell "Opéra de Naples" un diavolo ipocrito che sostiene la parte di poeta di teatro. La relazione è difficile scorgerla e credo che l'A. non la scorga nemmeno lui molto chiaramente perchè, subito dopo, il suo pensiero si rivolge al Desfontaines. Perchè non piuttosto costui, perchè non piuttosto Fréron, aggiungiamo noi? Ipotesi per ipotesi tutto può sostenersi con un po' di buon volere.

L'argomento più forte che milita in favore di tale identità sarebbe quello che Arimaze vuol rovinare Zadig, come Rousseau cercò la rovina di Voltaire, unicamente perchè più felice di lui; s'aggiunga che Arimaze è impacciato in società nè più nè meno dello scrittore Ginevrino e del Desfontaines stesso. Quì, come altrove, non mancano osservazioni acute ed anche giusti rilievi, ma la mania di voler tutto personificare fa spesso velo al sereno giudizio.

Vedete l'episodio di Arbogad. "Gad" in ebraico, il Price c'insegna, vuol dire "ladro" ed infatti Arbogad è un capo di briganti, bonaccione e burlone, che a me ricorda messer Ghino di Tacco del Decameron, anche per certa guarigione che segue subito per opera del protagonista, dovuta alla stessa terapeutica del brigante italiano. "Ogul est un homme voluptueux, dice il Voltaire, qui ne cherche qu'à faire grand'chère. Il est d'un embonpoint excessif, qui est toujours prêt à le suffoquer." Zadig per guarirlo, lo costringe a far molto esercizio; proprio la cura che Ghino impone all'abate di Cligni.

Arbogad che esclama: "Cette terre est à moi seul; tout ce qui vient sur mes terres est à moi" rappresenta invece, pel critico americano, l'intolleranza religiosa e politica del XVIII^{0} sec. e certa immagine del granello di sabbia che si trasforma in diamante, offre, a suo credere, il simbolo della Chiesa, che dall'umiltà delle sue origini è salita a tanto splendore. L'osservazione ha qualche pregio e può darsi che l'A. colga, questa volta, nel segno. Sennonchè Arbogad deve anche lui, come Astarté, aver parecchi

aspetti e sensi sia quale personificazione del potere regale sia qual rappresentante della plutocrazia, sicchè è, secondo i casi, ora Federico il Grande, ora certi "receveurs generaux" anzi il Michel stesso in carne ed ossa. Il riavvicinamento fra il brigante e il re di Prussia è specialmente curioso e lusinghiero per quest' ultimo!

Zadig è invitato a rimanere ospite nel castello del munifico ladro, come Voltaire fu trattenuto alla Corte di Prussia. Vero è che Zadig parte subito e che Voltaire invece soggiorna lungamente nel palazzo di Federico, nè pare probabile che lo scrittore francese, ove avesse voluto pingere i propri casi, dimenticasse di bollare gli avversari che trovò intorno al principe filosofo; primo fra essi il Maupertuis. E poi perchè mai tutte queste allegorie avrebbero dovuto sfuggire alla malevolenza dei contemporanei del Voltaire che d'altre allusioni trovarono o credettero di trovar subito la chiave?

Intorno alla spiegazione dell'episodio dell' "Ange et l'ermite" abbiamo pure da fare parecchie riserve. Il rimpianto maestro Gaston Paris studiò le origini e il senso di questa leggenda, insieme orientale e cristiana, la quale insegna ai mortali esser recondite le vie del Signore e fallace l'umano giudizio delle azioni divine. L'angelo uccide gli innocenti, ricompensa i furfanti, fa insomma l'opposto di quello che sembra conforme a giustizia, sicchè Zadig si scandalizza e protesta, ma l'angelo spiega e rivolgendosi all'ardito mortale, gli impone il silenzio: "Cesse de disputer contre ce qu'il faut adorer." Ora il critico americano non ha dato la dovuta attenzione a quel "mais" con cui Zadig accenna una risposta, un "mais" filosofico, impertinente, a cui chi sa qual diavoleria sarebbe attaccata, ove all'autore non fosse convenuto di non guastare, con troppi ragionamenti, lo squisito episodio. Il "mais" basta però ad indicare che l'animo umano non è pago di quella apologia della Provvidenza e si ricordi che nello stesso capitolo, l'angelo Iesrad sostiene certa teoria del male che ingenera il bene della quale in *Cosi-Sancta*, ed altrove, si beffa allegramente il filosofo di Ferney. Non quì dunque può credersi lo scetticismo del Voltaire abbassi le armi per guadagnare alla propria causa i geusiti ed indurli ad aprirgli le porte dell'Accademia; però il ragionamento dell'A. ha pure parte di vero e parecchie pagine sue sono qui degne di attento esame e di serena discussione.

Concludendo, questo studio sul simbolismo del Voltaire merita considerazione anche da parte di coloro che, come noi, non sono disposti a riconoscere se non molto relativamente la bontà della tesi in esso sostenuta e che non possono a meno d'accusarla di qualche esagerazione.

Pietro Toldo.

Berret, Paul. *Le Moyen âge dans la Légende des Siècles et les sources de Victor Hugo.* Henry Paulin et Cie., Paris 1911. Preis 10 fr.

Die Quellenforschung über V. Hugo hat eine neue wertvolle Bereicherung erfahren. Die Arbeit P. Berrets ist sehr ausführlich, obwohl sie nur diejenigen Gedichte der *Légende* analysiert, die dem Titel nach das Mittelalter zum Gegenstand haben. Berret, der sich seit langen Jahren mit V. Hugos *Légende* beschäftigt, von der er eine kritische Ausgabe plant, und der auch über die philosophisch-mythologischen Gedichte in diesem Werke ein Buch publiziert hat,[1]) war in der Lage, ein außerordentlich reiches Material zu verwenden. Er hat nicht nur die Manuskripte des Dichters benützt, er hat auch einen unter dessen Diktat entstandenen Katalog der einst in Guernsey vorhandenen Bücher eingesehen und auf der Insel selbst die jetzt noch erhaltenen Reste der Bibliothek Hugos in der Hand gehabt. Durch die Nachforschungen Berrets ist ein neuer Beweis der ganz ungewöhnlichen Arbeitsweise des Dichters erbracht worden. Hugo benutzte historische und geographische Quellen in nicht ganz unbedeutender Zahl, aber eigentlich nur, um der Geschichte und Geographie ein Schnippchen zu schlagen, in der Meinung, der Legendendichter stünde über Zeit und Raum. Man möchte sein Werk einem Mosaikspiel vergleichen, in dem die einzelnen Würfel zwar vorhanden, jeder aber am unrechten Orte eingefügt ist.

Trotzdem erscheinen jetzt durch Berrets Forschungen die Hauptquellen für folgende Gedichte festzustehen. *Le Mariage de Roland* und *Aymerillot* sind einem Artikel von Jubinal im Journal du Dimanche: *Quelques romans chez nos aïeux* entnommen. (Nicht, wie man für *Aymerillot* zuerst vermutet hat, einem Artikel desselben Autors im *Musée des Familles.*) Nächst der inneren Evidenz ist hier eine zwingende äußere: man hat die Ränder der Seite 6 des Journal mit einzelnen Versen zum Roland von V. Hugos Hand versehen gefunden.

L'Aigle du casque ist entweder aus demselben Artikel geflossen oder, wie eine Stelle darin vermuten läßt, aus Jubinals eigner Quelle, E. Leglay, *Fragments d'Épopées romanes* (*Raoul de Cambrai*). Die schottische Lokalfarbe des Gedichts geht zum Teil auf W. Scott zurück, die Namen auf Debrett's *Peerage.*

In manchen Gedichten werden dem Autor eigene Arbeiten zur Haupt- oder Nebenquelle; so für *Montfaucon* die Schilderung des Gebäudes in *Notre Dame de Paris*; für *Ericadnus* sein Werk *le Rhin* und dessen Quelle Pfeffel,

---

[1]) *La Philosophie de V. Hugo et deux Mythes de la Légende des Siècles.*

Nouvel abrégé chronologique de l'histoire . . d'Allemagne; für *Parricide* die Eddastudien, die er aus Mallet, *Histoire du Danemark* für *Han d'Islande* gemacht hatte; für zahlreiche in Spanien spielende Epen die Notizbücher, die der Dichter auf seiner Reise nach Navarra (1843) gewissenhaft geführt und in die er Auszüge aus Reisehandbüchern eingefügt hatte.

Endlich wird der Dichter sich auch selbst zur Quelle, wenn er seine eigene Person zum Mittelpunkt des Gedichtes macht und ihr als Gegner Napoleon III. gegenüberstellt, beide Gestalten jedoch unter andern Namen in eine frühere Zeit zurückversetzt, wie es im *Welf* und in den italienischen Epen, besonders in *Confiance du marquis Fabrice* und *le Comte Félibien*, der Fall ist. Das italienische Mittelalter ist überhaupt nur eine Verkleidung zeitgenössischer Ereignisse in alte Prunkgewänder mit Hilfe glänzender Titel, die zumeist in Hugos Helfer in allen Nöten, Moreri, *Grand Dictionnaire historique* (1683), zu finden sind.

Auf alle Einzelheiten von Berrets Forschung einzugehen, ist hier natürlich nicht möglich. Auch nicht auf die Gründe, warum mir hin und wieder seine Entscheidungen in dem oder jenem Punkt nicht ganz einwandfrei erscheinen. Ein so großes, anscheinend fast lückenloses Material bedingte eine gewisse Einseitigkeit. Berret erkennt an Quellen nur an, was des Dichters Bibliothek in Guernesey nachweisbar enthielt, ferner ältere Werke Hugos und die Kollektaneen dazu, sowie zeitgenössische Ereignisse, alles andre wird von ihm verworfen oder angezweifelt, auch wenn eine starke innere Evidenz zu dessen Gunsten spricht. Etwas abweichende Ansichten habe ich — allerdings ohne ein so umfangreiches Material zur Verfügung zu haben — für zwei Gruppen der Légende, die *Cid-Romanzen* und die *Trônes d'Orient*, schon früher ausgesprochen. Von den türkischen — als außerhalb des Mittelalters stehend — analysiert Berret übrigens nur den *Sultan Mourad*.

Man müßte doch außer den erwähnten Faktoren m. E. noch andere berücksichtigen. Ist es denn sicher, daß ein Dichter von den als Quelle in Betracht kommenden Werken nur dasjenige benützt, das ihm im Augenblick der Abfassung am leichtesten zur Hand war? Es ist doch nur wahrscheinlich.

MARGARETE RÖSLER.

Effer, Hubert. *Beiträge zur Geschichte der französischen Literatur in Belgien.* 8⁰. 66 pp. Düsseldorf, W. Deiters' Verl., 1909.

Liebrecht, Henri. *Histoire de la Littérature Belge d'expression française*, avec une préface d'Edmond

Picard, Bruxelles, librairie Vanderlinden, 1910. IX, 472 p. 8⁰.

Des livres récents, publiés en Belgique, ont étudié plus longuement les questions traitées par le Professeur Effer dans son intéressant essai.

Il me semble cependant que, même aujourd'hui, un compte-rendu du premier livre allemand qui ait exploré, dans son ensemble, le domaine littéraire des écrivains belges, se justifie pleinement.

L'auteur rappelle d'abord, de façon succincte, comment s'opéra la romanisation du pays que se partageaient, avant la conquête de César, l'arrière-garde des Celtes et l'avant-garde des germains; il montre que la différence de culture qui devait caractériser plus tard les Pays-Bas du Nord et les Pays-Bas du Sud, provient surtout de la fondation de l'évêché d'Utrecht qui possédait une métropole purement germanique, tandis que les régions du sud, incorporées à des diocèses de la France future, réunissaient les populations sans distinction de race; les Francs qui vivaient sur ces territoires se trouvaient ainsi séparés du monde germanique et leurs rapports fréquents avec les populations gauloises les préparaient à subir l'influence latine.

M. Effer parle ensuite, très brièvement, de la langue vulgaire des gallo-romains, des origines de la poésie populaire et héroïque, de la culture intellectuelle des Pays-Bas au temps des Carolingiens, des frontières linguistiques à l'époque des traités de Verdun et de Mersen. Il montre enfin l'influence grandissante du Français qui se répand de plus en plus dans les Flandres et dans le Brabant et devient une seconde langue maternelle pour le haut clergé tourné vers le sud; pour les nobles, dont les mœurs sont celles de la chevalerie française; pour les marchands, continuellement en rapports d'affaires avec la Champagne; et même, jusqu'à un certain point, pour les petits bourgeois et les artisans.

M. Effer fait très bien ressortir le rôle considérable joué par les Flandres wallonnes, le Hainaut, le Brabant et la Principauté de Liège, dans la vieille littérature française, particulièrement au XII^e^ et au XIII^e^ siècles. Il rappelle que le roman de Renard doit surtout son développement aux régions flamandes, mais il dissumule sans raison la contribution notable du reste de la France. Je préfère les chapitres où l'auteur cite et apprécie les œuvres des grands poètes lyriques ou épiques, des romanciers, dramaturges, traducteurs, chroniqueurs, historiens de la grande Belgique d'antan, tels que Gautier d'Arras, Jehan Bodel et Adam de la Halle (également d'Arras), l'auteur du Poème moral (de la région de Liège), Jehan le Bel et Desprez d'Oultremeuse (de Liège), Adenet le roi (du pays brabançon), Philippe Mousquet

(de Tournai), Jean Froissart et Jean Molinet (de Valenciennes), Philippes de Commines (de Lille), Jean le Maire de Belges (de Belges, Bavai), et tant d'autres écrivains de haute valeur.

Cependant, le critique n'a pas toujours vérifié suffisamment ses assertions: c'est ainsi qu'il ne met même pas en doute l'origine belge de Raoul de Houdan qu'il fait naître à Houdenc, près Binches, fait depuis longtemps contesté. Il lui attribue également le poème *La Voie de Paradis*, qu'il n'a probablement pas écrit. Par contre, M. Effer ne cite ni la cantilène d'*Eulalie*, ni la chantefable d'*Aucassin et de Nicolette*, qui auraient dû trouver place dans son étude.

M. Effer semble aussi partager l'erreur de nombre de critiques belges qui croient de leur devoir d'affirmer l'indépendance de la littérature française des Pays-Bas, vis-à-vis de celle de la France. Il cite un passage de Henri Pirenne où le savant historien affirme que la littérature romane des Flandres, du Brabant et du Hainaut est un produit autochtone; qu'elle n'a pas été importée de France, n'imite pas les modèles étrangers, se sert du dialecte picard et défend hautement son originalité. — M. Effer cite également Nautet (*Histoire des Lettres belges d'expression française*, Bruxelles, 1902, t. II, p. 159): «l'enseignement rattache volontiers cette floraison littéraire nationale, strictement autochtone, à l'histoire de la littérature de France. Chacun oublie ainsi que la Belgique ... fut pourtant le berceau glorieux de la poésie française.

Par son silence, M. Effer semble approuver ces assertions; en tout cas, il ne les infirme pas.

C'est une erreur de penser que la littérature d'une province linguistique joue un rôle inférieur quand elle se rattache aux mouvements intellectuels, aux tendances artistiques du reste du pays. Il est certain que la littérature qui se développa sur le territoire de l'ancienne Belgique possède une originalité aussi grande que celle des provinces les plus favorisées du domaine français. Les Wallons des Flandres, du Hainaut, de Liège ou du Brabant n'avaient pas lieu d'imiter — plus que les écrivains des autres régions — une littérature à laquelle ils appartenaient; sur plus d'un point, ils ont même été les devanciers de leurs frères du Sud. Mais cette spontanéité a-t-elle dépassé celle de l'Ile de France, de la Normandie ou de la Champagne? C'est ce qui ne me paraît ni établi, ni même digne d'être longuement discuté. On peut affirmer, je pense, qu'aucun mouvement littéraire n'est «strictement autochtone» et qu'aucune province en particulier n'a été le berceau de la littérature française.

Il eût fallu, pour mettre clairement en lumière la contribution artistique des Pays-Bas, faire ressortir moins négligemment celle des autres territoires, montrer, dégager davantage les courants généraux et les réactions réciproques.

Ne voit-on pas d'ailleurs, à côté de génies tels que Philippe de Commines et Jean le Maire de Belges, la valeur des écrivains baisser aux Pays-Bas, lorsque les ducs de Bourgogne fondent, à côté de la grande nation, une puissante unité rivale ? Et n'assistons-nous pas à une décadence à peu près complète quand vient le règne de la Maison d'Autriche, au moment même où les lettres françaises brillaient d'un si vif éclat ?

Un simple résumé historique des événements de la période espagnole ne pouvait cependant suffire: il était nécessaire d'accorder quelque attention à Philippe de Marnix de Ste Aldegonde, né à Bruxelles en 1538, mort en 1598, auteur du *Tableau des Différents de la Religion* et d'autres œuvres celèbres.[1])

M. Effer parle ensuite des territoires conquis par la France. Il fait l'historique de l'activité intellectuelle de la Belgique sous les dominations autrichienne, française et hollandaise. Au XVIII^e siècle, le Prince de Ligne est le seul écrivain vraiment digne de ce nom. Pour la période hollandaise, on ne peut guère nommer que des poètes peu originaux, imitateurs de l'abbé Delille et des autres classiques attardés: Lesbroussard, de Stassart, Rouveroy; un grand poète romantique: André Van Hasselt; des savants, historiens, critiques tels que de Reiffenberg, de Gerlache, de Potter, Potvin.

Il eût été désirable de parler des importantes études rythmiques de Van Hasselt,[2]) essais d'assimilation partielle à la métrique latine, la plus scientifique et la plus remarquable que l'on ait tentée.

Il fallait également citer le Liégeois Edouard Wacken (1819 — 1861), l'auteur des *Heures d'Or*, *Fantaisies*, *Fleurs d'Allemagne*; ce fut peut-être, avant l'épanouissement du génie puissant de Van Hasselt, le poète belge le plus inspiré, le plus sincèrement lyrique de son temps.

Pour la période comprise entre 1830 et 1880, le critique cite à bon droit Coster et Lemonnier, mais il omet le moraliste,

---

[1]) *Œuvres de Philippe de Marnix de Ste Aldegonde*, Bruxelles, 1857, 4 vol. Sur cet auteur qui joua un rôle considérable dans les luttes contre l'Espagne et aida à la fondation de la République des Provinces-Unies, on peut consulter entre autres études: Edgard Quinet, *Fondation de la République des Provinces-Unies. Marnix de Ste. Aldegonde*, Paris 1854.

[2]) *Poèmes, paraboles, odes et études rhythmiques (1862)*; *Les Quatre Incarnations du Christ*, poëme, suivi de soixante-sept nouvelles études rhythmiques (1867); *Les Quatre Incarnations du Christ*, poëme (2e édition), suivi de plusieurs poèmes inédits et de quarante-deux nouvelles études rhythmiques (1872). *Les Quatre Incarnations du Christ*, avec une préface de G. Rency, Association des Ecrivains belges, Bruxelles 1908. Cette métrique est basée sur l'accent tonique et non sur la quantité des syllabes. On trouve une étude intéressante de cette question chez Louis Alvin, *André Van Hasselt, sa vie et ses travaux*, Bruxelles 1877.

penseur et romancier Octave Pirmez (1832—1883), qui se fit connaître par ses *Pensées et Maximes — Jours de Solitudes — Feuillées — Heures de Philosophie — Rémo*, œuvres d'un rêveur, d'un idéaliste dont l'âme élevée et sereine, la langue harmonieuse et souple font oublier la langueur un peu monotone.[3])

L'important mouvement littéraire compris entre 1880 et nos jours, est dépeint brièvement, mais généralement, de façon très heureuse par M. Effer. Il est bien renseigné et ses jugements sur la valeur des divers écrivains sont très avertis. Comme il s'en est tenu aux manifestations les plus importantes de la littérature contemporaine, il ne faut point s'étonner s'il néglige quelques hommes de lettres qui ne sont point dénués de talent; j'aurais cependant aimé qu'il citât Remouchamps, poète philosophe, auteur de poèmes en prose d'une grande élévation; Jules Destrée, styliste et conteur exquis et Félix Bodson, poète lyrique et surtout, poète dramatique plein d'esprit, de charme et d'émotion.

Van Lerberghe (non pas Van Leberghe comme orthographie l'auteur à deux reprises), le chantre sublime de la *Chanson d'Eve* et d'autres œuvres séduisantes, méritait une mention moins brève. Albert Mockel, cité comme poète, pouvait l'être également comme l'un des critiques les plus pénétrants et les plus notables du symbolisme moderne.

Malgré les inévitables erreurs qu'elle contient et des lacunes parfois regrettables, l'étude de M. Effer est des plus consciencieuses; d'une clarté remarquable et d'une louable concision, elle reste utile et peut aider à de plus amples recherches.

Il convient de tempérer de beaucoup de réserves les éloges que l'on peut adresser à M. Liebrecht. Les questions traitées par M. Effer sont étudiées avec des développements beaucoup plus considérables par le jeune auteur qui a profité de nombreux travaux antérieurs. Il a rattaché, mieux peut-être que ses devanciers, la littérature des régions belges aux grands courants genéraux de la pensée européenne. Pour atteindre ce but, il lui a suffi d'appliquer à la Belgique ce que l'on savait déjà de la France et des autres nations.

La documentation est souvent sérieuse, parfois même encombrante, quoiqu'elle ne paraisse pas toujours de première main, ni au courant des dernières recherches. En tout cas, l'auteur a fait de très grands efforts pour concentrer dans son

---

[3]) On peut consulter sur cet écrivain: Henry Maubel et James Vandrunen, *Octave Pirmez, Impressions et Souvenirs*, Bruxelles, 1897. — Siret, *Vie et Correspondance d'Octave Pirmez*, 1888. — Maurice Wilmotte, *Octave Pirmez, Préface, choix, notes et table*, Bruxelles, 1904. — Dumont Wilden, *Les Wallons et l'esprit européen*, article publié dans *Les Arts anciens du Hainaut*, Bruxelles, van Oest, 1911.

étude tout ce qui lui semblait devoir faire partie d'une histoire complète des lettres françaises en Belgique. Il a réuni un grand nombre de faits qui se trouvaient jusque là disséminés un peu partout. Mais ses recherches, qui portent sur beaucoup d'écrivains des plus importants, ne donnent pourtant pas l'impression d'un travail personnel et approfondi.

Pour les périodes de décadence, l'attention qu'il accorde à de longues théories d'auteurs sans aucune valeur, les jugements qu'il croit utile de porter sur leurs œuvres creuses, sur leur style sans éclat et sans art, rendent la lecture inutilement fastidieuse et soporifique. On peut se demander s'il faut louer M. Liebrecht du courage dont il a fait preuve en relevant tant de noms qui survivent, on ne sait trop pourquoi, ou bien s'il faut regretter qu'il ait rendu son livre moins lisible et moins concentré grâce à un souci d'historien en mal de bibliographie.

On trouve cependant, dans les premiers chapitres, des erreurs ou lacunes regrettables. Celui des origines n'est pas excellent. Il néglige, par exemple, l'influence très appréciable, de la géographie diocésaine sur la culture intellectuelle et littéraire des Pays-Bas, influence très bien indiquée dans le livre d'Effer. M. Liebrecht, qui n'est pas philologue, confond le bas latin avec le latin vulgaire (p. 25). Il prétend que le Wallon est une langue d'origine celtique. Emploirait-il indifféremment les mots *celtique* et *français?* Ce serait faire un usage bien peu recommandable de la synonymie.

Les pages consacrées au théâtre du Moyen âge et à ses origines sont des plus faibles: l'auteur paraît ignorer toute la littérature scientifique qui touche à ces difficiles questions; il ne parle des origines religieuses qu'en fin de chapitre et accessoirement; la marche de son exposé est peu claire et on le sent visiblement très embarrassé. Il apporte ici peu de notions connues, moins encore de notions nouvelles, alors que l'on pouvait espérer, dans un livre de cette étendue, une étude courte mais substantielle, appliquée au territoire belge.

Les chapitres concernant les vieux historiens sont meilleurs et parfois, très satisfaisants, mais ceux-ci étaient déjà bien connus par l'histoire de France, et l'auteur n'y ajoute pas de découvertes personnelles.

A mesure que l'on se rapproche de la période moderne, la valeur des recherches augmente. Les pages consacrées au Prince de Ligne, par exemple, sont vraiment heureuses. Toute la période comprise entre 1830 et nos jours est d'une très bonne tenue; les appréciations touchant les écrivains secondaires fatiguent souvent par leur banalité, mais les écrivains de premier ordre comme Coster, Gilkin, et surtout Maeterlinck, y sont présentés de façon agréable et pénétrante en un style qui ne manque ni d'élégance, ni de charme.

Le volume de H. Liebrecht contient un appendice anthologique et un appendice bibliographique qui donne une idée du grand travail que le critique a dû s'imposer.

En dépit de lacunes et de défauts sérieux, qui obligeront le lecteur à s'en servir avec une prudence avertie, l'*Histoire de la Littérature belge d'Expression française*, reste un répertoire utile, dont il est juste d'apprécier l'effort.

Giessen. LUCIEN-PAUL THOMAS.

Les Arts anciens du Hainaut. Conférences publiées sous la direction de **M. Jules Destrée.** Bruxelles, G. Van Oest & Cie., 1911. 407 p, in-12, 2 frcs.

Cet intéressant recueil contient un ensemble de quinze conférences aussi suggestives que savantes touchant l'architecture, la peinture, la scuplture, la gravure, les arts industriels, la littérature et la musique de l'ancien comté — et parfois, de la province moderne — de Hainaut.

Je ne rendrai compte ici que de la partie littéraire:

I. Maurice Wilmotte, *L'Ancienne Littérature française du Hainaut* (p. 249—272).

Tout d'abord, M. Maurice Wilmotte rappelle, par une série d'exemples, combien il est difficile de préciser sans erreurs le lieu de naissance des vieux auteurs ou les influences multiples qui ont agi sur leur personnalité. Souvent, la langue des écrivains peut seule nous offrir des renseignements, faire naître des présomptions de quelque valeur. Les méandres que trace la frontière dialectale des patois wallon et picard s'expliquent par l'action divergente de deux centres politiques, de deux foyers artistiques différents: des territoires importants du Hainaut actuel, notamnent la région de Charleroi et de Thuin, se rattachaient jadis à la principauté de Liège dont les contours étaient particulièrement sinueux.

Tandis que la littérature de la Flandre est surtout bourgeoise et pieuse, celle qui nous occupe est essentiellement profane et aristocratique.

Le Hainaut était bientôt devenu la terre classique de l'aristocratie chevaleresque et des élégances courtoises. Peut-être même, comme tendent à l'établir les présomptions réunies par M. Schofield, la conception des devoirs de la noblesse telle qu'elle apparaît dans la littérature anglaise du temps de Chaucer, doit-elle se rattacher à cette influence. Il ne faut donc pas s'étonner si, dès la fin du XII^{e} siècle, on constate, chez les Hennuyers, une émulation remarquable et constante en faveur de la vulgarisation des grands faits de l'histoire ainsi qu'une efflorescence superbe de la poésie de cour.

M. Wilmotte qui parle aussi brièvement des romanciers, des rhétoriqueurs et du théâtre, parvient à mettre en scène, dans sa courte mais concise étude, foule d'écrivains de valeur tels que Henri de Valenciennes, Gillon de Muisit, Gislebert de Mons, Jehan de le Mote, Baudouin et Jean de Condé, Froissart, Molinet, Philippe Mousquet, et surtout, Jean le Maire de Belges, dont l'œuvre importante annonce Marot, sinon la Pléiade.

M. Wilmotte a eu le mérite, non seulement de retracer à grands traits toute la vie essentielle du Hainaut littéraire, mais il l'a fait avec une prudence très avertie, entourant ses assertions de restrictions et de discussions qui mettent en lumière son érudition et son scepticisme heureux.

II. Louis Dumont-Wilden, *Les Wallons et l'esprit européen. Le prince de Ligne et Octave Pirmez* (p. 273—295).

M. Dumont-Wilden nous parle ici de deux écrivains wallons, appartenant, l'un au XVIII^e^, l'autre au XIX^e^ siècle et qui incarnent tous deux — le premier surtout — l'esprit français sous sa orme la plus cosmopolite.

Le prince de Ligne, le principal écrivain belge de son siècle, styliste cité comme modèle par les salons de Paris, représente admirablement la mentalité légère, subtile et frondeuse des derniers jours de l'ancien régime, tandis qu'Octave Pirmez (né à Châtelet en 1832), penseur grave et mélancolique est un „enfant du siècle" épris de la nature et de la solitude, un délicat rêveur dont „les livres ont le charme d'une fin de jour en Septembre au pays Wallon".

M. Dumont-Wilden a finement caractérisé la psychologie de ces deux auteurs, habilement montré leurs attaches au sol natal, à la France, aux grands courants généraux et cosmopolites.

III. Louis Delattre. *Les Ecrivains français de Wallonie, de 1880 à 1911* (p. 296—341).

Malgré les réserves que j'ai cru devoir faire à diverses reprises au sujet de la soi-disante autonomie des écrivains belges, je reconnais avec plaisir que presque toute la production littéraire du sol wallon dans ces trente dernières années est aussi autochtone que possible. Sans doute, les auteurs se sont formés surtout par la lecture des livres français, mais ils chantent la région, le village natal, la petite patrie, avec un ensemble extraordinaire. Ainsi les auteurs wallons ont pu, sans imiter personne, exprimer leurs sentiments propres, les mettre en action dans un paysage connu, au milieu d'une population dont ils connaissent parfaitement les mœurs et le caractère.

Si ce particularisme présentait de grands avantages pour une jeune littérature, il nuisait sans doute à la création de grandes œuvres universellement humaines; mais le Wallon veut tenir

dans ses paumes fermées le cœur toujours chaud, l'âme de son nid, de sa race».

La conférence de Louis Delattre, éloquente et généreuse, contribuera certainement à la renaissance des lettres au pays wallon.

J'ajouterai que le volume des *Arts du Hainaut*, précédé d'une jolie préface de Jules Destrée, contient en outre, sur chacun des collobarateurs, une courte, mais substantielle notice bio-bibliographique due aux soins du même écrivain.

Giessen. LUCIEN-PAUL THOMAS.

Mélotte, Paul. *Essai sur le Théâtre Futur*, publié par l'Association des Ecrivains belges, Paris, librairie genérale — Bruxelles, Dechenne et Cie, 1911, in-12, 65 p.

Dans sa consciencieuse étude, M. Paul Mélotte s'efforce de prédire quelle sera la forme du théâtre moderne qui triomphera demain et qui se maintiendra sur la scène future.

Malgré les prudentes restrictions de M. Mélotte, je pense qu'il n'est guère possible d'affirmer quel genre de spectacle tiendra en haleine les générations prochaines; mais l'hypothèse qui nous est soumise est vraisemblable et les développements sur lesquels elle s'appuie présentent en eux-mêmes un très réel intérêt. Les pièces privilégiées seraient celles qui s'attachent à résoudre le problème du Destin, qui tendent à dénombrer, puis à démasquer les forces qui se cachent sous cet intangible symbole.

Je crois, en tout cas, que les œuvres qui se proposent d'éclaircir un peu le sublime mystère de la destinée ont plus de chances d'être grandes et profondes que celles dont la seule ambition est d'amuser les foules. Pourtant, l'auteur du *Théâtre futur* est d'avis que le peu durable succès des productions scéniques à la mode provient de ce que celles-ci «correspondent mal aux goûts actuels des foules». Je serais plutôt d'avis qu'elles correspondent trop bien aux caprices d'un jour des spectateurs vulgaires; uniquement soutenues par d'éphémères et mesquines préoccupations, elles ne contiennent rien de stable, rien qui les fasse vivre au delà de l'inconstante fantaisie d'une heure. Et voilà pourquoi je voudrais que M. Mélotte s'appuyât surtout sur la moyenne des spectateurs éclairés, lui qui a si bien su distinguer les principes supérieurs qui assurent une prééminence durable aux œuvres vraiment fortes. Il se rend d'ailleurs très bien compte des causes de l'évolution passée du théâtre: les enquêtes successives des auteurs portant sur des questions toujours plus complexes.

C'est ainsi que la comédie de caractères a fait place à la comédie de mœurs; à l'étude d'un seul homme, on a substitué

celle du choc de toutes les individualités. Or, les rapports des êtres entre eux «apparaissent comme formés, dominés par les appréhensions fatalistes».

Dans la Grèce antique, le Destin était personnifié par un dieu ou divinisé sous une forme abstraite. Chez Shakespeare, «les forces occultes ont dépouillé leur personnification divine»; chez Maeterlinck, «les victimes de la fatalité sont des types personnels, agissant par eux-mêmes». J'avoue ne pas bien comprendre cette dernière assertion empruntée au livre de Gérard Harry sur le même auteur. Il eût mieux valu sans doute de citer l'opinion de Maeterlinck lui-même parlant de ses premières pièces: «On y a foi à d'énormes puissances invisibles et fatales dont nul ne sait les intentions, mais que l'esprit du drame suppose malveillantes ... Au fond, on y trouve l'idée du Dieu chrétien, mêlée à celle de la fatalité antique, refoulée dans la nuit impénétrable de la nature.»[1])

M. Mélotte fait ensuite un très intéressant parallèle entre Henry Bataille et Maurice Maeterlinck, puis il montre que l'individualisme outrancié d'Ibsen, sa haute conception de la personnalité, ne sont pas la négation des lois incoërcibles. L'auteur de *Brand* et des *Revenants* reconnaît l'existence des puissances inconnues, combat celles qui s'opposent au développement de notre moi, et s'efforce de donner la victoire à celles qui nous permettent d'obéir à notre propre nature.

Le théâtre de Bernstein, qui dépeint avec prédilection toutes les turpitudes d'un monde d'exception, trouve la fatalité toujours triomphante devant l'homme faible asservi aux passions: aussi les théories qui se déduisent tout naturellement de ces œuvres déprimantes seront-elles vaincues par d'autres plus profondes et réellement vitales.

Chez Hervieu, les austères leçons de philosophie morale restent sans profit pour notre courage. Chez Maeterlinck, au contraire, l'homme d'abord opprimé par la Destinée, s'élève peu à peu à la compréhension de sa propre force vis-à-vis du monde extérieur et nous donne des leçons de plus en plus admirables d'énergie et d'indépendance.

M. Mélotte fait également des réflexions très judicieuses et très concluantes sur la question du dénouement, mais sans doute exagère-t-il un peu lorsqu'il émet l'idée qu'une issue banale de l'action est en tous points souhaitable.

Viennent ensuite de curieuses données sur la théâtromanie contemporaine, sur la question de la mise en scène et sur le rôle d'éducateur — qui, pour ma part me semble bien dangereux pour l'art — que devrait s'imposer le dramaturge moderne.

[1]) Maurice Maeterlinck, *Théâtre*, préface du T. 1er. chap. II.

M. Mélotte aurait pu montrer comment la fatalité antique s'est transformée sous l'influence du christianisme; comment la conception nouvelle s'effondre à son tour chez la plupart des écrivains influencés par les sciences et la philosophie d'aujourd'hui. De là, le découragement, puis la reconquête de l'énergie par l'homme qui devient un dieu. Je voudrais aussi que l'auteur séparât davantage le domaine de l'art de celui de la morale, mais ces légères critiques, pas plus que celles que j'ai eu l'occasion de présenter au cours de cette analyse, ne diminuent à mes yeux la valeur de ce livre concis, écrit par un homme qui a longuement réfléchi aux questions qu'il traite, et qui nous fait utilement penser à notre tour.

Giessen. LUCIEN-PAUL THOMAS.

Haas, J. *Frankreich, Land und Staat.* Heidelberg, Winter, 1910. XII u. 659 S. 8⁰.

Lescœur, Ch. *La division et l'organisation du territoire français.* Berlin, Weidmann, 1910. X u. 230 S. Gr. 8⁰. 4 Mark.

Beide Bücher können allen, die sich über die Einrichtungen Frankreichs unterrichten wollen, warm empfohlen werden. Das umfassendere ist das deutsche Werk; es enthält eine Übersicht über Land und Leute, eine Darstellung der Verwaltung in allen ihren bürgerlichen und militärischen Zweigen, einen Überblick über die französische Volkswirtschaft und die Kolonien. Einige Statistiken über die Bevölkerung und mancherlei kommerzielle Angelegenheiten bereichern die Darstellung; allen Kapiteln sind treffende historische Bemerkungen vorausgeschickt. — Lescoeur beschränkt sich auf die Schilderung der rein formalen Verwaltung, die er ebenfalls historisch erläutert. Er verbindet seine Skizzen mit theoretischen Erörterungen über die Vorzüge und Nachteile der französischen Organisation, insbesondere der Zentralisation, die nicht gerade in die Tiefe führen, aber eine Vorstellung von den im französischen Publikum lebenden politischen Anschauungen geben.

Giessen. G. ROLOFF.

Neuere Belletristik.

Acker, Paul. *Les deux cahiers.* 7. Édition. 300 p. Paris, Librairie Plon. 3 fr. 50 c.

De Vismes, Henriette. *Les petites âmes.* Roman. 279 p. Paris, Librairie Plon. 3 fr. 50 c.

Jeandet, Charles. *Qui sème le Vent.....* Roman. 3. Éd. 263 p. Paris, Eugène Figuière et Cie. 1912. 2 fr. 50 c.

De Régnier, Henri. *L'Amphisbène.* Roman moderne. 6. Éd. 372 p. Paris, Mercure de France. 3 fr. 50 c.

Baraude, Henri. *La voie mauvaise.* Roman. 1912. 273 p. Paris, R. Roger et F. Chernoviz. 3 fr. 50 c.

Rameau, Jean. *La route bleue.* 299 p. Paris, Librairie Plon. 3 fr. 50 c.

Wharton, Edith. *Sous la neige.* 2. Éd. 272 p. Paris, Librairie Plon. 3 fr. 50 c.

Lafage, Léon. *Le bel écu de Jean Clochepin.* 314 p. Paris, Bernard Grasset. 1911. 3 fr. 50 c.

Capillery, Louis. *Mais l'amour passa....* Roman. 1912. 297 p. Paris, Bernard Grasset. 3 fr. 50 c.

Segré, Adrien. *L'inceste légitime.* 1912. 200 p. Paris, Eugène Figuière et Cie. 3 fr. 50 c.

Der anspruchsvolle, feinschmeckerische Romanleser liebt Gedanken, der naive geschmacksrobuste will Handlung. Gedanken und Handlung verbinden: das ist eine hohe Kunst. Ich freue mich, auf einige Neuerscheinungen hinweisen zu können, die beweisen, daß ihr Autor diese Kunst versteht. Paul Acker läßt in *Les deux cahiers* eine Frau der älteren Generation ihre Jugenderinnerungen hervorsuchen und im Zusammenhang widergeben; sie wirken doppelt durch den Kontrast zu dem Heft, in dem die Tochter der Schreiberin ihre Erlebnisse aufgezeichnet hat und aus dem wir zwar viel weniger, aber doch auch manches Charakteristische erfahren. Zwei Generationen der französischen Frau stehen vor uns: die häusliche, fleißige, zurückgezogene, auf eine bescheidene Bildung gewiesene Frau der alten Art, — und die selbständige, weniger Herz als Verstand und Umsicht zeigende, von allen Elementen neuester Bildung nasehende, sportbegeisterte, unruhig die Welt durchmessende Frau modernen Stils. Vielleicht sind die Gegensätze reichlich scharf gezeichnet; vielleicht muß man die Schilderung auf einen Teil der Glieder der beschriebenen Frauengenerationen einschränken; wir haben doch eine sehr interessante, kulturhistorisch beachtenswerte Darstellung vor uns, die, mit Liebe entworfen und mit Feinheit durchgeführt, auch der nötigen Frische der Entwicklung nicht entbehrend, das Interesse dauernd fesselt. Daß der Verfasser die Vertreterin der alten Art schließlich auch ein Verständnis für die neue Art gewinnen läßt, ist sachlich wohl begründet und in geschickter Weise zum Abschluß verwertet. — Unmittelbar an die Seite dieses Buches gehört Henriette de Vismes: *Les petites âmes.* Wie dort zwei Frauentypen, so werden hier zwei Mädchentypen einander gegenübergestellt; in Tagebüchern und Briefen schütten zwei kleine zwölfjährige Pariserinnen in kindlicher Weise ihr Herz aus. Was der Sache Wert gibt, ist, daß beide in ganz verschiedenen Umgebungen leben und unter ganz

verschiedenen Erziehungsmethoden aufwachsen. Die eine wird in einem überaus modernen Institut unterrichtet, die andere durch Klosterschwestern. Diese letztere tritt stark in den Vordergrund; ihr Schicksal wird am genauesten geschildert. Aus ihren kindlichen Zeilen lernen wir auch ihre Mutter kennen und ahnen, was ihr das Herz bewegt; schließlich ist es die Kleine, die der Mutter über eigene Pflichtversäumnis die Augen öffnet. Der Abschluß ist reichlich dramatisch; die Detailschilderung der Erziehungsmethoden und -Resultate macht der von spannenden Familienereignissen Platz. Aber wenn wir auch jenes Thema noch gern genauer ausgeführt gesehen hätten, das Buch bleibt ein hübsches Dokument aus der Geschichte der zeitgenössischen französischen Erziehung. Daß die Sympathien der Verfasserin auf Seite der religiösen Genossenschaften zu stehen scheinen, kann dies Urteil nicht ändern.

Von ganz anderer Art ist der doch zur gleichen Gruppe gehörige Roman von Ch. Jeandet: *Qui sème le Vent....* Er gibt nicht mehr und nicht weniger als eine mit zahllosen Details ausgestattete, düster gehaltene, anklagende Schilderung der französischen, insbesondere der Pariser Ecole laïque. Sie knüpft an eine einzelne derartige Schule an, die ins Quartier Saint-Labre verlegt und als von Proletarierkindern, ja von Sprößlingen von „Apachen“ besucht beschrieben ist. Alles, was zur Kenntnis dieser Schule gehört, kommt unter Jeandets Stift: das Lehrerkollegium, dessen eines Mitglied den Mittelpunkt der sehr geringen „Handlung“ bildet, die Inspektoren, das Schulpersonal, die Kinder, die Eltern der Kinder. Was wir da hören, ist freilich erschütternd; Jeandet hält es für nötig, vorauszuschicken: Nous ne sommes ni chez les Botocudos ni dans les anciens Etats pontificaux, ni dans la belliqueuse et vertueuse Allemagne; mais a Paris, capitale de la République francaise, laïque, démocratique et pacifique, et Lumière du Monde. Man glaube übrigens nicht etwa, daß der Autor die Laienschule zugunsten der klerikalen Schule bekämpft; im Gegenteil, die erstere hat ihm noch nicht genügend energisch mit der Kirche gebrochen; ganze Seiten lang ergeht er sich in karikierenden, ja persiflierenden Ausfällen gegen die christliche (katholische) Sittlichkeit. Er ist darauf gefaßt, daß man ihm auf seine Anklage antworten wird: C'est du pathos, et du plus pitoyable. Aber er warnt: Qui sème le Vent.... Jedenfalls ist das Buch eine ganz außerordentlich interessante, und (selbst wenn man manches auf das Pathos schiebt) hervorragend instruktive Lektüre, die der Erforscher zeitgenössischen Lebens zu studieren nicht unterlassen wird. Daneben sei der Sprachforscher auf die große Fülle von Parisismen und von Sonderausdrücken aus der Schüler- und Proletariersprache aufmerksam gemacht.

In diesen drei Romanen überwiegt die Gedankendarbietung weitaus die Handlung. Eine weitere Gruppe bringt in erster Linie Handlung, aber in der Handlung Gedanken. Man kann sie als „Gesellschaftsromane" ansprechen. Unter den diesmal vorliegenden, soweit sie hierher gehören, steht Henri de Régnier's *L'Amphisbène* billig voran; es zeigt eine feine Kunst der Darstellung, minutiöse psychologische Arbeit, sehr sorgfältige Milieuschilderung und bei aller Ausführlichkeit doch recht fesselnde Entwicklung. De Régnier zeichnet mit sicherem Stift eine große Anzahl Typen aus der heutigen französischen Gesellschaft; er karikiert nicht, obwohl er zuweilen recht kräftige Striche braucht; er beschönigt nicht und malt nicht schwarz; er urteilt auch nicht, obwohl zum Urteilen sehr wohl Grund wäre; er zeichnet nur Menschen, wie er eben Menschen sieht; daß er sie so sieht, ist uns interessant. Namentlich gilt das von der Heldin und dem Helden, in deren eigenen Aufzeichnungen oder Briefen die Erzählung verläuft. Uns Deutschen werden auch die moralischen Anschauungen der beiden beschäftigen; die junge Geschiedene gibt sich nach sehr langer, sehr ernster (dafür eigentlich fast zu ernst erscheinender) Überlegung dem um sie Werbenden nicht etwa zur Frau, obwohl er sie heiraten will, sondern zur Maitresse. In einem deutschen Roman könnte uns Ähnliches wohl auch begegnen, aber kaum unter den gleichen Voraussetzungen, kaum bei einem solchen Charakter, kaum mit solcher Selbstverständlichkeit. Man kann also Völkerpsychologie treiben, wenn man das liest. Ähnlich reizt auch sonst mancher Charakter zum Nachdenken.

Sehr hübsch ist in Rameaus *La route bleue* die Schilderung des politischen Lebens mit einer Handlung verbunden, die an sich ziemlich einfach ist, ja sogar gewisse schematische Züge zeigt, die aber doch anmutig erzählt ist. Auf die Tendenz, die ziemlich deutlich betont wird (das gutherzige, selbstlose, opferfreudige Mädchen triumphiert endlich über die egoistische, kalte, berechnende Frau), möchte ich nicht viel Gewicht legen; aber die Blicke hinter die politischen und gesellschaftlichen Kulissen, die uns der Roman tun läßt, sind mir wertvoll gewesen, ebenso wie mir die warmherzige Art, Charaktere zu zeichnen und Entwicklungen zu schildern, Freude gemacht hat.

Einen Grad weniger geschickt in der Charakterschilderung und in der Art, die Menschen und ihre Geschicke zu verknüpfen, ist H. Baraude. Fast scheint es, als ob (soll das auch der Titel *La voie mauvaise* andeuten?) bei ihm sich eine gewisse moralische und religiöse Tendenz bemerkbar machte; nicht gerade im einzelnen aufdringlich, aber doch das Ganze stärker und etwas äußerlicher leitend, als künstlerisch richtig ist. Die dem Roman zu grunde liegende Fabel ist eine Durchschnittsfabel,

und die Charaktere entbehren der feinen individuellen Besonderheit. Dennoch gibt manches in dem Buch dem deutschen Leser zu denken. Dahin rechne ich namentlich die mancherlei Diskussionen, die in das politische und religiöse Gebiet schlagen. Der Freigeist, der sein Leben lang gegen die Kirche gekämpft, dann aber, plötzlich von tödlicher Verwundung ereilt, nach dem Priester verlangt, ist wohl auch nicht nur Tendenzprodukt.

Sous la Neige ist eine schlichtere Erzählung. Der Schauplatz ist nicht Frankreich, sondern ein kleiner Ort in Nordamerika. So kommt sie denn auch für die Kenntnis französischen Lebens nicht in Betracht. Auch fehlt ihr der Einschlag modernen Lebens, weiter reichender Gedanken. Die Handlung ist ganz auf rein- und allgemeinmenschlichen Motiven aufgebaut. Aber Edith Wharton hat es verstanden, dem von eigentümlichem Geschick getroffenen Mann, der im Mittelpunkt steht, die volle Teilnahme des Lesers zu sichern. Er ist, um einen Ausdruck von Ernst Zahn zu brauchen, ein „Held des Alltags". Und die Art, wie sie das Geschick allmählich vor den Augen des Lesers werden läßt, ist sehr geschickt. Alle Sensation fehlt: auch das ist ein Vorzug. Also ein zwar nicht instruktives, aber ein menschlich tiefgreifendes Buch, das uns innerlich beschäftigt.

Dieser Gruppe gesellt sich die Novellen- und Skizzensammlung zu, die Lafage nach dem ersten und längsten Stück *Le bel écu de Jean Clochepin* genannt hat. Sie umfaßt im ganzen 21 Nummern; die meisten sind sehr kurz gehalten. An Wert sind sie einander nicht gleich; aber sie zeigen eine tüchtige Gabe, irgend eine Kleinigkeit aus der Fülle des Lebens herauszugreifen und gewandt zu pointieren. Die Titelnovelle entbehrt dabei freilich der rechten Einheitlichkeit; die kleineren Skizzen sind geschlossener. Die Stimmung in ihnen ist verschieden; nicht selten zeigen sich Ironie und Satire, aber das Gemüt spricht auch mit. Im ganzen eine Sammlung, die Beachtung verdient.

Merkwürdig fast, daß man eine ganze Reihe Romane, ja französischer Romane anzeigen kann, in denen nicht die Liebe das beherrschende Moment bildet! Von den bisher besprochenen geht nur L'Amphisbène in den Bahnen der Entwicklung von Neigung und Liebe; in den anderen spielen diese Fragen höchstens eine Nebenrolle, mehrfach gar keine Rolle. Nun aber präsentiere ich einen echten Liebes-, besser noch: Verhältnisroman: *Mais l'Amour passa....* von L. Capillery. Eine verheiratete Frau geht zugrunde, weil die Liebe des Geliebten zu Ende geht. Das Thema ist ohne Szenen, die an die Sinnlichkeit appellieren, dagegen nicht ohne allerhand gewandte Landschafts- und Menschenschilderung behandelt; aber man kann nicht sagen, daß der Inhalt irgend Neues brächte. Die Besonderheit der Themawendung vermag keinen ausreichenden Ersatz dafür zu bieten. Sieht man das Buch unter dem Gesichtspunkt des Worts von

Michon an, das als Motto dient: „La femme est une fleur que l'on flétrit pour en avoir les parfums", so werden freilich allerhand Betrachtungen rege. Aber der Roman selber bietet nur die Schilderung; die Gedanken dazu muß man sich selber machen.

Endlich: *L'inceste légitime* von A. Segré. Ein Roman, der nichts als Handlung hat. Viel, sehr viel Handlung, Handlung mit Sensation, Schändung, Duell, Rache, Mord und Totschlag. Alles kräftig gepfeffert. Und nichts als solche Handlung. Besser: nichts als Handlungen. Also nur für Menschen, die von einem Buch lediglich Handlung verlangen.

Gießen. M. SCHIAN.

Fort, Paul. *L'Aventure Eternelle.* Ballades françaises, douzième série suivie de: *En Gâtinais*, Paris, Figuière, 1912.

— — *Montlhéry-la-Bataille.* Ballades françaises, treizième série suivi de *l'Aventure Eternelle* Livre II, Paris, Figuière, 1912.

La vision d'un poète, chantée en Strophes ailées d'une harmonie exquise et précieuse, voilà toute la substance de *En Gâtinais* et de *Montlhéry-la-Bataille*: vision qu'on dirait picturale si les brumes lumineuses et les intangibles nuances ne semblaient peintes avec de la musique vivante.

La subtile prose rythmée, dégagée des expériences fécondes, s'est peu à peu dépouillée d'un reste d'étrangeté ou d'excessive recherche, et revêt même parfois une perfection classique, une forme sculpturale qui repose du rêve:

«Une main sur son arc il avait haute grâce. L'autre main sur ses yeux leur limitait l'espace. Il était grand et souple, il était ma foi beau, le pied hardi posé près d'un nid d'hirondeaux, tout au bord du créneau vers l'abîme. Ce n'était Apollo, mais un archer du roi. Il se penche à présent, comme pour prier Dieu, mais c'est pour écouter des charrois au lointain. Son cœur bat fort sans doute en sa poitrine étroite qu'oppressée il console en y posant sa droite comme une marguerite, au bas du gorgerin.»

Dans *L'Aventure Eternelle*, Paul Fort a voulu enclore en leur véhémence, tous ses cris d'enfant douloureux. Ici, plus de lumière, plus d'horizons illimités, mais une ombre inquiète, un vent glacial, la solitude et l'angoisse de la Mort, comme dans les vers précurseurs et singulièrement émouvants de *La Tristesse de l'Homme.*

Giessen. LUCIEN-PAUL THOMAS.

Miszellen.

Le (?) premier et les derniers sonnets imprimés de Philippes Des Portes.

I.

Quand Des Portes fit imprimer ses *Premieres Œuvres* en 1573, à l'âge de vingt huit ans, deux fois auparavant il avait cédé aux sollicitations des imprimeurs. En 1572, Lucas Breyer, marchant Libraire à Paris en sa maison au bout du pont sainct Michel en allant au marché neuf, s'estoit enhardy de demander à Monsieur Des-portes qu'il souffrist mettre en lumiere les Imitations de l'Arioste qui estoient de sa façon, et le jeune poète se laissa faire une douce violence. En 1569, Robert Estienne fit appel aux poëtes grecs, latins et français pour elever *Le Tumbeau du seigneur de La Chastre, dict de Sillac.* Et Desportes composa pour la circonstance un Sonnet, la première œuvre de lui qui, semble-t-il, ait été imprimée: il se trouve au v^0 du F. B ij.

SONET.

C'est en vain desormais que la mere Nature
    Travaille à faire veoir des ouvrages parfaicts,
    Puis qu'ils sont par la mort si promptement desfaicts,
    Et que le plus parfaict est celuy qui moins dure.
Peintres mal-avisez, qui par vostre peinture
    Faites la mort sans yeux, reformez vos port[r]aicts:
    Tousjours au plus beau but elle addresse ses traicts,
    Et n'en tire jamais un seul à l'aventure.
Ell'a choisi Sillac entre mille soldars,
    Sillac choisi d'Amour, d'Apollon, et de Mars,
    Et d'un coup, de trois dieux l'attente ell'a ravie.
Mais las! ell'est sans yeux: car s'ell' eust veu les pleurs
    Qu'ont respandu sus luy les beaux yeux de ses seurs,
    Ell' eust esté contrainte à luy rendre sa vie.

DESPORTES.

II.

Lorsque l'abbé de Bomport mourut en 1606, il paraissait avoir abandonné la poésie érotique pour la muse chrestienne et il ne semble pas que les Premières Œuvres aient été réimprimées après les éditions de 1600, à Paris et à Rouen. Il est vrai qu'il obtint un Privilege le 17 Février 1603 «pour faire imprimer . . . toutes les œuvres qu'il a composées, tant en prose qu'en vers, et nommement la version de tous les Pseaumes de David, qu'il a nouvellement mis en vers François: pour le temps de neuf ans . . .» mais ce Privilège, cédé à Raphael du Petit Val le 12 Mars 1603 par le poète lui-même, ne servit, de son vivant, que pour les Pseaumes et les Œuvres et Poesies chrestiennes. Et ce ne fut qu'en 1607 que parurent *les Premieres Oevvres . . . Derniere edition, reveüe et augmentee par l'Auteur* (A Rouen, De l'Imprimerie de Raphaël du Petit Val Libraire et Imprimeur).

Cette édition, dans laquelle ne figurent pas les Poésies chrétiennes, ne renferme pas moins de 421 sonnets, dont six ne se lisent point dans les éditions précédentes, notamment dans celles de 1600. Ils sont tous placés dans les Diverses Amours, les cinq premiers numérotés III, XIV, XV, XLV et XLVI et le sixième écrit sur un portrait. A quelle date furent-ils composés? il est malaisé de le savoir et aussi d'affirmer que le poète les a lui-même disposés à la place qu'ils occupent, en particulier XLV et XLVI qui suivent les 25 «Stances du mariage». La typographie du volume est fort mauvaise et il semble que les caractères de ponctuation aient fait défaut à l'atelier rouennais.

1 (III).

Quand vous pensez couvrir vostre amour incensée,
Et faignez dedaigner ce que vous estimez
Vos desirs retenuz s'en font plus enflamez
Et d'un coup plus profond vostre ame est enfoncée:
Vostre palle couleur vostre grace forcée,
Vos Soupirs vos langueurs montrent que vous aymez
Vous vous trompez donc fort lors que vous presumez
D'aveugler un amant qui list dans la pensée.
J'avois nourry mes feux secrettement ardans
Douze ans, brulant tousjours entre mille accidens,
Et j'en sens tout à coup la chaleur refroidie:
Quand j'y pensois le moins j'ay mon cœur recouvré
Car en vous captivant vous m'avez delivré,
Et dois ma guarison à vostre maladie.

2 (XIV).

Si l'amour dés l'enfance entre nous commencée,
Devoit finir par elle au tans moins esperé
Sans beaucoup l'accuser j'eusse tout enduré
Pourveu que d'un beau trait elle se fust blessée.
Mais ce qui jusqu'au vif poingt mon ame offensée
C'est qu'un clair jugement se soit tant égaré
Quand j'estimois son cœur m'estre un roc assuré
Et qu'elle me faignoit le Dieu de sa pensée.
Ses propos m'ont trahy sa douceur m'a pippé
O que je suis heureux de m'en voir eschappé
Et que sa fiction m'ait esté decouverte
N'y pensons plus mon cœur quittons la pour jamais
Elle y aura regret esprouvant desormais
Que le gain qu'elle a fait n'est pas tel que sa perte.

3 (XV).

Qui l'eust jamais pensé qu'une femme de ville
Avec sa modestie et ses douces façons
M'eust apris d'un regard tant de doctes leçons,
Et randu mon esprit de sujets si fertile.
Le sou-ris de Venus tant d'Amours ne distile,
Sa voix et ses propos tendent des hameçons,
Et n'y a si vieux cœur remparé de glaçons
Qui ne soit penestré de flame si subtile.
Ses attraits nonchalans pleuvent mille trespas,
Et croiriez, vous tuant, qu'elle n'y pense pas
Bref, tout son artifice est la mesme nature.
Le doux feu de ses yeux brule sans consumer,
Mais ô mon bon Demon garde moy de l'aymer,
Tous ses coups vont au cœur, mortelle est leur pointure.

4 (XLV).

Ha je vous entens bien ces propos gracieux,
Ces regars derobez, cet aymable sourire,

Sans me les dechiffrer je sçay qu'ils veulent dire,
C'est qu'à mes ducatons vous faites les doux yeux.
Quand je conte mes ans Tithon n'est pas si vieux,
Je ne suis desormais qu'une mort qui respire,
Toutes fois vostre cœur de mon amour soupire,
Vous en faites la triste et vous pleignez des cieux.
Le peintre estoit un sot dont l'ignorant caprice
Nous peignit Cupidon un enfant sans malice,
Garni d'arc et de traits, mais nu d'accoustrement:
Il falloit pour carquois une bourse luy pendre,
L'habiller de clinquant, et luy faire respandre
Rubis à pleines mains, perles, et diamans.

5 (XLVI).

Clarice aux blonds cheveux qui sembloit estre née
Pour ravir les autels et la gloire à Cypris
Chere prison des cœurs, doux brasier des esprits
Est nouvelle Angelique à l'ourque abandonnée.
Ce sont de tes beaux jeux, ô meschant Hymenée
Qui remplis les amants de sanglots et de cris,
Le merite et l'amour par luy sont à mespris,
Et la volonté libre, en triomphe est menée.
Que de pleurs sans profit, que de Dieux invoquez,
Que de desseins rompus, que d'Amours suffoquez,
Elle en ce desespoir est un marbre immobille:
Reprochant sans parler au ciel sa cruauté,
Et dit bas en son cœur, ha maudite beauté
Tu m'es bien de nature un present inutile.

6.

Du portrait du sieur de Vandes, Medecin du Roy, autheur des Flammes saintes.

Amour avisant ce portrait,
Tout soudain le perça d'un trait,
Pour se vanger des flammes saintes,
Qui les siennes avoyent estaintes.
Tu as mon ouvrage deffait,
Dict le paintre, Amour, qu'as-tu fait,
Laissant le vif, et ta sagette
Perdant sur l'image muette?
Amour respond: Je n'y puis rien,
Rien n'y sert mon arc, mon lien,
Si je l'approche, il faut me rendre.
Pour son art, ses vers, et sa voix,
Au lieu d'un que je pense prendre,
Je deviens esclave de trois.

Le dernier sonnet se rapporte au recueil de Denis Pourée, sieur de Vandes, publié à Caen en 1588 et réimprimé à Rouen en 1595. Veyrières, dans sa Monographie du Sonnet (I, 202) signale le sonnet de Desportes, mais ne dit pas si le médecin poète en fut satisfait et l'inséra en tête de ses Flammes saintes.

Depuis la rédaction de la présente Note et pendant son impression a paru la neuvième série de l'inestimable Bibliographie Lyonnaise de M. Baudrier. A la page **11**, l'infatigable auteur décrit le recueil d'Epitaphes sur le tombeau de . . . Anne de Montmorancy, publié par Ph. G. de Roville en **1567**: le v° du F. Fij renferme deux épitaphes en vers [? sonnets] par Ph. Desportes et par Loys d'Orleans.

H. Vaganay.

Nachtrag zu Zschr. XXXIX[1], 71 ff.

(Z. Veng. Rag.) S. 77, V. 3838. Schon *qui sorvoit* mit objektslosem *sorvoit*, „welcher überschaut, Überschau hält", wäre angängig — S. 89 zu V. 186. *soi* wird sich in *Ne nonme soi ne son päis* wie beispielsweise in *Ne soi n'atrui set consoillier Cuers lenz qui bien ne set voillier*, Ly. Ys. 3165, allerdings auf das Subjekt beziehen müssen, wie auch Ebeling meint; die scheinbar vergleichbaren Verse 838 und 874 zeigen *soi* nach einer Präposition. Subjekt ist dann an Stelle des Briefes der Tote selbst, der sich und seine Heimat vermittelst des Briefes nicht nennt. — S. 89, V. 386. Zu Gaufr. 83 läßt sich *Et pieres et bastons li rüent*, Guill. d'Angl. 802, stellen. — S. 91 zu 700. Nur in verneinten Sätzen kann *por*, wie Ebeling mit Recht bemerkt, konzessive Bedeutung tragen (in dem bejahenden Satze Ch. S. Gille 168 sei es final). Da nun *por atendre anemi mortel..* weder als Bestimmung des Zweckes noch als Bestimmung des Grundes zu *irai prendre l'ostel* paßt, wird man die Worte *Por .. contredira* an *Dehet ait qui retornera*, 698, anlehnen und *por* kausal, „wegen Erwartens..., weil ich ... zu erwarten habe", verstehen müssen (zu kausalem *por* c. Inf. vgl. *Si vos pruis .. Qu'uns cors ne puet deus cuers avoir Por autrui volanté savoir*, Clig. 2848; *Mult fu pur li amer destreiz*, MFce. 2 Am. 79, aus Veng. Rag. selbst V. 2649). *qui retornera*, „wer umkehren wird", zielt auf die Person des Sprechenden, Gavains, selbst; der Übergang vom „er" zum „ich" von *por* 700 ab wird daher begreiflich und ist auch stützbar, vgl. *Dehait ait qui tant l'a cacié, Se je ne le vois ja requerre*, Veng. Rag. 5318; *Mal dehait qui laira por poureté Que jou ne voise en France al roi parler* Aiol 157. — S. 98 zu V. 1973. Über *par mal* s. A. Tobler, Prov. Vil. S. 135. — S. 99 zu V. 2124. *come* duldet den Obliquus statt des Nominativs nach sich; Ebeling macht mich auf Diez III[3], 51 und Foerster zu Chev. Ly. 1322 und zu Aiol 6245 aufmerksam, und ich füge noch hinzu Ebeling, Probl. d. rom. Synt. S. 168. *come un loquet* ist daher einwandfrei und auch in V. 2742 wäre *.i. honme* bei Einschaltung von *come* an und für sich zulässig; dies berührt indessen meinen Besserungsvorschlag zu V. 2741, s. S. 103, nicht, nebst welchem somit auch derjenige zu V. 2742 gültig bleibt. — S. 105, zu V. 3008. *qui respont* und so zugleich das Reimwort *m'espaont* dürfen bestehen bleiben; *respondre* ist hier „dawiderreden, Einsprache tun", vgl. ‚*Des!*', *fet la dame qui respont*, „*Puet estre voirs?*", Guill. d'Angl. 3108. — S. 109 zu V. 2405. *Si* in *Si Deus me haut* ist Druckfehler für *se. haut* wird hier im Reime mit *vaut* überliefert, ist genau geschrieben aber *haust*, so daß ein verdächtiger Reim entsteht.

G. Cohn.

Zu Racines Britannicus Vers 208 (I, 2, 80).

Die Verse 207 und 208, in Racines Britannicus:

> Thraséas au sénat, Corbulon dans l'armée,
> Sont encore innocents, malgré leur renommée,

haben in Mesnards Ausgabe die Thrasea und Corbulo betreffenden geschichtlichen Mitteilungen erhalten, jedoch keine weitere Erklärung des Sinnes gefunden. Der zweite der beiden Verse fordert jedoch gebieterisch eine Erläuterung, weil auf den ersten Blick ein feindliches Verhältnis zwischen innocence und renommée nicht ersichtlich ist. Das hat denn auch mit Recht bereits Dr. E. Franke 1877 in seiner Ausgabe (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung) Anlaß zu einer Bemerkung gegeben, die er in die Worte faßt: '*innocent* (im antiken Sinne) „unsträflich, rechtschaffen" bildet einen Gegensatz zu renommée: in jenen Zeiten der Corruption pflegte eben eine hervorragende Stellung die Rechtschaffenheit auszuschließen.' Diese

Anmerkung hat Wilhelm Scheffler 1889 in seiner bei Velhagen & Klasing erschienenen Ausgabe dem Sinne nach übernommen, nur hält er es für nötig, zu *innocent* (rechtschaffen) hinzuzusetzen: '*exempt de tout vice. Se dit dans un sens analogue de la conduite, des actions, etc. (Acad.).*' Der Zusatz verrät, daß ihm einige Bedenken darüber gekommen sind, ob *innocent* auch die Bedeutung „rechtschaffen" haben könne. Ich bestreite es geradezu, denn unschuldig, schuldlos einerseits und rechtschaffen anderseits sind offenbar verschiedene Begriffe, die sich vielleicht einmal wie integer vitæ und sceleris purus mit einander vereinigen können, aber doch immer etwas Verschiedenes besagen. *exempt de tout vice* soll nur eine Umschreibung von unschuldig sein, die wegen des Ausdruckes *vice* statt etwa *crime* nicht sehr gelungen ist. Larousse erklärt *innocent* durch *qui n'est pas coupable*; *qui ignore le mal*; *simple, très naïf*; *dépourvu de malice*; *bénin, inoffensif.* Darunter findet sich nichts, was gleicher Bedeutung mit rechtschaffen wäre. Außerdem erscheint der Gedanke, daß der scheinbare Widerspruch zwischen *innocents* und *renommée* sich daraus erkläre, „daß in dem verderbten Rom hohe Stellung und Rechtschaffenheit sich auszuschließen schienen (Scheffler)", etwas schwer begreiflich. Der Haupteinwand jedoch, den ich gegen diese Erklärung der Stelle zu machen habe, beruht darauf, daß sie sich mit dem Zusammenhange, in dem die beiden Verse zum Voraufgehenden und Folgenden stehen, nicht verträgt. Mit den Worten *Rome le justifie*, Vers 199, beginnt Burrhus eine Lobpreisung der Regierung des Nero, und es ist daran festzuhalten, daß auch die Verse 207 und 208 auf Neros bisherige *(encore)* Regierungsweise Bezug nehmen. Daraus ergab sich für mich von vornherein als Sinn der Stelle: Thrasea im Senate, Corbulo im Heere sind noch schuldlos, trotz der hohen Stellung, die unter einem anderen Kaiser als Nero hingereicht haben würde, sie mit Schuld zu beladen, und gewiß ihren Sturz und Untergang herbeigeführt hätte. Es hat mich gefreut, mit dieser Erklärung der Stelle nicht allein zu stehen: in B. Lengnicks Ausgabe (3. Aufl. 1909, Leipzig, Rengersche Buchh. Gebhardt & Wilisch) findet sich S. 67 die Anmerkung: "208. *innocents*, d. h. ihr hohes Ansehen und ihre hervorragende Stellung wurden ihnen nicht zum Verbrechen angerechnet, was doch sehr häufig unter den Kaisern der Fall war." Das *encore* vor *innocents* bedeutet natürlich im Munde des Burrhus weiter nichts, als daß Nero auf die beiden Männer bisher keine Schuld gehäuft hat; der Dichter deutet jedoch damit an, und die Hörer der Worte entnehmen daraus (wie auch aus den letzten Worten des Burrhus 219. 220, wo er die Römer glücklich preist, wenn die Tugenden Neros alljährlich seine ersten Jahre wiederbringen), daß später darin eine Wandelung eintreten wird.

Dortmund. C. Th. Lion.

„Kommentar überflüssig"?? Nicht ohne Heiterkeit werden die deutschen Kollegen — und nicht ohne Bedenken manche der französischen, wie ich zu ihrer Ehre annehmen möchte — von der neuesten Art der Glorifikation des eigenen Schulwesens Kenntnis genommen haben, wie sie uns in einer Notiz der *Langues Modernes*, 1912 Heft 1/2 S. 53 in Form eines *Tableau résumant les appréciations de M. Saineanu* (soll wohl heißen *Şaineanu* — der bekannte Romanist?) entgegentritt, eines rumänischen Schulmannes, der im Auftrage des Unterrichtsministeriums Deutschland, Frankreich und Italien zum Studium des Schulwesens, insbesondere des fremdsprachlichen Unterrichts in diesen Ländern, bereist hat. Alles, was uns *Les Langues Modernes* von den Ergebnissen dieser Studienreise mitteilt, beschränkt sich auf das erwähnte *Tableau*, das unter Angabe der Gesamtzahl der

in jedem Lande angehörten Lektionen folgende Abschätzung der angetroffenen unterrichtlichen Leistungen bringt:

Berlin: 45 *leçons (*14 *antipédagogiques*, 20 *médiocres*, 11 *pédagogiques).*

Paris: 32 *leçons (p a s u n e antipédagogique*, 13 *médiocres*, 19 *pédagogiques).*

Italie: — das scheint mir übrigens nicht ganz gerecht, die Billigkeit hätte verlangt, sich auch hier lediglich an das h a u p t s t ä d t i s c h e Unterrichtswesen zu halten — 69 *leçons (*37 *antipédagogiques*, 22 *médiocres*, 10 *pédagogiques).* Dazu fügt der Herr Berichterstatter die Bemerkung: *C e s c h i f f r e s s e p a s s e n t d e c o m m e n t a i r e s.* Und gegen diesen Satz erscheint es mir im Interesse aller etwaigen weiteren statistischen Veröffentlichungen vorliegenden Genres denn doch unerläßlich, energisch Einspruch zu erheben. Ich betone: n u r gegen diesen. Denn wollte ich im allgemeinen die Zweckmäßigkeit oder überhaupt nur die Berechtigung einer solchen *appréciation* durch einen einzelnen (mir scheint, daß irgend welchen Wert nur das Urteil einer sorgfältig zusammengesetzten internationalen Kommission haben könnte) hier in Zweifel ziehen oder gar die Frage aufwerfen, ob es geschmackvoll ist, daß die Verkündung des Ergebnisses derselben gerade von seiten der dabei am günstigsten beurteilten Lehrerschaft erfolgt — ich gestehe, daß ich in dieser Beziehung dem Verhalten eines Berliner Kollegen den Vorzug gebe, der angesichts eines überschwänglichen Lobes seitens seines (japanischen) Gastes über eine in der Anfängerklasse vorgenommene englische Besprechung des schon memorierten Lesestücks nicht eher ruhte, als bis er das allzugünstige Urteil durch den detaillierten Nachweis, daß die Schüler lediglich mit nahezu wörtlich wiedergegebenen Sätzen der Vorlage geantwortet hätten, auf das richtige, d. h. also auf ein sehr bescheidenes Maß zurückgeführt hatte —, wollte ich dieses und manches andere hier anführen, z. B. auch, daß das Verfahren eines bekannten deutschen Schulmannes, der nach Ausführung einer ähnlichen Studienreise, in einem umfangreichen und seinerzeit vielgelesenen Buche eine eingehende Kritik der angetroffenen Leistungen (sogar mit Nennung der betr. Schulen!!) veröffentlicht hatte, von der Mehrzahl der hiesigen Kollegen als schwerer Mißbrauch der ihm erwiesenen Gastfreundschaft verurteilt wurde — so würde solche Liebesmühe in dem vorliegenden Falle sicher vergeblich sein und mir nur ein von skeptischem Lächeln begleitetes „*ils sont trop verts, dit-il*" eintragen. Ich will mir daher solche Erwägungen und Bedenken gegen das in Rede stehende Appreziationsverfahren für den Fall aufsparen, in dem die Beurteilung besonders günstig für d e u t s c h e Schulen ausfallen wird.

Hier soll es sich nur um das „Kommentar überflüssig" handeln, das der Herr Berichterstatter der *Langues Modernes* seiner Tabelle anzufügen für gut befunden hat, und das mir nicht nur aus allgemeinen Erwägungen, sondern im vorliegenden Falle noch aus einem ganz speziellen Grunde unbedacht und deplaziert erscheint.

Was ist denn im fremdsprachlichen Unterricht „pädagogisch" und „unpädagogisch" — um das ganz vage und auf subjektiver Willkür beruhende *médiocre* völlig beiseite zu lassen? Dem Anhänger der grammatistischen Methode würde sicher dasjenige Unterrichtsverfahren „unpädagogisch" erscheinen, das den Schüler ohne weiteres in die — womöglich nur dem Ohre dargebotene — lebendige Sprache, d. h. in fertige Sätze oder gar Stücke hineinführt. Dem Vertreter der direkten wiederum gilt es als „unpädagogisch" mit Regeln über die Aussprache, oder mit der Besprechung einzelner Vokabeln, oder grammatischer Punkte, z. B. des „bestimmten Artikels" usw. zu beginnen. Im letzten Grunde ist übrigens für den Urteilsfähigen nicht die einzelne Stunde entscheidend, sondern lediglich das sich über eine ganze Reihe von

Unterrichtsstunden erstreckende, zu einem gewissen Abschluß der Belehrung führende Unterrichtsverfahren, bei dem sich erst zeigen kann, aus welchen Gründen, in welcher Absicht der Unterrichtende gerade den von ihm gewählten Lehrgang eingeschlagen hat, wie er das in den vorhergehenden Stunden Vorgeführte in den nachfolgenden verwertete. Und nach den gelegentlichen Andeutungen in der beregten Notiz der *Langues modernes* ist es in keiner Weise wahrscheinlich, daß der Herr Begutachter seinen Urteilen immer einen abgerundeten, mehr oder weniger abgeschlossenen Stundenzyklus zugrunde gelegt hat; unter den der Zahl nach angegebenen Stunden befinden sich sogar solche anderer Fächer als es die fremden Sprachen sind. Schließlich ist zu erwägen, daß die Ausdrücke ,,pädagogisch" und ,,unpädagogisch" eine ganz andere Bedeutung erhalten, wenn sie (statt hinsichtlich der Methode) mit Bezug auf das allgemeine Verfahren, die ganze Unterrichtsweise, das persönliche Verhalten und Verhältnis des Lehrers zu seinen Schülern gebraucht werden. Da nennt der eine es pädagogisch — und das Gegenteil unpädagogisch — wenn die Jungen von dem Unterricht so gepackt werden, daß sie im Eifer, in der Begier die Antworten zu geben, von ihren Sitzen aufspringen, manchmal sogar durcheinander rufen und von Zeit zu Zeit durch ein mehr oder weniger energisches ,,Ruhiger! Alle hinsetzen usw." zurechtgewiesen werden müssen. Andern hingegen erscheint es als die Blüte, als die Krone der Pädagogik, wenn die Schüler auch bei lebhafter Anteilnahme an der Darbietung des Lehrers, in musterhafter Haltung und Ordnung dasitzen, sich nur durch Handaufheben zur Antwort melden und in lautloser Stille abwarten, bis ein Schüler durch Namensnennung dazu aufgerufen wird. In diesen verschiedenen Hinsichten war also der Standpunkt des Herrn Begutachters kurz zu charakterisieren, oder es war doch genau anzugeben, worauf sich sein ,,pädagogisch" und ,,unpädagogisch" bezog und was es bedeutete — wenn man es wirklich für angebracht hielt, seine zahlenmäßige Wertung weiter zu verbreiten.

Aber zu all diesen allgemeinen Erwägungen gesellt sich im vorliegenden Falle noch eine ganz spezielle, die jene Mitteilung der *Langues Modernes* als wenig sachgemäß und wenig zweckmäßig erscheinen läßt. Wollte ich's drastisch ausdrücken, so würde ich sagen: die französischen Kollegen haben diesmal mit der für sie so günstig ausgefallenen Kritik — ,,Pech" gehabt. Ohne dem Herrn Begutachter persönlich irgendwie zu nahe treten zu wollen — daß er Rumäne ist, raubt nach allem, was man aus zuverlässiger Quelle über die g e g e n w ä r t i g e Lage der Dinge im fremdsprachlichen Unterricht der rumänischen Schulen erfährt, seinem Urteil doch ein gut Teil des ihm unter anderen Umständen zuzuerkennenden Gewichts. Und zwar beziehe ich mich hierbei auf einen unter der Rubrik *Cronica Şcolară* mit dem Sondertitel ,,*O lipsă care trebue împlinita*" (d. h. Ein der Abstellung dringend bedürftiger Übelstand) veröffentlichten Mahnruf von M. Mihailianu in den *Convorbiri Literare*, Nr. 1 des laufenden Jahrgangs.[1]) Der Verfasser desselben spricht — übrigens mit einer Offenheit, die in Anbetracht der weiten Sichtbarkeit der Publikationsstelle aller Achtung wert

[1]) Das betreffende Heft dieser lesenswerten Zeitschrift hat für Romanisten noch ein besonderes Interesse dadurch, daß es unmittelbar hinter zwei gedankenreichen Gedichten der Königin von Rumänien (so daß also hier einmal, abweichend von Schiller, der ,,Gelehrte" mit dem König, oder vielmehr der Königin geht) — die in elegantem Rumänisch abgefaßte Eröffnungsrede Meyer-Lübkes (*Cu prilejul inaugurării institutului român al Universităţii din Viena*) bringt, an der ich nur das S. 5 über die anderen deutschen Universitäten gefällte Urteil, daß an ihnen ,,*franceza formează aproape ocupaţiunea exclusivă a romaniştilor*" ein wenig hart finde.

ist — von der Notlage, in der sich zurzeit das rumänische Gymnasium hinsichtlich des fremdsprachlichen Unterrichts unter den Nachwirkungen des erbitterten Kampfes (*crâncen război*) befindet, der in nicht weit zurückliegender Vergangenheit gegen jeden Grammatikunterricht in Volksschulen wie Gymnasien unter der Devise ,,*Afară cu gramatica!*" geführt worden ist und mit der völligen Diskreditierung der Grammatik, ja der Erregung eines wahren Hasses gegen sie (*prigonirea gramaticei*), einen verhängnisvollen Sieg davongetragen hat. Hat man sich auch endlich von der Schädlichkeit, ja Unmöglichkeit des Ausschlusses der Grammatik aus dem Sprachunterricht, wenigstens in den Gymnasien, überzeugt, so daß der frühere Kampfesruf ,,Weg mit der Grammatik!" dort selbst aus dem Munde der halsstarrigsten Anhänger der direkten Methode (*cei mai îndărătnici pedagogi directisti*) nicht mehr zu hören ist,[2]) so wird doch die grammatische Unterweisung in der Muttersprache sowohl in den Volksschulen wie in den Gymnasien noch immer so sehr vernachlässigt, daß selbst tüchtige Schüler der ersteren, die auf das Gymnasium übergehen, dort beim fremdsprachlichen Unterricht oft gänzlich abfallen und daß, was dem Verf. noch ärger (*mai îngrozitor*) erscheint, ,,es selbst in den oberen Klassen der Gymnasien nicht selten vorkommt, daß die Unterscheidung der Kasus zu einem reinen Raten wird" (*nu arare ori se întâmplă ca deosebirea cazurilor să fie o curată ghicitoare chiar pentru elevii claselor superioare*). Er sieht aus solcher unerträglichen Lage keinen anderen Ausweg als *să se redeà studiului gramaticei tot prestigiul de altădată* (,,daß dem Studium der Grammatik wieder die alte Ehrenstellung wiedergegeben werde"), hält es aber — und das erscheint mir ganz besonders bezeichnend und für die uns hier beschäftigende Frage bedeutsam — für nötig, gleichsam zur Entschuldigung der in seinem Vorschlage liegenden Kühnheit, hinzuzufügen: *Stiu bine ce furtună ar fi în stare să stârnească în lagărul pedagogilor prea umanitari o atare soluție. Dareunu văz alta...* (,,Ich gebe mich keiner Täuschung hin hinsichtlich des Entrüstungssturms, den ein solcher Lösungsvorschlag im Lager der Pädagogen von allzu humaner Denkweise erregen dürfte. Aber ich finde keinen anderen...")

Und nun Herr Saineanu? Teilt er mit Herrn M. Mihailianu die Wertschätzung der Grammatik oder doch die Erkenntnis ihrer Unentbehrlichkeit? Oder gehört er zum *lagărul pedagogilor prea umanitari*, die dem Schüler das trockene und mühsame Studium der Grammatik gern ersparen möchten? Oder gar zu den *prigonitori la gramaticei*, *cei mai îndărătnici pedagogi directisti?* Das anzugeben, hatte unbedingt not getan, sollte jene Appreziationstabelle nicht völlig wertlos bleiben. Und darum irrte der Herr Berichterstatter, wenn er mit den Worten schloß: «*Ces chiffres se passent de commentaires.*»

Schlachtensee bei Berlin. THEODOR KALEPKY.

[2]) Verf. beruft sich dabei auch auf das ausdrückliche Zeugnis eines Franzosen M. Léautey, Professor am Lazarusgymnasium, der, bis vor kurzem ein erbitterter Gegner der Grammatik (*fost până astăzi un înfocat prigonitor al gramaticei*), im Vorwort zu seinem Unterrichtsbuch der franz. Sprache jetzt offen eingesteht, *ca elevul de azi, in ciuda metodei directe, nici nu vorbeşte şi nici nu înțelege franțuzeşte mai bine ca elevii de altă dată; si neavând gramatica drept călăuză, el scrie franțuzeşte încă şi mai rau*, d. h., daß der heutige Schüler trotz der direkten Methode französisch nicht besser spricht noch versteht, als die früheren Generationen, daß er es aber mangels des Anhalts, den früher die Grammatik bot, erheblich schlechter schreibt. Dann klagt er noch über die jammervolle Orthographie und schließt mit dem Satz: ,,Kein ordentliches Französisch ohne Grammatik."

Novitätenverzeichnis.

(Abgeschlossen am 10. August 1912.)

1. Bibliographie und Handschriftenkunde.

Bibliographie 1908 von *Franz Ritter* [Supplementheft XXXIII der Zs. f. rom. Philologie].

Bibliographie lorraine (1910—1911). Revue du mouvement intellectuel, artistique et économique de la région. Nancy, Berger-Levrault. Paris, libr. de la même maison. 1911. In-8, 156 p. [Annales de l'Est publiées par la Faculté des lettres de l'Université de Nancy. 25e année, fascicule 3].

Catalogue général des livres imprimés de la Bibliothèque nationale. Auteurs. T. 47: Elcan-Eschinardi. Paris, Impr. nationale. 1911. In-8, col. 1 à 1210 [Ministère de l'instruction publique et des beaux-arts].

Colson, O. Bibliographie de la littérature wallonne contemporaine. I Années 1905 et 1906. Liège, H. Vaillant-Carmanne 1912. [Répertoires bibliographiques p. p. la Soc. de littér. wallonne].

Dauze, P. Manuel de l'amateur d'éditions originales, 1800—1911. Paris, Durel, 1911. In-8, 169 p. avec grav.

Kahle, B. Kritischer Literaturbericht: IV. Englischer und französischer Sprachunterricht [In: Pädagogischer Jahresbericht von 1911. 64. Jahrg., hrsgb. von P. Schlager. Leipzig, Fr. Brandstetter, 1912].

Lasteyrie, R. de et *A. Vidier.* Bibliographie générale des travaux historiques et archéologiques publiés par les sociétés savantes de la France, dressée sous les auspices du ministère de l'instruction publique. T. 5. 4e livraison (nos 100818 à 106781). Paris, Impr. nationale. 1911. In-4 à 2 col. p. 601 à 835. La livraison, 4 fr.

Maire, A. L'Œuvre scientifique de Blaise Pascal. Bibliographie critique et Analyse de tous les travaux qui s'y rapportent. Préface par *Pierre Duhem.* Paris, A. Hermann, 1912. In-8, XXVIII-192 p. et portrait.

Mélusine t. XIe et dernier, avec *Table générale* de la collection (I à XI). Prix du tome XIe 20 fr.

Sprachen, Die neueren. Zeitschrift f. den neusprachl. Unterricht. In Verbindg. m. Frz. Dörr u. Adf. Rambeau hrsg. v. Wilh. Viëtor. *Generalregister.* Bd. 13—18 u. Ergänzungsbd. 1910, Festschrift Wilhelm Viëtor. Bearb. v. *Wilh. Kroitzsch.* 99 S. gr. 8°. Marburg, N. G. Elwerts Verl. 1912.

Långfors, A. Notice du manuscrit français 24436 de la Bibliothèque nationale [In: Romania XLI, 206—247].

Omont, H. Bibliothèque nationale. Nouvelles Acquisitions du département des manuscrits, pendant les années 1891—1910. Répertoire alphabétique des manuscrits latins et français. Paris, E. Leroux, 1912. In-8 à 2 col., CXXXIX-305 p.

Baudrier. Bibliographie lyonnaise. Recherches sur les imprimeurs, libraires, relieurs et fondeurs de lettres de Lyon au XVI[e] siècle. Publiées et continuées par J. Baudrier. 9[e] série, ornée de 160 réproductions en fac-similé et accompagnée d'une table générale des imprimeurs, libraires, correcteurs d'imprimerie, relieurs, fondeurs de lettres de Lyon, contenus dans les séries 1 à 9. Lyon, L. Brun. Paris, Picard et fils, 1912. Grand in-8, 496 p.

2. Enzyklopädie, Sammelwerke, Gelehrtengeschichte.

Annuaire de la Société de Littérature wallonne. Liège 1912.

Bulletin de la Société Liégeoise de Littérature Wallonne. T. XLVIII. Liège 1911 (Darin: Fêtes du Cinquantenaire de la Société liégeoise de Littérature wallonne (1856—1906). *N. Lequarré* Historique de la Société liégeoise de Littérature wallonne. *Éd. Remonchamps Tâtî l'Pèriquî.* Airs notés p. *J. Duyseux.* *O. Pecqueur* Édouard Remonchamps, sa Vie et son Œuvre. *J. Haust.* Pour lire *Tâti l'Pèriquî.* Commentaire et Glossaire. *Oscar Colson.* Bibliographie d'Éd. Remonchamp. *Table des Matières*).

Bulletin du Dictionnaire général de la Langue wallonne [*Sommaire*: La géographie linguistique, par *Alphonse Bayot.* *Vocabulaire-Questionnaire* (9[e] cahier): Première liste AH-. Notes d'Étymologie et de Sémantique: 40bis. w. distal'té, 41. w. foûrèhan, 42. gaum. foûsson, 43. w. gârmèter, disguèrmètè, 44. w. keûre (all. gönnen), par *Jean Haust*; 45. w. saumerai, 46. w. cacalaids-oûys, par *Jules Feller.* Livres et Revues, par *Joseph Bastin, Jules Feller, Jean Haust.* *Communications reçues* (8[e] liste). — *Chronique.* *Index lexicologique et Table des matières* des 5[e] et 6[e] années.

Feller, J. Notes de Philologie romane. Paris, H. Champion, 1912. XXVIII, 420 S. 8⁰. (Der stattliche Band vereinigt die wichtigsten Studien des um die wallonische Philologie hochverdienten Forschers: I. Articles de vulgarisation et d'organisation. II. Préfixes et suffixes. III. Articles d'étymologie et de sémantique. IV. Le chat volant de Verviers.)

Festschrift zum 15. Neuphilologentage in Frankfurt a. Main 1912. Frankfurt a. Main, Gebrüder Knauer, 1912 [Inhalt: *J. Caro.* G. B. Shaw und Shakespeare. — *O. Cohn.* Zu den Quellen von Chapman's „The Gentleman Usher". — *F. J. Curtis.* A 16[th] Century English-French Phrase-book (Hollyband's French Littelton). — *M. Friedwagner.* Mihail Sadoveanu. — *Th. Gerold.* Das Liederalbum einer französischen Provinzdame um 1620. — *W. Heraeus.* Zu den lexikalischen Quellen der Reichenauer Glossen. — *P. de la Jullière.* Du rôle de quelques animaux dans le langage. — *G. Pfeffer.* Gottlob Regis. — *M. Walter.* Beobachtungen über Unterricht und Erziehung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — *E. Wechssler.* Zum Problem des Komischen anläßlich Molières. — *P. Wohlfeil.* Friedrich Melchior Grimms Beziehungen zu Frankfurt a. M.].

Prinzipienfragen der romanischen Sprachwissenschaft Wilhelm Meyer-Lübke zur Feier der Vollendung seines 50. Lehrsemesters und seines 50. Lebensjahres gewidmet. Teil III A. Halle 1912 [Beiheft 28a der Zs. f. rom. Phil.] (Enthält: *C. Battisti.* Le dentali esplosive intervocaliche nei dialetti italiani).

Société amicale Gaston Paris. Bulletin 1911. Paris, avril 1912.

L'Académie Française en l'an VIII [In: La Révolution française. 14 mai 1912, S. 435—439].

Brunetière et Besançon. Les Etapes de son évolution religieuse; par le R. P. *Pierre Fortin*. Avec préface de *Georges Goyau*, et les discours prononcés à Besançon en 1911, par MM. *Denys Cochin* et *Etienne Lamy*. Besançon, Marion. 1912. Petit in-8, XXVIII-236 p. et portrait.

Delisle. — *G. Perrot*. Notice sur la vie et les travaux de Léopold-Victor Delisle [In: Bibl. de l'École des Chartes LXXIII, 5—72].

Gröber, *G.* von *W. Meyer-Lübke* [In: Germ.-rom. Monatsschrift IV, 1].

Leguay, *P.* Universitaires d'aujourd'hui. Ernest Lavisse — Gustave Lanson — Charles Seignobos — Henri Lichtenberger — Charles-Victor Langlois — Émile Durkheim. Paris, B. Grasset, 1912. 3 fr. 50.

Ozanam, *Frédéric*. D'après sa correspondance; par *Mgr Baunard*. Paris, J. de Gigord, 1912. Petit in-8, XX-510 p. et portrait.

Regis, *Gottlob*, von *Georg Pfeffer*. [In: Festschr. zum 15. Neuphilologentage in Frankfurt am Main 1912.]

Rolland, *Eugène*, et son œuvre littéraire p. *Henri Gaidoz*. Paris 1912. 46 S. 8⁰ [Extrait du tome XI de Mélusine].

3. Sprachgeschichte, Grammatik, Lexikographie.

Bock, *Alfred*. Das französische Element in den neuenglischen Dialekten. Diss. Münster. Frankfurt a. M. 1911.

May, *G.* La lutte pour le français en Lorraine avant 1870. Etude sur la propagation de la langue française dans les départements de la Meurthe et de la Moselle. Nancy, Berger-Levrault. Paris, libr. de la même maison. 1912. In-8, 214 p. avec une carte hors texte, 4 fr. 50. [Annales de l'Est publiées par la Faculté des lettres de l'Université de Nancy. 26e année Fascicule 1.]

Schäfer. Die deutsch-französische Sprachgrenze [In: Sitzungsber. d. Kgl. Preuß. Ak. d. Wissenschaften 1912. XXVIII. S. 503]. (Kurze Notiz.)

Faddegon, *B.* Une théorie psychologique des changements consonantiques et son application à la phonétique des dialectes basques. Paris, H. Champion [Extrait de la Revue internationale des Études Basques V (1911)].

Schuchardt, *H.* Romano-baskische Namen des Wiesels (zu Zeitschr. 1910, 215 Anm.) [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, 161—169].

Müller-Marquardt, *M.* Die Sprache der alten Vita Wandregiseli. Halle, M. Niemeyer, 1912. XVI, 254 S. 8⁰. 8 Mk.

Niedermann, *M.* Über einige Quellen unserer Kenntnis des späteren Vulgärlateinischen [In: Neue Jahrbücher 1912. I.].

Pfister, *Fr.* Vulgärlatein und Vulgärgriechisch [In: Rhein. Mus. f. Philologie N. F. LXVII. 1912. S. 195—208].

Braconnier, *P.* Causerie grammatical. L'évolution du langage et la généalogie primitive du français [In: Bulletin trimestriel de la Soc. scient. et littéraire des Basses-Alpes. 32e année. T. XV (1)].

Curtis, *F. J.* A 16th century English-French phrase-book (Hollybands French Littelton). [In: Festschrift zum 15. Neuphilologentage in Frankfurt a. M. 1912.]

François, *A.* Le Dictionnaire de l'Académie française et les diverses formules du purisme, du XVIIe au XIXe siècle [In: Arch. f. n. Spr. 128. S. 143—160].

Lhermite, J. Quelques aperçus grammaticaux sur les langues romanes: le provençal et le français [In: Mémoires de l'Académie de Vaucluse, 2e série, t. XI (1911), S. 345—353].

Vossler, K. Charakterzüge und Wandlungen des Mittelfranzösischen [In: Germ.-rom. Monatsschrift IV, S. 29—55. 150—172].

Winkler, Émile. La doctrine grammaticale française d'après Maupas et Oudin. Halle, M. Niemeyer, 1912 [Beiheft 38 zur Zs. f. roman. Phil.].

Porschke, A. Laut- und Formenlehre des Cartulaire de Limoges, verglichen mit der Sprache der Übersetzung des Johannesevangeliums. (Ein Beitrag zum Studium des limousinischen Dialekts.) Breslauer Dissert. 1912.

Schneider, H. Die Sprache des Nicolas von Verona. Heidelberger Dissertation 1911.

Alexander, L. H. Participial substantives of the *-ata* type in the Romance Languages. With special reference to French. New-York. The Columbia University Press 1912. XII, 163 S. 8⁰.

Brüch, J. Über die Entstehung von *i* aus k^1 nach *o*, *au* im Französischen [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, 312—331].

Ettmayer, K. v. Zur Charakteristik des Altfranzösischen [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, 332—343].

— Ein neuer Gedanke zur Lehre von der lateinischen und romanischen Synkope [In: Arch. f. n. Spr. 128. S. 127—142].

Haberl, R. Neue Beiträge zur romanischen Linguistik [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, 303—311] (1. Die Gemination im Romanischen. 2. Der Nebenton im Romanischen).

Högberg, P. Die vorvokalischen Formen *mon*, *ton*, *son* beim Femininum [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, 481—496].

Schwarz, J. Übergang von germ. *ṷ* zu rom. *gu* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, S. 236—240].

Spitzer, L. Zur Bildung romanischer Kindernamen (Romanisch *pitš*. — *pipio?*) [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, S. 233—236].

Baist, G. *Beffe.* [In: Roman. Forsch. XXXII, 2. S. 623 f.].

Barbier fils, P. Chronique étymologique des langues romanes [In: Rev. de dialectol. romane IV, 1].

Bloch, O. Etymologies franc-comtoises et lorraines [In: Romania XLI, S. 171—184].

Blondheim, D. S. *Maimon* [In: Romania XLI, 260—265].

Boháč, Ant. Studien zum romanischen Wörterbuch [In: Časopis pro Moderní Filologii vydává Klub Moderních Filologů. II, 4].

Brüch, J. Frz. *guigner* und seine Sippe [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI. 490].

Cotte, Ch. Les *Boris* de Provence [In: Annales de Provence. Mai-Juin 1912. S. 215—217].

Cotte, J. et Ch. Étude sur les blés de l'antiquité classique (suite et fin) [In: Annales de Provence. Mai-Juin 1912. S. 167—192].

Gebhardt, Christoph. Das arabische Etymon einiger romanischer Wörter, untersucht. Progr. 24 S. 8⁰. Greiz 1912. Leipzig, Buchh. G. Fock. 80 Pfg.

Göhri, K. Die Ausdrücke für Blitz und Donner im Galloromanischen (à suivre) [In: Rev. de dialectol. romane IV, 1].

Jud, J. Les noms des Poissons du Lac Léman. Lausanne 1912 [Aus: Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande XIe Année (1912)].

Meyer-Lübke, W. Frz. *ivre* und *cuivre* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, S. 230—233].
Philipot, E. *Happelourde* [In: Romania XLI, 119—123].
Schmitz, M. Herkunft des altfranzösischen Wortes *tafar* [In: Rom. Forsch. XXXII, 2].
Spitzer, L. Die Namengebung bei neuen Kulturpflanzen im Französischen. — Dialektfranzösisch *échaler* „Nüsse abschlagen" [In: Sonderabdruck aus „Wörter und Sachen". Heidelberg, C. Winter, 1912].
— Zu *carnaval* im Französischen [Sonderabdruck aus: „Wörter und Sachen" III, 2. 1912].
Thomas, A. Etimolojies provançales et françaises [In: Romania XLI, 58—89].
— Franç. *ameçon* [In: Romania XLI, 281—283].
Wartburg, W. v. Die Ausdrücke für die Fehler des Gesichtsorgans in den romanischen Sprachen und Dialekten. Fortsetzung [In: Rev. de dialectol. romane IV, 1]. (Auch Züricher Dissertation 1912. 132 S. 8⁰.)
Wiener, L. Byzantinisches. III. Ital. *andare* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, 385—401].

Anderten, Fr. Der verkürzte Hauptsatz im Französischen. Göttinger Dissert. 1912. XVIII, 123 S. 8⁰.
Boháč, Ant. Studie k románskému slovníku (Studie zum romanischen Wörterbuch) [In: Časopis pro Moderni Filologii vydává Klub Moderních Filologu] (Vulg. lat. **comminicare*, vulg. lat. **jovenis*, span. *jabon*, vulg. lat. *timo*).
Büchtemann, A. Neutrales *il* im Altfranzösischen. Dissert. Halle 1912.
Day, Th. Beiträge zur Geschichte der Anrede im Französischen zu Beginn der Neuzeit (16. und 17. Jahrhundert). Heidelberger Dissert. S. d.
Hachtmann, Otto. Die Vorherrschaft substantivischer Konstruktionen im modernen französischen Prosastil. Eine stilist. Studie. 144 S. 1912. 4 Mk. [In: Rom. Studien. Hrsg. v. E. Ebering. Heft 12].
Kalepky, Th. Zur französischen Syntax. XVIII: Besonderheiten der Verwendung von *depuis* in Verbindung mit einer durch einen *que*-Satz näher bestimmten Zeitraumangabe [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, 468—476].
Menshausen, W. Die Verwendung der betonten und unbetonten Formen des Personal- und Possestivpronomens bei Wace, Beneeit und Crestien v. Troyes. Hallenser Dissert. 1912.
Ohlhoff, K. Die Syntax der unbestimmten Fürwörter *rien*, *néant*, *quelque*, *chose* und *quelque chose*. Göttinger Dissert. 1912.
Schad, G. Die Wortstellung in der Chanson de Guillaume und ihrer Fortsetzung der Chanson de Rainoart. Dissert. Halle 1911.
Schoch, J. Perfectum historicum und Perfectum praesens im Französischen von seinen Anfängen bis 1700. Halle, M. Niemeyer, 1912 [Beiträge zur Gesch. d. rom. Spr. u. Lit. IV]. (Auch Tübinger Dissertation 1912.)
Tobler, A. Vermischte Beiträge. Der vermischten Beiträge zur französischen Grammatik fünfte Reihe. Leipzig, S. Hirzel, 1912. 8 Mk.

Delboy, P.-A. Burdigala, nom celtique devenu Bordeaux [In: Revue philomathique de Bordeaux et du Sud-Ouest XIII (1910), S. 18—28].
Duranti la Calade, J. de, Notes sur les rues d'Aix au XIVe et au XVe siècle (suite) [In: Annales de Provence. Mai-Juin 1912. S. 201 bis 214].

Huet, G. *Dureste, Durester, Durestant* [In: Romania XLI, S. 102 ff.].
Longnon, A. Le nom de lieu *Montmirail* et son étymologie [In: Romania XLI, 115—119].
Vachal, J. Observations étymologiques sur des noms de lieux [In: Bulletin de la Soc. des Lettres, Sciences et Arts de Tulle 1910. S. 321—324].

Poirot, J. Phonetik. Leipzig, Hirzel, 1911. 276 S. 8 [Handbuch der physiologischen Methodik von K. Tigerstedt III, 6].
Richter, E. Wie wir sprechen. Sechs volkstümliche Vorträge. Mit 20 Figuren im Text. Leipzig, B. G. Teubner, 1912 [Aus Natur- und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 354. Bändchen].
Schinz, A. Les accents dans l'écriture française (fin) [In: Rev. de phil. fr. et. de littér. XXVI, 1].

Fuchs, M. Lexique du «Journal des Goncourt». Contribution à l'histoire de la langue française pendant la seconde moitié du XIX^e siècle. Paris, E. Cornély et Cie., 1912. In-8, XXXII-153 p. 5 fr.
Sanneg, J. Dictionnaire étymol. de la langue franç. 5. u. 6. Heft. Hannover, C. Meyer. Je 1.25 Mk.

4. Metrik, Stilistik, Poetik, Rhetorik.

Hill, R. Th. The *Enueg* [In: Publ. of the Mod. Lang. Assoc. of America XXVII, 2].
Verrier, P. L'isochronisme dans le vers français. Paris, F. Alcan. 2 fr. [Bibl. de la Faculté des lettres de l'Université de Paris].

Bally, Ch. Stylistique et linguistique générale [In: Arch. f. n. Spr. 128, S. 87—126].
Koehler, E. Studien zum Impressionismus der Brüder Goncourt (Teildruck). Marburger Dissert. 1911 [Die vollständige Abhandlung ist im Xenien-Verlag zu Leipzig erschienen unter dem Titel: Edmund und Jules de Goncourt, die Begründer des Impressionismus. Eine stilgeschichtliche Studie zur Literatur und Malerei des 19. Jahrhunderts].
Lehmann, R. Die Formelemente des Stils von Flaubert in den Romanen und Novellen. Marburger Dissertation 1911.

Juillière, P. de la. Du rôle de quelques animaux dans le langage [In: Festschrift zum 15. Neuphilologentage in Frankfurt a. M. 1912].
Schultz-Gora, O. Zur französischen Metapher und ihrer Erforschung [In: Germanisch-roman. Monatsschr. IV, 4].
Stölten, O. Die Entwickelung des bildlichen Ausdrucks in der Sprache Victor Hugos nach den poetischen Werken aus den verschiedenen Schaffensperioden des Dichters. Jenaer Dissertation 1911.

5. Moderne Dialekte und Volkskunde.

Barbier fils, P. Quelques mots français avec *br-* ou *bu-* initial [In: Rev. de dialectol. romane IV, 1].
Beaucoudrey, R.-G. Le langage normand au début du XX^e siècle. Noté sur place dans le canton de Percy (Manche). Avec préface

de M. *Charles Joret.* XI, 477 p. in 8⁰. Paris, A. Picard et fils. 7 fr. 50.

Brod, R. Die Mundart der Kantone Château-Salins und Vic in Lothringen (Fortsetzung) [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, 257—291].

Gilliéron, J. L'aire de *clavellus* d'après l'Atlas linguistique de la France. 27 pages, 6 cartes et 1 tableau synoptique. Résumé de conférences faites à l'Ecole des Hautes Etudes en 1912. Librairie Beerstecher, Neuveville (Canton de Berne) Suisse. 10 frcs.

Krüger, F. Sprachgeographische Untersuchungen in Languedoc und Roussillon. Fortsetzung [In: Rev. de dialectol. romane IV, 1].

Maréchal, P. et L., La meunerie au pays de Namur. Vocabulaire technique. Liège 1912 [Extrait du Bulletin de la Soc. de Litt. Wallonne, t. 54].

Meunier, J.-M. Étude Morphologique sur les Prénoms personnels dans les parlers actuels du Nivernais. In-8, avec une carte. Paris, H. Champion. 15 fr.

— Atlas Linguistique et Tableaux des Prénoms personnels du Nivernais. Supplément de l'étude morphologique sur les prénoms personnels dans les parlers actuels du Nivernais. In-fol. de 15 cartes et 15 tableaux. Paris, H. Champion. 25 fr.

— Monographie Phonétique du Parler de Chaulgnes. Canton de la Charité-sur-Loire (Nièvre). Avec 1 carte et 21 planches hors texte (Figures réduites de 1/8). In-8. Paris, H. Champion. 15 fr.

— Index Lexicographique de tous les mots celtiques, grecs, latins, franciens, bourguignons, chaulgnards, etc. Contenus dans la monographie du parler de Chaulgnes. In-8. Paris, H. Champion. 10 fr.

Michalias, R. Mots particuliers du dialecte d'oc de la commune d'Ambert, Puy-de-Dôme (à suivre) [In: Rev. de Phil. franç. et de littér. XXVI, 1].

Sansot, A. Un article perdu [In: Revue des Hautes-Pyrénées, t. V, 1910. S. 117 f.] (Handelt von *sa* in gascognischen Eigennamen).

Nicefero, A. Le Génie de l'argot. Essai sur les langages spéciaux, les argots et les parlers magiques. Paris, «Mercure de France», 26, rue de Condé. 1912. In-18 jésus, 280 p. 3 fr. 50.

Villatte, Césaire. Parisismen. Alphabetisch geordnete Sammlung der eigenartigen Ausdrücke des Pariser Argot. Neubearb. v. *Rud. Meyer-Riefsthal* u. *Marcel Flandin.* 8., verb. u. verm. Aufl. XVI, 404 S. 8⁰. Berlin-Schöneberg, Langenscheidts Verlag, 1912. 5 Mk.

Felibrige. Recoustitucioun di Mantenènço. Tiero di Mantenèire iscri au coumençamen de mars. (Decis, dóu Buréu Counsistouriau presso lou 18 d'outobre 1911). Tira dóu Cartabeu nº 9 (1911. 1912). Avignon, F. Seguin, 1912. Petit in-8, 34 p.

Gélis, F. de. Histoire critique des jeux floraux, depuis leur origine jusqu'à leur transformation en académie (1323—1694). Toulouse, E. Privat, 1912. In-8, 436 p. [Bibliothèque méridionale publiée sous les auspices de la Faculté des lettres de Toulouse. 2e série, t. 15].

Aubanel, T. La Miougrano entre-duberto (avec traduction littérale en regard). La Grenade entr'ouverte. Nouvelle édition. Avignon, Aubanel frères. Petit in-8, XXXIII-320 p. 3 fr. 50.

Duc de la Salle de Rochemaure. Jean de Roquetaillade- Yolet. Causerie à la Soirée régionaliste, donnée à Paris, à l'Athénée Saint-Germain le 16 mars 1912 par la Revue «La Veillée d'Auvergne». Aurillac. Imprimerie Moderne 1912.

Enfernal (l'). Lou Diabouliqué, almanach per 1912. Lou soul qué dounara ouro per ouro lou tems qué fara dins lou cantou dé Cabestang. Oubserbatouero dal Pech d'Altou. Narbonne, impr. Ve L. Fenateu. Cabestang, Camille Audier. 1912. In-8, 12 p.

Fèvelat, E. Conférences sur le Grenoble Malhérou, la Coupi de la lettra, le Jacquety de le Quatro Comare de Blanc-la-goutte. Dessins et gravures de Diodore. Rahoult et Eugène Dardelet. Lille, impr. Lefebvre-Ducrocq. 1912. Grand in-8, 15 p. [Société archéologique et artistique «Le Vieux Papier» 82e réunion. Mardi 26 mars 1912].

Jean d'Douai. Chansons et Poésies françaises et patoises. Douai, impr. Goulois. 1912. In-8, 357 p. avec musique.

Lambert, L. Chansons pastorales [In: Rev. des l. rom. LV. Janv.-Mars 1912].

Zéliqzon, L. et *G. Thiriot.* Textes patois recueillis en Lorraine. Metz, Verlag der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde 1912. XII, 477 S. 8⁰ [Ergänzungsheft IV zum Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde].

Falgairolle, P. Une ancienne locution proverbiale: «Aller au diable de Vauvert; faire le diable de Vauvert, c'est le diable de Vauvert» [In: Revue du Midi 1911 Nr. 3].

Morin, L. Proverbes et Dictons recueillis dans le département de l'Aube. Nouvelle série. Troyes, Grande imprimerie de Troyes. 1912. In-8 à 2 col., 28 p. [Essais de folk-lore local].

Trébucq, S. La chanson populaire et la vie rurale des Pyrénées à la Vendée. Préface de P. Sébillot. Paris, Feret et Fils. 20 fr.

6. Literaturgeschichte.

a) Gesamtdarstellungen.

Abry, E., Andic, C., Crouzet, P. Histoire illustrée de la littérature française. Précis méthodique. 5 fr.

Claretie, L. Histoire de la littérature française (900—1910). T. 5: Les Contemporains (1900—1910). Paris, P. Ollendorff, 1912. In-8, 638 p.

Engel, Eduard. Geschichte der französischen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart. 8. Aufl. In neuer Bearbeitung. VIII, 557 S. m. 31 Bildnissen. gr. 8⁰. Leipzig, F. Brandstetter, 1912. 6 Mk.

Finsler, G. Homer in der Neuzeit von Dante bis Goethe. Italien. Frankreich. England. Deutschland. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1912. XIV, 530 S. 8⁰.

Hennig, R. Die Entwicklung des Naturgefühls. Das Wesen der Inspiration. Leipzig, A. Barth, 1912. 160 S. 8⁰. 5 Mk. [Schriften der Gesellschaft für psychologische Forschung, Heft 17 (IV. Sammlung)].

Hirzel, R. Plutarch [In: Das Erbe der Alten. Schriften über Wesen und Wirkung der Antike. Gesammelt und herausgegeben von O. Crusius, O. Immisch, Th. Zielinski IV]. Theodor Weicher. Leipzig 1912.

Tyroller, Frz. Die Fabel von dem Mann und dem Vogel in ihrer Verbreitung in der Weltliteratur. XII, 328 S. m. 1 Stammtafel. 10 Mk. [In: Literarhistorische Forschungen. Hrsg. v. J. Schick und M. Frh. von Waldberg. Berlin, E. Felber. Heft 51].

Wright, C. H. Conrad. A History of French Literature. Oxford University Press. New York: 35 West Thirty-Second Street. London: Henry Frowde 1912. XIV, 964 S. 8⁰.

Bédier, J. De la formation des chansons de geste [In: Romania XLI, 4—31].
Benary, W. Die germanische Ermanarichsage und die franz. Heldendichtung. Halle, Niemeyer, 1912. IV, 78 S. [Beiheft 40 zur Zs. f. rom. Phil.].
Bernard, C. Notice historique et littéraire sur les quatre filles de Raymond-Bérenger IV, comte de Provence et de Forcalquier. Hors concours au Concours littéraire de Forcalquier, 19 septembre 1910. Ligne, impr. Chaspoul. 1912. In-8, 22 p. [Extrait du «Bulletin de la Société scientifique et littéraire des Basses-Alpes».
Bertoni, G. Il „fableau" detto *do pré tondu* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, 488 f.].
— Un frammento di una raccolta di miracoli e Odilione di Cluny [In: Romania XLI, S. 161—171].
Castedello, W. Die Prosafassung der Bataille Loquifer und des Moniage Renouard. Diss. Halle 1912.
Chaytor, H. J. The troubadours. Cambridge, University Press, 1912. 151 S. 8⁰.
Chichmaref, V. Lirika i liriki pozdniago sredneviekovia. Otcherki po istorii poezii Frantsii i Provansa. La Lyrique et les lyriques du bas moyen âge. Études sur l'histoire de la poésie française et provençale. Paris, imprimerie Danzig, 1911; VIII. 565 S. 8⁰ (Vgl. Romania XLI, S. 127 ff.).
Counson, A. Introduction à l'histoire poétique de Godefroid de Bouillon (Essai sur l'Épopée moderne). Éditions de Durendal. Revue d'Art et de Littérature. Bruxelles 1912. 24 S. Gr. 8⁰.
Fabre, C. Guida de Rodez, inspiratrice de la poésie provençale (1212 à 1266) [In: Annales du Midi. Avril 1912].
Faral, E. Le récit du jugement de Paris dans l'*Eneas* et ses sources [In: Romania XLI, 100 f.].
Hauvette, H. La 39ᵉ nouvelle du Décameron et la légende du „Cœur mangé" [In: Romania XLI, 184—206].
Huet, G. Dureste, Durester, Durestant [In: Romania XLI, S. 102 ff.] (Vgl. P. Körner, diese Zeitschr. XXXIII¹, S. 205).
Jeanroy, A. «Letre» dans une chanson française [In: Romania XLI. S. 113 ff.].
Küchler, W. Die Liebe in den antikisierenden französischen Romanen des Mittelalters [In: Germ.-roman. Monatsschrift 1912. S. 355—366].
La Lande de Calan (vicomte C. de). Les Bretons dans les chansons de geste. Saint-Brieuc. R. Prud'homme, 1912. In-8, 60 p. [Extrait des «Mémoires de l'Association bretonne». Congrès tenu à Saint-Pol-de-Léon, en 1911].
Oulmont, Ch. Le verger, le temple, la cellule. Essai sur la sensualité dans les Œuvres de Mystique Religieuse. Préface de M. *E. Boutroux.* Paris, Hachette et Cie. 3 fr. 50.
Scherping, W. Die Prosafassung des „Aymeri de Narbonne" und der „Narbonnais". Diss. Halle 1911.
Sondheimer, I. Die Herodes-Partien im lateinischen liturgischen Drama und in den französischen Mysterien. Halle, Niemeyer, 1912. 6 Mk. [Beiträge zur Gesch. d. rom. Spr. u. Literaturen III].
Suchier, W. Zu den altfranzösischen Minnefragen [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, S. 221—228].
Warren, F. M. The Troubadour *Canso* and Latin Lyric Poetry [In: Mod. Philology, April, 1912. S. 469—488].
— *Enéas* and Thomas' *Tristan* [In: Mod. Lang. Notes XXVII, 4].
Zenker, R. Zur Mabinogionfrage. Eine Antikritik. Halle, M. Niemeyer, 1912. 118 S. 8⁰.

André, P. Le modernisme dans la poésie lyrique [In: La Belgique artistique et littéraire. Juillet 1912].

Bastide, C. Anglais et Français du XVII[e] siècle. Paris, Félix Alcan. 1912. In-16, XII-398 p., 4 fr. [Ouvrages sur l'Angleterre].

Benoist, A. Le théâtre d'aujourd'huy. Deuxième série. Paris, Soc. franç. d'imprimerie et de librairie 1912. 3 fr. 50 (Enthält: Le théâtre de Capus, le théâtre de Maeterlinck, le théâtre de Rostand, coup d'œil d'ensemble).

Berger, A. E. Die Entwickelung der Aufklärungsideen in Westeuropa von der Reformation bis zur franz. Revolution [In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstiftes 1911].

Bertaut, Jules. Les Romanciers du Nouveau Siècle. Henri de Regnier — René Boylesve — Henri Bordeaux — F. Vanderem — Louis Bertrand — Charles-Henri Hirsch — Romain Rolland — Léon Frapié — Claude Farrère — André Gide, etc. Paris, E. Sansot.

Brunetière, F. Histoire de la littérature française classique (1515 bis 1830). T. 2. Le dix-septième siècle. Paris, Ch. Delagrave. 7 fr. 50.

Champion, Edme. La Renaissance [In: Revue bleue 20 avril 1912].

Clouard, H. et *Jean-Marc Bernard.* L'Equivoque du «Barrésisme» [In: Mercure de France. 1[er] mai 1912].

Dejob, Ch. La défense de Mazagran dans la littérature et les arts du dessin [In: Rev. d'Hist. litt. de la France XIX, 2].

Dornis, J. La sensibilité dans la poésie française 1885—1912. Paris, A. Fayard. 3 fr. 50.

Estève, Edmond. Dix-huitième siècle et Romantisme [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XIX, 1].

Gazier, A. Les moralistes français du XVI[e] au XVIII[e] siècle. Caractères généraux de la Renaissance; Montaigne avant les ,,Essais". [In: Rev. des cours et conférences XX, 13].

— Les moralistes français du XVII[e] siècle [In: Rev. des cours et conférences XX, 21].

— Nicolas Coeffeteau; Guez de Balzac [In: Revue des cours et conférences XX, 23].

— La Mothe de Vayer; Pierre Fortin; La Chambre; Senant [In: Rev. des cours et conférences XX, 25].

Glaser, K. Beiträge zur Geschichte der politischen Literatur Frankreichs in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. III. Die politischen Theorien (Kapitel I—IV: L'Hospital — Pasquier — Commynes — Hotman). Marburger Habilitationsschrift (Sonderabdruck aus *Zs. f. frz. Spr. u. Lit.* XXXIX, 2 4).

Gerold, Th. Das Liederalbum einer französischen Provinzdame um 1620 [In: Festschr. zum 15. Neuphilologentage in Frankfurt a. M. 1912].

Gerothwohl, M. English and French attitudes towards poetry [In: The Fortnightly Review. May 1912].

Hettner, Herm. Literaturgeschichte des 18. Jahrh. In 3 Tln. 6. verb. Aufl. gr. 8⁰. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn. 2. Tl. Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrh. XII, 601 S. 1912. 10.50 Mk.

Huszar, G. L'influence de l'Espagne sur le théâtre français des XVIII[e] et XIX[e] siècles. Paris, H. Champion, 1912. In-16, 191 p. [Etudes critiques de littérature comparée, III].

Huvelin (abbé). Bossuet, Fénelon, le Quiétisme. T. 1 et 2. Paris, J. Gabalda et Cie., 1912. 2 vol. in-18 jésus. T. 1[er], VIII-203 p.; t. 2, 207 p. [Aux amis de l'abbé Huvelin. Souvenirs de la crypte de Saint-Augustin].

Joussain, A. La Mentalité romantique [In: Le Spectateur. Mars 1912].

Lachèvre, F. La Querelle des anciens et des modernes. Une première attaque inconnue de Claude Garnier, le dernier tenant de Ronsard, contre Théophile de Viau. Chartres, impr. Durand. Paris, H. Leclerc, 1912. In-8, 31 p. [Extrait du «Bulletin du bibliophile» tiré à 50 exemplaires].

Lanson, G. Questions diverses sur l'histoire de l'esprit philosophique en France avant 1750 (fin) [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XIX, 2].

— Questions diverses sur l'histoire de l'esprit philosophique en France avant 1750 [In: Rev. d'Hist. littér. XIX, 1].

La Ville de Mirmont, H. de. Jean Dorat et Élie Vinet [In: Rev. hist. de Bordeaux et du département de la Gironde III (1910), S. 373 bis 386].

Lecomte (L. Henry). Napoléon et le Monde dramatique. Etude nouvelle d'après des documents inédits. (Avant le pouvoir, Pendant le Consulat, Pendant l'Empire, les Cent jours, Jugements et Anecdotes, Conclusion.) Ouvrage orné d'un frontispice gravé et de planches hors texte. Paris, H. Daragon, 1912. In-8, IV-503 p. 15 fr.

Lefranc, A. La civilisation intellectuelle en France à l'époque de la Renaissance [In: Rev. des cours et conférences XX, 28].

Lehnartz, O. Edouard Rod, Paul Bourget und ihre literarische Richtung. Greifswalder Dissert. 1912.

Maigron, L. Le Roman historique à l'époque romantique. Essai sur l'influence de Walter Scott. Nouvelle édition. Paris, H. Champion, 1912. In-8, VII-248 p.

Marsan, J. La bataille romantique. Paris, Hachette et Cie. 3 fr. 50.

Maury, L. Vie et œuvres d'autrefois. Classiques et romantiques. Paris, Perrin et Cie. 3 fr. 50.

Menschel, Walter. Der literarische Bauerntypus in französischen Dichtungen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Greifswalder Dissertation 1912.

Mornet, D. Le romantisme en France au XVIIIe siècle. Ouvrage illustré. Paris, Hachette et Cie. 3 fr. 50.

Palante, G. La philosophie du bovarysme. Jules de Gaultier. Avec 1 portrait et 1 autographe. Paris, Mercure de France, 1912. 92 S. 16⁰. 75 cent [Les hommes et les idées].

Rivière, J. Etudes. Baudelaire, Paul Claudel, André Gide, Rameau, Bach, Franck, Wagner, Maussorgsky, Debussy, Ingres, Cézanne, Gauguin. Bruges, «The Sainte Catherine press Ltd», quai Saint-Pierre. Paris, libr. M. Rivière et Cie., 1911. In-16, 272 p. 3 fr. 50.

Saillard, G. Essai sur la Fable en France au dix-huitième siècle. Toulouse, É. Privat. Paris, A. Picard et Fils. 5 fr.

Saisset, L. et F. Un type de l'ancienne comédie: Le Capitan Matamore [In: Mercure de France 16 avril et 1er mai 1912].

Séché, L. Le Cénacle de Joseph Delorme (1827—1830). I, Victor Hugo et les Poètes, de Cromvell à Hernani (documents inédits). Portraits et planches diverses. — II, Victor Hugo et les Artistes: David d'Angers, les Deveria, Louis Boulanger, Charles Robelin, Paul Huet, Eugène Delacroix, les Johannot, Célestin Nanteuil, Charlet (documents inédits). Portraits et planches diverses. Paris, «Mercure de France, 26, rue de Condé. 1912. 2 vol. in-8, I, 402 p.; II, 303 p. Les deux vol., 15 fr.

— Les accents de la Satire dans la poésie contemporaine. Paris, Sansot. 3 fr. 50.

— David d'Angers au Cénacle de Joseph Delorme [In: Mercure de France. 16 avril 1912].

Smets, Aug. Les écrivains belges de langue française. Paris, Librairie générale des sciences, arts et lettres. 3 fr. 50.

Speth, W. L'Impressionnisme littéraire [In: La Belgique artist. et littér. Avril 1912].

Van Tieghem, P. Le Mouvement romantique. Ouvrage illustré de 4 gravures. Paris, Hachette et Cie. 1912. Petit in-8, VIII-119 p. 2 fr. [L'Histoire par les contemporains].

Vielé-Griffin, Fr. La délimitation du «Barrésisme» [In: Mercure de France. Mars 1912].

Weck, R. de. La vie littéraire dans la Suisse française. Paris, Fontemoing & Cie. 1 fr. 50.

Wedderkop, M. v. Neue Wege zur französischen Literatur, XVII und XVIII. Jahrh. Ein Führer f. moderne Leser. IV, 359 S. 8⁰. Berlin, K. Curtius, 1912. 3.50 Mk.

Wilmotte, M. Le passé, le présent et l'avenir du théâtre national de langue française en Belgique [In: Ac. Royale de Belgique. Bull. de la Classe des Lettres ... 1912 Nr. 5].

b) Einzelne Autoren.

Balzac et Moléri, ou le Curieux dilemme [In: Mercure de France. 16 Mars 1912].

Banville, Théodore de, 1823—1891; par *Max Fuchs.* Paris, E. Cornély et Cie. 1912. In-8, XI-528 p. 10 fr.

Sur *Barbey d'Aurevilly.* Etudes et Fragments; par *François Laurentie.* Paris, Emile-Paul. 1912. Petit in-8, II-350 p.

Bertaut. — Vaganay, H. et *J. Vianey.* Bertaut et la réforme de Malherbe [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XIX, 1].

Boileau. — M. Chiarini. Un adversaire de l'influence italienne en France: Nicolas Boileau-Despréaux, Imola, Coop. tip. Galeati, 1911. 92 S. 16⁰.

Bordeaux, H. — Ferchat, J. Le Roman de la famille française. Essai sur l'œuvre de M. Henry Bordeaux. Préface de *M. Paul Bourget.* Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1912. In-16, XXIV-459 p. avec un portrait. 3 fr. 50.

Bourget, P. s. oben p. 248 *Lehnertz.*

Charles d'Orléans. — Champion, P. Un inventaire des papiers de Charles d'Orléans (1444). Paris, H. Champion. 1912. In-8, 55 p. [Extrait de la «Correspondance historique et archéologique», années 1911—1912.]

— *H. N. MacCracken.* A note on «An English friend of Charles of Orléans» [In: Mod. Lang. Notes XXVII, 4].

Charrière, Madame de. L. Morel. L'influence germanique chez Madame de Charrière et chez Benjamin Constant (fin) [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XIX, 1].

Chateaubriand, par *Jules Lemaître.* Paris, Calmann-Levy. 1912. In-18, 350 p. 3 fr. 50.

— *Chateaubriand* ambassadeur à Londres 1822 d'après ses dépêches inédites par *Comte d'Antioche.* Paris, Perrin et Cie. 7 fr. 50.

— *Chateaubriand* et sa cousine Mère des Séraphins [In: Mercure de France. 1er avril 1912].

— Un observateur secret de Ch. par *F. Rousseau*, d'après des documents inédits relatifs aux années 1820—1821 [In: Le Correspondant. 25 mars 1912].

Constant, B. s. *Charrière.*

Coppée. — Conférence sur François Coppée; par *Albert de Bersaucourt.* Ligugé (Vienne), impr. E. Aubin. 1911. In-16, 78 p. et portrait.

Fénelon. L'Aristocratisme de Fénelon. Conférence prononcée dans la grande salle de la Société de géographie le 12 mars 1912; par *Mgr Touchet.* Paris, Lethielleux. 1912. In-8, 24 p.

Feuillet, O. — *J. Evenius.* Octave Feuillet und seine Stellung zu den Lebensproblemen seiner Zeit. Eine Weltanschauungsstudie. Marburger Dissertation 1912.

— *Feuillet, Madame Octave* par *M. de Vareilles-Sommières.* Paris, P. Lethielleux. 1911. In-12, 128 p. [Femmes de France 7.]

Flaubert, G. à Bordeaux p. *P. Courteault* [In: Rev. hist. de Bordeaux et du département de la Gironde III (1910), S. 357—361].

— Les dernières années de Gustave Flaubert, documents inédits [In: La Revue. 1er mai 1912].

— *L. Bertrand.* Le cinquantenaire de *Salammbo* [In: Rev. d. deux mondes 1er juin 1912].

— *Clérembray, F.* Flaubertisme et Bovarysme. I, Madame Bovary et la critique. II, Le Champenois Nicolas Flaubert. III. Les Fleuriot, d'Argences. IV. Cambremer, Haveron et Boveri. V. Bovary, de Saint-Maclou de Rouen. VI. M. et Mme Canivet, de Neufchâtel. VII. M. Homais, de Forges. Causeries documentées, lues en des réunions privées à X... en-Bray (Haute-Normandie), en janvier 1912. Rouen, A. Lestringant. 1912. In-8, 77 p.

Florian, sa vie, son œuvre p. *G. Saillard.* Toulouse E. Privat. Paris, A. Picard et Fils. 325 S. 8°. 7 fr. 50.

Gautier, Théophile. — *H. Boucher.* Iconographie générale de Théophile Gautier [In: Bulletin du Bibliophile 15 janv. 1912].

Genlis, Madame de, sa vie intime et politique, 1746—1830, d'après des documents inédits; par *Jean Harmand.* Préface d'Emile Faguet. Ouvrage orné de 8 planches hors texte. Paris, Perrin et Cie. 1912. Petit in-8, XII-558 p.

Grimm, F. M. — *P. Wohlfeil.* Friedrich Melchior Grimms Beziehungen zu Frankfurt a. M. [In: Festschr. zum 15. Neuphilologentage in Frankfurt am Main 1912].

Guérin, Charles par *Albert de Bersaucourt.* Préface de *Francis Jammes.* Paris, Bibliothèque du temps présent, Ch. F. Caillard, édit., 76, rue de Rennes. 1912. In-16, VIII-168 p. avec portrait et facsimile. 3 fr. 50.

Hugo, V. — S. oben p. 248 *Séché.*

— *Stauf v. der March, Ottok.* Victor Hugo. Eine Würdigg. 100 S. mit 1 Bildnis. 8°. Pankow-Berlin, E. Elsner, 1912. 2.— Mk.

— *Eugène Rigal.* La signification du «Satyre» et la philosophie de Victor Hugo de 1854 à 1859 [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XIX, 1].

— *L. Séché.* Le «Ronsard de Victor Hugo» [In: Revue de la Renaissance. Janvier-mars 1912.].

— *Séché, L.* d'Amy Robsart à Hernani [In: Revue de Paris. 15 mai 1912].

— *A. de Bersaucourt.* Les pamphlets contre Victor Hugo. Paris, Mercure de France 1912. 3 fr. 50.

— *P. Berret.* Le «Satyre» et le panthéisme de Victor Hugo [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XIX, 2].

— *M. Strowski.* Victor Hugo [In: Rev. des cours et conférences XX, 16. 18. 20.].

— *Hugo, Victor.* Waterloo, Napoléon. Documents recueillis, publiés et annotés; par *Hector Fleischmann.* Paris, A. Méricant. In-18, jésus, XVI-272 p. 3 fr. 50.

Jean d'Outremeuse. — *G. Kurth.* Etude critique sur J. d'Outremeuse [In: Ac. royale de Belgique. Mémoires. Deuxième série. T. VII. Bruxelles 1910].

La Bruyère. — *G. Servois.* Un document relatif à la confiscation de la fortune des ancêtres de Jean de la Bruyère [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XIX, 1].

Lamartine p. *R. Doumic.* Paris, Hachette et Cie. 2 fr. [Les grands écrivains français].
— Lamartine p. *G. Clouzot* et *Ch. Fegdal.* Paris, Louis Michaud. 2 fr. 25 [La vie anecdotique et pittoresque des grands écrivains].
— *M. Ortensi.* Lamartine dans la légende et dans l'histoire, à propos d'une nouvelle étude sur la jeunesse du poète. Udine, Tosolini frères. 1912. 31 S. 8⁰. L. 1.
— *Lamartine* et la Flandre; par *Henry Cochin.* Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1912. In-8, XXVIII-444 p. avec 8 grav. hors texte. 5 fr.
— Zu *Lamartin.* Von *Fritz Lubinsky* [In: Arch. f. n. Spr. CXXVIII 3/4. S. 375—378].
— *Charbonnel, J. R.* La Philosophie de Lamartine. Les Sources néo-platoniciennes du romantisme. Poitiers, impr. G. Roy. Paris, «Mercure de France». 1912. In-8, 35 p. [Extrait du «Mercure de France».]
— Lamartine et les Harmonies p. *G. Allais* [In: Rev. des cours et conférences XX, 18. 23].
— *Madame de Lamartine,* par *C. Lecigne.* Paris, P. Lethielleux. 1911. In-12 oblong, 117 p. 60 cent. [Femmes de France. 10.]
La Rochefoucauld, sa vie, ses Maximes p. *A. Gazier* [Revue des cours et conférences XX, 27].
Maeterlinck à Bruxelles par *Raymond De Ridder* [In: La Belgique artistique & littér. Avril 1912].
Marivaux' Place in the development of Character Portrayal by *Edw. Chauncey Baldwin* [In: Publ. of the Mod. Lang. Assoc. of America XXVII, 2].
Marot. — *E. Philipot.* Sur un amour de Clément Marot [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XIX, 1].
Mérimée, P. — *Voyslav M. Yovanovitch.* „La Guzla" de Prosper Mérimée; étude d'histoire romantique. Préface de *M. Augustin Filon.* Paris, Hachette 1911. XVI, 566 S. 8⁰.
Michelet, La jeunesse de, p. *P. Bourget* [In: La Revue critique des Idées et des Livres. 10 avril 1912].
Molière féministe p. *Faguet* [In: Rev. bleue 13 avril 1912].
— *E. Wechssler.* Zum Problem des Komischen anläßlich Molières [In: Festschrift zum 15. Neuphilologentage in Frankfurt a. M. 1912].
— *Molière* et Madame de Sévigné p. *A. Martin* [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XIX, 1].
— *L. Lacour.* La vie passionnelle de Molière [In: Revue de Paris. XIX, 7].
Montaigne a-t-il eu quelque influence sur François Bacon (suite) [In: Rev. de la Renaissance. Janvier-mars 1912 (à suivre)].
— *A. Gazier.* L'influence de Montaigne [In: Rev. des cours et conférences XX, 17].
Montalembert par *Victor Bucaille.* Paris, J. Gabalda et Cie. Limoges, éditions du «Petit Démocrate», 16, boulevard Gambetta. 1912. In-8, 46 p. 30 cent.
Montesquieu als Vorläufer von Aktion und Reaktion. Von *Adalbert Wahl* [In: Hist. Zeitschr. 3. Folge. 13. Bd. 1. Heft].
— *Montesquieu* e Machiavelli par *E. Levi-Malvano.* Paris, H. Champion. 1912. In-8, 152 p. [Bibliothèque de l'Institut français de Florence. Université de Grenoble. (1^re^ série, T. 2.)].
Musset, A Note on, by *G. N. Henning* [In: Mod. Lang. Notes XXVII, 4].
— *J. Giraud.* Alfred de Musset et trois romantiques allemands (suite et fin) [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XIX, 2].
Musset. — *F. Strowsky.* La jeunesse d'Alfred de Musset [In: Rev. des cours et conférences XX, 22].

Palissot. — *D. Delafarge.* La vie et l'œuvre de Palissot (1730—1814). Paris, Hachette et Cie. 10 fr.
Pascal. S. oben p. 238 *Maire.*
— *Pascal*; par Emile Boutroux, membre de l'Institut, 5e édition, revue. Paris, Hachette et Cie. 1912. In-16, 207 p. et portrait. 2 fr. [Les grands écrivains français.]
— *F. Masci.* La religione di Pascal. [In: Sumbolae litterariae in honorem Julii de Petra. Neapel 1911.]
Pompadour, Madame de. — *O. Uzanne.* Madame de Pompadour intellectuelle, comédienne et organisatrice de théâtre intime. Son influence sur les lettres. Ses relations avec les littérateurs de son temps [In: Mercure de France. 1er mars 1912].
Prévost, Abbé. — *Franz Pauli.* Die philosophischen Grundanschauungen in den Romanen des Abbé Prévost, im besonderen in der Manon Lescaut. Marburger Dissertation 1911 [Auch: Marburger Beiträge zur roman. Philol. VII].
Prudhomme, Sully. — *Samuel Billigheimer.* Das religiöse Leben Sully Prudhommes genetisch dargestellt. Heidelberger Dissertation 1911. VIII, 319 S. 8⁰.
Rabelaisiana von *St. Hofer* [In: Germ.-rom. Monatsschr. IV, 2].
— Un lendit universitaire à Montpellier (XVIe siècle). L'Acte de triomphe du docte et gentil Rabelais; par le docteur *J. Chabanon.* Illustrations avec portrait authentique et autographe de Rabelais. Paris, L. Buisson, 1912. In-8, 52 p. 2 fr. 50.
— *S. M. Waxman.* The Religion of Rabelais [In: The Romanic Review III, 1].
Racine. — Les Ennemis de Racine au XVIIe siècle; par *F. Deltour.* 7e édition, revue et corrigée. Paris, Hachette et Cie., 1912. In-16, XIX-394 p. 3 fr. 50 [Bibliothèque variée].
Rimbaud, Jean Arthur, le Poète (1854—1873); par *Paterne Berrichon.* Poèmes, lettres et documents inédits, portrait en héliogravure et autographe. Paris, «Mercure de France», 26, rue de Condé, 1912. In-18 jésus, 311 p.
Rousseau. — *E. Faguet.* Les Amies de Rousseau. Poitiers, Société française d'impr. et de libr. Paris, libr. de la même société. In-16, 433 p. 3 fr. 50 [Le Bi-centenaire].
— *Rousseau, J.-J.* et le latin p. *A. Biovès* [In: Feuilles d'histoire n⁰ 5].
— Le dernier ami de J.-J. Rousseau. *Girardin, le marquis de*, 1735 à 1808, d'après des documents inédits p. *A. Martin-Decaen.* Préface d'André Hallays. Paris, Perrin et Cie. 3 fr. 50.
— *A. Meynier.* Jean-Jacques Rousseau révolutionnaire. Paris, Schleicher. 256 S. 12⁰. 3 fr. 50.
— *L. Cahen.* Rousseau et la révolution française [In: Revue de Paris XIX, 12].
— *J. Grand-Carteret.* J.-J. Rousseau jugé par les français d'aujourd'hui. Paris, Perrin et Cie. 6 fr.
— *Rousseau* raconté par des gazettes de son temps, d'un décret à l'autre (9 juin 1762 — 21 décembre 1790). Articles recueillis et annotés par ***P.-P. Plan.*** Avec un portrait. Paris, Mercure de France. 3 fr. 50.
— Jean-Jacques Rousseau. Conférences faites à l'École des Hautes Études sociales en 1912 p. MM. *F. Baldensperger, G. Beaulavon, J. Benrubi, C. Bouglé, A. Cahen, V. Delbos, G. Dwelschauvers, G. Gastinel, D. Mornet, D. Parodi, F. Vial.* Préface de *G. Lanson.* Paris, F. Alcan. 6 fr.
— J.-J. Rousseau et sa philosophie p. H. Höffding. Paris, F. Alcan. 2 fr. 50.
— J.-J. Rousseau p. *J. Fabre.* Paris, F. Alcan. 252 S. 16⁰. 2 fr.
— J.-J. Rousseau p. *J. Tiersot.* Paris, F. Alcan. 3 fr. 50 [Les Maîtres de la musique].

Rousseau. — *Maurice Barrès.* Considérations sur le bi-centenaire de Rousseau. Paris. Éditions de l'Indépendance. 1 fr.
— Jean-Jacques Rousseau et Malesherbes. Un dossier de la Direction de la Librairie sous Louis XV. Publié sur les documents originaux p. P.-P. Plan. Paris, Fischbacher. 3 fr.
— *Rousseau* in England in the Nineteenth Century by *E. Gosse* [In: The Fortnightly, Review. July 1912].
— *Rousseau* als Erzieher. Von *Fr. Fürle* [In: Grenzboten 26. Juni 1912, S. 603—612].
— *Jean-Jacques Rousseau* et Malesherbes. Un dossier de la direction de la librairie sous Louis XV, publié sur les documents originaux, par *Pierre Paul Plan.* Poitiers, impr. G. Roy. Paris, libr. Fischbacher. 1912. In-8, 64 p. [Extrait du «Mercure de France», t. 97, 1er mai 1912].
Sainte-Beuve et le Journal des Savans [In: Journal des Savans. Avril 1912].
Sévigné, Madame de. S. oben p. 251 *Molière.*
— *W. Löffler.* Die literarischen Urteile der Frau von Sévigné nach ihren Briefen. Heidelberger Dissertation 1912.
Staël, Mme de. — *J. Wickman.* Mme de Staël och Sverige. Lund, Gleerup 1911. In-8⁰. Thèse.
Stendhal et ses commentateurs; par *Jean Mélia.* Paris, «Mercure de France», 26, rue de Condé. 1911. In-18 jésus, 417 p. 3 fr. 50.
Vadé, Jean-Joseph (1719—1757) und das Vaudeville von *Max Müller.* Greifswalder Dissertation 1911.
Verlaine. — Les Derniers Jours de Paul Verlaine; par *P. A. Cazals* et *Gustave Le Rouge.* Nombreux documents et dessins, avec une préface de Maurice Barrès de l'Académie française. Paris, libr. du «Mercure de France». 1911. In-18 jésus, X-273 p.
— L'Assomption de Paul Verlaine; par *Ernest Raynaud.* Scène pastorale précédée de considérations sur Paul Verlaine. Paris, «Mercure de France», 26, rue de Condé. 1912. In-18 jésus, 84 p. 1 fr. [Représentée pour la première fois sur la scène de l'Odéon, le 28 mai 1911].
Vigny, Alfr. de — *F. Strowski.* Alfred de Vigny [In: Rev. des cours et conférences XX, 26, 28].
Voiture et les Années de gloire de l'hôtel de Rambouillet, 1635—1648; par *Emile Magne.* Portraits et documents inédits. Paris, «Mercure de France», 26, rue de Condé. 1912. In-18 jésus, 444 p. 3 fr. 50,
Voltaire, seigneur de village; par *Fernand Caussy.* Ouvrage illustré de 3 portraits de Voltaire et de 4 cartes. Paris, Hachette et Cie., 1912. In-16, XI-356 p. 3 fr. 50.
— *Voltaire* und Karl Theodor von Pfalz-Bayern von *L. Jordan* [In: Arch. f. n. Spr. CXXVIII 3/4. S. 371—375].

7. Ausgaben, Erläuterungsschriften, Übersetzungen.

Bertoni, G. Il Canzioniere Provenzale della Biblioteca Ambrosiana R. 71. Sup. Edizione diplomatica preceduta da un' introduzione. Dresden 1912 [Gesellschaft für rom. Literatur. Band 28].
— Noterelle Provenzali [In: Rev. d. l. rom. LV. Janv.-Mars 1912 (I. Nuovi versi di Bertran de Born. II. Sopra un passo di Gormonda. III. Per un discordo di Pons de Capduoill. IV. Nota sopra una tenzone di Sordello. V. Sopra un passo del «Documentum Honoris» di Sordello. VI. Detti di Filosofi e Savi).
— Due note sul ms. provenzale D [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI. 344 f.].
Calmette, J. et *G. Hurtebise.* Correspondance de la ville de Perpignan (Suite) [In: Rev. d. l. rom. LV. Janv.-Mars 1912.

Cartulaire de Limoges. S. oben p. 241 *Porschke.*

Chrestomathie au moyen âge. Extraits publiés avec des traductions des notes, une introduction grammaticale et des notices littéraires; par *G. Paris, E. Langlois.* 8e édition revue. Paris, Hachette et Cie. 1912. Petit in-16, XCIII-368 p. cartonné, 3 fr. [Classiques français].

Faral, E. Une chanson inédite [In: Romania XLI, 265—269].

Jeanroy, A. Sur quelques textes provençaux récemment publiés [In: Romania XLI, 105 ff.] (Es handelt sich um einige von Bertoni Zs. f. rom. Phil. XXXV und Studi letterari e linguistici dedicati a P. Rajna veröffentlichte Texte).

Recueil des chartes de l'abbaye de Saint-Benoît-sur-Loire, réunies et publiées par Maurice Prou; Alexandre Vidier. T. 2. 1er fasc. Fontainebleau, impr. Bourges. Paris, A. Picard et fils. 1912. In-8, p. 1 à 128 [Documents publiés par la Société historique et archéologique du Gâtinais. VI].

Sammlung mittellateinischer Texte, hrsg. v. *Alfons Hilka.* 8⁰. Heidelberg, Carl Winter. 3. Werner, Jak. Lateinische Sprichwörter und Sinnsprüche des Mittelalters, aus Handschriften gesammelt. VIII. 112 S. 1912. 2.20 Mk.

Albertus Magnus. — H. Stadler. Vorbemerkungen zur neuen Ausgabe der Tiergeschichte des Albertus Magnus. Mit 3 Tafeln [In: Sitzungsberichte der Kgl. Bayerischen Ak. d. Wissenschaften. Philos.-phil. und histor. Klasse 1912. 1. Abhandlung].

Athis et Prophilias, Li Romanz d' (L'estoire d'Athenes). Nach allen bekannten Handschriften zum ersten Male vollständig herausgegeben von *Alfons Hilka.* Dresden 1912 [Gesellschaft für rom. Literatur. Band 29].

Aymeri de Narbonne. S. oben p. 246 *Scherping.*

Bataille Loquifer. S. oben p. 246 *Castedello.*

Bataille de Trente. — H. R. Brush. La Bataille de Trente Anglois et de Trente Bretons [In: Mod. Philol., April 1912. S. 511—544, Juli 1912. S. 82—136].

Baudouin de Sebourc. — G. L. Hamilton. La source d'un épisode de Baudouin de Sebourc [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, 129—159].

Zu *Bertolome Zorzi* von *Hugo Andresen* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI 489].

Bertran de Born. S. oben p. 253 *Bertoni.*

Bueve de Hanstone, Der festländische. Fassung II, nach allen Handschriften mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar zum erstenmal herausgegeben von *A. Stimming.* Band I: Text. Dresden 1912 [Gesellschaft für romanische Literatur. Bd. 30].

— *G. Sander.* Die Fassung T des festländischen Bueve de Hantone. Göttinger Dissertation 1912.

— *J. E. Matzke.* The Oldest Form of the Beves Legend [In: Modern Philology X, 1].

Chançun de Willame. — J. Acher. A propos d'un doute sur le livre de Chiswick [In: Rev. d. l. rom. LV. Janv.-Mars 1912].

Chrétien. — S. oben p. 246 *Zenker.*

— *Chrétien de Troyes* auteur de *Philomena* [In: Romania XLI, 94—101].

Christine de Pisan. — Le livre des trois vertus de Christine de Pisan, et son milieu historique et littéraire p. *Mathilde Laigle.* Avec deux planches hors texte. Paris. H. Champion 1912. XII, 375 S. 8⁰. [Bibliothèque du XVe siècle. T. XVI].

Colin Muset. — Les chansons de Colin Muset éditées p. *J. Bédier.* Avec la transcriptions des mélodies par *Jean Beck.* Paris, H. Champion, 1912. XIII, 44 S. 8⁰. Pr. 1 frc. 50.

Conti di antichi cavalieri. — *G. Bertoni.* Il testo francese di «Conti di antichi cavalieri» [In: Giornale storico della letterat. ital. LIX, 1].

Débat du corps et de l'âme. — *G. Bertoni.* Corrections au texte du Débat du corps et de l'âme [In: Annales du Midi. Avril 1912].

Detti di Filosofi e Savi. S. oben p. 253 *Bertoni.*

Le *Dit du hardi Cheval* p. p. *P. Meyer* [In: Romania XLI, 90—93].

Éneas s. oben p. 246 *Warren* und p. 246 *Faral.*

Enseignements de saint Louis à son fils, Le texte primitif des, par *H.-François Delaborde* [In: Bibl. de l'École des Chartes LXXIII. 73—100 (à suivre)].

Eustachiusleben. — *Ott, Andreas C.* Das altfranzösische Eustachiusleben (histoire d'Eustachius) der Pariser Handschrift Nat.-Bibl. fr. 1374 zum ersten Male m. Einleitung, den lateinischen Texten der „Acta sanctorum" u. der „Bibliotheca Casinensis", Anmerkungen u. Glossar hrsg. [Aus: „Roman. Forschgn".]. XXXIX, 97 S. Lex. 8⁰. Erlangen, F. Junge, 1912. 4 Mk.

La *Farce du cuvier.* Deux actes; par *Maurice Léna.* (Musique de Gabriel Dupont.) Livret seul. Paris, Heugel et Cie., éditeur. 1912. In-16, 64 p. 1 fr. [Représentée pour la première fois au théâtre royal de la Monnaie, à Bruxelles, en mars 1912].

Gesta romanorum. — Quelques remarques relatives à l'histoire des Gesta romanorum; par *M. Krepinsky.* Paris, H. Champion, 1911. In-8, 35 p. [Extrait du «Moyen Age», 2e série, t. 15. (Septembre-octobre, novembre-decembre 1911)].

Godefroi de Bouillon. — *H. A. Smith.* Studies in the Epic Poem Godefroi de Bouillon [In: Publ. of the Mod. Lang. Assoc. of America XXVII, 2].

Gormonda. S. oben p. 253 *Bertoni.*

Guillaume, Chanson de. S. oben p. 242 *Schad.*

Historia Apollonii regis Tyri. — *Charles B. Lewis.* Die altfranzösischen Versionen der lat. ‘Historia Apollonii regis Tyri’ nach allen bekannten Handschriften zum erstenmal herausgegeben. Breslauer Diss. 1912 (Die ganze Arbeit erscheint in Bd. XXXIV, Heft 1 der Romanischen Forschungen).

Historia septem sapientium. I. Eine bisher unbekannte lateinische Übersetzung einer orientalischen Fassung der Sieben weisen Meister. (Mischle Sendabar) hrsgb. und erklärt von *Alf. Hilka,* Heidelberg, C. Winter, 1912. [Sammlung mittellat. Texte hrsgb. von Alf. Hilka. 4].

Huons aus Auvergne Suche nach dem Hölleneingang. Nach der Berliner Hs. hrsgb. von *Edmund Stengel.* Festschrift der Universitat Greifswald. Ausgegeben zum Rektoratswechsel am 15. Mai 1912. Greifswald, Emil Hartmann, 1912.

— *E. Stengel.* Roms Befreiung durch Huon d'Auvergne und dessen Tod. Schlußepisode der franco-venezianischen „Chanson" von Huon d'Auvergne. Text der Berliner Handschrift, zum erstenmal veröffentlicht. Cividale del Friuli. Officina Grafica dei Fratelli Stagni 1911 [Aus: Miscellanea di studî critici e ricerche eruditi in onore di V. Crescini, p. 267 sgg].

Johannesevangelium. S. oben p. 241 *Porschke.*

Zur *Karlsreise* von *H. Andresen* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, 229 f.].

Lancelot. — *H. Oskar Sommer.* The vulgate version of the Arthurian Romances edited from manuscripti in the British Museum. Vol. V. Le Livre de Lancelot del Lac, Part. III. Washington, The Carnegie Institution 1912.

— *H. Becker.* Der altfranzösische Prosaroman von Lancelot del Lac. II. Branche, 1. Teil: Les Enfances Lancelot. Versuch einer kritischen Ausgabe nach allen bekannten Handschriften (Teildruck). Marburger Dissertation 1911 [Die vollständige Arbeit bildet Heft VI der Marburger Beiträge zur romanischen Philologie].

Ein *Marienlied* aus dem 15. Jahrh. Mit einem Faksimile. Von *E. Winkler* [In: Arch. f. n. Spr. CXXVIII 3/4].

Moniage Renouart. S. oben p. 246 *Castedello.*

Narbonnais. S. oben p. 246 *Scherping.*

Nicolas von Verona. S. oben p. 241 *Schneider.*

Païen de Maisières. La Damoiselle à la mule. (La mule sanz frain.) Conte en vers du cycle arthurien. Nouvelle édition critique accompagnée d'une étude philologique, de recherches sur les thèmes compris dans le conte et d'un index complet des formes, par *Boleslas Orlowski.* Avec 1 planche hors texte. Paris, H. Champion, 1911. In-8, XI-225 p.

Petri Alfonsi Disciplina Clericalis von *Alfons Hilka* und *Werner Söderhjelm.* II. Französischer Prosatext. Helsingfors 1912 [Acta Soc. Scientiarum Fennicæ XXXVIII. Nr. 5].

Peire de Corbian. — H. L. Hamilton. Sur la date et quelques sources du *Thezaur* de Peire de Corbian [In: Romania XLI, 269—281].

Philomena. S. oben p. 254 *Chrétien.*

Pons de Capduoill. S. oben p. 253 *Bertoni.*

Pyrame et Thisbé, texte normand du XIIe siècle. Édition critique avec Introduction, Notes et Index de toutes les formes, par *C. De Boer* ... (Verhandelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen te Amsterdam. Afdeeling Letterkunde. Nieuve Reeks. Deel XII, n⁰ 3), in-4, 104 p.

— *Ed. Faral.* Le poème de Piramus et Tisbé et quelques contes ou romans français du XIIe siècle [In: Romania XLI, 32—57].

Rainoart. S. oben p. 242 *Schad.*

Reichenauer Glossen. — J. Stalzer. Die den Reichenauer Glossen zugrunde liegende Bibelversion [In: Zs. f. d. österr. Gymn. 1912. 6. Heft. S. 481—492].

Reichenauer Glossen. — W. Heraeus. Zu den lexikalischen Quellen der Reichenauer Glossen [In: Festschr. zum 15. Neuphilologentage in Frankfurt a. M. 1912].

Rolandslied. — P. Herthum. Die germanischen Elemente im altfranzösischen Rolandsliede. 77 S. 8⁰. S. d. [Sonderabdruck aus der Wissenschaftlichen Festschrift des Kgl. Realgymnasiums und Gymnasiums zu Leer anläßlich der Einweihung des neuen Schulgebäudes].

— *F. E. Mann.* Das Rolandslied als Geschichtsquelle und die Entstehung der Rolandsäulen. Karls des Gr. Feldzug gegen Retra und Stettin 778, Rolands Tod bei Prenzlau, sein Heldengedicht, seine askanischen Nachfolger, seine Denkmäler. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. Th. Weicher, Leipzig 1912. VIII, 174 S. 8⁰.

— Chanson (la) de *Roland.* Traduction nouvelle d'après les textes originaux. Paris, E. Mignot. In-16, 149 p. [Tous les chefs-d'œuvre de la littérature française].

Roman de la rose ou de Guillaume de Dole: sunto e brani scelti per *Vincenzo De Anglis* Roma, E. Loescher e C. 1912. 28 S. 8⁰ [Testi romanzi per uso delle scuole, a cura di E. Monaci].

Saint Osith. — A. T. Baker. An Anglo-French life of Saint Osith III [In: Mod. Lang. Rew. VII. April 1912].

Das *Seerecht von Oléron* nach der Handschrift Paris, Bibliothèque nationale, nouvelles acquisitions françaises n⁰ 10 251. Diplomatischer Abdruck mit Einleitung, ergänzendem Glossar und einer Handschriftprobe von Dr. jur. *H. L. Zeller.* Berlin, Commission bei R. L. Prager, 1912.

Sept Sages. — A vers version of the Sept Sages de Rome p. *H. Allison Smith* [In: The Romanic Review III, 1].

Sordello. — S. oben p. 253 *Bertoni.*

Tristan s. oben p. 246 *Warren.*

Vilain Mire. — Das altfranzösische Fablel du Vilain Mire. Kritischer Text mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar. Dazu Anhang mit photographischer Reproduktion eines Teiles der zugrunde gelegten Handschrift. Hrsgb. von Dr. *Karl Zipperling.* Halle, Niemeyer, 1912. 7 Mk.

Klincksieck, Fr. Der Brief in der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts. Eine Auswahl. Halle, M. Niemeyer, 1912. X, 278 S. 8⁰. Mk. 4,50.

Banville, T. de. Choix de poésies. Avec 3 portraits, d'après Auguste Priault, A. Dehodencq et Georges Rochegrosse. Préface par Charles Morice. Paris, E. Fasquelle. 1912. In-18 jésus, XXVII-325 p. 3fr. 50.

Bayle, P. Pensées diverses sur la comète. Edition critique avec une introduction et des notes publiée par *A. Prat.* T. 1. Paris, libr. E. Cornély et Cie. 1911. In-16, XXXII-371 p. [Société des textes français modernes.]

Balzac, H. de. Œuvres complètes. La Comédie humaine. Théâtre. Les Contes drolatiques. T. 1, 2 et 3. Paris, E. Mignot, 1911. 3 vol. in-4 oblong à 2 col. et portrait de l'auteur. T. 1, p. 1 à 1244; t. 2, p. 1245 à 2432; t. 3, p. 2 433 à 3 692.

— Ursula Mirouet. Uebertr. von Adelh. v. Sybel. V, 340 S. kl. 8⁰. Karlsruhe, Dreililien-Verlag, 1911. 5 Mk.

— *Balzac's, Honoré de,* Roman La Peau de Chagrin von *Hermann Sattler.* Halle, Max Niemeyer, 1912 [Beiträge zur Geschichte der roman. Spr. und Literaturen V].

— *Balzac's, H.* Scènes de la vie privée von 1830 von J. Haas. Halle a. S., Max Niemeyer [Beiträge zur Geschichte der roman. Sprachen und Literaturen, hrsg. von M. Fr. Mann II].

Beaumarchais. — *A. de Bersaucourt.* Le Mariage de Figaro et les Contemporains de Beaumarchais [In: Revue du temps présent. 2 avril 1912].

Bossuet. Discours sur l'histoire universelle. T. 2. Paris, L. Pfluger. 1911. Petit in-16, 160 p. 25 cent. [Bibliothèque nationale. Collection des meilleurs auteurs anciens et modernes, n⁰ 302.]

Bourget, P. Pages de critique et de doctrine. T. 1er: I: Notes de rhétorique contemporaine; II: Notes de critique psychologique. T. 2: III: Thèses traditionalistes; IV: Quelques exemples. Paris. Plon-Nourrit et Cie. 1912. 2 vol. in-16, t. 1, VIII-338 p., t. 2, 332 p. 3 fr. 50 chaque.

— *J. B. Lardeur.* La vérité psychologique et morale dans les romans de M. Paul Bourget. Paris, Fontemoing & Cie. 2 fr.

Brossette. S. unten p. 260 *J.-B.. Rousseau.*

Chartier, Alain. — G. Rosenthal. Die franz. Version von Alain Chartiers Dialogus familiaris mit Einleitung und Glossar. Progr. Rossleben. 1912. 30 S. 4⁰.

Chateaubriant. — *F. Gohin.* Le fragment autographe des «Mémoires d'Outre-Tombe» de la bibliothèque de Fougères [In: Rev. d'Hist. littéraire de la France XIX, 1].

— *Chateaubriand* inédit: Cinq lettres de 1820; par *Max Egger.* Paris, H. Leclerc. 1911. In-8, 19 p. [Extrait du Bulletin du Bibliophile tiré à 50 exemplaires.]

— Atala. René. Les Natchez. Paris, Hachette et Cie. 1912. In-16. 543 p. 3 fr. 50.

— Pages choisies. La Correspondance. Les Premiers Essais. Les Chefs-d'œuvre. Les Ecrits de la Restauration. Les Dernières Œuvres. Les «Mémoires d'outretombe.» Avec une introduction, des notices et des notes; par *Victor Giraud.* 2e édition, revue et corrigée. Paris, Hachette et Cie. 1912. In-16. XXII-328 p. 3 fr. 50

Chénier, A. Poésies. Corbeil, de la Renaissance du Livre, Ed. Minot. In-16, 235 p. 1 fr. 25. [Tous les chefs-d'œuvre de la littérature française.]
Courier, P.-L. — *R. Gaschet.* Le l'authenticité des lettres de Paul-Louis Courier [In: Rev. d'Hist. litt. de la France XIX, 2].
Crebillon, der j. Der Sopha. Moralische Erzählgn. Aus dem Franz. nach der deutschen Übersetzg. von 1765, hrsg. und eingeleitet von *Frdr. Hirth.* LIV, 300 S. kl. 8^0. Wien, Brüder Rosenbaum, 1912. 3 Mk.
Destival. Le voyage de Figaro. Une comédie inédite de la Foire en 1784. Hrsgb. von *Angelo Seligmann* [In: Bulletin de la société de l'histoire du theâtre X, 3/4. Mai-Aout 1911].
Diderot. Jacques le Fataliste et son maître. T. 2. Paris, N. Camus. 1911. Petit in-16, 190 p. 25 cent. [Bibliothèque nationale. Collection des meilleurs auteurs anciens et modernes, n° 313.]
Dumas fils. — *Carlos M. Noel.* Les idées sociales dans le théâtre de A. Dumas fils. Paris, A. Messein. 5 fr.
Dumas, Alex. Lady Hamilton. Die Memoiren e. Favoritin. Vollstandige deutsche Ausg. Übers. u. m. einleit. Worten versehen von Dr. Herm. Eiler. 734 S. m. Bildnissen. 8^0. Berlin, A. Weichert, 1912. 2 Mk.
Du Vair, G. Actions et traictez oratoires. Ed. critique p. avec une introduction, des notes et un lexique p. *R. Radouant.* Paris, E. Cornély et Cie. [Soc. des textes franç. mod.].
Fénelon. — *Eugène Ritter.* Sur la date d'une lettre de Fénelon [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XIX, 1].
Flaubert. s. oben p. 243 *Lehmann.*
— Notes inédites de Flaubert. Tours, impr. J. Allard. Petit in-8, XVI p. avec plan.
— *A. Coleman.* Some inconsistencies in Salammbô [Mod. Lang. Notes XXVII, 4].
Fromentin, E. Correspondance et Fragments inédits. Biographie et notes; par *Pierre Blanchon* (Jacques-André Merys). 2e édition. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1912. In-16, IV-455 p. et portrait, 4 fr.
Gassier, A. Théâtre romantique d'Alfred Gassier. Artevelde, Nicolas Flamel. Œuvres posthumes, avec une préface de M. Paul Ginisty, une notice biographique et le portrait de l'auteur. Paris, B. Grasset. 1912. In-16, XXVI-307 p. 3 fr. 50.
Goncourt. S. oben p. 243 *Fuchs* und p. 243 *Koehler.*
Grimm. Fünf bisher unveröffentlichte Briefe Grimms an Friedrich den Großen von *Paul Wohlfeil* [In: Archiv f. n. Spr. CXXVIII 3/4. S. 329 ff.].
Hardy, A. — *H. C. Langcaster.* Two lost plays by Alexandre Hardy [In: Mod. Lang. Notes XXVII, 5].
Heredia. — *E. Bouvier.* La date de composition des sonnets de Heredia [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XIX, 1].
Hugo, V. s. oben p. 243 *Stölten.*
— Œuvres choisies illustrées de Victor Hugo; par *Léopold-Lacour.* Préface de *Gustave Simon.* Poésies et drames en vers. (2e mille.) Paris, Larousse. Petit in-8, 560 p. avec 36 gravures dont 24 hors texte. 5 fr. [Bibliothèque Larousse.]
— *P. Berret.* Corrections typographiques: Victor Hugo, Monselet et Chiclard, L'inconnu Montenabri [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XIX, 1].
— Les Travailleurs de la mer. Paris, Ollendorff. 1911. Grand in-8, 603 p. avec grav. et fac-similés d'autographes. [Œuvres complètes de Victor Hugo. Roman. VII.]
— *B. Bouvier.* L'œvre poétique de Victor Hugo [In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts, 1911].

Jodelle. — La Cléopâtre captive de Jodelle, reprise le 11 novembre 1911, par le théâtre des Chefs-d'Œuvre; par ***Gustave Cohen.*** Paris, H. Champion. 1911. In-8, 4 p. (non mis dans le commerce). [Extrait de «la Revue des études rabelaisiennes», 9e année, 4e fascicule.]

La Bruyère. Les Caractères. Notices et annotations, par ***René Pichon.*** T. 1 et 2. Paris, Larousse. 2 volumes petit in-8, de 192 p. chaque, 4 gravures hors texte. 1 fr. le volume.

La Fontaine. Œuvres choisies, avec introduction, bibliographie, notes, grammaire, lexique et illustrations documentaires; par ***G. Le Bidois.*** Paris, Hatier. In-18 jésus, X-549 p. avec grav. et portraits. [Collection d'auteurs français.]

— ***Pietro Toldo.*** Fonti e propaggini italiane delle favole del La Fontaine. Parte I: Fonti [In: Giornale storico della letterat. ital. LIX, 1].

Lamartine. — ***M. Strowski.*** Le mouvement poétique en France dans la première moitié du XIXe siècle. Les Méditations poétiques de Lamartine [In: Rev. des cours et conférences XX, 14].

Lamennais. Du passé et de l'avenir du peuple. Paris, N. Camus, 1911. Petit in-16, 192 p. 25 cent [Bibliothèque nationale. Collection des meilleurs auteurs anciens et modernes, n⁰ 126].

Marot, Cl. — ***Plattard, J.*** De l'authenticité de quelques „poésies inédites de Clément Marot" [In: Soc. de l'Hist. du Protestantisme Franç. Bulletin. Mai-juin 1912. S. 278—280].

Mathieu (cardinal). Œuvres diverses. Mélanges historiques et littéraires. Sermons, discours de circonstances de S. E. le cardinal Mathieu, de l'Académie française. II. Paris, H. Champion, 1912. In-8, XX-504 p.

Mirabeau. Œuvres. Les Ecrits. Avec une introduction et des notes; par ***Louis Lumet.*** Paris, E. Fasquelle, 1911. In-18 jésus, XV-557 p. 3 fr. 50 [L'Elite de la Révolution].

Molière. Don Juan. Ein trag. Lustspiel. Übers. u. f. die deutsche Bühne eingerichtet v. Max Grube. Mit e. Einleitg. v. Pordes-Milo. Soufflierbuch nach der Aufführg. am Meininger Hoftheater. 64 S. [In: Universal-Bibliothek. 16⁰. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1912. Nr. 5402].

— George Dandin oder der beschämte Ehemann. Drama. Hrsg. v. K. Vollmöller. Leipzig, Insel-Verlag.

— Œuvres. T. 3: Relation de la fête de Versailles. M. de Pourceaugnac. Les Amants magnifiques. Psyché. Les Fourberies de Scapin. La Comtesse d'Escarbagnas. Les Femmes savantes. Le Malade imaginaire. Poésies diverses. Paris, Hachette et Cie., 1912. In-16, 472 p. 1 fr. 25 [Les Principaux Ecrivains français].

Montaigne. — ***R. Dezeimeris.*** Annotations inédites de Michel de Montaigne sur les «Annales et Chroniques de France» de Nicole Gilles (suite) [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XIX, 1].

— ***P. C[ourteault].*** Un texte inédit relatif à Montaigne [In: Rev. hist. de Bordeaux et du département de la Gironde III (1910), S. 430].

— Les Essais. T. 3, 4, 5, 6 et dernier. Paris, J. Gillequin et Cie. 4 vol. in-16, t. 3, 205 p.; t. 4, 209 p.; t. 5, 205 p.; t. 6, 195 p. [Tous les chefs-d'œuvre de la littérature française].

— ***A. Gazier.*** Les Essais de Montaigne [In: Revue des cours et conférences XX, 15].

Musset. — ***F. Strowski.*** Le théâtre d'Alfred de Musset [In: Rev. des cours et conférences XX, 24].

Napoléon Ier. Correspondance inédite conservée aux archives de la guerre. Publiée par *Ernest Picard* et *Louis Tuetey.* T. 1er: 1804 bis 1807. Limoges, impr. et libr. Charles-Lavauzelle. Paris, libr. de la même maison. 1912. In-8, XXII-724 p. [Publié sous la direction de la section historique de l'état-major de l'armée].

Nerval. — *E. Bergerat.* Supplément à la Correspondance de Gérard de Nerval [In: La Dépêche. 4 mai 1912].

Quillard, Pierre p. *Stuart Merrill* [In: La Phalange 20 févr. 1912].

Rabelais, F. Œuvres. Edition critique publiée par Abel Lefranc, professeur au Collège de France; Jacques Boulenger, Henri Clouzot, Paul Dorveaux, Jean Plattard et Lazare Sainéan. T. 1: Gargantua. Prologue, Chapitres I-XXII. Avec une introduction, 1 carte et 1 portrait. Paris, H. et E. Champion, 1912. In-4, VIII-CLVI-214 p.

— Gargantua, dessiné et raconté par Joseph Girard, d'après l'auteur. Limoges, Librairie nationale d'éducation et de récréation. Grand-in-8, 16 p.

— Tout Rabelais en français moderne. Traduction de *J. Garros.* Paris, Librairie Nilsson, Per Lamm et Cie. Succ. 3 fr. 50.

Ronsard. — *Vaganay, H.* Pour l'édition critique des Odes de Ronsard. 61 S. 8⁰ [Extrait de la Revue des Bibliothèques, n^os^ 1—3. Janv.-Mars 1912].

Rostand, Edm., als Dramatiker. II. Von *O. Mügge.* Progr. Friedeberg 1912. 31 S. 8⁰.

Rouger. — *D. du Dezert.* L'œuvre poétique de Henri Rouger [In: Rev. des cours et conférences XX, 20].

Rousseau, J.-B. — Correspondance de J.-B. Rousseau et de Brossette p. d'après les originaux avec des notes et un index p. *P. Bonnefon.* T. II. 1729—1741. Paris, E. Cornély et Cie. 312 S. 16. 6 fr. [Soc. des textes franç. mod.].

Rousseau, J. J. Lettres écrites de la montagne. Corbeil, libr. de la Renaissance du livre, Ed. Mignot. In-16, 218 p. 1 fr. 25 [Tous les chefs-d'œuvre de la littérature française].

Rousseau, J.-J. Du contrat social. Les Rêveries d'un promeneur solitaire. Paris, E. Mignot. In-16, 232 p. [Tous les chefs-d'œuvre de la littérature française].

— Les Confessions. T. 3 et dernier. Paris, J. Gillequin et Cie. In-16, 217 p. [Tous les chefs-d'œuvre de la littérature française].

— Emile. T. 1, 2, 3 et dernier. Paris, J. Gillequin et Cie. 3 vol. in-16, t. 1, 213 p.; t. 2, 215 p.; t. 3, 211 p. [Tous les chefs-d'œuvre de la littérature française].

— *Pierre-Paul Plan.* Vers inédits de Jean-Jacques Rousseau [In: Mercure de France, 16 avril 1912. S. 892—894].

— Les rêveries du promeneur solitaire. Text der Orig.-Ausg. mit Varianten der letzten Ausg. Hrsg. m. Einleitg. v. E. Schneegans. Straßburg, J. H. E. Heitz [Bibliotheca romanica Nr. 159 u. 160].

— *A. Schinz.* La notion de la vertu dans le Premier Discours de J.-J. Rousseau [In: Mercure de France 1er juin 1912].

— *L. Delaruelle.* Les sources principales de J. J. Rousseau dans le premier discours à l'Académie de Dijon [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XIX, 2].

Sainte-Beuve. — Inédits de Sainte-Beuve et de Mgr. Duchesne [In: La Revue 1er mars 1912].

Saint-Pierre (abbé de). — Annales politiques (1658—1740). Nouvelle édition, collationnée sur les exemplaires manuscrits et imprimés, avec une introduction et des notes, par *Joseph Drouet.* Paris, H. Champion, 1912. In-8, XXXVI-405 pages et portrait.

Scarron. Le Virgile travesti. T. 1. Paris, N. Camus, 1911. Petit in-16, 192 p. 25 cent. [Bibliothèque nationale. Collection des meilleurs auteurs anciens et modernes].

— Le Roman comique. T. 2. Paris, N. Camus, 1911. Petit in-16, 191 p. 25 cent [Bibliothèque nationale. Collection des meilleurs auteurs anciens et modernes. N⁰ 25].

Sévigné, Mme de. Lettres choisies. Paris, N. Camus, 1911. 2 vol. petit in-16, t. 1, 192 p.; t. 2, 191 p. Chaque, 25 cent. [Bibliothèque nationale. Collection des meilleurs auteurs anciens et modernes, nos 174—175].

Viau, Théophile de. — Edmond Maignen. Notes bibliographiques sur quelques éditions des Œuvres de Th. de Viau [Aus: Petite Revue des Bibliophiles Dauphinois, n⁰ 13, juillet 1911].

— Une seconde revision des œuvres du poète Théophile de Viau (corrigées, diminuées et augmentées) publiée en 1663 p. Esprit Aubert, Chanoine d'Avignon. Exposé p. *Fr. Lachèvre.* Paris, H. Champion. 2 fr. 50 [Le libertinage au XVIIe siècle].

Vigny, Alfr. de. — M. Lange. Encore les sources d'Alfred de Vigny [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XIX, 2].

— *Fernand Gregh.* Un roman inédit d'Alfred de Vigny [In: Rev. de Paris XIX, 12].

— Daphné [In: Rev. de Paris XIX, 12. 13].

Voltaire. Œuvres complètes. T. 25 et 36. Paris, Hachette et Cie., 1912. 2 vol. in-16, t. 25, 499 p.; t. 36, 443 p. 1 fr. 25 le vol.

— Une lettre inconnue de Voltaire p. p. *L. Leger* [In: Journal des Savants. Mars 1912].

— *Voltaire*, Lettre of, p. *Sh. G. Patterson* [In: Mod. Lang. Notes XXVII, 4].

— *Ch. Charrot.* Quelques notes sur la Correspondance de Voltaire [In: Rev. d'Histoire littér. de la France XIX, 1].

8. Geschichte und Theorie des Unterrichts.

Bürger, Die Wissenschaftlichkeit des neusprachlichen Unterrichts [In: Zs. f. frz. u. engl. Unterricht XI, 2].

Busse, Bruno. Wie studiert man neuere Sprachen? Ein Ratgeber für alle, die sich dem Studium des Deutschen, Englischen und Französischen widmen. 2. verm. u. verb. Aufl. (Violets Studienführer.) 186 S. gr. 8⁰. Stuttgart, W. Violet, 1912. 2.50 Mk.

Reko, Viktor A. Die Sprechmaschine im Dienst des Unterrichts [In: Zs. f. d. Realschulw. XXXVII, 5].

— Die Sprechmaschine im Dienst des Unterrichts [In: Zs. f. frz. u. engl. Unterricht XI, 2].

Tappert, W. Französischer Lektüre-Kanon. Verzeichnis aller bis zum 10. 4. 1912 vom Kanon-Ausschuß des allgemeinen deutschen Neuphilologen-Verbandes für brauchbar erklärten Schulausgaben franz. Schriftsteller. 4. Aufl. [Aus: „Die neueren Sprachen"]. 42 S. 8⁰. Marburg, N. G. Elwerts Verl., 1912. 60 Pfg.

Vorschläge des Wiener Ausschusses für einfache und einheitliche Fachausdrücke im Sprachunterricht (gebilligt vom „Wiener Neuphilologischen Verein") [In: Zs. f. d. Realschulw. XXXVII, 6].

Walter, M. Beobachtungen über Unterricht und Erziehung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika [In: Festschr. zum 15. Neuphilologentage in Frankfurt a. M. 1912].

Wilmsen. Die französischen unregelmäßigen Verben im Unterricht [In: Zs. f. frz. u. engl. Unterricht XI, 2].

Zeisel, E. Zur neuen Terminologie in der Grammatik des Neufranzösischen: Die Klassentheorie der Verba [In: Zs. f. d. Realschulw. XXXVII, 7. S. 391—394].

9. Lehrmittel für den französischen Unterricht.

a) Grammatiken, Übungsbücher etc.

Banderet, P. Recueil de thèmes. III. partie. Pour servir d'applications à la „Grammaire française" du même auteur et à tout ouvrage analogue. VI, 110 S. 8⁰. Berne 1912. Bern, A. Francke. 1.20 Mk.

Bielefeldt, Geo. Methodische Wortkunde der französischen Sprache mit besond. Berücksicht. der Grammatik, Phraseologie, Synonymik und Etymologie. Eine Grundlage für das Studium der französ. Sprache. Ein Korrektiv für den französ. Hilfsunterricht. 304 S. gr. 8⁰. Berlin, Friedberg & Mode, 1912. 6 Mk.

Bierbaum, J. Lehrbuch der französischen Sprache. (Neue Bearbeitg.) Tl. I, II u. III. Schlüssel zu den deutschen Übersetzungsstücken. 47 S. 8⁰. Leipzig, Roßbergsche Verlagsbuchh., 1912. 1.75 Mk.

Bize, Louis, u. *Wern. Flury.* Cours élémentaire de langue française à l'usage des écoles secondaires de langue allemande. Exemples. exercices, lecture. VIII, 204 S. 8⁰. Zürich, Schultheß & Co., 1912. Geb. 1.80 Mk.

Boerner, Otto. Lehrbuch der französischen Sprache f. Lyzeen u. höhere Mädchenschulen. Nach den preuß. Bestimmgn. f. das höhere Mädchenschulwesen vom 18. 8. 1908 völlig neu bearb. v. Schulvorsteherin Margar. Mittell. (Boerners franz. Unterrichtswerk. Börner-Mittell 5.) V. Tl. Lese- u. Übungsbuch f. die Oberstufe. Mit 18 Abbildgn. im Text, 7 farb. Taf., 1 (farb.) Karte v. Frankreich u. dem (farb.) Pharusplan v. Paris. VII, 236 S. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner, 1912. Geb. 2.60 Mk.

— *M. Mittell.* Lehrbuch der französischen Sprache f. höhere Mädchenschulen. Livre du maître. kl. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner. 2. Tl. Klasse VI. Hrsg. v. M. 17 S. 1912. 80 Pfg. Nur direkt an Lehrer.

Carion, Octave. Méthode nouvelle pour l'étude des homonymes de la langue française. IV, 84 S. gr. 8⁰. Halle, H. Gesenius, 1912. 1.20 Mk.

Chalamet. A travers la France. Systematisches Wörterbuch. Zusammenstellung des Vokabelschatzes und der Grammatik in Beispielen von *E. Otto.* 61 S. 8⁰. Berlin, Weidmann, 1912. 60 Pfg.

Cosseret, P. La Diction expliquée en quinze leçons. Paris, P. Paclot. In-16, 127 p. 1 fr.

Ducotterd, X., u. *W. Mardner.* Lehrgang der französischen Sprache, auf Grund der Anschauung u. m. besond. Berücksicht. des mündlichen u. schriftlichen freien Gedankenausdruckes bearb. 8⁰. Frankfurt a. M., C. Jügel. 1. Tl. 1. Abtlg. 21. Aufl. XVI, 90 S. m. 3 Taf. 1912. Geb. 1.50 Mk.

Duval, P., *E. Brémond* et *D. Moustier.* Grammaire et Composition française. Cours élémentaire et cours moyen. 1re année. Livre du maître. Paris, E. André fils. 1912. Petit in-8, 119 p. 1 fr. 20 [Le Français à l'école primaire].

Emmrich, P., u. *A. Wolf.* Lehrbuch der französischen Sprache für Volksschulen. 1. Tl. III, 144 S. m. 19 Abbildgn. gr. 8⁰. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1912. 1.60 Mk.

Fetter und *Ullrich.* La France et les Français. Lehrgang der französischen Sprache für Mädchenlyzeen und verwandte Lehranstalten. 3. A. Pichlers Witwe & Sohn. Wien 1912. 2 K. 40 h.

Fetter, J. und *K. Ullrich.* Französisches Lesebuch für die oberen Klassen der Mittelschulen. Mit 46 Abbildungen, 2 Plänen von Paris und einer farbigen Karte von Frankreich. Preis: geb. samt Kommentarheft 4. K. 2. Aufl. Wien 1912. A. Pichlers Witwe & Sohn.

Gade, Heinr. Hilfsbüchlein für die Einprägung der französischen unregelmäßigen Verben in Verbindung mit den gebräuchlicheren Fürwörtern. (Neben jedem französ. Lehrbuch zu verwenden.) 32 S. 8⁰. Berlin, Weidmann, 1912. 50 Pfg.

Gillot, Hub., u. *Gust. Krüger.* Dictionnaire systématique français-allemand. Französisch-deutsches Wörterbuch nach Stoffen geordnet. Ausg. f. Deutsche. I. Bd., 1. Abtlg. IV, 638 S. gr. 8⁰. Dresden, C. A. Koch 1912. 8 Mk.

Grundscheid, C., u. *O. Schumacher.* Lehrbuch der französischen Sprache für kaufmännische und gewerbliche Fortbildungsschulen. 1. Tl. Mit 3 Vollbildern im Text, 1 (farb.) Plan v. Paris, 1 (farb.) Karte v. Frankreich u. 1 (farb.) Münztaf. VI, 112 S. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner, 1912. Geb. 1.60 Mk.

Hillmer, Wilh. Beispielsammlung zur französischen Grammatik. Umformungen u. Ergänzungen f. den Klassen- u. Nachhilfeunterricht. 76 S. 8⁰. Halle, Buchh. des Waisenhauses, 1912. 80 Pfg.

Hocquart. Petit Dictionnaire de la langue française suivant l'orthographe de l'Académie, contenant tous les mots qui se trouvent dans son dictionnaire, avec la prononciation lorsqu'elle est irrégulière. Nouvelle édition, revue et augmentée d'un grand nombre de mots, par *A. René.* Paris, E. Guérin. In-32 à 2 col., XII-500 p.

Juranville, Mlle C. Manuel de style et de composition inaugurant une méthode nouvelle raisonnée et pratique. Cours moyen. Livre du maître. Paris, Larousse. In-12, 272 p. 1 fr. 50.

— Le Style enseigné par la pratique; méthode nouvelle. Cours supérieur. Livre du maître. Paris, Larousse. In-12, 312 p. 2 fr.

— Les Participes en histoires. Méthode nouvelle, théorique et pratique, comprenant les règles émises par nos principaux grammairiens, des devoirs d'invention et d'imitation, des exercices analogiques et monographiques, et de nombreuses histoires servant d'application aux règles. Livre du maître. Paris, Larousse. In-12, 171 p. 1 fr. 50.

Konjugationsheft, Französisches, I. 40 S. 16,5 × 21,5 cm. Leipzig, Dr. Seele & Co., 1912. 20 Pfg.

Le Roy, de la Comédie-Française. Grammaire de la diction française. Paris, Paul Delaplane, 1912.

Maquet, C. et *L. Flot.* Cours de langue française. Rédigé conformément aux programmes du 31 mai 1902 et à l'arrêté ministériel du 25 juillet 1910 relatif à la nouvelle nomenclature grammaticale. Exercices sur le troisième degré. (2ᵉ partie.) Garçons: classes de 5ᵉ et 4ᵉ. Jeunes filles: 4ᵉ année secondaire. Paris. Hachette et Cie., 1912. In-16, 168 p. cartonné 1 fr. 50.

Metoula-Sprachführer. Eine verkürzte Methode Toussaint-Langenscheidt. 16⁰. Berlin-Schöneberg, Langenscheidts Verl. *Desbons, Jean.* Französisch, unter Mitwirkung v. A. Gornay. 156 S. mit Abbildgn., 1 farb. Karte u. 2 farb. Plänen. 1912. Geb. 80 Pfg.

Mittell, Margar. Französische Grammatik für die Oberstufe der Lyzeen u. höheren Mädchenschulen, sowie f. Oberlyzeen u. Studienanstalten. Nach den preuß. Bestimmgn. f. das höhere Mädchenschulwesen vom 18. 8. 1908. (Boerners französ. Unterrichtswerk. Boerner-Mittell: Grammatik.) IV, 142 S. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner, 1912. 1.60 Mk.

Oberländer, Siegm., u. *Alex. Werner.* Lehrbuch der französ. Sprache für Realschulen und Realgymnasien. 8⁰. Wien, F. Tempsky. 4. Tl. (Oberstufe). Übungsbuch u. kurzgefaßte französische Schulgrammatik. Mit 18 Abbildgn., 1 Karte v. Frankreich u. 1 Plane v. Paris. 237 S. 1912. Geb. 3.70 Mk. 5. Tl. (Oberstufe). Morceaux choisis de lecture. Mit 34 Abbildgn., 1 Karte v. Frankreich u. 1 Plane v. Paris. 207 S. 1912. Geb. 3 Mk.

Plattner, Ph. Lehrbuch der französischen Sprache. 3 Tle. 8⁰. Freiburg i. B., J. Bielefeld. Geb. 6.50 Mk. 1. Tl. Grammatik, bearb. v. Dir. Jos. Metzger, Dr. Karl Ott u. Mädchensch.-Prof. Jos. Weber. 125 S. 1912. Geb. 2 Mk. — 2. Tl. 158 S. 1912. Geb. 2 Mk. — 3. Tl. 238 S. 1911. Geb. 2.50 Mk.

Ploetz, Gust., u. *Otto Kares.* Kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Übungsbuch. Ausg. G. Für Mittelschulen. Bearb. nach den Bestimmgn. üb. die Neuordng. des Mittelschulwesens vom 3. 2. 1910 v. *Gust. Ploetz* u. *Paul Voos.* (XII, 312 S. u. 4 S. Abbildgn. m. 1 farb. Karte u. 1 farb. Plan.) 8°. Berlin, F. A. Herbig, 1912. 2.60 Mk.

— Kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Elementarbuch. Ausg. J. Neue Ausg. f. höhere Mädchenschulen. Nach den Bestimmgn. vom 12. 12. 1908 bearb. v. Max Schröer. II. Tl.: 6. u. 5. Klasse. (2. u. 3. Schulj.) VIII, 206 S. m. 3 [1 farb.] Taf. 8°. Berlin, F. A. Herbig 1912. Geb. 2.10 Mk.

Rognon Louis. Grammaire française à l'usage des étrangers rédigée sur un plan entièrement neuf. Exposé clair, simple et pratique des parties du discours permettant aux étrangers de s'assimiler rapidement les difficultés grammaticales de la langue française. 156 S. 8°. Zürich, Volksbuchh., 1912. 2.40 Mk.

Rouaix, P. Grammaire élémentaire, théorie et exercices, conforme à la nomenclature grammaticale officielle. Huitième et septième (garçons), dernières années primaires (filles). Paris, H. Didier. Toulouse, E. Privat, 1911. In-16, 260 p. [Cours de grammaire française].

Schiedermair, Rich., u. *Hans Zettner.* Lehrgang der französ. Sprache f. Realschulen, Oberrealschulen u. Reformschulen. (2. u. 3. Schulj.) Mit 1 (farb.) Karte v. Frankreich. VII, 157 S. gr. 8°. München, J. Lindauer, 1912. 2.80 Mk.

Toutey, E. Cours pratique de langue française. Vocabulaire. Grammaire. Analyse. Orthographe. Rédaction. Récitation. (3e année.) Certificat d'études, bourses de l'enseignement primaire supérieur. Paris, E. André fils. 1912. In-8, 256 p. 1 fr. 50.

Wilm, Elise. Sprachvergleiche und Sprachgeschichte in Schule und Seminar. Ein Hilfsbuch für den fremdsprachlichen Unterricht. 2. Aufl. Im Selbstverlag Crossen a. O.

Wolter, Eug. Französisch in Laut und Schrift. Ein Lehrbuch für höhere Schulen. 2. Tl. Wörterverzeichnis. III, 126 S. 8°. Berlin, Weidmann, 1912. 1.40 Mk.

Wolter, Konr. Livret explicatif des tableaux auxiliaires Hirt. Sechs französ. Texte zu Hirts Anschauungsbildern. Farbige Künstlersteinzeichnungen v. Walth. Georgi. Mit 6 farb. Taf. u. 1 Abbildg. des Pathegraphen. 32 S. 8°. Breslau, F. Hirt, 1912. 60 Pfg.

b) Literaturgeschichte, Schulausgaben, Lesebücher.

Cury, Camille, et *Otto Boerner.* Histoire de la littérature française à l'usage des étudiants hors de France. 2. éd., revue, corrigée et considérablement augmentée. XII, 400 S. 8°. Leipzig, B. G. Teubner, 1912. 5 Mk.

Le Tournau, Marcel, et *Louis Lagarde.* Abrégé d'histoire de la littérature française à l'usage des écoles et de l'enseignement privé. 3. éd. revue et corrigée. VIII, 187 S. 8°. Berlin, Weidmann, 1912. 2 Mk.

Auteurs français. Hrsg. v. F. J. Wershoven. 8°. Trier, J. Lintz. XXII. Balzac et Mérimée. Nouvelles. Hrsg. u. erklärt v. Prof. Dr. F. J. Wershoven. 104 S. 1912. 90 Pfg.

Beck, Christoph. Französische Gedichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, nebst 3 Kapiteln üb. Verslehre, Poesie, Figuren u. Tropen (in französ. Sprache), sowie e. Stoffverteilg. auf 9 Klassen u. 4 Gedichtekanons, f. alle höheren Knaben- u. Mädchenschulen hrsg. XXVIII, 213 S. 8°. Nürnberg, F. Korn, 1912. Geb. 2.20 Mk.

Boissier, Gaston. Cicéron et ses amis. Étude sur la société romaine du temps de César. Édition abrégée à l'usage des écoles et annotée par Rich. Ackermann. 118 S. m. 7 Abbildgn. u. 3 Karten. 8⁰. Wien, F. Tempsky. — Leipzig, G. Freytag, 1912. 1.20 Mk.

Corneille; par *Fernand Cauët.* Paris, G. Vitry, édit. 1912. Petit in-8, 27 p. [Enseignement par les projections lumineuses. Notices rédigées sous le patronage de la commission des vues instituée près du Musée de l'enseignement public].

Faguet, E. Ce que disent les livres. Paris, Hachette et Cie. Grand in-8, à 2 col., 116 p. avec grav. 1 fr. [Collection pour la jeunesse].

Gaßner, H., et *G. Werr.* La France. Lectures publiées et annotées. Histoire, géographie, poésie. 2. éd. (avec 1 carte de la France et 1 plan de Paris). VIII, 164 S. gr. 8⁰. München, J. Lindauer, 1912. 2.80 Mk.

Gratacap, M., et *A. Mager.* Les grands écrivains de la France. Morceaux choisis recueillis et annotés à l'usage des établissements d'instruction de l'enseignement secondaire (32 portraits, 2 gravures, 3 cartes). Prix: 6 K. = 5 M. Leipzig, G. Freytag, Vienne, F. Tempsky.

Jugendlesebücher, Fremdsprachliche illustrierte. Hrsg. v. *Fr. Wittmann* u. *G. Schmidt.* kl. 8⁰. Heidelberg, Carl Winter. Geb. 1 Mk. 7. Bd. Lavisse, Ernest: Histoire de France. (Hrsg. v. G. Schmidt, illustriert v. Fr. Hein.) IV, 80 S. 1912.

Le Bourgeois, F. Au fil du Rhin. 182 S. m. 9 Taf. kl. 8⁰. Freiburg i. B., J. Bielefeld, 1912. Geb. 3 Mk.

Löwe, Heinr. Gut Französisch. Redewendungen u. Gesprächsstoffe. Ein unentbehrl. Hilfsbuch zur Ergänzg. der grammatikal. Kenntnisse, f. prakt. Zwecke hrsg. unter Mitwirkg. v. G. Becce u. R. Meienreis. VII, 136 S. 8⁰. Berlin-Schöneberg, R. Jacobsthal & Co., 1912. Geb. 2.50 Mk.

Mélanges de prose moderne. (Histoire — philosophie — économie politique — voyages.) Publiés et annotés par H. Gaßner. 117 S. 8⁰. Vienne-Leipsic 1912. Wien, F. Tempsky. — Leipzig, G. Freytag. 1.20 Mk.

Reformbibliothek, Neusprachliche. Hrsg.: B. Hubert u. R. Korn. 8⁰. Leipzig, Roßbergsche Verlagsbuchh. 34. Bd. Molière: Les précieuses ridicules. Comédie. Annotée par Dr. Imman. Hoffmann. XIV, 44 u. 36 S. 1912., geb., annotations geh. 1.50 Mk. 36. Bd. Mérimée, Prosper: Colomba. Annotée par Dr. H. Müller. VII, 79 u. 27 S. 1912, geb., annotations geh. 1.50 Mk.

Schmidt, R. Promenade à travers Paris et ses environs à l'usage des écoles et à l'usage privé. 63 S. m. 1 Plan. 8⁰. Berlin, E. Ebering, 1912. 1.20 Mk.

Schülerbibliothek, Französische. I. Serie. kl. 8⁰. Paderborn, F. Schöningh. 13. Bdchn. Contes du siècle. Ausgewählt u. m. Anmerkgn. zum Schulgebrauch u. e. Wörterbuch versehen v. F. J. Wershoven. 107, 17 u. 58 S. 1912. Wörterbuch geh. 1.30 Mk. 14. Bdchn. Mairet, Jeanne: L'enfant de la lune. Mit Anmerkgn. zum Schulgebrauch u. e. Wörterbuch versehen v. F. Mersmann. III, 85, 14 u. 41 S. 1912. Wörterbuch geh. 1.20 Mk. 15. Bdchn. Mairet, Jeanne: La clef d'or. Mit Anmerkgn. zum Schulgebrauch u. e. Wörterbuch versehen v. F. Mersmann. 69, 13 u. 47 S. 1912. geb., Wörterbuch geh. 1.20 Mk.

Schulbibliothek französischer u. englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit. Mit besond. Berücksicht. der Fordergn. der neuen Lehrpläne hrsg. v. *L. Bahlsen* u. *J. Hengesbach.* I. Abtlg.: Französische Schriften. Wörterbuch. 8⁰. Berlin, Weidmann. 62. Bändchen. Sandeau, J.: La roche aux mouettes. Zusammengestellt v. Prof. H. Bretschneider. 61 S. 1912. —.60 Mk. 63. Bdchn.

Bazin, René: La douce France. Extraits choisis et annotés par lecteur ex-prof. René Plessis. VIII, 150 S. 1912. 1.40 Mk.

Sprachenpflege, System August Scherl. Französisch (Französisch u. deutsch.) kl. 8⁰. Ebd. 8. Bd. Musset, Alfr. de: Erzählungen. (Contes.) Auswahl. 2. Bd. S. 113—219. 1912. geb. —.50 Mk. 9. Bd. Balzac, Honoré de: Frau Firmiani und andere Erzählungen. Auswahl. Französische Bearbeitg. u. Übertragg. ins Deutsche von W. Violet. 1. Bd. 101 S. 1912. geb. —.50 Mk. 10. Bd. Balzac, Honoré de: Der Friede des Hauses (La paix du ménage). Auswahl. Französische Bearbeitg. u. Übertragg. ins Deutsche v. W. Violet. 2. Bd. 95 S. 1912. —.50 Mk. 11. Bd. Balzac, Honoré de: Der Friede des Hauses u. anderes. Auswahl. Französische Bearbeitg. u. Übertragg. ins Deutsche v. W. Violet. 2. Bd. S. 96—183. 1912. —.50 Mk. 12. Bd. Flaubert, Gustave: Ein einfaches Herz. (Un cœur simple.) Französische Bearbeitg. u. Übertragg. ins Deutsche v. E. Springer. 121 S. 1912. geb. —.50 Mk.

Viollet-le-Duc: Histoire d'une maison. Baugeschichte e. Hauses mit Illustr. Mit biograph. Notizen u. Anmerkgn. f. deutsche Leser und den Schulgebrauch versehen v. *Jul. Pfenninger*. I. III, 109 S. 8⁰. Zürich, Schulthess & Co. 1912. geb. 2 Mk.

Werneke, H. Französisches Lesebuch für die untere Stufe. 50 S. 8⁰. Düsseldorf, L. Kinet, 1912. —.80 Mk.

— Französisches Lesebuch f. d. mittlere Stufe. 96 S. 8⁰. Düsseldorf, L. Kinet, 1912. 1.20 Mk.

Druckfehlerberichtigung.

Heft 2/4 S. 81 Z. 1 und 8 von oben l. *générale;* ib. Z. 7 *der*, ib. Z. 14 *connaîtra*.

PC
2003
Z5
Bd. 39

Zeitschrift für französische
Sprache und Literatur

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY